Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

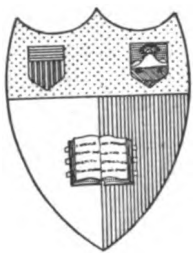
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
HENRY W. SAGE
1891

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.

To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES

All Books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 087 701 433

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Sechsundvierzigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1921

Stuttgart und Leipzig 1921 Deutsche Verlags-Anstalt

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

19x1/21 S

A505431

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLVI

(Januar bis März 1921)

Seite

Albert Haas (Buenos-Aires): Argentinien. Seine Weltstellung und seine Weltanschauung 1. 97

Aus den Briefen von Kurd v. Schlözer 21

Prof. Dr. **R. F. Kaindl** (Graz): Sollen wir die Werbung für den Anschluß einstellen oder fortsetzen? 29

Dr. **J. Lulvès**, Archivrat in Berlin: Politisch-wirtschaftliche Beobachtungen auf einer Reise durch Italien 33

Georg Heinrich Hartmann: Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr 41. 141. 255

Professor **O. Knopf** (Jena): Gibt es Bewohner fremder Himmelskörper und sind vielleicht Beziehungen zu ihnen herstellbar? 50

Lucian und Christine Scherman: Frauenleben in Birma 55

Wirkl. Geh. Rat Dr. **Karl Roscher**: Briefe Wilhelm Roschers an seine Mutter und an seine Gattin 65. 164. 271

Otto Gradenwitz: Bismarcks Wiener Audienz und der Kaiserbrief von 1892 77

Dr. **Siegfried Berger**: Ein bisher unbekanntes Dokument zur Sprachform von Fichtes Reden an die deutsche Nation 87

Über die reine Kunst. Ein Brief von **Hans Thoma** 113

Prof. Dr. **Wolfgang Stammler** (Hannover): Vorschläge zum Ausbau der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften" an den Technischen Hochschulen Preußens 114

Aus den Briefen von Kurd v. Schlözer an seinen Bruder 120

Robert Kohlrausch: Aus den Geheimnissen von Rom: Roma vecchia 134

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski: Der Traktat vom ewigen Frieden von 1713. Ein geschichtlicher Beitrag zum Völkerbund 151

Professor **Richard Eickhoff**: Aus meinen Erinnerungen an Eugen Richter 180

Digitized by Google

Seite

Walter Süring (Hamburg): Über die Wahrscheinlichkeit eines Fortbestehens nach dem Tode 184
Theodor Niemeyer (Kiel): Die Völkerrechtsakademie im Haag 193
Geh. Hofrat Prof. Dr. Wilhelm Stieda: Die derzeitige Steuerpolitik. Ein Brief an die Redaktion der „Deutschen Revue“ 197
Eduard v. Wertheimer: Ungedruckte Briefe des Erzherzogs Albrecht an Kaiser Franz Joseph I. 203
Prof. Dr. A. A. Friedländer (Freiburg i. Br.): Zur Psychologie der Hypnose und über ihre Beziehungen zur Chirurgie (Hypnonarkose) 215
Aus den „Petersburger Briefen“ von Kurd v. Schlözer an seinen Bruder 220
Dr. jur. Claus Schrempf: Die Präsidentschaft in Frankreich 228
Dr. v. Thadden-Trieglaff: Vor dreißig Jahren Landrat in Ostpreußen 234
Dr. J. Hopmann (Bonn): Riesen und Zwerge im Weltall 246
Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Paul Kehr (Berlin): Ferdinand Gregorovius und seine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter 265

Kleine Revuen

Literarische Berichte 90. 186. 281
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 191. 284

Digitized by Google

Argentinien

Seine Weltstellung und seine Weltanschauung

Von

Albert Haas (Buenos Aires)

Der Weltkrieg, dessen Einwirkungen sich auf alle Teile des menschlichen Gemeinschaftslebens erstrecken, hat nicht nur in der Alten, sondern auch in der Neuen Welt die Entwicklung der Völker in ungeahnter Weise verstärkt und beschleunigt. Die ungeheure Spannung, welche von den Ereignissen ausging, und der blutige Rausch, welcher sowohl die kriegführenden wie die neutral gebliebenen Völker ergriff, haben die Seelen zu fieberischer Erregung emporgepeitscht, so daß alle ihre Bewegungen, die aufbauenden ebenso wie die vernichtenden, übermenschliche Wucht und Geschwindigkeit angenommen haben. Einrichtungen, welche unter anderen Verhältnissen erst nach jahrzehntelangen Umwandlungen abgestorben wären, sind urplötzlich in sich zusammengesunken. Bestrebungen, welche ohne den Krieg allmählich von innen heraus gereift wären, sind über Nacht zum Himmel aufgeschossen. Eine neue Welt ist entstanden, welche der vor etwa zehn Jahren in Blüte stehenden Ordnung der Dinge nur noch entfernt verwandt ist.

Die Entwicklung hat sich so schnell vollzogen, daß sie über die Menschen, von denen sie getragen wird, maßlos hinausgewachsen ist. Sowohl die Massen wie die Führer des Volkes stehen den ungewohnten Aufgaben meist ratlos gegenüber. Wirklichkeitsfremde Weltbeglückungsformeln und gegenwartsfremde Zwangsmaßregeln werden empfohlen, um die überschäumende Kraft der dringendsten Probleme zu bändigen und an Stelle vorläufiger, in hergebrachten Geleisen dahinschleichender Unzulänglichkeit endgültige Daseinsformen zu setzen. Das Ergebnis aber ist, daß für den Augenblick sich nur die Zerklüftung der Menschheit, der Völker und sogar der Individuen erweitert und vertieft hat. Trotzdem muß und wird die Fähigkeit zum Verständnis und zur Bewältigung der immer heftiger an die Tore der Gegenwart pochenden Probleme unaufhaltsam heranreifen, so daß auf eine schwere und vielfach irrende Übergangszeit zwar nicht das tausendjährige Reich, wohl aber eine besser ausgeglichene, sich mit größerer Ebenmäßigkeit fortbewegende Entwicklung folgen kann.

Diese gewaltsame und beschleunigte Abwicklung aller Verhältnisse hat sich in den jungen Ländern kolonialen Ursprunges mit besonderer Wucht vollzogen. Die Vereinigten Staaten von Amerika, welche in der Zeit von 1860 bis 1900 sich aus einer Kolonialwirtschaft zu einem selbstgenügsamen Industrieland

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

herausgebildet haben, sind während der Kriegsjahre im Sturmschritt in die Stellungen eines wirtschaftlichen Weltimperialismus eingerückt, für den sie trotz ihrer vollendeten Technik innerlich kaum vorbereitet sind. In den spanisch sprechenden Ländern Amerikas aber, deren Entwicklung der nordamerikanischen in einem Abstande von rund zwei Menschenaltern folgt, sehen Volk wie Regierungen sich unvermittelt allen den wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Problemen gegenübergestellt, welche der plötzliche Übergang aus einer nur in Einfuhr und Ausfuhr lebenden in eine sich selbst genügende und in sich abgeschlossene Wirtschaftsform mit sich bringt.

Unter den amerikanischen Ländern spanischer Zunge aber hat die argentinische Republik von je die Aufgaben einer Vormacht zu erfüllen gehabt. Zu Buenos Aires wurde im Anfang des 19. Jahrhunderts zum ersten Male jene Fahne der südamerikanischen Unabhängigkeit aufgepflanzt, welche mit den Heeren eines San Martin die Anden überschritt und auch aus dem heutigen Chile, Peru und Bolivien das rotgoldrote Banner der katholischen Könige Spaniens verdrängte. Argentinien ist zuerst unter den südamerikanischen Republiken aus einem wirtschaftsgeographischen Begriff zu einem Land geworden. Es ist deshalb auch im gegenwärtigen Augenblicke das südamerikanische Land, welchem die schicksalsschwere Aufgabe zufällt, inmitten einer vorwärtsdrängenden Zeit die neue Form für den Inhalt des kommenden Lebens zu finden.

Die Kräfte, welche hierbei sich an die veränderten Erfordernisse des Daseins anpassen und aus ihnen heraus Neues schaffen müssen, sind einerseits die Überlieferungen des argentinischen Volkes, wie sie in seiner Wesensart und seinen bereits festgefügten Auffassungen begründet sind, und andererseits die Möglichkeiten, welche sich aus einer starken europäischen Einwanderung ergeben. Beeinflußt wird die Entwicklung dieser vielfach untereinander verschlungenen zwei geistigen Faktoren einerseits durch die wirtschaftsgeographischen Vorbedingungen des argentinischen Lebens und andererseits durch die hergebrachten Formen des gesellschaftlichen Lebens, welche in allen Ländern die Zustände der Vergangenheit zu verewigen suchen und sich als Bleigewicht an den Fortschritt hängen, seine Bewegungsfreiheit einengend. Wenn sich aber bei einer Prüfung dieser Faktoren der argentinischen Entwicklung der bereits angedeutete Vergleich mit den Vereinigten Staaten nach dem Bürgerkriege verschiedentlich aufdrängt, so hat er lediglich die Bedeutung, daß die mechanische Ähnlichkeit äußerer Ursachen zwar eine gewisse Verwandtschaft einzelner Entwicklungsformen mit sich bringt, daß aber gerade hierdurch die Verschiedenheit der tatsächlichen Vorgänge und namentlich ihres geistigen Wertes und ihrer Weltbedeutung nur um so handgreiflicher hervortreten. Denn Argentinien wie überhaupt das ganze spanische Südamerika ist ein Land, welches nicht nur durch seine wirtschaftliche Weltstellung, sondern weit mehr noch durch seine Weltanschauung für die Zukunft der Völker wichtig ist.

*

Digitized by Google

Die stärkste äußerliche Verwandtschaft zwischen der gegenwärtig beginnenden Entwicklung Argentiniens und der Nordamerikas nach Beendigung des Bürgerkrieges liegt darin, daß in beiden Fällen der Abschluß eines wichtigen Abschnittes auf dem Lebenswege eines kolonialen Volkes mit einer tiefgehenden, durch kriegerische Ereignisse hervorgerufenen, psychischen Erschütterung zeitlich zusammenfällt. In Nordamerika war damals das große Ringen zwischen den Nord- und Südstaaten zugunsten der freien Bauernwirtschaft der gemäßigten Zone und gegen die Plantagenwirtschaft der subtropischen Sklavenstaaten entschieden worden. Aber die Jahre des Kampfes und kriegerischen Lärmes zitterten in allen Einwohnern des Landes noch lange nach. Eine Ruhelosigkeit und Unstetigkeit war über sie gekommen, welche es vielen unter ihnen unmöglich machte, an ihren früheren Arbeitsstätten ein ereignisloses Dasein zu führen. Der Wandertrieb, der während des Marsches durch Georgia und während der langen, am Wachtfeuer verbrachten Nächte ihnen in das Blut getreten war, ließ sie neue Wohnstätten in bisher unbesiedelten Gegenden aufsuchen, wo sie das zum Pfluge ungeschmiedete Eisen ihrer Schwerter in neuer siegreicher Eroberertätigkeit durch den jungfräulichen Boden ziehen konnten. Allein die Teilnehmer am Bürgerkriege schufen nur die geistigen Vorbedingungen für die Völkerwanderung, die nunmehr zur Erschließung und Besiedelung des Westens führen sollte. Sie gruben das Flußbett, durch welches dann die Ströme der europäischen Einwanderer fluteten. Damals entstand das, was man jetzt in der ganzen Welt als „Amerikanismus" zu bezeichnen pflegt und was man, teils bewundernd, teils ablehnend und absprechend, als Ergebnis der nordamerikanischen Überlieferung ansehen möchte. Tatsächlich aber ist dieser „Amerikanismus" in den einzelnen Teilen Nordamerikas um so heftiger und um so angriffslustiger, je größer der Bruchteil der Einwohner ist, welche entweder selbst in Europa geboren sind oder deren Eltern aus der Alten Welt eingewandert sind. Neuyork und Chikago, welche als zwei der stärksten Hochburgen nordamerikanischer Ellbogenfreiheit und Hemdsärmligkeit gelten, haben Bevölkerungen, welche im geschichtlichen Sinne viel weniger amerikanisch sind als zum Beispiel die von Savannah oder Richmond.

Auch in der Argentinischen Republik wird die Entwicklung des Landes weiter unentwirrbar mit den Wandlungen und Schwankungen der Einwanderung verbunden sein. Und daß das Bewußtsein dieser Tatsache niemals in dem Lande des Rio de la Plata gefehlt hat, beweist das Wort des großen argentinischen Staatsmannes Domingo F. Sarmiento: Regierungspolitik heißt Bevölkerungs- und Siedlungspolitik. Aber diese Einwanderung selbst, ihre geistigen Triebfedern und ihre Beziehungen zu Land und Leuten in Argentinien werden sich von den Verhältnissen in der nordamerikanischen Union durchaus unterscheiden. In Nordamerika stammte der psychische Anstoß zu der großen Wanderung aus einem Kriege, dessen Schauplatz das eigene Land gewesen war. Argentinien dagegen ist eines der wenigen Länder, die sich aus den

Digitized by Google

verhängnisvollen Wirbeln des Weltkrieges fernzuhalten verstanden haben. Die nach Nordamerika wandernden Scharen waren nur mittelbar von der Bewegung beeinflußt, deren Schauplatz das Land ihrer Bestimmung gewesen war. Argentinien dagegen ist wirtschaftlich wie geistig nur mittelbar durch den großen Völkerkrieg berührt worden, während große Teile seiner künftigen Einwanderung selbst die europäischen Schlachtfelder gesehen und erlebt haben.

Diese Einwanderer aber werden in Argentinien nicht wie seinerzeit in Nordamerika ein unbesiedeltes, herrenloses Land vorfinden, welches nicht nur der Bodenkultur, sondern überhaupt jeder Kultur bar ist. In Argentinien wird deshalb der Geist des europäischen Einwanderers verbunden mit dem des Binnenwanderers sich nicht ohne weiteres ungehemmt zu dem entfalten können, was „Amerikanismus" heißt. Und auch wirtschaftsgeographisch wird die Ansiedlung dieser Einwohner in Argentinien nicht in der Art vor sich gehen wie in Nordamerika, wo schmale, von Süd nach Nord gehende Landstreifen der Reihe nach in Besitz genommen wurden. In Nordamerika verlaufen Gebirge und Ströme dem Meridional parallel. Das erste, vorrevolutionäre Siedlungsland war deshalb das Küstenland gewesen. Daran schloß sich das weite Becken des Mississippi an, das als „mittlerer Westen" die erste Welle der Wanderer in sich aufnahm und sich jetzt vom geschichtlichen Küstenlande nur dadurch auszeichnet, daß es neben seiner Industrie auch eine groß angelegte Landwirtschaft besitzt. Eine zweite Welle der Wanderung schoß dann über die erste hinaus und erschloß den noch jetzt überwiegend agrarischen „fernen Westen" bis zu den Rocky Mountains. Schließlich aber wurde der jenseits dieser Felsengebirge liegende Streifen erobert, dessen Siedler von der Sierra Nevada auf die fruchtbare, vom Pazifischen Ozean aus längst erreichbare kalifornische Ebene blickten. Und dieses in breiten Abschnitten stoßweise besiedelte, ungeheure Gebiet war in wirtschaftlichem Sinne menschenleer. Die Indianer, welche es durchschweiften, und die französischen Jäger, die sich mit ihnen halb und halb vermischt hatten, verschwanden vor der aus Schottland, Deutschland und Skandinavien stammenden, protestantischen, weißen Einwanderung, indem sie nur in Namen wie Idaho, Wyoming, Desmoines, Pas de Chien oder Terre-Haute von der jetzigen Bevölkerung kaum verstandene Spuren hinterließen.

Die Bodenverhältnisse und die Siedlungsgeschichte Argentiniens unterscheiden sich in jeder Weise hiervon. Der größte und wichtigste Teil des gewaltigen Landes bildet ein einheitliches, ebenes Stromgebiet, das in dem ungeheuren Rio de la Plata zusammengefaßt ist. Von ihm aber und der an ihm liegenden Hafen- sowie Bundeshauptstadt führen die Wege über den Parana, den Uruguay und andere Flüsse, sowie über die endlose, flache Pampa fast ungehemmt bis zu den Kordilleren, welche im Gegensatz zu den Bodenformen des argentinischen Binnenlandes süd-nördlich verlaufen und nur durch den schmalen chilenischen Küstenstreifen vom Pazifischen Ozean getrennt sind. Dem entspricht denn auch, daß die über Buenos Aires gegangene Besiedlung

Digitized by Google

des Landes sich fächerförmig von dieser Hafenstadt aus verbreitet hat, um mit allmählich abnehmender Dichtigkeit sich über das ganze Land zu verteilen. Zu derselben Zeit aber setzte eine Wanderung aus entgegengesetzter Richtung ein. Die aus Buenos Aires nach dem Landesinnern vorstoßenden Wanderer trafen auf eine Wanderungswelle, welche von Hochperu und Chile ausging und wenigstens ebenso kräftig und ebenso alt gewesen ist. Dabei kann man sagen, daß die von Buenos Aires ausgehende Wanderung mehr oder weniger wirtschaftlichen, individualistischen und privaten Charakter besaß, während die Wanderung über die Kordilleren von der südamerikanischen Westküste in vielen Hinsichten politisch-administrative Züge trägt. Diese Doppelwanderung aber entspringt der Tatsache, daß das Land der jetzigen Argentinischen Republik für die einstigen spanischen Kolonialpolitiker im Grunde genommen nur abgeleiteten, mittelbaren Wert besaß. Es barg kein Edelmetall und wurde deshalb nicht um seiner selbst willen erobert oder besiedelt. Vielleicht legte man anfangs seinem Besitz zum Teil auch nur aus dem Grunde Bedeutung bei, weil es sonst den im nahen Brasilien ansässigen, äußerst rührigen Portugiesen anheimgefallen wäre. Vor allen Dingen aber brauchte die spanische Kolonialpolitik das argentinische Land aus Gründen der Verkehrstechnik sowie zu Zwecken der Versorgung seiner peruanischen Niederlassungen. Wenn man das im Hochlande von Peru gewonnene Gold ebenso wie die Truppen und Kriegsmaterialsendungen aus der spanischen Heimat über Buenos Aires leitete, dann vermied man die Stürme einer Seefahrt um das Kap Hoorn ebenso, wie man die stets von Seeräubern gefährdete Reise um mehrere Wochen verkürzte. Zugleich aber führte der vorteilhafte Landweg über die Anden, zum Unterschied von dem über die Landenge von Darien und durch das Karibische Meer, durch ein Gebiet, dessen Fruchtbarkeit und ebene Bodengestaltung die Hervorbringung sowie den Transport von Lebensmitteln leicht machte. So erklärten die Gefährten des spanischen „Entdeckungsreisenden" Diego Rojas im Jahre 1556, daß dieses argentinische Landesinnere „80 bis 100 Meilen vom Atlantischen Ozean und dem Hafen Buenos Aires entfernt ist, wo die Schiffe aus Kastilien anzulangen pflegen, und daß außerdem das peruanische Land aus diesem Gebiete mit allem Notwendigen versorgt werden kann, da ... der Weg allerorten durch Ebene führt". Aus diesen Gründen wurde also unmittelbar an der Mündung des Platastromes ein großer Umschlagsplatz für die Sendungen von Edelmetall nach Spanien und für die Beförderung der Menschen und Dinge gegründet, welche der Aufrechterhaltung der spanischen Herrschaft an der Westküste dienten. Zugleich aber wurden nicht nur die Poststationen auf dem Wege zwischen Buenos Aires und Peru befestigt, sondern Ackerbau treibende Mittelpunkte der wirtschaftlichen Versorgung eingerichtet. In dem besonderen Wesen dieser aus Hochperu stammenden Siedlung liegt es, daß sie neben dem politischen zugleich auch den kulturellen Typus des damaligen Spanien stärker verkörperte, als die sich in kaufmännischer Richtung entwickelnde und bald eigene Wege gehende Hafenstadt Buenos Aires. Jeden-

Digitized by Google

falls waren die Städte Kordova, Tucuman, Salta, Potosi, La Paz und Lima, deren Reihe sich wie die Perlen eines Rosenkranzes hinzieht, zum Teil rund zwei Jahrhunderte vor Buenos Aires Sitze der höheren Kultur und Gelehrsamkeit, wie denn die spanischen Konquistadoren sich nicht nur durch „Golddurst und Grausamkeit", sondern zum wenigsten ebensosehr durch einen starken Herrschaftsgedanken, eine ebenso starre wie stützende Frömmigkeit und eine für ihre Zeit recht bemerkenswerte geistige Bildung auszeichneten.

Einige Namen und Zahlen mögen zur Erläuterung dieser nicht nur Städte gründenden, sondern auch Zivilisation verbreitenden Tätigkeit der altspanischen Kolonialzeiten dienen. So wurde im Jahre 1529 die jetzige Hauptstadt von Peru, Lima, von Francisco Pizarro gegründet. Noch jetzt steht in ihr die Gnadenkirche, deren Anfänge auf das Jahr 1534 zurückgehen. Bereits 1551 aber wurde in Lima nach dem Vorbilde von Salamanka eine noch jetzt bestehende Universität errichtet, welche dank ihrem Reichtum sehr bald viele der bedeutendsten spanischen Professoren an sich ziehen konnte. Im Jahre 1535 wurde von Don Pedro de Mendoza das jetzige Buenos Aires gegründet, als Ciudad de la Santa Trinidad y Puerto de Santa Maria de Buenos Aires, da die aus Kadiz stammenden Seeleute den namentlich für ihre Tätigkeit bestimmten Hafenplatz ihrer Schutzpatronin „Unser Lieben Frauen von den Guten Winden" weihten. Im Jahre 1548 legte der Capitán Alonso de Mendoza den Grundstein von La Paz, der Hauptstadt der heutigen Republik Bolivien; 1561 wurden bereits im tiefen Innern des argentinischen Flachlandes die Städte Mendoza und San Juan gegründet; am 6. Juli 1573 erließ Don Gerónimo de Cabrera das Dekret, durch welches die Stadt Córdoba de la Nueva Andalucia, jetzt kurz Kordova genannt, entstand; aus demselben Jahre stammt die argentinische Stadt Santa Fé, nachdem bereits 1566 das jetzige Tucuman als San Miguel de Tucumán die ersten Häuser hatte erstehen sehen; und im Jahre 1582 folgte Salta und 1592, ohne daß diese Aufzählung irgendwie auf Vollständigkeit Anspruch machte, die Stadt Jujuy.

In diesen Stadtgründungen aber kam ein starker Wille zur Befestigung und Ausbreitung der spanischen Kultur des 16. Jahrhunderts zum Ausdruck. Die „Heere", mit deren Hilfe die Städte in unwirtlicher Einöde inmitten oft feindlicher, stets aber unberechenbarer Indianerstämme errichtet wurden, zeichneten sich nicht so sehr durch zahlenmäßige als durch innere Kraft aus. Als Don Gerónimo de Cabrera den Entschluß zu der Expedition in das „neu-andalusische" Land faßte, sandte er zunächst Don Lorenzo Suárez de Figueroa mit ganzen 48 Mann zur Erkundung der Gegend aus. Und die Truppe, mit der er dann 1573 persönlich vom Boden des späteren Kordova Besitz ergriff, zählte nicht mehr als 100 Mann Spanier. Wie ein Zeitgenosse und Teilnehmer der Fahrt berichtet, war es ein Heer, „nicht weil es wegen seiner Zahl den Namen verdient hätte, sondern wegen seines Mutes und seines hochgemuten Sinnes". Wenige Jahrzehnte später aber, im

Digitized by Google

Jahre 1613, wurde die 1609 in Kordova eingerichtete Hochschule der Jesuiten bereits zu der noch heute blühenden Universität erweitert.

Gegenüber dieser intellektuellen Entwicklung der binnenländischen Städte blieb die der Stadt Buenos Aires zunächst zurück. Dafür aber wurde dieser Hafenort trotz allen Widerstandes und aller einschränkenden Verordnungen der Junta von Kadiz sehr bald ein mehr und mehr unabhängiges Handelszentrum. Zu den spanischen Beamten, Seeleuten und Angestellten des Transportwesens gesellte sich nach und nach eine auch andersgeartete Bevölkerung, in der insbesondere sich auch portugiesische Juden in größerer Zahl befanden. Die Wanderungen der auf der Iberischen Halbinsel verfolgten Juden aber bedeuten in jener Zeit stets Übertragungen modernen Wirtschaftslebens in früher nicht davon berührte Gebiete. So wie die Entwicklung Hollands nicht nur zeitlich mit dem Zustrom der aus Spanien und Portugal verwiesenen Juden zusammenfällt und wie in der Geschichte des englischen Handels die kaufmännische Kultur sowie der Besitz der jüdischen Einwanderer eine entscheidende Rolle spielt, so stellte sich auch in Buenos Aires sehr bald ein eigenes und eigenwilliges Handelsleben ein, das nach Befreiung von überseeischen Fesseln strebte.

Inzwischen trat zu dem Städte gründenden und bewohnenden spanischen Hidalgo und dem zäh nach seinen Zielen strebenden Kaufmann noch ein drittes, unerwartetes Element der Bevölkerung Argentiniens. Wie Samenkörner durch den Wind verweht werden und an entfernten Stellen unbeachtet zu Bäumen heranwachsen, so stäubten aus den Mittelpunkten der spanischen Siedlung in Argentinien ununterbrochen Menschen und Tiere europäischen Ursprungs in die schweigende, furchtbare Einöde der Pampa. Entlaufene Soldaten richteten sich in ihr zu einem sorglosen, primitiven Leben ein. Sie fanden ihre Nahrung in den stattlichen Herden halbwilder Rinder, zu denen einzelne eingeführte und auf den Transporten abhanden gekommene Exemplare dieses Haustieres sich entwickelt hatten. Es entstand in einer Art Rückentwicklung hier eine neue Spezies von Tier und Mensch, welche bald die Form eines natürlichen Bestandteiles des Bodens und Landes annahmen. Der argentinische Gaucho und mit ihm das nationalargentinische Volksleben waren geboren.

Betrachtet man den Gaucho ausschließlich vom wirtschaftlichen Standpunkte, so ist sein Wert gleich Null. Nicht viel anders ist das Ergebnis, wenn man an ihn den Maßstab moderner Bildung, namentlich in ihren protestantisch-puritanischen Formen, anlegt. Dagegen ist der Gaucho von Anfang an Träger eines hochbedeutsamen Folklore gewesen und hat mit seinen Liedern, seinen Sitten, seinen Lebensauffassungen, seinen Tänzen und seinen Sagen dem argentinischen Volke jene Romantik, jene zwecklose und gerade deshalb so wirksame Eigenart gegeben, ohne die ein Volk keinen Charakter besitzen und desbalb auch kein Volk sein kann. Der Gaucho entwickelte sich in der Ungebundenheit der Steppe zunächst zu einem Nomaden. Er

Digitized by Google

durchmaß die weiten Flächen auf seinem Pferde, das er wild eingefangen und als hervorragender Reiter selbst gezähmt hatte. Nachts schlief er auf nacktem Boden, den Kopf auf den Sattel gelehnt und von seinem „Poncho", einer indianischen Decke, geschützt. Seine Waffen waren ausschließlich das Messer und eine besondere Art Lasso, der in zwei größere und ein kleineres, mit drei Kugeln beschwerte Enden auslief. Quälte ihn der Hunger, so warf er sein Messer einem grasenden Rind in die Ferse, ihm die Sehne durchschneidend, oder fing ein vorübereilendes Tier mit dem Lasso. Er briet sich am offenen Feuer das Fleisch, das er gerade brauchte, und überließ den Rest den Kondoren zum Fraß. Die sentimentale Seite des Lebens führte ihn in die Arme von Indianerinnen, die er als „China" bezeichnete und deren sprichwörtlich gewordene Gutherzigkeit eine passende Ergänzung zu der Primitivität seines Kabylendaseins ergab.

In der Hauptsache waren die Gauchos Abkömmlinge andalusischer Soldaten, neben denen sich auch ernste, zähe Basken einfanden. Und wenn ihr andalusisches Ursprungsland als „Land des Weins und der Gesänge" bekannt ist, so bewahrheitete der Gaucho namentlich den zweiten Teil dieser Beschreibung. Zu seiner Ausrüstung gehörte nicht nur ein Sattel, das dolchartige lange Messer und ein Lasso, welche er mit dem Erlös einiger selbst abgezogener Rinderhäute sich in der „Pulperia", der zugleich als Kaufmannsladen dienenden Schänke, erwarb, sondern vor allem auch eine Gitarre. Zu ihrem Klange sang er selbstverfaßte Strophen, welche etwa wie die bayerischen Schnadahüpfel in nur leicht sich ändernder Versform und Melodie vorgetragen werden. So groß aber war die Sangesfreudigkeit des Gaucho, daß sehr bald die besten Dichter der Pampa weit und breit berühmt wurden und daß, ganz in der Form des Folklore und ohne irgendwelchen Anstoß von gelehrter Seite, sich die Übung herausbildete, Sängerfeste abzuhalten. Auf ihnen trafen die bekanntesten Sänger, die „Payadore", der Gegend zusammen, um sich im „Contrapunto", in einem Rede und Antwort bildenden Wettgesang, zu messen. Vorführungen von Reiterkunststücken schlossen sich an, und ihren Höhepunkt erhielten diese durchaus naiv bleibenden, von städtischer Kultur nicht berührten Feste durch Gruppentänze, wie den Pericón und den Gato.

Dem Gemeinschaftsleben gegenüber verhielt sich der Gaucho durchaus ablehnend. Für ihn gab es, wie die besondere Art seines Lebens und des von ihm bewohnten Landes es mit sich bringen mußte, weder Gesetz noch Behörden noch Kirche. An ihre Stelle trat ein besonderer Ehrenkodex und eine eigene Form des religiösen Lebens. Der Gaucho kannte den modernen Begriff des Verbrechens nicht. Daß er nicht nur die wild grasenden, sondern auch die auf den Estanzias gezogenen Rinder nach Willkür zu seiner Nahrung verwendete, hielt er für sein Recht. Im übrigen stahl er nicht, sondern er kaufte die wenigen Gegenstände, deren er bedurfte, gegen Rinderhäute ein. Wenn er aber infolge von Eifersucht oder aus irgendeinem anderen Grunde

Digitized by Google

Streit bekam, so trug er den Konflikt durch einen Zweikampf nach festen Regeln mit dem Dolchmesser aus. Ein Pfarrer war für ihn ein seltener Anblick. Aber wenn die Ehe des Gaucho auch gewöhnlich der kirchlichen Sanktion ermangelte, so fühlte er sich durchaus katholisch. Auf dem Grabe eines gestorbenen Freundes oder eines erstochenen Gegners stellte er ein aus Holzstäbchen gezimmertes Kreuz auf und kniete daneben nieder, um still zu beten. Wenn er sich gegen die Indianer wehren mußte, verfehlte er nicht, der Jungfrau ein Gelübde zu tun, das er nachher auch pünktlich hielt. Wenn er die Gitarre zum Singen eines „Contrapunto" ergriff, vergaß er niemals, alle Heiligen zu seiner Hilfe herbeizurufen. Und das Zeichen des Kreuzes zu schlagen hatte er nie verlernt. Vor allem aber wurde ihm das ganze Leben zur Legende, zum Märchen, zur Sage, zum Lied, wie es denn in einem der Gaucholieder heißt:

Zur Liebe und zum Kriege
zieht der Kreole mit Gesang.

Auf diese aus drei verschiedenen Elementen stammende Bevölkerung stößt nun der Einwanderer, welcher sich nach Argentinien begibt: auf die Kaufmannschaft von Buenos Aires, auf die Enkel der altspanischen Städtegründer und Hidalgos im Landesinneren und auf die Abkömmlinge der Gauchos auf dem platten Lande. Diese drei Teile der ursprünglichen Bevölkerung, welche schon durch den Verlauf der Zeiten mehr und mehr sich einander genähert haben, bilden für den neu Angekommenen einen einheitlichen Block von Überlieferung und Macht. Denn genau wie in den Vereinigten Staaten, so hat sich auch in der Argentinischen Republik der Einheimische das Vorrecht der Verwaltung, Gesetzgebung und Regierung vorbehalten. In der nordamerikanischen Union sind nur in ganz seltenen Ausnahmefällen Eingewanderte zu wichtigen Posten, wie denen eines Staatssekretärs gelangt. Unter den Bundespräsidenten aber findet man nur Träger englischer Namen, deren Vorfahren bereits eingewandert waren, sowie einige Abkömmlinge alter, aus der vorenglischen Zeit stammender holländischer Siedler. Ebenso ist denn auch der jetzige Bundespräsident Argentiniens, Dr. Hipólito Irigoyen, der zum ersten Male aus allgemeinen gleichen, geheimen und direkten Wahlen hervorgegangen ist, sowohl dem Namen, wie der Abstammung, wie auch dem Wesen nach ein unverfälschter Repräsentant des alteingesessenen, aus Spanien stammenden, im vorliegenden Falle baskischen Elementes. Und wie stark auch die Einwanderung nach Argentinien werden mag, so wird in der Argentinischen Republik genau wie in den Vereinigten Staaten von Amerika ein Einwanderer wohl nie ein leitendes Regierungsamt bekleiden, ganz abgesehen davon, daß nach der Verfassung der Bundespräsident in beiden Ländern nicht außerhalb ihrer Grenzen geboren sein darf.

Wenn nun bisher die Einwanderung nach Argentinien sich durchaus diesen besonderen Verhältnissen und auch der Eigenart des argentinischen

Digitized by Google

Wesens hat eingliedern können, so wurde das auch durch ihren Ursprung erleichtert. Von den 3429806 Einwanderern, welche von 1867 bis 1910 den Boden der Republik betraten, sind 1939496 italienischer und 1001892 spanischer Herkunft gewesen, so daß nahezu 90 Prozent von ihnen dem europäischen Mittelmeergebiete entstammen und deshalb von vornherein Eigenschaften hatten, welche mit den letzten Endes aus spanischen Quellen entsprungenen Zügen des argentinischen Wesens eine starke Verwandtschaft besitzen. Insbesondere gilt das natürlich von den Spaniern, welche schon bei ihrer Ankunft die Sprache des Landes sprechen und, ebenso wie die Argentinier, ein Zweig der großen hispanischen Völkerfamilie sind. Jedenfalls ist die Verschmelzung dieser Einwanderung mit der bereits ansässigen Bevölkerung im allgemeinen leicht vor sich gegangen, so daß deren Eigenart keine wesentlichen Veränderungen erfahren hat und daß keine unüberbrückbaren Gegensätze zwischen großen Teilen des Volkes bestehen, wie das z. B. in Kanada infolge des Unterschiedes zwischen Engländern und Franzosen der Fall gewesen ist.

Das so entstandene und in seinem Bildungsprozeß noch nicht zum Abschluß gekommene argentinische Volk läßt sich nun vielleicht am besten und am schärfsten in der Weise kennzeichnen, daß man die Eigenschaften aufzählt, welche es nicht hat. So sind die Argentinier vor allem keine Puritaner, wie die ersten Siedler Neu-Englands waren, und sie sind keine protestantischen Städter oder Dörfler aus Schottland, Deutschland und Skandinavien. Das heißt, um sofort mit den schwächeren Seiten der argentinischen Einwanderung zu beginnen, sie haben nicht den aus der Reformation hervorgegangenen Vorteil einer allgemeinen, demokratischen, bis in das kleinste Dorf gleichmäßig verteilten Volksschulbildung. Die Zahl derer, welche weder lesen noch schreiben können, ist sowohl bei den Eingeborenen wie bei den Zugewanderten erheblich. Nach dem Zensus des Jahres 1914 kamen auf die insgesamt 7885237 Personen betragende Bevölkerung in den dafür in Frage kommenden Lebensjahren 2213916 Analphabeten, 172096 Personen, welche nur unvollkommen lesen und schreiben konnten, sowie 3915949 Vollalphabeten. Eine andere Folge der Tatsache, daß die Argentinier nicht Puritaner sind, ist in ihrer Haltung gegenüber den andersfarbigen Teilen der Bevölkerung zu suchen. In Argentinien fehlt die „colour-line", welche im nordamerikanischen Leben eine so große Rolle spielt, wie denn überhaupt die so oft der Unmenschlichkeit geziehenen spanischen Konquistadoren die amerikanischen Eingeborenen nach den damals geltenden Begriffen der Menschlichkeit behandelt haben. Sie haben bei ihrer Ankunft auf amerikanischem Boden sich stets bereit erklärt, die einzelnen Indianer als vollwertige Mitglieder in die katholisch-spanische Kirchen- sowie Staatsgemeinschaft aufzunehmen und sich mit ihnen durch die menschlichen Bande der Verwandtschaft zu vermischen. Sie haben Bündnisse mit indianischen Staaten abgeschlossen und gegen diejenigen Staaten, welche sich gegen die spanische Souveränität zur Wehr setzten,

Digitized by Google

Kriege geführt. Aber den Unterlegenen, soweit diese sich fügen wollten, haben sie stets gestattet, Sprache, Religion und verwandtschaftliche Beziehungen mit den Siegern zu teilen. Dagegen haben sie niemals, wie die Angelsachsen es stets getan haben, die Andersfarbigen als Menschen zweiter Ordnung angesehen und ihnen das Recht verweigert, in ihre staatlichen, kirchlichen sowie menschlich-verwandtschaftlichen Verbände einzutreten. Die Spanier kamen als Eroberer und folgten den unerbitterlichen Grundsätzen, welche bei Eroberungen in jener Zeit galten. Aber sie ließen dem zu erobernden Menschen das Recht, auf gleicher Stufe mit dem erobernden Spanier und als dessen Bruder sich seines Menschentums zu erfreuen. Nach einer Berechnung, welche der argentinische Soziologe Dr. J. Ingenieros für das Jahr 1915 angestellt hat, ergibt sich dabei folgende Verteilung der Bevölkerung auf ihre einzelnen Bestandteile: Von einer Gesamtbevölkerung von rund 8 500 000 Menschen gehörten 60 000 rein indianischer Rasse an und konnten als unzivilisiert gelten; 100 000 waren Mulatten, also aus der Vermischung von Weißen und Negern hervorgegangen; 1 000 000 gehörten der aus Weißen und Indianern hervorgegangenen „Gauchorasse" an; 1 700 000 waren eingewanderte Europäer und 4 700 000 waren eingeborene weiße Argentinier, wobei zu bemerken ist, daß das Wort „weiße Argentinier" nicht etwa nur annäherungsweisen Sinn hat, sondern unvermischte Weiße europäischer Abkunft bedeutet. Trotz des Fehlens der „colour-line", trotz des Fehlens von Indianerjagden und Lynchgerichten ist also Argentinien in noch größerem Maße als die Vereinigten Staaten „weißen Mannes Land", was eben letzten Endes auf einige andere, bisher noch nicht in Betracht gezogene Eigenschaften der Mischung von spanisch-argentinischen Kreolen sowie spanischen und italienischen Einwanderern zurückzuführen ist.

Während nämlich die nordamerikanische Bevölkerung schon seit Jahrzehnten für ihre Vermehrung ausschließlich auf die Einwanderung angewiesen ist und in ihren altansässigen oder bereits amerikanisierten Bestandteilen an Zahl ständig zurückgeht, ist das argentinische Volk von diesem „Rassenselbstmord" sehr weit entfernt. Das hat sich erst in den letzten Jahren wieder geradezu mit der Schärfe eines Experimentes gezeigt. In den Jahren 1914 bis 1919 hat nämlich die Rück- sowie Auswanderung aus Argentinien die Einwanderung nennenswert überstiegen. Insgesamt sind in den Jahren 1914 bis einschließlich 1918 213 195 Personen mehr aus Argentinien ausgewandert als eingewandert. Trotzdem hat die Bevölkerung des Landes sich weiter vermehrt, was angesichts der wirtschaftlichen Ursachen, welche dieser Wanderungsbewegung zugrunde liegen, besonders bemerkenswert ist. Inwieweit aber die Argentinierin im Vergleich zu ihren eingewanderten Schwestern zu der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung beiträgt, mag aus folgenden Zahlen hervorgehen. Nach zweijähriger Ehe waren kinderlos geblieben 38 Prozent der diesen Zeitraum verheiratet gewesenen Argentinierinnen, 53 Prozent der Deutschen, 38,6 Prozent der Spanierinnen, 43,9 Prozent der Französinnen,

Digitized by Google

55,9 Prozent der Engländerinnen, 40,5 Prozent der Italienerinnen und 39,9 Prozent der Uruguayerinnen, bei einer Gesamtdurchschnittsziffer von 38,8 Prozent. Nach vierjähriger Ehe stellten sich die Prozentsätze der Kinderlosen auf 11,6 Argentinierinnen, 31,5 Deutsche, 14 Spanierinnen, 22,9 Französinnen, 27,3 Engländerinnen, 11,8 Italienerinnen und 17,4 Uruguayerinnen, bei einer Gesamtziffer von 12,6. Jedenfalls besitzt also das argentinische Element innerhalb der Bevölkerung seines Heimatlandes in dieser Hinsicht eine Gesundheit, welche die der zugewanderten Hauptkontingente, der Italiener und der Spanier, sogar noch übertrifft.

Es ist eben überhaupt unrichtig, an andere Völker ohne weiteres den Maßstab anzulegen, welcher aus den Besonderheiten der eigenen Entwicklung hervorgegangen ist und deshalb nur auf sie ohne Einschränkung paßt. Während z. B. in Deutschland ein Vollanalphabet wohl niemals über die untersten Stufen wirtschaftlicher Tätigkeit hinauskommen kann, gibt es in Argentinien zahlreiche Beispiele von Leuten, welche des Lesens und Schreibens unkundig sind und dennoch Millionenvermögen durch eigene Arbeit und durch ihre Klugheit erworben haben. Damit soll natürlich nicht behauptet werden, daß die große Zahl der Analphabeten für Argentinien ein Vorteil ist. Aber einmal heißt es, daß die Folgen der Analphabetie in Argentinien an sich nicht so schwerwiegend wie in Deutschland sind, und andererseits schließt das in sich, daß die argentinische Bevölkerung noch über andere Bildungsfaktoren verfügen muß als die Schule. Um sie aber zu verstehen, muß man sich zunächst mit dem Gedanken vertraut machen, daß unsere deutsche, fast völlig im Protestantismus wurzelnde Auffassung und Einschätzung weder die einzig zulässige ist, noch notwendigerweise in jeder Hinsicht höher stehen muß als jede andersgeartete. Vielmehr liegt es im Wesen der Menschheit, daß sie verschiedene Daseinsformen zeitigen kann, welche selbst dann nicht unbedingt in ihrem Werte hierarchisch geschichtet zu sein brauchen, wenn sie Unterschiede in der praktischen Leistungsfähigkeit bedeuten sollten. Gerade diese Art der Abschätzung der Menschen und der Völker ist rein puritanisch, wie denn auch insbesondere die Engländer und die Nordamerikaner ihre jeweilige Kulturform ganz naiv mit dem kulturellen Ziel der Menschheit gleichzusetzen und alle anderen Völker als zu ihren Füßen terrassenförmig gestaffelt anzusehen pflegen.

Dem Argentinier fehlt nun gerade diese puritanische Bewertung der Kultur nach ihrer kaufmännischen Verwendbarkeit und nach dem Geldeswert, den sie einbringt, in erheblichem Maße. Das hindert nicht, daß die Vorteile der allgemeinen Volksschulbildung in Argentinien voll gewürdigt werden und daß die Behörden mit sehr großem Eifer an dem Ausbau des Schulwesens arbeiten. Und es hindert vor allem nicht, daß das Wesen des argentinischen Volkes durchaus klar umrissen ist und, trotz des Fehlens überheblicher Selbstgerechtigkeit, in seinem Grundzuge durchaus energisch und tatkräftig ist.

Der durchschnittliche Argentinier besitzt eine ausgeprägte persönliche Unerschrockenheit, wie sie allen kolonialen Völkern eigen ist. Allein vor die Tier-

Digitized by Google

und Pflanzenwelt seines fruchtbaren Landes gestellt, hat er dieselbe Unabhängigkeit und Schnelligkeit des Entschlusses erhalten, welche den nordamerikanischen Charakter auszeichnet. Aber bei all dieser Kraft, welche sich oft zur Rücksichtslosigkeit steigert, hört er, zum Unterschiede von den Nordamerikanern, nie auf, menschlich zu sein. Und wenn diese Menschlichkeit nicht verwaschen geworden ist, so mag das in der Hauptsache daran liegen, daß auch der argentinische Charakter die herben, strengen, wunderbar vornehm stilisierten Züge der spanischen Rasse besitzt, von der er körperlich mehr als zur Hälfte, geistig aber fast ausschließlich abstammt. Und wenn wiederum die ursprüngliche Starrheit des spanischen Charakters, sein wortkarger Stolz, sein einsamer Trotz, seine glühende Zähigkeit in Haß und Liebe, seine restlose Hingebung, seine unberechenbare und nicht berechnende Ritterlichkeit im Argentinier leicht abgetönt sind, so liegt das vor allem an der Beimischung italienischen, insbesondere genuesischen Blutes. Durch diesen italienischen Einfluß hat das argentinische Wesen einen weicheren, rundlicheren Zug erhalten. Die verachtungsvolle Gleichgültigkeit, die der Spanier der meisten Provinzen gegenüber wirtschaftlichen Bequemlichkeiten zeigt, ist durch die rechnende Betriebsamkeit des genuesischen Kaufmannes sachlicher und kaufmännischer geworden. Der Gleichmut ist auf diese Weise zur Geduld geworden, etwa so wie die spanische Abenteuerlust sich auf diese Weise vom Nomadentum zur leichten, wirtschaftlichen Beweglichkeit entwickelt hat.

Dabei ist das argentinische Leben von einer Herzlichkeit und einem emotionellen Reichtum, man könnte sagen überwuchert, welche allerdings dem das Land betretenden Fremden zunächst unbekannt bleiben. Wie in allen amerikanischen Einwanderungsländern, so leben auch in Argentinien die europäischen, namentlich die nordeuropäischen „Kolonien" für sich. Sie vermischen sich mit dem einheimischen Element nur selten und neigen oft dazu, es zu kritisieren und es abzulehnen. Der zugewanderte Ausländer vergißt naturgemäß sehr leicht, daß der „Einheimische" sich den Boden des Landes nicht zu besonderen Erwerbszwecken ausgesucht hat, daß er deswegen eine geringere Hast und einen geringeren Erwerbssinn besitzt, daß er aber aus allen diesen Gründen sein viel stärker mit Gefühlswerten durchtränktes Dasein gern ungestört verleben möchte. Dieses argentinische Dasein, diese argentinische Kultur aber ist in ihren Grundzügen katholisch und künstlerisch.

Der argentinische Katholizismus stammt geschichtlich von dem spanischen ab; er ist also aus dem einzigen europäischen Lande gekommen, welches keine protestantische Bewegung irgendwelchen Umfanges hervorgebracht hat. Dem entspricht denn auch die Tatsache, daß der spanische Katholizismus wesentlich menschlicher, selbstverständlicher, volkstümlicher, anspruchsloser, ja man könnte sagen harmloser ist als der Katholizismus der Länder, in denen er im ständigen Wettbewerb mit dem Protestantismus dessen auf Wissen und Wollen beruhendes demokratisches Wesen angenommen hat und sich eigentlich stets in der Fechterstellung befindet. Die viel angeführte Erscheinung der spanischen

Digitized by Google

Inquisition läßt sich gegen diese Tatsache nicht einwenden. Sie entstand im Kampfe von Staat und Kirche gegen die maurische Herrschaft und findet in mehr als einer Hinsicht in dem Türkenhaß der christlichen Balkanvölker oder der Armenier ihr Gegenstück. Genau so unbändig wie der Haß dieser an sich vielleicht gar nicht einmal besonders religiösen Völker gegen den mohammedanischen Ungläubigen war der spanische Ingrimm gegen die Mauren zur Zeit der „Reconquista". Außerdem ist zu bedenken, daß stoisch veranlagte Völker wie die Spanier auch das Leiden anderer weniger fühlen. Damit ist eine Erklärung dafür gegeben, daß die spanisch-amerikanischen Länder samt und sonders zwar bis auf die Knochen katholisch sind, aber dennoch keine katholischen Parteien besitzen, obwohl zum Beispiel im Jahre 1561 das erste Inquisitionstribunal auf dem Boden der Neuen Welt in Lima eingerichtet wurde.

Der Katholizismus des Argentiniers wie überhaupt des spanischen Südamerikaners oder der hispanischen Rasse äußert sich vielmehr darin, daß er den Schwerpunkt des Lebens nicht in das Wissen, sondern in das Fühlen, in das karitativ-mitleidsvolle und noch mehr in das künstlerische Fühlen verlegt. Der Argentinier denkt nicht im geringsten daran, klerikal zu sein oder sich von der Kirche und ihren Dienern übermäßig Vorschriften machen zu lassen. Aber sein ganzes Wesen ist innerlich katholisch. Wie tief das greift, versteht man, wenn man mitten in der Weltstadt Buenos Aires die Prozession durch die Straßen hat ziehen sehen, Banner und Kreuze tragend, Litaneien und Pilgerchöre singend. Vor den Altären an den Straßenecken wird haltgemacht. Männer, Frauen und Kinder knien betend auf dem Straßenpflaster nieder und die elektrische Straßenbahn wartet geduldig, bis das „Verkehrshindernis" beseitigt ist. Die Priester, welche in Brokatgewändern würdevoll unter Thronhimmeln dahinschreiten, sehen aus, als ob sie aus den Bildern eines Murillo oder Greco herabgestiegen wären. Und der farbige Fleck, den dieses Bild künstlerischer und seelisch bewegender Werte in die Eintönigkeit des Straßenbildes sowie in das graue Erwerbsleben wirft, prägt sich dem Gedächtnis und dem Gefühl ein, um dort genau so fest zu haften wie die eindringlichen Worte eines Konfirmandenunterrichts in der alten evangelischen Dorfkirche oder der spartanisch-puritanische Sinn eines kategorischen Imperativs. In der Karwoche aber, wenn dieses religiöse Gefühl zusammen mit den Gesängen der Prozessionen die Luft der Stadt durchzieht und über die Straßen weht, dann kann man wohl sehen, wie auf einem Spielplatze die kleinen Mädchen, statt über die Schnur zu springen, Gruppen aus Heiligenbildern stellen. Mit vornehmem Anstand knien sie auf dem Sande nieder und legen das ganze Gefühl ihrer kleinen Seelchen in die anmutige Beugung des Knies und die Haltung der Hand sowie in den glühend hingebenden Ausdruck der kohlschwarzen Augen. Eine Kultur des sinnlich ausgedrückten Gefühls und der sinnlich wahrnehmbaren Kunst; eine Kultur, welche vielleicht weniger auswendig gelernt hat und weniger auswendig aufsagen kann, welche aber trotz dieser verstandesmäßigen Unwissenheit vieles weiß und welche trotz des Fehlens aller formelhaften Paragraphen voller

Digitized by Google

Lebenskraft und Lebensdrang ist; eine Kultur, welche imstande ist, auch wesentliche Lebensfragen nicht nur vom Standpunkt des eigenen Vorteils zu entscheiden, und welche andere Menschen und Völker mit Nachsicht zu lieben versteht; eine Kultur, welche neben den Millionär und den „captain of industry" den Heiligen und den Künstler als wenigstens gleichberechtigt stellt!

Auch hier dürfte diejenige Erklärung und Beurteilung vielleicht am eindrucksvollsten sein, welche das Fehlende hervorhebt. Man stelle sich einmal vor, daß die erwähnten Spiele armer kleiner Mädchen in Buenos Aires ein Gegenstück in Neuyork finden sollten. Die Kinder des nordamerikanischen „slum" würden dann jedenfalls nicht zu ihrem Vorteil von ihren kleinen Schwestern aus dem argentinischen „conventillo" abstechen. Die Kunst ist aber ein vollwertiger Bestandteil der Bildung und Kultur. Und wenn dieser Hinweis noch nicht eindringlich genug erscheinen mag, dann denke man an das nordamerikanische Gegenstück zum argentinischen Gaucholied und zu diesen spielenden Kindern, an den „cake walk" und an den „minstrel song". Dann wird man verstehen, daß das spanisch-amerikanische Land seine großen und mächtigen Kulturwerte hat. Man wird verstehen, weshalb sein Boden unerschöpflich in der Hervorbringung großer künstlerischer Persönlichkeiten ist. Man wird verstehen, wieso trotz der geringeren Bevölkerungszahl Argentinien und überhaupt Spanisch-Amerika wenigstens ebensoviele, wenn nicht mehr, intensiv im Geistigen lebende Menschen, sogenannte „Intellektuelle", aufweist als Nordamerika. Man wird verstehen, daß aus diesen Ländern Dichter und Schriftsteller wie ein Ruben Darío und ein José Enrique Rodó und ein Santos Chocana hervorgehen konnten, deren Bedeutung dadurch nicht verkleinert wird, daß in Deutschland sehr wenige auch nur ihren Namen kennen. Man wird verstehen, weshalb diese geistigen Führer in ihrer Heimat von der Anerkennung und Verehrung aller getragen werden. Man wird es dann nicht sonderbar finden, wenn Ruben Darío seine Heimat Nikaragua als Gesandter in Madrid vertreten hat, wenn José Enrique Rodós Leichnam auf Staatskosten in seine uruguayische Heimat überführt und dort in einem feierlichen Trauerzuge unter Beteiligung des Präsidenten der Republik und der höchsten Behörden beigesetzt wurde, und wenn die allerdings unrichtige Nachricht, daß Santos Chocana wegen Teilnahme an einer Revolution zum Tode verurteilt sei, auf eine Woche ganz Spanisch-Amerika erschütterte.

*

Das künstlerische Temperament der Argentinier hat sich nun vor allem in ihrer Geschichte und ebenso in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung gezeigt. Wenn man, allerdings nicht ohne eine gewisse Übertreibung, sagen kann, daß die Geschichte Nordamerikas in ihrer sachlichen Nüchternheit von einem weitblickenden, peinlich genauen Buchhalter errechnet worden ist, so kann man mit demselben Grade von Richtigkeit behaupten, daß die an unvorhergesehenen, unzweckmäßigen, ja vielleicht sinnlosen Wendungen reiche Geschichte des argen-

Digitized by Google

tinischen Volkes dem Pinsel eines genialen, romantischen, unberechenbaren Malers entsprungen ist.

Dieser Mangel an Folgerichtigkeit und an nüchterner Berechnung beginnt bereits mit den Anfängen des argentinischen Staatswesens. Die argentinische Unabhängigkeit entsprang aus genau demselben Komplex von Ursachen wie die nordamerikanische. In beiden Fällen hatte das kolonisierende Land seine Tochterstaaten wie einen Privatbesitz zu regieren und zu beherrschen versucht. Und in beiden Fällen hatte die bereits zum erheblichen Teile in der Neuen Welt geborene Bevölkerung der Kolonie sich hiergegen aufgelehnt. Dabei haben sowohl das rein menschliche wie das politische wie auch das wirtschaftliche Moment in Nordamerika und in Südamerika nach der gleichen Richtung gewirkt. Aber diese Elemente, aus denen sich der koloniale Widerstand gegen das Mutterland zusammensetzte, waren in den beiden Hälften des amerikanischen Kontinentes verschieden stark entwickelt. In Nordamerika besaß das wirtschaftliche Element unzweifelhaft eine überragende Bedeutung unter den Ursachen der Revolution. Der Teeskandal in Boston war durch eine englische Begehrlichkeit heraufbeschworen, welche der der spanischen Handelsgesellschaft von Kadiz nicht nachstand. Aber in Nordamerika gab dieser besonders empörende Fall wirtschaftlicher Ausbeutung den Anstoß zu den Feindseligkeiten gegen das Mutterland. In Argentinien dagegen war der Ingrimm der Kaufmannschaft von Buenos Aires nur eine der allgemeinen, stimmungsmäßigen Ursachen der Aufruhrbewegung, welche selbst aus mehr menschlichen und politischen Anlässen ausbrach. Und wie beide Revolutionen somit von demselben Punkte, aber nach verschiedenen Richtungen ausgingen, so mußten sie auch in ihrem Verlaufe verschiedene Wege durchmessen und zu verschiedenen Zielen gelangen. In den englischen Kolonien an der nordamerikanischen Ostküste ergriffen sofort die klug rechnenden, bedächtig abwägenden Männer die Zügel der Bewegung. Ihr hausbackener, geradezu krämerhafter Sinn hat seinen Niederschlag in der vernünftigen Nüchternheit der Schriften eines Benjamin Franklin gefunden. Diese Männer waren Puritaner. Sie konnten sämtlich sehr gut rechnen und zählen. Für sie gestaltete sich die praktische wie die sittliche Welt nach dem Vorbilde einer kaufmännischen Buchführung mit Soll und Haben. Es dauerte auch nicht lange und die Nordamerikaner begannen mit echt puritanischer Selbstüberschätzung allen anderen Menschen gute Ratschläge zu erteilen. Die Folge aber ist gewesen, daß die von ihnen begründeten Vereinigten Staaten von gewaltsamen Erschütterungen verhältnismäßig verschont blieben, daß sie sich in gerader Linie weiter entwickelten und das einzige, was sie verstanden sowie schätzten, den materiellen Erfolg, auch erreichten. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß die Vereinigten Staaten nächst England das einzige Land sind, das noch jetzt, im 20. Jahrhundert, unter einer, nur in unwesentlichen Punkten veränderten Verfassung aus dem 18. Jahrhundert lebt. Alle anderen Staaten der Welt haben in der Zwischenzeit grundlegende Umwandlungen ihres Verfassungslebens, sei es durch friedliche Verträge, sei es

Digitized by Google

durch inneren Umsturz, sei es schließlich infolge von äußerer Einwirkung erlebt. Die Vereinigten Staaten dagegen sind infolge der von Anfang in ihnen herrschenden kaufmännischen Nüchternheit staatsrechtlich dasselbe Land geblieben wie vor rund einem und einem halben Jahrhundert.

In Argentinien dagegen und insbesondere in Südamerika war das wirtschaftliche Moment und die kaufmännische Berechnung nur eine der Ursachen, welchen die Revolution zu verdanken ist. In ihnen vollzog sich die Befreiung von der Bevorzugung durch das Mutterland inmitten eines tumultuarischen Zusammenpralles der Leidenschaften. Die gereizte Empörung des kolonialen Freiheitsgefühls, die streitbare, ungezügelte Liebe des Kreolen zu dem Boden, auf dem er geboren war, und die wirtschaftlichen Bestrebungen einer nach Unabhängigkeit ringenden Kaufmannschaft kreuzten sich untereinander und trafen mit der aus geschichtlichen Zufällen entsprungenen Unfähigkeit Spaniens und der im Hintergrunde arbeitenden, kaum sichtbaren Tätigkeit eines dritten Landes zusammen, welches die ganze Bewegung zu seinem eigenen Nutzen vorwärts schob und leitete.

Es bestand bereits seit Jahrzehnten ein scharfer Gegensatz zwischen Kreolen und Spaniern, als im Jahre 1806 der englische Admiral Sir Home Popham mit einer Flotte von vier Fregatten vor der Mündung des Rio de la Plata erschien und als die von ihm gelandeten Truppen unter General Beresford die Stadt Buenos Aires durch einen ebenso kühnen wie unerwarteten Handstreich nahmen. Die englische Herrschaft in Buenos Aires zählte jedoch nur nach Tagen, und der ganze Vorgang wäre nichts weiter als eine absonderliche Episode geblieben, wenn die Spanier imstande gewesen wären, selbst die Hauptstadt der ihnen gehörigen Kolonie siegreich zu verteidigen. Aber zum Unglück Spaniens war der damalige Vizekönig de Sobremonte feige und verlor den Kopf, zwei Dinge, welche die gerade in dieser Hinsicht stets durchaus einwandfreien Kreolen ihm nicht verzeihen konnten. Sobremonte hatte sich angesichts der Gefahr zunächst selbst in Sicherheit gebracht, indem er nach dem Landesinnern floh, um „die Verteidigung vorzubereiten". Die ihrem Schicksal überlassenen Kreolen aber besiegten in einer wütenden Straßenschlacht aus eigener Kraft die englischen Eindringlinge und nahmen deren General gefangen. Damit war eine Lage geschaffen, welche namentlich in jenen, von den Gedanken der französischen Revolution erfüllten Zeiten äußerst bedenklich sein mußte. Als dann der klägliche Vizekönig zurückkehrte und die Macht ruhig wieder übernehmen zu können wähnte, wurde ihm bedeutet, daß er für seine Person den moralischen Anspruch auf seinen Führerposten verloren habe. An seine Stelle setzten die Kreolen den Kapitän zur See Santiago Liniers, einen in spanischen Diensten stehenden Franzosen, der den siegreichen Kampf gegen die Engländer geleitet hatte, zum tatsächlichen Leiter ihres Gemeinwesens ein. Aber über all diesen und den zunächst folgenden Kämpfen und innerpolitischen Zuckungen des argentinischen Landes flatterte noch immer die spanische Fahne, an deren Niederholung damals nur eine kleine kreolische

Digitized by Google

Gruppe dachte. Die darauf folgenden Jahre wurden sodann von dem Bestreben Spaniens ausgefüllt, den Argentiniern das tatsächlich bereits innerhalb der spanischen Monarchie ausgeübte Selbstbestimmungsrecht wieder zu entreißen. Allein die zu diesem Zwecke nach Buenos Aires entsandten Vizekönige waren zur Erfüllung dieser Aufgabe unfähig. Unterdessen besetzte Napoleon die Iberische Halbinsel und schenkte einem seiner Verwandten den spanischen Königsthron. Die immer selbständiger werdende Regierung in Buenos Aires weigerte sich jetzt, das Schicksal freiwillig anzunehmen, das der Hauptstadt ihres Mutterlandes aufgezwungen worden war. Sie blieb dem angestammten König und der alten spanischen Flagge treu, wobei sie allerdings den Hintergedanken hatte, daß sie dies aus dem Rechte freier Wahl täte, welches sie innerhalb der spanischen Monarchie beanspruchte. Als die Junta von Kadiz hierauf, auf nichts als ihre machtlosen Ansprüche gestützt, von den Kreolen Unterwerfung verlangte, erhielt sie zur Antwort, daß die Regierung von Buenos Aires dasselbe tue wie diese in der Heimat für das Recht Spaniens eintretende Körperschaft, und daß somit von einer Unterordnung unter diese nebengeordnete Junta niemals die Rede sein könne.

Alle diese Vorgänge aber würden nicht möglich gewesen sein, wenn sie nicht von dem überaus klugen und doppelsinnigen Gesandten Großbritanniens in Rio de Janeiro, von Lord Strangford, sowohl unterstützt wie mittelbar geleitet worden wären. England hatte in der damaligen Zeit zwei große politische Ziele. In Europa wollte es die Macht Napolens I. vernichten und hatte sich zu diesem Zweck mit der legitimen spanischen Monarchie verbündet. In Südamerika dagegen wollte es die überlieferte Handelspolitik eben dieser legitimen spanischen Monarchie vernichten, welche nur spanische Schiffe und spanische Handelshäuser in diesen Zukunftsländern zuließ. Lord Strangford verstand es nun, mit seiner Politik diesen beiden Herren zu dienen. Er stützte die spanische Herrschaft in Südamerika gegen Portugiesen und Franzosen, um dem Bündnis mit Spanien treu zu bleiben. Genau so aber stützte er auf der anderen Seite die argentinischen Kreolen, welche gegen dasselbe Spanien für ihre Unabhängigkeit kämpften, weil er dadurch den britischen Handelsinteressen treu blieb. Er sorgte dafür, daß keine dritte Macht den Kampf zwischen Spaniern und Kreolen benützte, um sich selbst zum Herrn des Landes zu machen. Er sorgte ferner dafür, daß die Kreolen den aus Spanien kommenden Befehlen nicht gehorchten, sondern gegen die Vizekönige in Argentinien, in Uruguay, in Chile und Peru kämpften. Aber er sorgte auch dafür, daß diese Kreolen stets unter wallender rotgoldroter spanischer Flagge ins Feld zogen und ihre, gerade durch die englische Politik unvermeidlich gemachte Unabhängigkeitserklärung so lange hinausschoben, bis Napoleon besiegt war und England sich aus der Heiligen Allianz ohne eigenen Schaden zurückziehen konnte. Letzten Endes aber konnte der englische Gesandte diese unendlich fein gesponnene, unendlich berechnende und unendlich treulose Politik nur deshalb durchführen, weil zwar in London, dagegen nicht in Buenos

Digitized by Google

Aires und in Kadiz kühl berechnende Köpfe ohne die kurzsichtige, hartnäckige Leidenschaft eines Don Quijote saßen.

Für die Südamerikaner und damit vor allem auch für die Argentinier bilden diese kolonialen Kämpfe das heroische Zeitalter. Mit Recht verehren sie die Großen jener Tage, wie Belgrano, San Martin und Rivadavia, als Nationalhelden. Es hat auch nicht den geringsten Sinn, wenn europäische Betrachter gelegentlich die Geringfügigkeit der damals im Felde stehenden Heere anführen und durch solche Zahlen den Wert der Führer sowie die weltgeschichtliche Bedeutung ihrer Taten verkleinern zu können glauben. Auch im Teutoburger Walde wurde seinerzeit ein verhältnismäßig kleines römisches Heer vernichtet. Trotzdem ist diese Schlacht Ursache davon gewesen, daß in Deutschland und in England noch heute germanische und nicht romanische Sprachen herrschen.

Jedenfalls war die argentinische Freiheitsbewegung vor allem eine Frucht des verwegenen kreolischen Stolzes, welcher selbständig und ohne spanische Unterstützung den Boden der Heimat verteidigt hatte und deshalb auch auf ihm unbeschränkt herrschen wollte. Die wirtschaftlichen Bestrebungen der Hauptstadt und der sie bewohnenden Händler hatten zu dieser Bewegung nur beigetragen, welche ohne die Abkömmlinge der spanischen Hidalgos und ohne die Gauchos im Landesinnern niemals ausgebrochen wäre. Ohne die Unterstützung der argentinischen Provinzstädte hätte San Martin niemals seinen Siegeszug nach Peru antreten können; und ohne den Gaucho, dessen wirtschaftliche Interessen auch in diesem Kampfe gleich Null waren, wäre z. B. die von Belgrano geleitete Schlacht von Tucumán nie gewonnen worden.

Allein diese drei Teile der Bevölkerung, der Kaufmann, der Gaucho und der binnenländische Städter waren in der Hauptsache nur durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die spanische Herrschaft zusammengehalten worden. Als diese beseitigt war, standen sie einander als Rivalen gegenüber. Die Hauptstadt mußte sich gegen die Forderungen der Provinz zur Wehr setzen. Und über beider Köpfe hinweg sammelten kühne „caudillos" die Macht und den fremdenfeindlichen Einfluß des Gaucho in ihrer Hand. Eine Zeit der Intrigen, der Pronunziamientos, der Staatsstreiche begann, die schließlich Don Juan Manuel Rosas zum Diktator Argentiniens machte. Vom Jahre 1835 bis zum Jahre 1852 lenkte diese merkwürdige Gestalt der südamerikanischen Geschichte die Geschicke Argentiniens mit ebenso eiserner Hand wie in unseren Tagen es Cipriano Castro in Venezuela oder Porfirio Diaz in Mexiko getan haben. Auf seinen gewaltsamen Sturz folgte staatsrechtlich die jetzt noch währende Epoche demokratischer Entwicklung nach europäisch-kontinentalem Vorbilde, welche die Macht der Bundeshauptstadt befestigt hat und mit der Einführung des allgemeinen Stimmrechts sowie der danach erfolgten Wahl des derzeitigen Präsidenten Dr. Hipólito Irigoyen zur vollen Entfaltung gekommen ist.

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, wenn man auch nur andeutungsweise auf die Kämpfe zwischen Unitariern und Föderalisten, sowie auf das phantastisch-heroische Ringen der „caudillos", insbesondere auf Rosas und seine Zeit hier eingehen wollte. Sie haben alle ein stark kulturhistorisches und vielleicht ein noch viel stärkeres dramatisches, künstlerisches Interesse.

Und wenn auch diese Zeit epischer, unkaufmännisch gedachter, zum Teil zweckloser Kämpfe für Argentinien jetzt längst abgeschlossen ist, so ist doch das Temperament und die Lebensauffassung, die zu ihnen führte, der argentinischen Überlieferung verblieben. Daran hat auch die jetzige Verfassung nichts geändert, welche sich auf den Grundsätzen der europäischen liberalen Demokratie aufbaut und die Formen der nordamerikanischen Verfassung in vielen Punkten wiederholt. Nach dieser Verfassung ist Argentinien ein Bundesstaat mit parlamentarischer Regierung und einem Bundespräsidenten. Tatsächlich aber ist Argentinien ebenso wie sein Parteileben noch immer das Arbeitsfeld großer Persönlichkeiten, wie denn der jetzige Präsident Dr. Hipólito Irigoyen stets als Persönlichkeit wirkt und auch von erbitterten Gegnern vor allem als solche anerkannt wird. Aber nicht nur hierin unterscheidet sich Argentinien von Nordamerika, sondern auch durch die Bedeutung, welche große politische Gedanken und politische Systeme in seiner Politik besitzen. Diese abstrakte Natur des argentinischen öffentlichen Lebens kommt bereits in dem Namen seines Staatswesens zum Ausdruck. Er lautet „Argentinische Republik", wie denn alle nicht unbewußt entstandenen, nicht aus sich selbst heraus gewordenen Freistaaten diesen Namen tragen. Die Freistaaten, deren innere Entwicklung und Verfassung aus den Notwendigkeiten der Umstände und der geschichtlichen Überlieferung gleichsam von selbst entstanden sind, heißen „Schweizerische Eidgenossenschaft" oder „Freie und Hansestadt" oder „Vereinigte Staaten von Amerika". Freistaaten dagegen, welche aus intellektueller Begeisterung für ein abstraktes politisches Ideal entstanden sind, sei es nun, daß sie den senatus populusque romanus oder die französische Revolution nachahmen, pflegen sich „Republik" zu nennen, obwohl sie darum nicht notwendigerweise eine res publica zu sein brauchen. Argentinien aber gehört zu den Ländern, deren künstlerisches Temperament sich auch in der Politik durchgesetzt und stets zur Bildung abstrakter Staatsauffassungen sowie theoretischer, von ebenso uneigennützigen wie unkaufmännischen Erwägungen geleiteter Parteiungen geführt hat.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Aus den Briefen von Kurd v. Schlözer

Die folgenden, aus Kurd v. Schlözers Korrespondenz mit seinem Bruder auszugsweise wiedergegebenen Briefe berichten temperamentvoll über das erste Zusammentreffen mit Bismarck in Petersburg — die „offene Feindschaft", wie Bismarck das gegenseitige Verhältnis im ersten Vierteljahr seiner Gesandtschaft bezeichnet hat.[1])

Auf die Gründe dieses anfänglichen Gegensatzes zwischen dem Gesandten, dessen staatsmännische Bedeutung und politischen Ziele noch im Dunkel lagen, und dem nicht an Jahren, aber im Beruf jungen Legationssekretär — seinem späteren glühenden Verehrer und bis zuletzt getreuen Anhänger — soll jetzt nicht näher eingegangen werden. Der einsamen Herrschernatur des Preußen Bismarck, mit seinem starken, durch die politischen Zustände und durch Krankheit damals erhöhten Mißtrauensinn — „du weißt," schrieb er einmal an seine Gattin, „daß meine Anerkennungsfähigkeit nicht groß ist" — stand der durchaus eigenartige, ebenfalls nicht geschmeidig-nachgiebige Hanseat gegenüber.

Solche offene und kühne Opposition eines Untergebenen ist dem eisernen Kanzler nur dieses eine Mal entgegengetreten. Und er, dessen vulkanischer Kampfeswille sonst keinen Widerstand duldete, verzieh und — vergaß. Ja, er warb sogar um den Widerspenstigen.

*

Petersburg, 22. März 1859.

Lieber Schlözer,

heute ist der Geburtstag des Prinzregenten; da wurden Loën,[2]) Werthern[3]) und ich plötzlich zum Dejeuner zur alten Kaiserin befohlen. Sie sprach so mütterlich und teilnehmend mit mir von unserem guten Vater.[4]) Überhaupt sind die Menschen hier während der vier Wochen, daß Werthers fort sind, ungemein freundlich gewesen; ich war fast immer en petit comité eingeladen. Heute mittag bin ich mit Loën und Werthern bei der Gräfin Fersen.[5]) Im übrigen Arbeit in Hülle und Fülle.[6])

---

[1]) Bismarck traf den 29. März 1859 in Petersburg ein; am 16. Juli 1859 ging er auf Urlaub.

[2]) Major Freiherr v. Loën, Flügeladjutant des Königs, Militärbevollmächtigter in Petersburg.

[3]) Freiherr Georg v. Werthern, bisher erster Sekretär, zum Ministerresidenten in Athen ernannt. Der bisherige Gesandte, Freiherr v. Werther, war nach Wien versetzt.

[4]) Schlözers Vater war am 13. Februar im Alter von 78 Jahren gestorben.

[5]) Elise v. Rauch, vermählt mit dem russischen Hofjägermeister Graf Fersen, stand der Kaiserin-Mutter (Schwester des Prinzregenten von Preußen) sehr nahe.

[6]) Bismarck schreibt nach seiner Ankunft: „Viel zu tun mit 40 000 Preußen, deren Polizei, Advokat, Richter, Aushebungsbehörde und Landrat man ist, täglich 20—50 Unterschriften ohne Pässe."

Digitized by Google

Bismarck hat gestern abend Berlin verlassen. Über meine Zukunft weiß ich noch gar nichts. Darauf, daß ich hier fast zwei Jahre als erster Sekretär fungiert habe, darf ich kein Anrecht gründen, um nach Wertherns Abgang auch wirklich der Erste zu werden. Ich bin in der eigentlichen diplomatischen Karriere erst zweieinviertel Jahr, andere sind schon zehn Jahre darin und können nicht unberücksichtigt bleiben. Angenehm wäre es freilich nicht, wenn mir ein anderer vor die Nase gesetzt würde; aber wundern dürfte ich mich nicht.

Abwarten!

*

Petersburg, 24./12. März 1859.

Gestern sind die vorläufigen Bedingungen zur dreiprozentigen Anleihe von zwölf Millionen Pfund Sterling, etwa zweiundsiebzig Millionen Silberrubel, mit Magnus[1]) (Viktor Magnus der Dicke ist seit vierzehn Tagen hier), Thomson, Bonar & Co. festgestellt. Morny und Louis Napoleon stecken hinter dieser Anleihe. Mit Baring hat man sich nicht einigen können. Stieglitz bleibt bei dieser Anleihe aus dem Spiel.

Zur Entscheidung der italienischen Frage scheint ein Kongreß zustande kommen zu wollen. Er soll die chronische Krankheit Europas heilen. Doch mache ich hinter beide Sätze ein dickes Fragezeichen. Die Anregung zum Kongreß ist von hier ausgegangen, Gortschakow kam der französischen Ideologie entgegen. Rußland und England sind seit gestern in den Bedingungen einig, zu denen wir uns auch halten werden. Frankreich wird nicht zögern, da es mit Rußland Hand in Hand geht. Österreich aber macht Schwierigkeiten.[2])

Das hiesige III. Armeekorps, welches an die österreichische Grenze rücken sollte, hat vorvorgestern Order erhalten, in seinen alten Standquartieren im Innern zu bleiben. Also auch Deutung auf Frieden — wenigstens vorderhand. Der Krieg liegt wie ein Gewitter am Horizont.

Mein neuer Chef bringt einen jungen Husarenleutnant als Attaché mit, was mir sehr recht ist. Außerdem ist ihm, freilich nur oberflächlich, ein Graf Solms und ein Prinz Croy als erster Sekretär vorgeschlagen. Werther hat ihm dringend anempfohlen, mich zum Ersten zu machen, und mich außerdem offiziell zum Legationsrat in Vorschlag gebracht. Balan[3]) und Theremin[4]) haben aber darauf gesagt, ich müßte erst als erster Sekretär zu einer kleinen Gesandtschaft. Für eine Anstellung im Ministerium sind keine Fonds. Meinetwegen! Ich dränge mich nicht vor.

*

[1]) Bankhaus in Berlin.

[2]) Der Kongreß kam infolge der österreichischen Vorschläge (Grundlage der Verhandlungen die Verträge von 1815 usw.) nicht zustande. Österreich stellte 19. April Ultimatum an die Sardinische Regierung: innerhalb dreier Tage das Heer auf Friedensfuß, Auflösung der Freikorps. Cavour verweigerte die Annahme des Ultimatums. Feldmarschall Gyulai überschritt den Tessin. 4. Juni Schlacht bei Magenta.

[3]) Geh. Legationsrat v. Balan.

[4]) Geh. Legationsrat Theremin.

Digitized by Google

Durch Graf Groote bis Gumbinnen.

St. Petersburg, 18./6. April 1859.

Mein guter Schlözer!

Mit meinem Werk,[1]) das im Manuskript fertig in Berlin vorliegt, geht es langsam, was mich unter anderen Umständen langweilen und ärgern würde. Mein jetziges Leben ist aber derart, daß ich an solche Bagatellen nicht denken kann. Mein neuer Chef ist nämlich ein Mann, der keine Rücksichten kennt, voller Mißtrauen gegen alles von Werther stammende, ein Gewaltmensch, der nach Theatercoups hascht, der imponieren will, der alles kennt, ohne es gesehen zu haben, alles weiß, obgleich er sehr vieles nicht weiß. Er ist nur an blutjunge Attachés in Frankfurt gewöhnt, die bei seinem Erscheinen stramm standen und zitterten.

Ganz Petersburg erklärt unser Haus für eins der gemütlichsten — der neue Herr findet es für sich nicht passend, sucht überall Wohnung, kann keine finden, nimmt aber doch nicht unser Haus, sondern wohnt im dumpfen Hotel Demuth. Dorthin müssen alle Arbeiten zum Besprechen und Zeichnen gebracht werden; dabei jagt ein Telegramm das andere, alles muß chiffriert werden. Werthern ist auf dem Punkt abzureisen, gilt jedenfalls als hier nicht mehr in Funktion, somit habe ich die ganze Last, die ich ohne weiteres tragen würde, denn ich mag gern arbeiten und au courant von allem sein. Aber ich verlange auch Rücksichten.

Die ersten Tage ging alles sehr gut. Er kam beinahe täglich zu mir, rauchte und arbeitete bei mir; wir waren fast gemütlich zusammen. Er hat die Liebhaberei, nicht selbst zu schreiben, sondern bogenlange Depeschen zu diktieren. Als er mir damit rudement kam, sagte ich einfach: „Das Talent, nach dem Diktat anderer zu schreiben, fehlt mir gänzlich." Von da an ist er mir damit nicht wieder gekommen. Sein Attaché Klüber[2]) muß nun schreiben, während er wie ein Pascha in der Stube auf und ab geht. Vor zehn Tagen schickt er abends 6 Uhr, als ich eben zu Heimbürgers zum Diner gegangen war, zu mir: „Ich solle um 7 Uhr bei ihm chiffrieren." Nichts ahnend komme ich 8½ Uhr zurück, finde Klüber bei mir, der schon seit 6 Uhr auf mich gewartet. Um 9 Uhr bin ich beim Chef mit der Chiffre. Er empfing mich sehr hochmütig, worauf ich loslegte und recht deutlich wurde. Er machte mir Vorwürfe, deren Grundlosigkeit ich ihm nachwies, und wogegen ich sehr entschieden auftrat. Das waren Dinge, die dem Seigneur noch nicht geboten waren. Zwei Tage darauf erhielt ich einen Ukas: „Für den Geschäftsbetrieb der Königl. Gesandtschaft bestimme ich folgendes: 1. . . . 2. Herrn v. Schlözer ersuche ich, täglich 11 Uhr zum Besprechen der

[1]) „Friedrich der Große und Katharina II." Berlin 1859. Schlözers letzte wissenschaftliche Arbeit.

[2]) Der spätere General v. Klüber, damals Sekondeleutnant im 9. Husarenregiment.

Digitized by Google

eingegangenen Sachen zu mir zu kommen. 3. ...“ Durch den Chef der Kanzlei erhielt ich von ihm den Auftrag, an den Rand des Ukases mein vidi und Namen zu setzen. Das tat ich. Am folgenden Tage präzise 11 Uhr war ich bei ihm, in der vollständigen Haltung eines Tschinowniks, sehr kalt und gemessen. Er war verlegen, fragte mich, ob neue Sachen vorlägen. Ich antwortete kurz: „Nein.“ Darauf er: „Oh, so ist es nicht gemeint! Ich bat Sie nur zu kommen, wenn etwas zum Besprechen vorliegt.“ Darauf ging ich kalt aus der Stube. Also das „täglich“ ist schon zurückgenommen, und nun soll er sukzessive alles weitere zurücknehmen — eher werde ich nicht wieder freundlich sein. Ich bin auf alles gefaßt, will aber doch sehen, wer von uns beiden es am längsten aushält. Dabei passe ich auf den Dienst wie ein Jagdhund, gebe mir furchtbare Mühe — aber ein freundliches Gesicht bekommt er nicht von mir.[1]) In dieser Behandlung des Seigneurs bin ich vorgestern durch einen Umstand bestärkt worden, den schriftlich auseinanderzusetzen zu weitläufig ist. Es handelt sich darum, daß er, um zu imponieren, überall die merkwürdigsten Dinge erzählt; niemand weiß, was wahr ist und was man diesem Schauspieler glauben kann.

So jemand ist mir noch nicht vorgekommen! Ein neues Studium. Gemütlich ist die Sache nicht; aber lieber ungemütlich, als sich unterkriegen lassen. Seit vier Tagen habe ich ihn nicht gesehen; alle Arbeiten werden ihm aufs prompteste zu „Demuth“ gebracht. Im Ministerium in Berlin mag man ihn nicht — was allerdings nur eine Empfehlung für ihn sein könnte. Von dort erfährt er manche kleine Schikane. In Frankfurt hat er sich viel Feinde gemacht. Nach Petersburg ist er geschickt, um kaltgestellt zu werden. Er will hier nicht bleiben; er will in Berlin Minister des Innern, d. h. alsdann à la Manteuffel Ministerpräsident werden. Beim Prinzen[2]) steht er gut. Ebenso mit Gortschakow, der schon in Frankfurt sein Kollege war.

Dieses Verhältnis zum Chef und die raschen, angestrengten Arbeiten beschäftigen mich den ganzen Tag. Kommt der Kongreß zustande und geht Gortschakow — jetzt ein eitlerer Narr als je — dann weg, so tritt bei uns

---

[1]) Bismarck beklagte sich am 4. April beim Minister v. Schleinitz, daß bei der Gesandtschaft in Petersburg niemand gewohnt sei, französisch unter Diktat zu schreiben, und schrieb am 22. Mai: „Schlözer ist ein oberflächlicher Arbeiter... Nachdem Werthern sich als außer Funktion befindlich ansah, mußte ich Herrn v. Schlözer zunächst mündlich den Wunsch ausdrücken, er wolle sich mehr à portée der Geschäfte halten, solange der telegraphische Verkehr in Chiffren so lebhaft wäre; und auf seine überraschend unhöfliche Verantwortung erließ ich eine schriftliche Verfügung, durch die ich ihn ersuchte, sich täglich einmal in den Vormittagsstunden bei mir einzufinden. Die Folge davon war, daß Herr v. Schlözer, den ich bis dahin selten und meist nur, wenn ich ihn besuchte, gesehen hatte, vom 11. April an einen vollen Monat lang gar nicht zu mir kam usw. Ich bitte Exzellenz meine Klage über Schlözer für jetzt nicht dienstlich aufzunehmen, ich werde versuchen, ihn zu zähmen, bevor ich amtliche Beschwerde führe.“

[2]) Der Prinzregent, später König Wilhelm I.

Digitized by Google

Ruhe ein. Aber wer weiß?! Alle Umstände und Berechnungen sprechen für Krieg.

28./16. April 1859.

Die Zeit wird immer schwüler, wie mein ganzes hiesiges Leben. Daß ich zu arbeiten habe, wie nie dagewesen, ist kein Unglück; aber diese fortwährende Hetze unter einem rücksichtslosen, nervösen Chef, für den die anderen Menschen nur aus Schwächen zu bestehen scheinen, der seine Pläne in Dunkel hüllt oder die Zuhörer plötzlich zu verblüffen sucht, der keinem traut — das ist wahrhaftig nicht angenehm. Überhaupt passiert gar nichts Erfreuliches mehr für mich. Ich arbeite mit allen Kräften, wenn ich ein Ziel sehe. Auch für diesen Alleinherrscher arbeite ich, so gut ich kann, nur fehlt mir die Lust dabei. Ich komme fast gar nicht mit ihm zusammen, nicht etwa aus Laune oder Verstimmung, sondern weil ich weiß, daß man unausgesetzt auf dem Quivive sein, immer die Zähne zeigen muß, sonst ist man ihm gegenüber verloren. Die Zitronen ausdrücken und wegwerfen, das ist seine Politik.

Morgen geht Werthern ab. Croy wird wahrscheinlich in 14 Tagen bis drei Wochen eintreffen. Anfang Juni verlassen wir unsere Morskaja, um an den Quai Anglais zu ziehen. Wo ich dann unterkomme, weiß ich noch nicht. Croy wird mir nicht viel helfen können; er soll ganz unbedeutend sein, also muß ich ihn im günstigsten Falle einpauken, wofür er 3000 Rubel schluckt und alles frei hat. Dagegen darf ich aber nichts sagen, denn wir haben, wie ich erst neulich erfahren, 24 Legationssekretäre, unter denen ich der Anciennität nach der dreiundzwanzigste bin.

In 14 Tagen wird mein Buch fertig. Wie wird es dann in der Welt aussehen! Ich hatte einige Hoffnungen an das Erscheinen dieser Schrift geknüpft; die werden nun auch zu Wasser. Kurz, ich bin in einer Lage, wie nie. Aber: Kopf oben!

Nun muß ich auch noch den ganzen Nachlaß meines früheren Chefs regulieren, Auktion usw. Genug, ich habe an großen und kleinen Geschichten so viel um die Ohren, daß ich von früh bis spät in Bewegung bin. Dazu das ewige Telegraphieren, Chiffrieren und Dechiffrieren.

Und im Hintergrunde der große Hüne Bismarck!

Könnte ich jetzt hier weg! Womöglich morgen. Plessen[1]) und der ruhige Münster[2]) bedauern mein Verhältnis zum Chef, geben mir aber ganz recht; ebenso Werthern, Loën, die Fersen usw.

Adieu, meine guten Schlözers. Ob ich im Sommer reisen kann? Wer weiß. Man ist hier wütend auf unser Mobilisieren. Gortschakow will nun auch mobilisieren. Er sagt: „La question financière ne nous arrêtera pas!" Oho! 700 Millionen Papiergeld, 90 Millionen (?) bar und damit Krieg!

---

[1]) Freiherr v. Plessen, dänischer Gesandte.

[2]) Georg Graf zu Münster, der spätere deutsche Botschafter in London und Paris, damals hannoverscher Gesandter in Petersburg.

Digitized by Google

Und das alles nur, weil man Österreich eins beiflicken möchte. Nun hat England einen Vermittlungsvorschlag gemacht,[1]) der hier verstimmte und engeren Anschluß an Frankreich zur Folge hat.

*

12. Mai 1859.

Lieber Schlözer,

mir geht es schlecht. Aber ich fresse mich durch! Mein Spruch ist: „Holl di stief!" Ich bin so offen gegen Bismarck aufgetreten, daß er mich hat fordern wollen. Im diplomatischen Korps hat er bis jetzt gar kein Glück.[2])

Werther und Werthern wollen das Ihrige tun, um mich von Petersburg fortzubringen. Wer weiß aber, ob sie reüssieren, und wohin? Ich sehe Bismarck fast gar nicht. Neulich fuhren wir zusammen nach Zarskoje zum Dejeuner bei der Kaiserin-Mutter. Während der Fahrt gegenseitige Kühle; ich gab ihm nur die notwendigsten Antworten. Es soll sein Prinzip sein, Legationssekretäre, die ihm antipathisch sind — warum ich ihm antipathisch bin, wissen die Götter! — nach drei Tagen dahin zu bringen, daß sie ins Wasser laufen. So viel hat er sicherlich gemerkt, daß er mich dazu nicht bringt!

Am 13./1. Juni verläßt die Kanzlei die große Morskaja. Der Chef wohnt noch immer bei „Demuth". Ich behalte mein Quartier im Hause Kramer. Die Arbeiten werden dann noch unbequemer und lästiger für mich — aber ich will durch alles durch. Nur nicht einen Zoll nachgeben! Loën, Münster u. a. rühmen mich ihm immer furchtbar; er schweigt dann still.

Könnte ich doch fort von hier! Aber ich bitte um nichts.

*

Petersburg, 20./8. Mai 1859.

Meines Bleibens ist hier nicht mehr lange. So wird mir nämlich seit acht Tagen von Verschiedenen aus Berlin geschrieben. Ich soll Croy abwarten, ihn etwas einpauken und dann fort.

Aber wohin?

1. Werther will mich vielleicht, wenn er es durchsetzt, nach Wien nehmen, d. h. auf einige Zeit, da Arnim[3]) möglichenfalls ein Interimistikum als Chargé d'affaires irgendwo übernimmt. Großes Geheimnis!

2. Theremin und Balan[4]) wollen mich nach Kopenhagen schicken. Das

---

[1]) Gegenseitige allgemeine Entwaffnung der drei feindlichen Mächte.

[2]) In bezug auf die deutschen Kollegen schreibt Bismarck am 30. Mai 1859 an Schleinitz, daß er ihnen „auf Grund von Frankfurter Antecedenzien und Verleumdungen keine persona grata" sei. — Bismarcks Gegner hetzten Schlözer, der seinen neuen Chef erst in Petersburg kennen lernte, noch mehr auf. Bismarck schrieb über die Stimmungsmache gegen ihn an Schleinitz (22. Mai) und an seine Schwester (29. Juni).

[3]) Harry Freiherr v. Arnim, der spätere Botschafter in Paris.

[4]) Am 10. Mai 1859 war der Geh. Legationsrat v. Balan als Gesandter in Kopenhagen akkreditiert.

Digitized by Google

letztere wäre schrecklich. Kopenhagen! und Balan! Doch kommt Zeit, kommt Rat. Hier nur weg.

Vor acht Tagen habe ich wieder einen Ritt mit dem Chef gehabt. Wir haben während einer halben Stunde nur Unliebenswürdigkeiten gewechselt. Er war wütend und ich nicht weniger. Ich sagte ihm schließlich: „Er möge tun, was er wolle, ich stürzte mich doch nicht in die Newa, wie er Werthern mitgeteilt habe" usw.

An der Börse sieht es furchtbar aus. Vor acht Tagen Kurs auf Berlin (Berlin wird seit Magnus mit notiert) 82. Vorigen Dienstag etwas besser; aber alles künstlich; kein Geld! Stieglitz soll à tout prix gestürzt werden. Sein Hauptfeind ist Tscheffkine, der den Finanzminister und Hagemeister ganz in der Tasche hat. Es soll wieder Gold ins Ausland gehen, aber nicht durch Stieglitz, sondern durch Thomson und Bonar. Letztere sollen jetzt Regierungsbankiers werden; so intrigiert wenigstens Tscheffkine.[1])

Die Magnus-Anleihe heißt: Le roman d'un jeune homme pauvre et Co.

*

21./9. Mai abends.

Mein guter Schlözer,

ich habe Dir noch nicht geschrieben, wie ich mich an Deiner Arbeit über unseren Vater erbaut habe. Der Tag ist hingegangen, aber mitten unter allen Geschäften war ich mit meinen Gedanken in der Breitestraße,[2]) in Israelsdorf[3]) auf der Terrasse, im Walde bei der Buche und überall fand ich unseren teuren Vater wieder. Ich habe recht gefühlt, was ich an ihm verloren, was mir das Elternhaus alles an Erinnerungen mit auf den Weg gegeben, welchen Reiz dieser gute alte Mann, auch von weitester Ferne aus, auf mich ausgeübt hat.

Und wenn ich nun bedenke, mit welcher Muße und Hingebung Du, mein guter Schlözer, den Gedanken an Papa nachgehen kannst, während ich gerade in den letzten Wochen ein Leben geführt habe, welches nur ganz vorübergehende Erinnerungen an den Verstorbenen aufkommen ließ, dann erscheint mir Deine Ruhe recht beneidenswert, besonders im Vergleich mit dieser Unruhe, dieser Unsicherheit, diesem Haß, den der Pascha bei mir angefacht hat. Aber stehenbleiben kann ich nicht auf halbem Wege. Und deshalb wird es hier bis zu meinem Abgang noch heiße Tage setzen.

Wenn der gute Vater noch lebte, das fühle ich, so würde ich nicht so weit gegangen sein; denn ein solches Verhältnis hätte ihn betrübt und schon der Gedanke hätte mich zum Stillhalten gebracht. Nun Er mir fehlt, nehme ich diese Rücksichten nicht. Jedesmal, ehe ich in die Stube des Paschas trete,

---

[1]) Neujahr 1860 gab das Bankhaus Stieglitz & Co. sein Geschäft auf. Eine neue Firma, Kap-herr & Co., übernahm unter Garantie von Rothschild die Weiterführung der bisher von Stieglitz besorgten Geldgeschäfte für die Krone.

[2]) Das elterliche Haus in Lübeck stand in der Breitestraße.

[3]) Landsitz der Eltern bei Lübeck.

Digitized by Google

rufe ich mir zu: „Nur nicht weich werden! Keine Überrumplung!“ Denn er würde schon auf die Komödie eines Ausgleichs eingehen — aber ich will nicht.

Und wenn ich mir auch der überragenden geistigen Kraft dieses Mannes vollständig bewußt bin und mir eine Stimme im Innersten sagt: „es ist etwas in ihm, was ich Herr nennen möchte“ — ich will diese Stimme nicht hören. Er soll sein Unrecht mir gegenüber einsehen. Die politische Auseinandersetzung — in der Politik ist er ebenso unbegreiflich wie in seinem persönlichen Verkehr — ist eine andere Frage. Wer hebt der Zukunft Schleier!!

*

St. Petersburg, 24./12. Juni 1859.

Vor drei Wochen war Herr v. Bismarck in Moskau.[1]) Während seiner Abwesenheit langte Croy[2]) an und fand der Umzug der Kanzlei in das Haus Steenbock am Englischen Kai statt. Ich bleibe also im Hause Kramer, nach der Moika zu. Das Vorderhaus, in dem es mir zwei Jahre so unbeschreiblich gut gegangen ist, steht nun leer und öde da. Zwei Tage vor der Moskauer Fahrt hatte ich meine letzte Auseinandersetzung mit dem Pascha, die einen verhältnismäßig ruhigen Verlauf nahm. Hatte er plötzlich aus Berlin, wo ich selbstverständlich ordentlich Lärm geschlagen, Wind bekommen, daß ich dort nicht ganz vergessen sei? Kam die Münstersche Mission dazu,[3]) deren Vereitelung den Prinzregenten um so empfindlicher berührt hatte, weil der Pascha mit dahintergesteckt? Genug, ob hierdurch veranlaßt oder nicht, er schlug weiche Saiten auf, spielte den Gemütlichen. Ich blieb sehr kühl. Er hat sich aber geändert, lobt mich hinter meinem Rücken als guten Arbeiter und korrigiert nichts mehr in meinen Konzepten.[4]) Jetzt ist er seit acht Tagen krank, hat Gicht, die ihm in die Lungen gestiegen ist, so daß er vor einigen Tagen mit Mühe vom Ersticken gerettet wurde. Das macht ihn noch sanfter und milder. — Croy ist ein guter, wohlerzogener Mensch, mit dem besten Willen, aber zum Arbeiten ganz ungeeignet. Er denkt mit Schrecken daran, daß er Chargé d'affaires werden könne.

---

[1]) Dort hatte Bismarck, daran verzweifelnd, daß die preußische Regierung in der italienischen Verwicklung die von ihm empfohlene Politik annehmen würde, das angenehme Gefühl, „für den Telegraphen unerreichbar“ zu sein.

[2]) Prinz Georg Croy, erster Legationssekretär.

[3]) Der frühere preußische Militärbevollmächtigte Graf Münster sollte in besonderer Mission nach Petersburg geschickt werden. Bismarck war aus politischen Gründen dagegen.

[4]) Herr v. Keudell, der Freund im Hause Bismarcks, kam als Vortragender Rat diesem gegenüber „wieder in die Stellung eines Schülers, dessen Konzept selten unverändert stehen blieb“. Der spätere Admiral v. Stosch schrieb: „Bismarck habe mit ihm eine Arbeit durchgenommen, wie der Schullehrer das Opus eines dummen und widerspenstigen Zöglings.“ Siehe auch „Bismarck im eignen Urteil“ von Karl Groos.

Digitized by Google

Am 16. Juli trat Bismarck den erbetenen Urlaub an, um zur Heilung eines alten, durch die Behandlung in Petersburg verschlimmerten Beinleidens — „die Pfuscher hier haben ihm statt einer „leichten" eine „höllische" Fliege zusammengebraut, die eine fürchterliche Wirkung hatte. Als er von hier abreiste, war er so elend, daß er getragen werden mußte" [1]) — eine Badekur in Deutschland zu gebrauchen und dann seine Familie nach Petersburg zu bringen. Auf der Rückreise erkrankte er in Ostpreußen. Erst Anfang Juni 1860 kehrte er auf den Posten zurück. War das Verhältnis zu seinem Legationssekretär schon vor der Abreise ein anderes geworden, so erkannte er jetzt in loyalster Weise dessen Verdienste an und streckte die Hand zur Versöhnung aus. Er erteilte in seinen Berichten und Briefen Schlözer das größte Lob: „so daß darüber meine anfängliche Verstimmung gegen ihn gänzlich erloschen ist". [2]) „Schlözer," schreibt er am 21. Juni 1860 an den Minister v. Schleinitz, „habe ich wegen seiner dienstlichen Pflichttreue und Arbeitsamkeit alle ursprünglichen Gravamina über sein Betragen gegen mich vollständig vergeben und vergessen." Noch im Jahre 1861 kam Bismarck hierauf zurück. „Schlözer ist im Umgang mit Vorgesetzten schwierig, und ich habe anfangs üble Zeiten mit ihm durchgemacht, aber seine dienstliche Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit hat meine Verstimmung vollständig entwaffnet," schrieb er den 31. Mai an den Unterstaatssekretär v. Gruner, und am 15. Juni an Schleinitz: „Ich habe keine anderen als sachlichen Gründe, ihm das Wort zu reden, denn im Anfang lebten wir in offener Feindschaft; seine Tüchtigkeit und Pflichttreue hat mich erst entwaffnet."

Schlözer aber kam auf die so heißersehnte Versetzung nicht mehr zurück. Am 31. August 1860 schrieb er seinem Bruder: „Mit Bismarck geht alles vortrefflich."

Sollen wir die Werbung für den Anschluß einstellen oder fortsetzen?

Von

Prof. Dr. R. F. Kaindl (Graz)

Nicht nur von den verkappten Anschlußgegnern, sondern in letzter Zeit auch von einzelnen überzeugten Anschlußfreunden wird die Forderung erhoben, vorläufig die Werbearbeit für den Zusammenschluß einzustellen, um die Gegenarbeit Frankreichs zum Stillstand zu bringen und sowohl Deutschland als Deutsch-Österreich gegenwärtig keine Schwierigkeit zu bereiten.

Von Anschlußgegnern ist diese Forderung sehr begreiflich. Sie wissen, daß dadurch der Anschluß für lange verschoben, wenn nicht für immer ver-

[1]) Aus einem Briefe Schlözers.
[2]) An Schleinitz 14. Juni 1860.

Digitized by Google

eitelt werden würde, denn die Anschlußfreunde geben sich unzweifelhaft falscher Hoffnung hin, wenn sie auf diesem Wege ihre Pläne zu fördern hoffen.

Vor allem ist es klar, eine Beruhigung unserer Feinde könnte nur eine vollständige Einstellung aller Werbearbeit erzielen. Ein bloßes Scheinmanöver wird doch gewiß nicht diesen Erfolg hervorrufen. Jedes gelegentliche Bekenntnis zur Anschlußfrage würde Gegenmaßnahmen hervorrufen. An solchen Äußerungen könnte es aber nicht fehlen, da es sich doch um eine Volksforderung, nicht aber um Pläne der Geheimdiplomatie handelt.

Schon eine zeitweilige Absage und Einstellung der Anschlußwerbung würde aber unseren Feinden Vorteile, uns Nachteile bringen. Jene würden in ihrer Minierarbeit fortfahren, ohne daß wir ihnen mit offener Gegenarbeit entgegentreten. Dadurch wäre ihr Erfolg gesichert. Überdies würde selbstverständlich unser Rückzug ihnen das willkommenste Mittel bieten, den Anschlußgedanken als einen unbedachten, unüberlegten hinzustellen, der sich bei besserer Einsicht als das, was er ist, herausgestellt hat und daher aufgegeben worden ist.

Die Einstellung unserer Werbearbeit und die Ausnützung dieser Lage durch unsere Feinde würde aber den künftigen Anschluß um so mehr gefährden, als doch noch lange nicht der Anschlußwille unter den Deutschen völlig durchgedrungen ist. Wäre dies der Fall, so könnte schließlich die Agitation für eine Zeit eingestellt werden, um zu gelegener Zeit wieder aufgenommen zu werden. So weit sind wir aber noch lange nicht! In Deutsch-Österreich hat schon der Ausgang der Oktoberwahlen für die Nationalversammlung und die Landtage gezeigt, daß der großdeutsche Gedanke nicht völlig durchdrang. Die großdeutsche Partei ist also nicht allzu groß. Die Stellung der Christlichsozialen läßt viel an Klarheit zu wünschen übrig. Die Sozialdemokraten haben sich zwar für den Anschluß oft erklärt, aber ihr geistiger Führer Dr. Renner hat sich wiederholt für die Orientierung an alle westlichen Reiche ausgesprochen, was doch offensichtlich dem Zusammenschluß mit Deutschland widerspricht. Im August 1920 hat aber Dr. Renner deutlich erklärt, er stehe ganz auf dem Standpunkt des Friedens von St. Germain und warne daher alle Staatsbürger, ihre Gedanken und ihre Kraft auf undurchführbare Ziele zu vergeuden. Einige Wochen später erklärte endlich Renner, wenn es die Hauptaufgabe des kleinen Dreibundes sei, den Friedensvertrag durchzuführen, so liege für Österreich in dieser Vereinbarung keine Bedrohung. Danach wäre also die vom Rumäne Take Jonesku bekanntlich in Rom ausgesprochene Absicht der kleinen Entente, den Anschluß zu verhindern, keine Gefahr. Zu dem allen kommt, daß auch noch in den industriellen Kreisen Österreichs wegen angeblicher Bedrohung durch die deutsche Industrie Gegner des Anschlusses vorhanden sein sollen.

Ebenso müssen aber noch in Deutschland zahlreiche Kreise für den Anschluß gewonnen werden. Sollen wir unter diesen Umständen unsere Werbearbeit unterbrechen, und zwar gerade jetzt, wo sich in Deutschland größeres Interesse regt, wo z. B. der Schutzbund in Berlin und der Nationale

Digitized by Google

Studentenbund in Tübingen sich in den Dienst der guten Sache gestellt haben, die ruhmvolle Haltung der Kärntner überall größte Anerkennung fand und als allgemeine deutsche Sache bezeichnet wird? Sollen wir den noch Schwankenden in Deutschland und Deutsch-Österreich den Anlaß zum völligen Abfall bieten und sie den Einflüssen der Anschlußgegner, die nicht ruhen werden, ganz überlassen?

Es ist sehr zu fürchten, daß dadurch die Anschlußfrage wieder für lange Zeit, wenn nicht für immer begraben werden würde!

Die Unterbrechung der Werbearbeit würde aber auch vollständig der bisher in völkischen Kämpfen üblichen Taktik widersprechen. In den letzten Jahrzehnten hatte man genügend Gelegenheit, bei unseren Nachbarn zu lernen. Wodurch haben die Tschechen ihre Erfolge erzielt, wenn nicht durch ununterbrochene radikale Aufrechterhaltung ihrer Forderungen? Zeigte sich eine Partei zu willfährig, des Kampfes müde, so trat sofort die andere an ihre Stelle, die die Massen für sich gewann und zur Ausdauer aufrief. Nur so dringt eine Volksforderung bis in das abgelegenste Dorf, reißt auch den schlaffsten Volksgenossen mit sich und wird schließlich als allgemein unabweisliche, mit den Interessen jedes einzelnen unmittelbar verbundene Notwendigkeit empfunden, — das ist das Geheimnis dieser Erfolge!

Aber es würde offenbar auch die beste Gelegenheit verpaßt werden, unsere Forderungen durchzusetzen, wenn wir jetzt bescheiden beiseite treten. Wir würden in Hoffnung auf zukünftige günstigere Verhältnisse, etwa eine andere politische Gruppierung, den gegenwärtig vorhandenen mächtigsten Faktor, der auf unsere Feinde Eindruck macht, ungenützt lassen. Nichts als die Furcht, in die allgemeine Verwirrung hineingerissen zu werden, der Balkanisierung und Bolschewisierung zu verfallen, kann vor allem Frankreich bewegen, seinen blinden Haß aufzugeben. Nur wenn es vor einem harten Entweder-Oder steht, wird es nachgeben. Diese drohende Gefahr für den Westen durch Kompromisse jetzt zu beseitigen, wäre der größte taktische Fehler. Entweder ermöglichen uns die Ententemächte eine vollständige Gesundung, oder sie werden in den Pfuhl mit hineingerissen. Alle ihre Versuche, im Osten Ordnung zu schaffen, sind bisher kläglich mißglückt. Von Griechenland angefangen bis an das Eismeer haben sie alles in Verwirrung, in Gärung, in Fäulnis gebracht; zerstören konnten sie, aufbauen nicht! Diese Erkenntnis bricht sich langsam Bahn. Der Franzose de Monzie hat das Geschehene als größte Dummheit des Jahrhunderts bezeichnet. Das muß den Westmächten stets und immer wieder gesagt werden. Ohne unsere Hilfe werden sie nicht Ordnung schaffen. Um diese Hilfe zu bieten, müssen wir selbst gesund sein! Und auch das muß immer wieder gesagt werden: würde Deutsch-Österreich allein an die Nachfolgestaaten gefesselt werden, so hieße das einen noch halbwegs gesunden Organismus in Kürze der völligen Zerstörung preisgeben, der fortschreitenden Balkanisierung und dem siegreichen Bolschewismus Tür und Tor nach Westeuropa öffnen.

Digitized by Google

Nicht den Anschlußgedanken eindämmen, sondern ausbauen ist unser, aber auch Europas Heil! Und damit kommen wir auf eine Frage zurück, die man offen besprechen muß, wenn man nicht auf halbem Weg steckenbleiben will. Unser heutiges großdeutsches Ziel ist nur ein Bruchteil des alten. Das jetzige Streben geht nur danach, den Rest der deutsch-österreichischen Länder mit Deutschland zu vereinigen, die alten Großdeutschen wollten aber darüber hinaus einen weiteren Bund mit allen Gebieten, die heute zu den nichtdeutschen Nachbarstaaten gehören. Sie wollten so dem Gesamtvolk den Weg zum Schwarzen Meer und zur Adria erhalten, ein großes Wirtschaftsgebiet, das auch im Interesse aller Nachbarn gelegen war, schaffen, diese Länder von der Beeinflussung durch andere Mächte bewahren. Die Überzeugung, daß diese Länder zusammengehören, ist von der Natur so klar geboten, von so vielen gewichtigen Stimmen zugegeben, ist durch jahrhundertelange geschichtliche Entwicklung bewiesen, liegt uns so im Blute, daß ihre Nichtbeachtung oder gar Verleugnung viele kopfscheu macht. Gewöhnlich wird die Sache so dargestellt, daß der Anschluß an Deutschland ein näheres Verhältnis zu den Nachfolgestaaten ausschließt. Und wer nun dieses und damit gewisse Verbindungen mit den Deutschen im Osten nicht wissen will, wer sich an die alten Großdeutschen, an Bismarcks Absichten mit dem Bündnis von 1879 und seine Anregungen in den „Gedanken und Erinnerungen" erinnert,[1]) wird durch den heute angestrebten Anschluß nicht voll befriedigt, und möchte doch das Verhältnis zum Osten irgendwie wiederhergestellt wissen. Viele dürften sich den Anschlußgedanken nur deshalb nicht zu eigen gemacht haben, weil sie zwischen ihm und dem Verhältnis zu den anderen Ländern einen Gegensatz finden. Deshalb ist bisher der Erfolg der jetzigen großdeutschen Partei in Österreich so gering, deshalb die errungene Zahl der Mandate dieser Partei so klein: sie hat im Wahlkampf Anschluß und Donaubund als einander völlig ausschließend hingestellt. Und daher muß man es offen aussprechen: Dieser Gegensatz ist nicht vorhanden, sobald man die alte großdeutsche Formel wieder aufnimmt, also staatsrechtlich innigsten Anschluß Deutsch-Österreichs an Deutschland und sodann einen weiteren Bund (Föderation) mit den anderen Staaten.[2])

Wer schon den bloßen Anschluß als unerreichbar ansieht, wird freilich diesen weiteren Plan als völlig phantastisch bezeichnen. Und doch ist es das einzige anstrebenswerte Zukunftsziel für uns und für unsere Nachbarn!

Und was heute nicht möglich erscheint, wird durch zielbewußtes Wollen ermöglicht, wenn man es nur einmal für richtig und anstrebenswert erkannt haben wird. Unbedingt muß aber das Ziel gesteckt sein, wenn man es je erreichen will! Zwei der kostbarsten Jahre sind schon verloren und vieles

---

[1]) Vgl. „Deutsche Revue", November 1920, S. 98.

[2]) Ausführlicheres darüber in meiner Schrift: „1848/49—1866—1918/19. Des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung", München 1920.

Digitized by Google

inzwischen versäumt worden. Gewiß wird man dieses Zukunftsziel nur stufenweise erringen. Zunächst möglichst enge völkische, kulturelle, wirtschaftliche Annäherung, Angleich in Recht und Verwaltung in Deutschland und Deutsch-Österreich, dadurch soll der Zusammenschluß ermöglicht werden. Dann weiterer Ausbau zur großen mitteleuropäischen Donauföderation.

Wann der Erfolg uns zuteil wird, ist eine andere Frage. Was fester Wille durchsetzen kann, das haben alle unsere Nachbarvölker gezeigt. Sie haben vielfach erreicht, was die weitgehendste Hoffnung nicht erwartet hätte. Die Gelegenheit wird kommen, aber wir wissen, wie Treitschke schon 1871 gesagt hat, dazu „bereit" sein. Wir und unsere Volksgenossen im Reich werden aber nur dann rechtzeitig alles beseitigen, was unseren Zusammenschluß verhindern kann, und anstreben, was ihn fördert, wenn er unser offen und unausgesetzt betontes Ziel sein wird. Nur dann werden wir uns zunächst auf allen Gebieten zu nähern suchen, worin uns die Entente nicht hindern kann, die Spuren der langen Trennung beseitigen, kurz ein einiges Volk werden, um dann auch einen Staat zu bilden. Vorläufig sind wir noch weit davon entfernt, daß die Spaltung von 1866 restlos vergessen sei. Es gibt da noch viel zu tun, um den Anschluß glatt vor sich gehen zu lassen, wenn der Widerstand der Entente gebrochen. Deshalb dürfen wir die Werbearbeit für den Anschluß nicht einstellen, sondern müssen sie zielbewußt fortsetzen.

Politisch-wirtschaftliche Beobachtungen auf einer Reise durch Italien

Von

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Berlin

In den 22 Jahren, die dem Ausbruche des Weltkrieges unmittelbar vorausgingen, hatte ich Italien alljährlich mindestens einmal besucht, mehr als elf Jahre hindurch, als ansässiger Gast in Rom, mich geschichtlichen Studien gewidmet, hatte während des Weltkrieges, erst zu publizistischen Zwecken, dann als Ausschußmitglied der Deutsch-italienischen Vereinigung in Berlin, welche jetzt Trägerin der wirtschaftlichen Wiederannäherung zwischen den beiden Nationen sein will, aufmerksam die politisch-wirtschaftliche Entwicklung in Italien verfolgt. Im Herbste dieses Jahres habe ich mich zu einer mehrwöchentlichen Reise, der ersten nach dem Kriege, bis nach Rom und Neapel entschlossen.

Von Deutsch-Österreich her kommend, betrat ich das Land meines Reiseziels — um es gleich zu sagen, mit sehr schmerzlichen Gefühlen. Denn

Digitized by Google

sein Gebiet beginnt nicht mehr erst in Ala, als Grenzstation, sondern heut am Brenner. Daß Südtirol, dieses urdeutsche Land, unter eine Fremdherrschaft geraten mußte, machte auf mich einen tief erschütternden Eindruck. Ursprünglich wollte ich in Bozen Aufenthalt nehmen, dort Jugenderinnerungen auffrischen. Es war mir unter solchen Umständen für diesmal nicht möglich! Fort ins eigentliche Italien! Erst in Verona fühlte ich mich freier, fühlte ich mich wirklich in Italien!

Vor allem interessierte mich nun die wichtige Frage: Wie stehen die Italiener zur Zeit zu uns? Was haben wir in wirtschaftlicher Hinsicht von ihnen zu erwarten?

Nach meinen Beobachtungen in den von mir besuchten Städten und Plätzen ist die Grundstimmung bei der Hauptmasse der Bevölkerung uns gegenüber Gleichgültigkeit, allerdings wohlwollende Gleichgültigkeit ohne irgendwelchen Einschlag von Feindseligkeit oder von Verachtung; gerade letztere will aber mancher Landsmann erfahren haben. In Einzelfällen, besonders für Süditalien, trifft die Beobachtung zu, die nicht wenige in Italien ansässige, nunmehr zurückgekehrte Deutsche gemacht haben wollen, daß die Grundstimmung der Italiener uns gegenüber eine durchaus freundliche, sogar freundschaftlich herzliche sei, eingegeben und unterstrichen durch die Enttäuschungen, die ihnen die Entente bereitet habe, durch den Haß, den sie zur Zeit gegen die Franzosen empfinden zu dürfen meinen.

Nebenbei bemerkt sind leidenschaftliche Gefühlsausbrüche der Italiener gegen Frankreich erfahrungsgemäß von nur kurzer Dauer! Man denke an die ihnen von den Franzosen zugefügten Demütigungen anläßlich der Besetzung von Tunis (1881) und der Arbeiterunruhen bei Aigues Mortes (1893), anläßlich der Manoubaaffäre im Tripoliskrieg (1912). Frankreich bleibt die „sorella latina". Die angebliche „fratellanza latina" weiß der Franzose stets für seine Zwecke in geschickter Propaganda auszugestalten und für sich politisch auszunutzen. Der sonst so kühle und idealefrei an seinen Vorteil denkende Italiener läßt sich von dieser Seite leicht gewinnen.

Uns gegenüber verhält sich der Italiener abwartend. Was können wir ihm bieten? Er denkt nicht daran, sich an einen wirtschaftlichen Kadaver zu ketten. Daß er uns entgegenkommen will, hat er uns durch die Rückgabe der Dohrnschen Zoologischen Station in Neapel und des Archäologischen Instituts in Rom mit seiner wertvollen Bibliothek und den dazu gehörigen Gestellen allerdings bewiesen.

Ein weiteres Entgegenkommen bildet die Freigabe der sequestrierten kleinen deutschen Privatvermögen bis zur Höhe von 50000 Lire heutigen Wertes.

Aber es ist charakteristisch, daß jedes dieser äußerlich glänzenden Zugeständnisse recht bedenkliche Einschränkungen aufweist. So ist das freie Verfügungsrecht über die archäologische Bibliothek der deutschen Verwaltung genommen! Sie darf nicht aus Italien herausgebracht werden; sie ist uneingeschränkt der Benutzung der Italiener zugänglich, die auch Bücher nach

Digitized by Google

Hause entleihen können. Damit ist ihr Charakter als Präsenzbibliothek aufgehoben!

Die Freigabe der deutschen Privatvermögen erstreckt sich vor allem nicht auf Barguthaben, was schon für viele recht empfindlich ist; sodann wird bei der Berechnung der einzelnen Besitzgegenstände nach dem heutigen Werte die Grenze 50 000 Lire sehr schnell erreicht. Dazu treten noch mannigfache Verklausulierungen, die in der Praxis den greifbaren Wert jener Verordnung herabmindern.

Wie verträgt sich aber mit einem derartigen Entgegenkommen — denn als ein solches sind die erwähnten Verfügungen der italienischen Regierung jedenfalls zu betrachten — die Tatsache, daß diese, sobald die anderen Ententegroßmächte Forderungen gegen uns anmelden, prompt auf dem Platze erscheint, um auch ihrerseits auf jedem ihrer Feindesrechte gegen uns restlos zu bestehen? Sie begründet das mit der Erwägung, daß sie nur auf diesem Wege die Möglichkeit hätte, für uns mildernd, als geeigneter Mittler und Fürsprecher einzutreten; das wäre ihr in den Fällen benommen, in denen sie sich zurückzöge. Man kann den Italienern wohl das Zeugnis ausstellen, daß sie solche Möglichkeiten, in unserem Interesse zu wirken, nicht unbenutzt haben vorübergehen lassen. Ich erinnere hier im allgemeinen an die Tätigkeit Nittis als Ministerpräsidenten, und im einzelnen an die Mißbilligung des Ententeverbots der deutsch-österreichischen Anschlußbestrebungen von seiten der Italiener, denen dabei eine gemeinsame Grenze mit dem Deutschen Reiche in Aussicht steht, an das taktvolle Auftreten der italienischen Kontroll- und Besatzungsbehörden in den ostpreußischen, oberschlesischen und kärntischen Abstimmungsgebieten, in denen sie keine Vergewaltigung des Deutschtums duldeten, endlich an das jüngste Beispiel, an den unverhohlenen Unwillen von italienischer Seite gegen die Forderung Frankreichs nach Abgabe von 810 000 Milchkühen. —

Daß Italien mit uns Deutschen keinen Grund der Mißstimmung oder gar des Zwistes gehabt habe, sondern daß nur der alte Widersacher Österreich, dessen Versprechungen nicht zu trauen gewesen wäre, den Anlaß zum Eintritt Italiens in den Krieg geliefert habe; diese Auffassung ist mir immer wieder von italienischer Seite vorgetragen worden. Sofern nicht, wie in manchen der gebildeten Stände, durch die Enttäuschungen, die die Italiener bei ihren Ententebrüdern gefunden haben, eine allgemeine Abneigung gegen fremde Elemente überhaupt Platz gegriffen hat, die dann auch uns Deutschen gilt, schwebt gerade in jenen Kreisen eine nähere wirtschaftliche Verständigung zwischen Italien, Deutschland und — Rußland vor.

Dabei macht sich die geschichtlich begründete Überzeugung geltend, daß Italien, wie schon in den Zeiten der Hohenstaufen, der Habsburger Vorherrschaft und des Dreibunds, den sichersten wirtschaftlichen Rückhalt nur in Zentraleuropa finden kann.

Da dürfte vielleicht manchem Italiener heute der Anblick des riesigen Trümmerhaufens auf dem Kapitol peinlich sein, der die Stelle des stolzen

Digitized by Google

Palazzo Caffarelli bezeichnet, in welchem einst alljährlich zu Kaisers Geburtstag begeisterte Hochs, ausgebracht vom Hausherrn, dem deutschen Botschafter, nicht bloß auf den deutschen Monarchen, sondern auch auf den verbündeten König Italiens erklangen. Von den Goldschätzen des Altertums, die in den Reden und Artikeln der Kriegshetzer eine so unheilvolle Rolle spielten und deren Hebung aus den Fundamenten des unter dem Caffarelli schlummernden Jupitertempels den bedrängten italienischen Steuerzahlern so überaus willkommen wäre, hört man schon lange nichts mehr! —

Was kann nun aber Italien von deutscher Seite geboten werden?

Der Italiener ersehnt die Wiederaufnahme regelmäßiger Industrie- und Handelsbeziehungen mit uns. Er ist warenhungrig. In seinem Gefühle der Enttäuschung wendet er sich ab von der Entente, mit der er zwar noch politisch verbunden, von der er jedoch durch seine ungünstigen Valutaverhältnisse wirtschaftlich getrennt ist. Er erinnert sich der Rolle Deutschlands vor dem Kriege als Industrievormacht, der deutschen Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit im Handelsverkehr.

Von den bisher feindlichen Staaten bietet uns als erster Italien die Hand. In unserer gegenwärtigen Lage, angesichts des unerträglichen Druckes von seiten der anderen Staaten, vor allem des hysterisch in Rachsucht wütenden Frankreichs, ist das keineswegs abzuweisen.

Aber verhüten wir Enttäuschungen! Wir müssen leider sagen: weitere Enttäuschungen! Denn solche sind italienischen Kaufleuten und Fabrikanten, die deutsche Waren bestellt haben, nicht erspart geblieben! Infolge der sich ständig wiederholenden Arbeiterstreike werden die Lieferungstermine nicht eingehalten. Wegen der unaufhaltsam wachsenden Lohnforderungen werden die ausbedungenen Preise nachträglich um ein Mehrfaches erhöht. Dazu kommen noch die etwas gar zu schematisch eingeführten Valutazuschläge, bei denen auf die inzwischen verschlechterte italienische Valuta keine Rücksicht genommen wird, und sonstige Erschwerungen durch die Exportstellen. Obendrein wird womöglich Schundware geliefert, weil der deutsche Fabrikant sich nicht mit dem einst üblichen angemessenen Gewinn begnügen will, sondern, durch Kriegsgewinne verwöhnt und verwildert, allzu habgierig auf seinen Vorteil sieht. Das Schieberunwesen macht sich geltend!

Und die Folge? Einmal sind dadurch viele deutsche Industrieerzeugnisse viel teurer geworden als die entsprechenden anderer Herkunft, vor allem als die der italienischen Industrie, welche, was man in Deutschland zu wenig zu beachten scheint, während des Krieges stark aufgeblüht ist. So beginnt die deutsche Konkurrenz auf einem Markte, der ihr jetzt äußerst günstig ist, zu einem guten Teile durch eigene Schuld verdrängt zu werden, da sie vergißt, daß es vor allem und zuerst auf die Schaffung eines großen Umsatzes ankommt. Gegen die „deutsche Ausbeutung" durch Preise und Valutazuschläge beginnt man in italienischen Kreisen scharf Stellung zu nehmen. Entschließen unsere Produzenten sich nicht sehr bald zur unbedingten Rückkehr zu den

Digitized by Google

alten reellen Geschäftsgrundsätzen, die uns Deutsche einst unantastbar berühmt gemacht haben, wollen unsere Handelskreise nicht schleunigst die für Italien jetzt nicht mehr angebrachten Valutazuschläge u. dgl. aufgeben,[1]) so hat Deutschland in Bälde mit dem Verluste dieses von Hause aus vielversprechenden und außerordentlich aufnahmefähigen Absatzgebietes, wie gesagt, des ersten unter den uns bis jetzt feindlichen Nationen, zu rechnen. Ein Gewinn und eine Kräftigung für die Konkurrenznationen England, Frankreich und Amerika! Gleichzeitig ein neues Anreizmittel, die italienische Industrie weiter zu stärken, zu ihrem Schutz und zu ihrer Weiterentwicklung neue Schutzzollmaßregeln einzuführen.

Dabei soll aber keineswegs behauptet werden, daß bei den schon vorgekommenen Trübungen in den neu aufgenommenen Beziehungen zwischen den beiden einst verbündeten Nationen etwa die italienischen Besteller und Auftraggeber so ganz schuldlos wären. War der Stand der deutschen Valuta ihnen inzwischen ungünstig geworden, so scheuten sie sich nicht, unter irgendeinem, mitunter recht fadenscheinigen Vorwand ihre Aufträge zurückzuziehen, das betreffende Geschäft für ungültig zu erklären. Die Einsetzung von Schiedsgerichten zur Schlichtung derartiger Streitigkeiten dürfte auf gereizte Stimmungen hüben und drüben mildernd wirken; tatsächlich sind wenigstens die Klagen auf italienischer Seite stark zurückgegangen, wohl in Erkenntnis der Schwierigkeiten in der Lage der deutschen Fabrikanten und Produzenten, vielleicht bei manchen im Gefühl des gleichen Schuldbewußtseins.

Am meisten zu leiden haben unter dieser geschäftlichen Lage, unter der Zurückhaltung, dem Abwarten der maßgebenden italienischen Kreise, unsere braven Auslandsdeutschen in Italien, sie, die uns gerade als Kenner der italienischen Handelslage so viel nützen können, als Pioniere, die die dortigen Verhältnisse viel besser und leichter übersehen können als wir in der nordischen Heimat. Ihre Vermögen sind im Kriege sequestriert worden; davon werden jetzt, wie schon oben erwähnt, Werte bis zu 50 000 Lire freigegeben.

Die endgültige Herausgabe der deutschen Privatvermögen, zum wenigsten derjenigen, die nicht in große geschäftliche Unternehmungen investiert sind — welche allerdings stets das Unbehagen, den Neid des Italieners erregt haben —, würde die Quelle einer Fülle von Plackereien und Streitigkeiten aus der Welt schaffen. Denn die Verwaltung vieler Sequestratoren hat Anlaß zu solchen zur Genüge gegeben, manche Prozesse werden die Folge bilden.

---

[1]) Ein sonst sehr deutschfreundlicher Italiener, Leiter eines chemischen Laboratoriums in Rom, beklagte sich mit Recht bei mir, daß er auf einer Geschäftsreise in einem Berliner Durchschnittshotel für eine Nacht allein für Logis 85 Mark habe zahlen müssen! Also 34 Lire! Für weniger als den vierten Teil, für 8 Lire, habe ich in Rom ein anständiges Nachtquartier in einem guten Hotel gehabt! Dieser Vergleich ist schon bezeichnend genug! Und wie erst stellen sich für Ausländer die Preise in den ersten Hotels Berlins!

Digitized by Google

So wird noch für lange das Leben der italienischen Auslandsdeutschen verbittert, die gerade Hauptvermittler so freundlicher Handelsbeziehungen sein sollen, wie sie eben der Italiener erstreben dürfte. Vielleicht läßt er sich in dieser Hinsicht zu einem großzügigen Schritte bestimmen; viel hängt dabei auch davon ab, wie sich der neue deutsche Botschafter in seinem neuen Wirkungsgebiete einzuführen weiß. Die unrichtige Behandlung der, bei aller Liebenswürdigkeit in den Umgangsformen, hinsichtlich ihres Nationalstolzes leicht verletzlichen Italiener von seiten mancher unserer Diplomaten bildete früher ein bedenkliches und folgenschweres Kapitel in der Geschichte der bisherigen deutsch-italienischen Beziehungen. Auf die unheilvollen Fehler der deutschen Politik bei Behandlung Italiens in den kritischen Juliwochen des Jahres 1914 sei hier nicht näher eingegangen!

Müssen auch die Auslandsdeutschen in Italien um die Wiedererlangung ihres Eigentums einen durch kleinliche Intrigen und Enttäuschungen verbitterten Kampf führen, so sind doch diejenigen von ihnen, welche wieder unter dem klaren, sonnigen Himmel Italiens ihren Wohnsitz nehmen, froh, dort leben zu können — froh, den krausen und niederdrückenden Verhältnissen in Deutschland den Rücken gekehrt zu haben. Verdenken kann ich es ihnen nicht; aber verstimmt hat mich diese Beobachtung jedesmal, wann mir ein solcher Entschluß mit inniger Befriedigung mitgeteilt worden ist.

Fester verankert und unerschütterlicher ist das Nationalbewußtsein bei dem Italiener, auch beim radikalsten Sozialisten. Darüber sei man sich in den interessierten Kreisen in Deutschland klar! So waren sozialistisch-radikale Demonstrationen für den 20. September d. J. in Aussicht genommen, anläßlich der Feier der 50. Wiederkehr des Tages der Einnahme des päpstlichen Roms durch die Truppen Viktor Emanuels II. Rote Fahnen sollten flattern! Aber statt ihrer sah man nur die nationale Flagge, auch in den Demonstrationszügen, die eine durchweg patriotische Form angenommen hatten.

Die italienische Arbeiterschaft hat in der genossenschaftlichen Bewegung zweifellos einen bedeutsamen Erfolg errungen. Die angestrebte Produktionskontrolle, welche die Funktionen der Arbeit besser zur Geltung bringen wird, ist ihr durch das in Aussicht gestellte Betriebsrätegesetz im großen und ganzen zugesagt worden. Daß dieses in der Praxis nicht eine gar zu radikale Ausführung finde, dafür wird ein so gewandter Staatsmann wie der Ministerpräsident Giovanni Giolitti sorgen.

Aber schon zeigen sich bedenkliche, für die radikal angehauchte Mitwelt überraschende Folgen der Arbeiterbeteiligung an Fabrikleitungen in Italien. Eine dortige Weltfirma hatte einen großen überseeischen Auftrag zu erledigen. Nach dem Eindringen der Arbeiter in die Fabriken zogen es jene Auftraggeber vor, von dem Geschäft zurückzutreten, weil sie zu der sachgemäßen Ausführung der Bestellung kein Vertrauen mehr hätten, da ja nunmehr die rein technische Kontrolle durch eine solche von Arbeitern ersetzt sei, die für eine exakte Ausführung nicht genügende Garantie böte. Jene Weltfirma soll inzwischen riesige

Digitized by Google

Terrainankäufe in Amerika vorgenommen und dort Verhandlungen angeknüpft haben, die die Verlegung ihrer großen Fabrikanlagen nach Amerika vermuten lassen. Für die italienische Arbeiterschaft dürfte das ein furchtbarer Schlag sein, um so mehr, wenn dieses Beispiel Nachahmung finden sollte.

Die sozialistischen Bewegungen werden in Italien gemeinhin mit blendendem, zumeist stark theatralischem Apparat, mit Besetzung von Fabriken, Mietshäusern usw., inszeniert, beunruhigen die öffentliche Meinung, besonders im fernen Auslande, verlaufen aber nach einiger Zeit weit harmloser, als der mit den Landesgewohnheiten weniger vertraute fremde Zeitungsleser, der bereits den Ausbruch einer Revolution in Italien befürchtet, es vorher vermutet. Viel trägt jetzt auch dazu die Enttäuschung bei, welche der kürzlich ins Sowjet-Rußland gefahrenen italienischen Sozialistendeputation dort beschieden war.

Für jeden Italiener, wie er auch zur Institution des Königtums von seinem Parteistandpunkte aus stehen mag, ist der Träger der Krone, ganz abgesehen von der Persönlichkeit des Monarchen, in erster Linie der Vertreter der Nation, und als solcher darf er nicht beleidigt werden; für jeden ist die Flagge Italiens das Symbol der Nation.

Ein gewisses nationales Selbstbewußtsein prägt sich auch in den großen Staatsgebäuden und Monumenten aus, die in Rom in den letzten Jahren ausgeführt worden sind. Dem vor dem Weltkriege vollendeten Justizpalast und dem Viktor-Emanuel-Denkmal sind während des Krieges der Ausbau des Parlaments mit den benachbarten Neubauten und Umgestaltungen, sowie der riesige Neubau des Ministeriums des Innern und einiger sonstiger Ministerialbauten gefolgt.

Das italienische Nationalbewußtsein in höchster Potenz verkörpert natürlich die Armee. Offiziere und Soldaten erscheinen äußerlich in weit strafferer Disziplin als vor dem Kriege; mir erweckten sie dabei wehmütige Erinnerungen an unsere einstigen vorbildlichen militärischen Einrichtungen, die gerade unsere Feinde so geschickt zu ihrem Vorteil nach- und weiter ausgebildet haben. Unverrückbares, angeborenes Nationalempfinden vom einfachsten Arbeiter bis zur obersten Spitze der Regierung. Es ist unrichtig, zu meinen, Giolitti sei uns Deutschen aus besonderen persönlichen Empfindungen heraus ausnehmend wohlgesinnt. Seine Regierungsmaxime ist lediglich von den Interessen seines Landes und seines Volkes eingegeben. Italien muß sich in seiner, im Gegensatz zu den Dreibundszeiten stehenden gegenwärtigen Stellung, bei seiner Abhängigkeit von den mächtigen Ententegenossen, vor allem ein Verhalten zu Frankreich schaffen, mag zur Zeit der Ingrimm gegen dieses in der Bevölkerung noch so groß sein. Eine Änderung darin könnte nur ein Systemwechsel Englands bringen, wie ja Italiens politische Situation stets und in erster Linie von England abhängig ist. Das war schon zu den Zeiten des Dreibunds der Fall! Und es war ein Kardinalfehler der deutschen Politik, den Dreibundvertrag mit Italien zu erneuern, dabei

Digitized by Google

aber die Erhaltung freundlicher Beziehungen zu England zu vernachlässigen. Eine kühle und unparteiische Erwägung dieses Angelpunktes in der italienischen Politik läßt uns bedeutend milder über den Stellungswechsel bei Ausbruch des Weltkrieges denken, über den noch so viele unserer Landsleute ein gar zu einseitiges Verdammungsurteil fällen.

Lernen wir aber das eine vor allem von den Italienern: sich ihnen gegenüber ebenso kühl und berechnend zu verhalten, wie sie es uns gegenüber tun. Laufen wir niemandem nach! Zeigen wir durch unser ganzes Auftreten, nicht verletzend aufdringlich, aber in ruhiger Würde, daß wir Mitglieder der in allem Unglück noch großen deutschen Nation sind. Wir dürfen stolz auf unseren Heldenkampf im Weltkriege sein! Vergessen wir das nicht! Entwürdigen wir uns nicht, nur weil es die Entente so will!

In unserer gegenwärtigen Lage haben wir noch mit einer Tatsache zu rechnen, die mir vielfach im Gespräche klar geworden ist und die leider geeignet ist, eine gegenseitige Verständigung zu erschweren. Der Italiener steht in seinen Anschauungen über alle mit dem Krieg im Zusammenhange stehenden Fragen leider noch fast völlig unter der Herrschaft der französisch-englischen Propaganda. Er ist schwer davon abzubringen, daß Deutschland den Krieg gewollt und allein verschuldet hat — trotz mancher kühl die wirklichen Tatsachen zusammenstellenden Artikel in italienischen Blättern.

Zum Schlusse sei noch kurz erwähnt, daß hingegen eine für Deutschland günstige, ja wohlwollende Stimmung zur Zeit im Vatikan vorherrschend ist. Ich habe sie nicht nur vor allem bei Papst Benedikt XV. selbst gefunden, der mir eine Privataudienz gewährte, in der die gegenwärtige Lage in Deutschland Hauptgegenstand der Unterhaltung war, sondern auch bei geistlichen und weltlichen Würdenträgern der Kurie, mit denen ich bei jener Gelegenheit zusammenkam. —

Die Wiederaufrichtung unseres daniederliegenden Vaterlandes zu unterstützen, sind in dem uns seit alters her so vertrauten Lande Italien viele Kräfte bereit, im Vertrauen auf unsere Zukunft, auf unsere vielbewunderte Organisationskraft, auf unsere Initiative, auf unsere baldige wirtschaftliche Gesundung und Erstarkung.

An uns liegt es, diese Bereitwilligkeit und diese Kräfte geschickt, rechtzeitig und — in ehrlicher Arbeit zu nutzen und zu verwerten! Denn nur moralische Unanfechtbarkeit bei Regierungs- und bei Handelskreisen in unserem Verkehr mit dem uns zum friedlichen Warenaustausch geneigten Auslande kann uns dessen dauerndes Vertrauen und dauernde Geneigtheit wieder verschaffen!

Das ist eine Erkenntnis, die ein Italienfahrer, der seine Beobachtungen an Ort und Stelle zu machen sich bemüht hat, hoffnungsvoll mit nach Hause bringt. Und was findet er zu Hause? — Streiks!

Wann wird der deutsche Michel, der viel gehorsamer nach Osten hört als sein italienischer Genosse, zur besseren Erkenntnis dessen, was ihm wirklich frommt, wann — zur Vernunft erwachen?

Digitized by Google

Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr

Von

Georg Heinrich Hartmann

I

Der Feldzug in Kurland

Um die Mitte des Februar 1919 verließ ich mit dem früheren norwegischen Kauffahrteidampfer „Atte Jarl" den Stettiner Hafen. Das Schiff war während des Weltkrieges gekapert und zu einem Minensuchboot oder dergleichen umgewandelt worden. Es trug noch deutlich die Spuren der Kieler oder Wilhelmshavener Matrosenrevolten an sich. Alles, was nicht niet- und nagelfest war oder einigen Wert zu haben schien, fehlte. Ein deutliches Symbol von Wesen und Art der dunklen und geheimnisvollen Mächte, gegen die zu kämpfen sich auch die wenigen Passagiere entschlossen hatten. Denn was in Stettin und Swinemünde an Bord ging, beabsichtigte in die Baltische Landeswehr einzutreten, um gegen die sich langsam der deutschen Grenze nähernden bolschewistischen Heere zu fechten. Nach sechsunddreißigstündiger Fahrt erreichten wir gegen Abend Libau, dampften an englischen Kriegsschiffen vorüber und legten neben einem großen deutschen Transporter an. Beamte, deren wenig gepflegtes Äußere auffiel, kamen an Bord, um Gepäck und Papiere zu prüfen. Als ich an Land ging, hielt das Gefühl, als schwanke der Boden noch immer unter mir, lange an. Waren es die Nachwehen der stürmischen Fahrt oder wankte nicht wirklich alles in diesem neugegründeten Staate Latwija von der Entente Gnaden und Deutschlands Fehlern? War nicht ganz Europa ein Schiff, das führerlos zwischen Klippen segelte, in stürmischen Gewässern ziellos einem unbekannten Schicksal zu?

Das Ufer war dunkel. Nirgends brannte Licht. Eine mühsam aufgetriebene Droschke brachte mich zu einem phantastischen Preise in das Innere der Stadt.

Als die deutsche Revolution ausbrach, geriet bekanntlich die ganze deutsche Ostfront, anfänglich ohne angegriffen zu werden, ins Wanken. Die Bolschewisten, welche hierauf nur gewartet hatten, rückten schnell und an vielen Punkten auf einmal vor. Sie fanden geringen Widerstand. Einige, namentlich Kavallerieabteilungen, schlugen sich zwar tapfer, die meisten aber zogen sich kampflos zurück oder verhandelten in unwürdigster Weise mit dem Gegner. Die Oberleitung versagte, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen. Überall konstituierten sich die Randstaaten. Der deutsche Vertreter in Riga hatte nichts eiliger, als die Latwija und Eesti anzuerkennen. Um dem einbrechenden Feinde, der von Pleskau und Dünaburg in der Richtung auf Riga vorging, zu begegnen, wurden Frei-

Digitized by Google

willigenformationen aus Einheimischen gebildet. Es gab baltische, lettische, russische und im Norden estnische Kompagnien. Ohne Unterstützung Deutschlands mit Geld, Bekleidung und Instruktoren war dies für den südlichen Teil des Baltikums nicht möglich. Sie erfolgte aber zögernd und unentschlossen. Ein englisches Zerstörergeschwader fuhr in die Düna. Man glaubte allgemein, es würde die Stadt zu schützen suchen. Die lettischen Kompagnien meuterten und mußten durch die Schiffsgeschütze, nachdem die baltischen Abteilungen sie umzingelt hatten, zur Waffenstreckung gezwungen werden. Der Feind rückte näher heran. Flüchtlinge strömten in die Stadt, tausende verließen sie zu Schiff und mit der Bahn. Die deutschen amtlichen Stellen suchten die Panikstimmung zu beheben, indem sie versicherten, daß Riga gehalten werden würde. Die unausgebildete und schlecht gerüstete Landeswehr, so wurde die baltische Formation genannt, ward dem Feinde entgegengeschickt. Bei Hinzenberg, 100 Werst nordöstlich von Riga, kam's zu einem Treffen. Die Landeswehr hatte starke blutige Verluste und verlor Geschütze. Rigas Schicksal war besiegelt. Der Bolschewismus erhob in der Stadt selbst sein Haupt. Lettisches Proletariat und deutsche Soldaten begannen zu plündern. Was konnte, rettete sich. Als erste die Regierung, die ihren Sitz nach Libau verlegte, d. h. vorerst gingen nur zwei Minister dahin. Die anderen brachten sich in Deutschland, England und anderen Ländern in Sicherheit. In der Nacht vom 1. auf den 2. Januar 1919 wurde Riga geräumt. Die deutschen und baltischen Truppen marschierten auf der schnurgeraden Chaussee nach Mitau. Ein großer Teil der Bevölkerung begleitete sie. Der Bolschewismus war ein Weltproblem geworden. Unheimlich und drohend erhob er sein nach Westen gerichtetes Haupt und seine Horden folgten den Abziehenden auf dem Fuße. Wenige Tage später ereilte Mitau das Schicksal Rigas. Fast alle kurländischen Städte gingen verloren. Jeden Tag konnte die Windaulinie, die letzte starke Stellung vor der deutschen Grenze, überschritten werden. An vielen Stellen hatten die Bolschewiki, Schrecken und Grausen um sich verbreitend, sie bereits besetzt. Unter ständigen Rückzugsgefechten und trotz größter Entbehrungen war es gelungen, aus der Landeswehr eine tüchtige Truppe zu bilden, deren Zahl und Brauchbarkeit mit jedem Tag wuchs. Aus deutschen Freiwilligen wurde eine halbwegs brauchbare Truppe, die sogenannte Eiserne Division, zusammengestellt. Die wenigen lettischen Formationen, soweit es sich um reine Offiziers- (frühere russische) oder Studentenkompagnien handelte, waren nicht schlecht. Außerdem erschienen später ständig wechselnde deutsche Freikorps verschiedener Qualität. Mit letzteren hielt die Landeswehr ganz besonders warme Kameradschaft. An der Spitze dieser Streitkräfte stand der bekannte Finnlandkämpfer Generalmajor Graf von der Goltz, mit dem Sitz in Libau. Ihm war anfänglich ein Soldatenrat beigesellt, von dem immer wieder behauptet wurde, er konspiriere mit der lettischen Regierung gegen die Okkupationsmacht. Die Entente war durch militärische und zivile Missionen vertreten. Die lettische Regierung war ganz unter deren Einfluß und fanatisch deutschfeindlich. Trotzdem mußte

Digitized by Google

sie mit der Okkupationsmacht arbeiten, da nur diese das Land zu schützen bzw. zu befreien vermochte. Zum Kampfe gegen die Bolschewiki meldeten sich nicht genügend lettische Freiwillige, und eine Zwangsmobilisation konnte nur in ganz beschränktem Umfange zugelassen werden, weil die Mannschaften fast durchweg dem Bolschewismus zuneigten. Die lettische Regierung besaß de facto nur noch zwei Kreise, und auch diese konnten jeden Augenblick verloren gehen, wenn die Balten und Deutschen nachgaben.

Ich ließ mich einkleiden und verließ am übernächsten Tag die Stadt mit der Libau—Hasenpother Kleinbahn. Auf dem Bahnhof sah ich zum erstenmal baltische Soldaten. Sie trugen deutsche Uniformen mit blauweißer Einfassung und machten einen militärischen Eindruck. Am Nachmittage traf ich im Städtchen Hasenpoth ein und begab mich auf die Kommandantur, wo ich einigen, gleichfalls eben eingetretenen Bekannten begegnete. Es sei hier gleich bemerkt, daß die Bezeichnung Soldat in der Landeswehr nicht existierte. Es gab nur Freiwillige, Feldmeister und Oberfeldmeister. Die Offizierschargen hießen Kornett, Rittmeister und Kommandeur. An der Spitze stand der Oberbefehlshaber der Baltischen Landeswehr, damals seit kurzem der preußische Major Fletscher. Wir speisten bei einem bekannten Gutsbesitzer und fuhren auf einem Leiterwagen nach dem etwa 37 Kilometer entfernten Goldingen ab. Auf dem Wege begegneten uns Kolonnen mit abgetriebenen Pferden, die sich auf der schneeverwehten Straße abmühten. Von der Landbevölkerung war wenig zu sehen. Am Abend näherten wir uns dem Reiseziel. Das Städtchen war bereits einmal genommen, dann wieder verloren und nur vor wenigen Tagen nach einem für die Bolschewiki sehr verlustreichen Kampfe endgültig erstürmt worden. Es lag aber noch zeitweise unter ihrem Feuer. Der lettische Kutscher beachtete den Anruf des Postens nicht und wollte weiterfahren, worauf dieser sofort anlegte. Mit einiger Mühe gelang es uns, ihn durch Zurufe von unseren friedlichen Absichten zu überzeugen. Eine Leuchtpatrone erleuchtete die stille Winterlandschaft weit über die gefrorene Windau, die uns vom Feinde trennte, bis zu den dunklen Wäldern hin, wo „sie" verborgen waren. Ein beklemmendes Gefühl nahm mich gefangen. Wir kämpften nicht nur gegen Menschen, nein, gegen eine Weltanschauung, die fremd und wunderbar von Osten kam und deren Taten bei jedem, der sie gesehen, den Gedanken hervorrief, daß das Böse an sich herabgestiegen auf die Erde, um die Menschen zu verfolgen und zu peinigen. Das Krachen einer Handgranate ertönte aus der Ferne. Der Bolschewistenkrieg hatte auch für mich begonnen. Durch die mit Häusertrümmern eingefaßten Straßen gelangten wir an einen Gasthof, dessen Name mir entfallen, in dem die Stäbe der Stoßtruppe, Kommandeur Baron Hans Manteuffel, und der Detachements Graf Eulenburg lagen. Es herrschte eine erregte Stimmung. Vor wenigen Stunden war der erstere nach dem 60 Kilometer entfernten Windau gerückt, dessen Einnahme man am folgenden Morgen erwartete. In beiden Stäben fand ich zu meiner Freude eine Reihe alter Bekannter und Freunde wieder, mit denen ein angenehmer Abend ver-

Digitized by Google

bracht wurde. Den folgenden Tag benutzte ich, um mir das Leben und Treiben im Städtchen anzusehen. Hier exerzierten eben eingetretene Rekruten, wobei die guten Schußleistungen der Kolonisten[1]) auffielen, dort kamen oder gingen endlose Podwodden (Bauernfahrzeuge). Auf viele Meilen im Umkreise wurde die Bevölkerung hierzu aufgeboten, eine für das seines Pferdebestandes während des Weltkrieges fast völlig beraubte Land sehr drückende Leistung. Gefangene Bolschewiki wurden dem Kriegsgericht zugeführt. Bei den furchtbaren Greueltaten, die sie begangen, konnten sie auf Schonung kaum rechnen. Die Stimmung war eine gehobene. Nach dem langen Rückzuge, Entbehrungen und schlechten Quartieren konnte man sich bei verhältnismäßig besserer Verpflegung endlich erholen. Zur großen Freude aller traf gegen Abend die Nachricht ein, daß Windau gefallen und der Feind empfindlich geschlagen sei. Unsere Verluste waren erträgliche. Wir konnten aber bei dem ungenügenden Ersatz auch keinen Mann missen. Teile der Stoßtruppe und ihr Kommandeur hatten sich rühmlich hervorgetan. Letzterer ganz besonders bei Überrumpelung der Vorposten auf dem Gute Suhrs. Unser Stab beschloß, mich mit Aufträgen nach Windau, wo sich auch der Oberbefehlshaber befand, zu senden. Da zwischen beiden Orten sich kein von uns besetzter Punkt befand, so konnten die Bolschewiki die Straße überall nach Belieben sperren. Zu meiner Bedeckung erhielt ich zehn Mann Infanterie auf Wagen und fünf Reiter. Bei eisiger Kälte brachen wir auf. Sehr bald nahm uns ein scheinbar endloser dunkler Tannenwald auf. Gegen Mittag rasteten wir in einem Gesinde (Bauernhaus), wo die Bewohner uns Milch und Eier gaben. Auch gelang es uns, frische Pferde zu finden, so daß wir ungehindert bei einbrechender Dunkelheit in Windau eintrafen. Im Gegensatz zu dem idyllisch gelegenen, an eine kleine deutsche Stadt erinnernden Goldingen mit seiner alten baltischen Kultur und den umwohnenden Kolonisten, ist der Hafenort Windau mit seinen geschmacklosen Ziegel- und Holzbaracken, seiner radikalen, unzuverlässigen Einwohnerschaft wohl die unsympathischste kurländische Stadt. Ich kam gerade zur Zeit, um an einem Essen teilzunehmen, das der Kommandeur Manteuffel mit seinen Offizieren dem Befehlshaber Fletscher gab. Hier sah ich zum ersten Male den Mann wieder, der seinen Namen mit ehernen Lettern in die Geschichte seiner Heimat gegraben. Einer alten baltischen Adelsfamilie angehörend, war er bei Ausbruch des Krieges als Freiwilliger in ein bayerisches Kavallerieregiment getreten, hat dort und bei der Infanterie mit größter Auszeichnung auf allen Kriegsschauplätzen gefochten und war mehrfach verwundet worden. In den letzten Dezembertagen des Jahres 1918 trat er in die Landeswehr. Der bisherige Kommandeur der Stoßtruppe genoß deren volle Zufriedenheit nicht. Sie wählte an seiner Stelle Manteuffel.

---

[1]) Kolonisten sind aus der Wolgagegend und Südrußland stammende deutsche Bauern, die von kurländischen Großgrundbesitzern unter größter Schwierigkeit zwischen 1907 und 1914 in vielen Teilen des Landes angesiedelt wurden!

Digitized by Google

Nachstehendes gebe ich aus meinem Tagebuch wieder:

Windau, den 2. März. Gestern fand im Stabsquartier des Kommandeurs der Stoßtruppe ein Essen für Major Fletscher statt. Dabei hörte ich näheres über die Einnahme. Die Bolschewiki zu überraschen, gelang nicht so vollständig wie bei Goldingen. Trotzdem schätzt man ihren Verlust auf mindestens 200 Tote. Wir haben unsere Front so verlängert, daß wir sie nicht vollständig besehen können. Nur einzelne Punkte werden gehalten. Ich besuchte das Lazarett, wo von uns nur noch ein Schwerverwundeter liegt. Die anderen sind bereits zu Schiff nach Libau abtransportiert worden. Im Lazarett sprach ich die wenigen Überlebenden der bei Windau gefangenen Leute von der Eisernen Division. Etwas über hundert Mann mit einem Offizier waren so sorglos gewesen, daß sie sich beim Rückzug in Windau einfach überrumpeln ließen. Die Bolschewiki sagten ihnen Schonung zu und metzelten sie dann in der scheußlichsten Weise nieder. Hierbei taten sich besonders Weiber aus der hiesigen lettischen Arbeiterbevölkerung hervor. Die Leute, welche ich sprach, sollten auch umgebracht werden. Sie waren bei der Hinschlachtung aber nur verwundet worden. Man brachte sie ins Lazarett, um sie genesen und dann erschießen zu lassen. Der Arzt zog ihre Heilung künstlich hin und rettete ihnen damit das Leben. Auch verschiedene Balten sind ermordet worden, die letzten, der Oberförster Br. und sein Sohn, während wir anrückten. Letzterer lebte noch als wir ihn fanden, starb aber leider unter den Händen der Ärzte. Sein Bruder, der bei uns dient und auf ein Wiedersehen hoffte, steht nun vor zwei Bahren. Wie oft wird es noch so sein? Die Leiche des gefallenen Freiwilligen v. Sivers wurde aufs Schiff gebracht. In seiner Trauerrede wies der Kommandeur darauf hin, daß auch er einer derjenigen gewesen, die in den schlimmsten Zeiten ausgeharrt hätten und wenn auch fern der Heimat (Livland), so doch auf dem Wege zu ihr gefallen sei, denn aus dem Rückzuge seien wir zur Defensive, aus dieser zur Offensive übergegangen. Drei Salven krachten über den Sarg nach dem blauen Meere hin, das nun einen zur letzten Ruhe bringen sollte, nachdem es vor Jahrhunderten seine Ahnen denselben Weg hierher getragen, der „Terra Mariana" zu, die mehr Blut getrunken als irgendein anderer Fleck europäischer Erde.

Windau, den 4. März. Die Stadt macht einen vollständig toten Eindruck. Die Hafenanlagen mit dem riesigen Elevator wurden schon im August 1914 von den Russen gesprengt. Viele Häuser zerfallen langsam. Die Bevölkerungszahl ist gesunken. An allen Straßenecken kleben unsere Plakate, die die baltische Bevölkerung zum Eintritt in die Truppe aufrufen. Wir können unsere Abgänge endlich ersetzen. Morgen soll ich mit einem Auftrage nach Libau... Große Aufregung bei uns. Eben kommt die Botschaft, daß die Bolschewiki Goldingen mit starken Kräften angreifen und über den dort noch gefrorenen Fluß gehend, dabei sind, es einzuschließen. Die Truppen stehen bereits marschbereit da, um den weiten Weg nach Goldingen zurück zu machen zum Entsatz ihrer Kameraden. Nur eine schwache Garnison bleibt hier zurück. Unser Kommandeur würde lieber hier über die Windau gehen, um den Bolschewiki in den

Digitized by Google

Rücken zu kommen, aber er muß sich fügen. Es ist sehr kalt und wird anstrengend werden.

Libau, den 10. März. Wir hatten eine gute Fahrt entlang der kurischen Küste und kamen am Abend hier an. Auf der Reede lag die englische Zerstörerflottille, deren Scheinwerfer uns die ganze Zeit in ihrem Lichtkegel hielten. Man konnte die in unförmige Pelze gehüllte Wache deutlich sehen. Später kamen wir an einem estnischen Torpedojäger vorüber. Die Engländer haben verschiedene Gefechte im Finnischen Meerbusen gehabt und den Bolschewiki Schiffe abgenommen, von denen sie den Esten einige kleine überließen. Die Engländer erlauben ihren Mannschaften fast gar nicht an Land zu gehen. Trotz des sehr kalten Wetters und der unruhigen See liegen die Schiffe nicht im Hafen, sondern bleiben auf der Reede. Auch ein Franzose ist hinzugekommen. Flottenstation ist Kopenhagen. Alle acht Tage wechseln die Schiffe. Sir Cowan, der befehligt, ist humaner als seine Regierung und wäre einem Unternehmen auf Riga mit Unterstützung seines Geschwaders scheinbar nicht abgeneigt. Von der Front gute Nachrichten. Als der Entsatz aus Windau ankam, war der Angriff schon abgeschlagen und der Feind verschwunden. Schade, daß der Plan des Stoßtruppkommandeurs, dem Feinde in den Rücken zu fallen, nicht ausgeführt wurde. Die Lage in Goldingen war eine Zeitlang sehr kritisch, die Verluste merkwürdigerweise gering. Es heißt, daß eine Batterie deutscher Spartakisten, d. h. ehemaliger Kriegsgefangener, beteiligt gewesen ist, die gut schoß. Die Verteidigung leiteten der Bruder des Kommandeurs und der Stabschef der Stoßtruppe Rittmeister Girgensohn. Letzterer entstammt einer ursprünglich baltischen Familie. Er verlor als Leutnant an der Westfront ein Bein. Trotzdem macht dieser verdienstvolle Offizier alles mit und reitet mit besonderer Schneid. Das schwach besetzte Windau wurde nun auch angegriffen. Die Besatzung ging zum Gegenstoß über und fügte dem Feinde Verluste bei. Für die Engländer wäre es ein leichtes gewesen, uns mit ihren Seestreitkräften bei Windau zu entlasten und jede Annäherung durch ihre Schiffsgeschütze unmöglich zu machen.

Libau, im April. Gestern war ein aufregender Tag. Plötzlich fuhr Artillerie auf. Infanterie und Maschinengewehre sperrten die Straßen. Heute ist alles wieder ruhig. Wir hörten folgendes. Glieder des Libauer Soldatenrates, die Front hat Gott sei Dank keinen, drangen in das Generalkommando und bedrohten den Oberkommandierenden Grafen Goltz, dessen Leben in Gefahr schwebte. Goltz ließ sich nicht einschüchtern, die Garnison wurde alarmiert, erwies sich im allgemeinen als zuverlässig und entwaffnete die Meuterer, ohne daß ein Schuß fiel. Der Soldatenrat verschwand darauf von der Bildfläche.

Von Libau begab ich mich wieder nach Goldingen zurück. In Hafenpoth herrschte reges Leben. Immer neue Kolonnen gingen an die Front. Von überall her strömten Bauern mit ihren Gespannen zusammen und wurden nach Goldingen dirigiert. Alles, was einigermaßen ausgebildet war, kam zu den

Digitized by Google

Truppen. Auf unserem rechten Flügel in Litauen hatte die Eiserne Division bereits mit der Offensive begonnen und nach blutigem, wechselnden Kampfe mit feindlichen Panzerzügen den Bahnhof Mosheiki genommen. Damals wie später verdarben unzuverlässige Formationen leider nur zu oft, was die guten erreicht hatten. An Gefechten nahm eine zugeteilte baltische Kavallerieabteilung ehrenvollen Anteil. Der Krieg in Litauen hatte einen anderen Charakter als in Kurland. Die katholischen Litauer sind weit weniger bolschewistisch gesinnt als die Letten und schlechtere Soldaten. Es gibt keine nennenswerte Formation litauischer Nationalität in der roten Armee. Am unzuverlässigsten ist das Gebiet zwischen Kowno und der deutschen Grenze. Der Kriegsschauplatz aber lag östlicher. Letten und Litauer lieben sich nicht. Erstere stellen die Kerntruppe der roten Armee dar. Sie sind tüchtiger als die Russen. Auch mehr „Gesinnungsbolschewiken". An allen Brennpunkten der roten Front wurden als Stoßdivisionen lettische Schützenregimenter eingesetzt. Ihnen soll Denikin seine Niederlage in diesem Winter zu verdanken haben. Auch als Kommissare stehen die lettischen Bolschewiki in hohem Ansehen. Lange war der Lette Watzheetis Oberkommandierender der roten Armee. Die litauische Zivilbevölkerung beteiligte sich im Gegensatz zu der lettländischen kaum am Kriege, auch gibt es keine „örtlichen Komitees". Auf dem Wege erfuhr ich, daß Oberst Kolpak, ein unbedeutender, aber achtbarer Mann, gefallen sei. Er kommandierte die weißen lettischen Regierungstruppen, von denen bereits die Rede war. Als früherer russischer Offizier trug er, wie viele andere, die hohe Lammfellmütze. Eine vorgehende deutsche Schützenkette hielt daher seinen Stab für Feinde und nahm ihn unter Feuer. Kolpak fiel, sein Adjutant wurde verwundet. Dieses bedauerliche Ereignis trug viel zur weiteren Verschlechterung der Beziehungen zwischen der lettländischen Regierung und der Okkupationsmacht bei. Erstere benutzte die pomphafte Leichenfeier für Kolpak zu deutschfeindlichen Demonstrationen. Sein Nachfolger wurde Kapitän, später Oberst, seit kurzem General Ballodis, der jetzige Oberbefehlshaber der lettischen Armee.

In Goldingen herrschte die gehobenste Stimmung. Es geht nach Riga, hörte man immer wieder sagen. Die lange Wartezeit hatte ein Ende. Tausende hofften wir zu befreien. Aus den vom Feinde besetzten Teilen drangen nur unsichere Gerüchte zu uns herüber. Das schlimmste aber erfuhren wir nicht. Ich war der Abteilung Graf Pappenheim, als des Landes und der Sprache einigermaßen Kundiger, zugeteilt worden. Pappenheim, ein junger bayerischer Kavallerieoffizier, hatte in jugendlicher Begeisterung an 70 Mann seiner Landsleute geworben und war mit ihnen den blau-weißen Fahnen (Farben der Landeswehr) gefolgt. Leider teilten die Leute den Idealismus ihres Führers nicht ausnahmslos. Viele hatte die Hoffnung auf müheloſen Gelderwerb und unblutige Abenteuer zu uns geführt. Als sie sahen, daß das Land bereits völlig ausgesogen, also dort wenig zu holen und es wohl Abenteuer, aber nur gefährliche gab, so drückten sie sich sehr bald. In der Landeswehr gab es

Digitized by Google

überhaupt viele reichsdeutsche Offiziere und Soldaten. Ohne erstere wäre die Kriegsführung unmöglich gewesen. Viele kamen von den edelsten Idealen erfüllt nach dem Baltikum. Angewidert von den heimischen Zuständen, wollten sie sich eine neue Heimat erkämpfen und freuten sich in eine Truppe zu kommen, bei der es noch Disziplin und Ehrgefühl gab. Manches erschien ihnen fremd und anders, als sie es zu Hause gewohnt waren. Aber sie fanden sich bald hinein und wurden mit die besten Stützen des guten Geistes, der die Landeswehr beseelte. Ähnlich lagen die Verhältnisse bei den reichsdeutschen Formationen. Es gab aber auch andere Elemente und leider nicht wenige. Schieber aller Grade und aller Art wirkten zersetzend auf die Reichsdeutschen und hindernd bei den Balten. Beim Stoßtrupp waren Vorsicht und Ansprüche so groß, daß kaum ein Offizier in entsprechender Stellung verwandt wurde, der nicht einige Zeit als Freiwilliger Dienst getan. Allerdings gehörten diese überwiegend den oberen sozialen Schichten an. Es gab Abteilungen, deren Mannschaft hinter keinem deutschen Friedensoffizierskorps zurückstand. Dies führte in vielem zu einer anderen, scheinbar äußerst demokratischen, wenn auch nicht weniger strengen Auffassung über Gehorsam und Disziplin. Letztere mit den sehr empfindlichen baltischen Ehrbegriffen, dem Hang zum Individualismus und zur Unabhängigkeit verbunden und zu etwas völlig neuem geschaffen zu haben, war eines der Hauptverdienste des Kommandeurs der Stoßtruppe. Major Fletscher brachte der baltischen Mentalität das weitgehendste Verständnis entgegen.

Am 12. sollte der Vormarsch beginnen. Die Marschroute der Landeswehr war Goldingen—Tuckum, der Reichsdeutschen Mosheiki—Mitau. Zwischen beiden marschierten die Letten über Frauenburg—Doblen. Weder in seinen Ausmaßen noch in der Taktik ähnelte dieser Krieg dem Weltkriege. Er war viel eher einer Expedition im Innern Afrikas vergleichbar. Deshalb konnten sich die deutschen Führer auch anfänglich in die baltische Kampfesweise, wenn sie auch deren Lehrmeister waren, nicht hineinfinden. Wir stießen viele Meilen vor, anfänglich stets ohne rückwärtige Verbindungen oder Etappe. Die Kavallerie an der Spitze, gefolgt von einem Teil der Artillerie. Dann kam die Infanterie auf Wagen. Marschiert wurde in der Nacht und am frühen Morgen angegriffen. Auf diese Weise wurden die merkwürdigsten Überraschungserfolge möglich. Die Truppe war allerdings oft so müde, daß sie selten zu energischer Verfolgung fähig war. Da es sich meist um die Einnahme von Städten handelte, war ein solches Vorgehen notwendig, um den Feind am Wegschleppen oder Hinschlachten des gutgesinnten Teiles der Bevölkerung zu verhindern. Die Landeswehr war in mehrere sogenannte Detachements gegliedert, d. h. kleinere ungeheuer bewegliche gemischte Truppenkörper. Der stärkste und erfolgreichste war der sogenannte Stoßtrupp der Baltischen Landeswehr. Sein Führer, der bereits mehrfach erwähnt worden ist, wurde kurzweg „der Kommandeur" genannt. Er war Meister und in gewissem Grade Erfinder der geschilderten Kampfesweise. An die dunkelsten Szenen afrikanischer Kriege aber erinnert

Digitized by Google

die Grausamkeit der Bolschewiki, d. h. sie übertrifft sie wohl um ein bedeutendes. Wer diese nicht an der „Arbeit" gesehen hat, kann sich eine Vorstellung davon nicht machen. Jedermann wußte, daß Gefangenschaft gleichbedeutend war mit Zutodegemartertwerden. Wir haben deshalb auch fast gar keine Gefangenen verloren, allerdings machten wir auch selten welche. Letzteres übte eine eigentümliche Wirkung auf die Kampfesfreudigkeit unserer Gegner aus. Lange wunderten wir uns, daß sie sich weit hartnäckiger gegen Deutsche schlugen als gegen die Balten. Durch Gefangene erfuhren wir folgendes: Die Balten geben keinen Pardon, deshalb muß man sich beizeiten in Sicherheit bringen und darf sie nicht nah an sich heranlassen. Nachdem die Deutschen aber ihre gräßlich verstümmelten Toten gesehen, wurden sie auch anders. Ich habe deutsche Soldaten gesprochen, die mir sagten: „In der Heimat sind wir Spartakisten, hier aber schlagen wir die Bolschewisten tot, wo wir sie finden." Ich möchte ausdrücklich betonen, daß ich nie von irgendwelchen Grausamkeiten bei der Landeswehr und vor allem von keinen Akten der persönlichen Rache gehört habe. Unser Sanitätswesen war trotz guter opferfreudiger Ärzte, besonders die jungen waren bewunderungswürdig, in einem kläglichen Zustande. Die Sterblichkeit unter den Verwundeten war groß. Wie bei jeder jungen Truppe kamen Verletzungen durch die eigenen Leute oft vor. Es fehlte an Medikamenten, Bekleidung, manchmal auch an Munition. Aber der Geist überwand alles. Wie oft habe ich sagen hören: „Unsere Vorfahren kamen vor 700 Jahren her, dem Lande das Christentum und westliche Kultur zu bringen, unsägliche Mühen und Entbehrungen haben sie erduldet, um ihr Ziel zu erreichen, wir müssen ihrer wert sein." Und sie waren ihrer wert, diese Freiheitskämpfer. Sie fochten nicht nur für die Heimat, sie verteidigten Westeuropa gegen den Osten. Sie schützten das hinter ihnen zusammenbrechende Mutterland vor der roten Invasion, die zeitweise viel näher war, als hier auch nur geahnt worden ist. Eine Kreuzzugstimmung herrschte. Fast alle fühlten sich bewußt als Kämpfer des guten Prinzips gegen das böse. Viele deutsche Kameraden wurden von diesem Geist ergriffen oder trugen ihn bereits in sich. Mancher Freikorpsführer suchte Fühlung mit uns. Große Pläne wurden gesponnen, weit über den Rahmen eines engherzigen chauvinistischen Nationalismus hinausgehend.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Gibt es Bewohner fremder Himmelskörper und sind vielleicht Beziehungen zu ihnen herstellbar?

Von

Professor O. Knopf (Jena)

Zwei Fragen werden dem Astronomen besonders häufig von Laien vorgelegt: Gibt es auch auf anderen Gestirnen Lebewesen, und wenn das der Fall sein sollte, könnte man mit ihnen in irgendwelche Verbindung treten? Welch herrliche Aussichten würden sich da nicht eröffnen, wenn man mit Geschöpfen anderer Planeten Meinungen austauschen könnte! Was würden wir nicht in Wissenschaft und Technik vielleicht alles von ihnen lernen können, mit ganz neuen, ungeahnten Kunstrichtungen würden wir voraussichtlich bekannt werden, die staatliche Ordnung, die aller Wahrscheinlichkeit nach sich auch bei ihnen herausgebildet hat, hat vielleicht eine höhere Stufe der Entwicklung erreicht als bei uns und kann uns als Vorbild dienen. Kant spricht in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" die Meinung aus, daß die Geschöpfe in körperlicher und geistiger Hinsicht vielleicht um so vollkommener seien, je weiter der von ihnen bewohnte Planet von der Sonne abstehe. Wer könne die Frage zu beantworten wagen, ob die Sünde ihre Herrschaft auch in den anderen Kugeln des Weltalls ausübe oder ob die Tugend allein ihr Regiment dort aufgeschlagen?

Mit Befriedigung und Stolz müßte uns im Falle einer Verständigung mit den Lebewesen anderer Planeten der Gedanke erfüllen, daß wir unseren Einfluß über die Erde hinaus erstrecken, daß wir durch unseres Geistes Kraft die Geschicke von Geschöpfen anderer Himmelskörper lenken könnten. Vielleicht würde manches mit Dank angenommen, vielleicht aber auch manche hirnverbrannte Idee, welche auf die Menschen berauschend zu wirken vermag, mit Hohngelächter zurückgewiesen werden.

Seitdem Kant im Jahre 1755 die oben angeführte Meinung aussprach, sind mehr als anderthalb Jahrhunderte vorübergerauscht und der Standpunkt, von dem wir heute über das Vorhandensein und die etwaigen Eigenschaften der Bewohner fremder Himmelskörper urteilen können, ist ein anderer und gesicherterer geworden. Die Entwicklungsgeschichte ist es, welche uns heute die Grundlage unserer Betrachtung liefert. Wurde früher der Mensch und ebenso natürlich der etwaige Bewohner eines anderen Himmelskörpers als das Resultat eines willkürlichen Schöpfungsaktes aufgefaßt, so daß die Frage nach der Existenz von Lebewesen auf fremden Gestirnen hinauslief auf die Frage, ob der Schöpfer auch auf fremden Himmelskörpern Lebewesen anzusiedeln für gut befunden haben möchte, so betrachten wir jetzt die Organismen als das Produkt einer natürlichen Entwicklung, und die Frage gestaltet sich daher viel einfacher so: Sind die Bedingungen auf anderen

Digitized by Google

Himmelskörpern derart, daß sich Lebewesen, besonders solche, mit denen eine Verständigung möglich wäre, dort entwickelt haben könnten?

Ob die Organismen nach der beispielsweise von Haeckel vertretenen Ansicht aus dem Anorganischen hervorgegangen sind oder ob sie, wie Arrhenius meint, gleich winzigen Stäubchen von Ewigkeit her im Weltenraum hin und her getrieben werden und gelegentlich einen Himmelskörper treffen, auf dem sie zu einer Weiterentwicklung gelangen, das braucht uns hier nicht zu kümmern. Wenigstens auf einem Teil der Himmelskörper, wo die Bedingungen für die Existenz von Lebewesen vorhanden waren, werden auch solche entstanden sein.

Als solche Himmelskörper, die Lebewesen beherbergen können, kommen die unzählbaren Fixsterne, die wir abends am Himmel bewundern, natürlich überhaupt nicht in Betracht, sie sind Sonnen von einer Temperatur von mehreren Tausend Grad und tragen daher kein lebendes Wesen. Anders steht es mit den Planeten und Monden, die wie die Erde den feurigflüssigen Zustand, in dem sie sich früher wahrscheinlich einmal befanden, längst hinter sich haben. Und wir dürfen dabei nicht nur an die Planeten und Monde denken, welche unserem Sonnensystem angehören, sondern auch an die, welche noch keines Menschen Auge je gesehen hat, deren es aber gewiß zahllose, anderen Sonnensystemen zugehörige gibt. Sind die Temperaturen an den Oberflächen der anderen Planeten auch von der auf der Erde verschieden, so brauchen wir die Natur doch nicht an so enge Grenzen für die Erzeugung und Erhaltung des Lebens gebunden zu denken, wie sie den Lebewesen auf der Erde gesteckt sind. So gut wie die Natur es durch den Winterschlaf vielen Tieren auf der Erde ermöglicht, über Perioden unerträglicher Kälte und des Futtermangels hinwegzukommen, wird sie wohl auch Mittel und Wege finden, sie noch strengere Kälte oder auch noch größere Hitze, als sie hier auf der Erde vorkommen, überstehen zu lassen.

Das Eine aber ist sicher: Menschen oder irgendwelche hoch organisierte Lebewesen, wie sie auf der Erde existieren, gibt es auf anderen Himmelskörpern nicht! Selbst wenn die Lebensbedingungen auf einem Planeten, wie dem Mars, denen auf der Erde ähnlich genug wären, daß Menschen dort leben könnten, so würden doch keine dort vorkommen. Denn der Mensch ist, woran heute wohl kaum ein Gebildeter mehr zweifeln wird, ebenso wie die verschiedenen Tierarten aus einfachsten Organismen hervorgegangen, er hat im Lauf vieler Jahrmillionen eine lange Reihe von Tierformen durchlaufen müssen, bis er sich zum homo sapiens entwickelte, und wenn in der langen Kette von äußeren Umständen, die seine Entstehung bedingten, wie Temperatur, Zusammensetzung der Luft, Luftdruck, Nahrungsmittel, Feinde, auch nur eines ausgefallen oder in etwas anderer Weise wirksam gewesen wäre, so würde die Entwicklung eine andere Richtung genommen und ein anderes Produkt gezeitigt haben, vielleicht ein besseres, vielleicht ein schlechteres. Wenn wir bedenken, nach wie verschiedenen Richtungen sich die Säugetiere, die doch gewiß

Digitized by Google

alle auf eine Stammform zurückzuführen sind, entwickelt haben, ja, daß vielleicht alle heute lebenden Tiere, der Adler, die Schlange, der Fisch, die Spinne, die Motte, die Koralle, aus der gleichen Wurzel stammen, so bekommen wir eine Ahnung von der der Natur eigenen, unbegrenzten Gestaltungskraft. Und wenn die verschiedenen Bedingungen auf derselben Erde hinreichten, um aus der gleichen Stammform solch verschiedene Abkömmlinge hervorgehen zu lassen, und zweifellos durch Jahrmillionen hindurch eine ganz bestimmte Folge von äußeren Umständen und Lebensbedingungen nötig war, um die Gattung Mensch hervorzubringen, so erkennt man ohne weiteres, daß ein zweites Mal der Mensch sich nicht wieder auf der Erde entwickeln könnte, geschweige denn auf einem anderen Himmelskörper, wo die Lebensbedingungen himmelweit von denen auf der Erde verschieden sind.

Wie hinsichtlich der leiblichen Beschaffenheit, so werden die Lebewesen auf anderen Planeten von uns Menschen auch hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten und ihres Bildungsgrades abweichen. Schon sehr unwahrscheinlich ist es, daß ihre Sinnesorgane, wenn wir ihnen überhaupt solch besondere Einrichtungen zur Wahrnehmung der Außenwelt zuschreiben wollen, ihnen ein gleiches Bild der Welt liefern wie uns die unsrigen. Das Auge des Säugetieres, des Fisches, des Insekts ist von verschiedenem Bau. Das Säugetier hat daher ein anderes Bild von der Umwelt als der Fisch, und dieser wieder ein anderes als das Insekt. Wie viel mehr mag das Auge des Bürgers eines anderen Planeten von dem unsrigen abweichen!

Unser Auge ist lichtempfindlich für Transversalwellen des Lichtäthers zwischen 393 und 760 $\mu\mu$ (milliontel Millimeter), Ätherschwingungen von kleinerer und größerer Wellenlänge, zwischen 100 und 393 und zwischen 760 und 980 $\mu\mu$ machen auf uns zwar nicht mehr den Eindruck des Lichtes, lassen sich aber photographisch, und solche von noch größerer Wellenlänge, bis 5,1 μ (tausendstel Millimeter), mittels des Bolometers nachweisen. Ätherschwingungen von 3,3 Millimeter bis 30 Kilometer tun sich uns durch elektrische Wirkungen kund. Es wäre nun ganz gut möglich, daß die Strahlen, welche auf unser Auge keinen Eindruck machen, dem Bewohner eines fremden Himmelskörpers die farbigsten Bilder vorzauberten, jene aber, welche wir als Licht wahrnehmen, also auch der weitaus größte Teil der Sonnenstrahlen, von ihnen überhaupt nicht empfunden würden. Ja, wir könnten uns auch denken, daß Ätherwellen, welche unseren Gesichtssinn erregen (oder direkt gar nicht wahrgenommen werden), bei einem Bewohner des Mars auf den Gehörsinn oder den Geruchsinn wirkten.

So unwahrscheinlich es nach alledem auch ist, daß Bewohner anderer Planeten uns ähnlich genug organisiert wären und auf einem dem unsrigen genügend gleichen Bildungsniveau ständen, daß wir Erfahrungen mit ihnen austauschen könnten, so wollen wir dies doch einmal annehmen. Wir werden dann die Frage zu beantworten haben: Könnten wir mit Wesen unseresgleichen, die auf einem anderen Planeten sich befinden, Mitteilungen austauschen?

Digitized by Google

Ganz aussichtslos wäre es, Geschosse auf andere Himmelskörper werfen zu wollen. Damit ein Geschoß den Mond erreichte, müßten wir ihm schon, selbst wenn kein Luftwiderstand vorhanden wäre, eine Anfangsgeschwindigkeit von 11 Kilometern erteilen, während die höchste bis jetzt bei Geschossen erreichte Anfangsgeschwindigkeit nur 1 Kilometer beträgt. Es würde dann mit der Geschwindigkeit von nahezu Null an dem Punkt ankommen, wo die Anziehung von Erde und Mond sich das Gleichgewicht halten, und sodann infolge der überwiegenden Mondanziehung sich mit beschleunigter Geschwindigkeit nach dem Mond bewegen. Auftreffen würde es dort mit der Geschwindigkeit von etwa 2 Kilometern in der Sekunde.

Abgesehen davon, daß die Beschießung des Mondes jedenfalls kein geeignetes Mittel wäre, uns dort oben Freunde zu erwerben, so würden wir auch sehr den kürzeren ziehen, wenn die Mondbewohner auf die gleiche Weise uns von ihrer Existenz überzeugen wollten. Sie brauchten ihrem Geschosse nur die Anfangsgeschwindigkeit von 2 Kilometern zu erteilen, damit es auf die Erde gelangte. Würde die Atmosphäre seine Geschwindigkeit nicht stark dämpfen, so prallte es hier mit 11 Kilometer Geschwindigkeit auf.

Auch mit den Lichtsignalen hätte es seine Schwierigkeit. Vulkanische Ausbrüche und große Brände auf der Erde können sicherlich vom Mond aus beobachtet werden. Die ersteren können wir aber nicht und die zweiten wollen wir nicht absichtlich hervorrufen, um sie als Signale zu benutzen.

Wollten wir durch Errichtung eines Gebäudes die Aufmerksamkeit der Bewohner des Mondes erregen, so müßten wir demselben, damit es unter dem Winkel von einer Bogensekunde gesehen würde, eine Ausdehnung von $1^3/_4$ Kilometer geben. Oder wollten wir uns lieber, da auf dem Mond wegen Fehlens von Luft und Wasser keine zum Verkehr mit uns sich eignende Wesen vorhanden sein werden, an die Marsbewohner wenden, so müßte die Ausdehnung des Gebäudes 300 Kilometer, d. i. eine Strecke wie von Dresden bis Kassel, betragen.

Ein gewiß als geistreich zu bezeichnender, wenn auch praktisch nicht ausführbarer Vorschlag geht dahin, man möge auf der Erde eine große Fläche mit dem durch seine intensive gelbe Farbe weithin leuchtenden Raps bebauen, und zwar möge man der Fläche die bekannte geometrische Figur des Pythagoreischen Lehrsatzes geben. Sind auf dem anderen Himmelskörper Bewohner vorhanden, welche hinsichtlich ihrer Bildung uns einigermaßen ebenbürtig sind, so werden sie gewiß auch die Mathematik pflegen und den Pythagoreischen Lehrsatz gefunden haben. Aus der ihnen von der Erde aus gezeigten Figur werden sie wie durch ein in Weltsprache gegebenes Schriftzeichen erkennen, daß man mit ihnen in Verbindung treten wolle, und durch eine andere geometrische Figur ihre Bereitschaft zu erkennen geben. Die Figur müßte aber zu große Dimensionen bekommen, als daß der Plan zur Ausführung gebracht werden könnte.

Digitized by Google

Aber da haben wir ja doch zum Glück die drahtlose Telegraphie! Können wir uns nicht durch Entsendung elektrischer Wellen auf anderen Himmelskörpern bemerklich machen? Kein Geringerer als Marconi soll die Möglichkeit zugegeben haben! Nun scheint ja allerdings Marconi einmal eine derartige Äußerung getan zu haben, als man die Frage aufwarf, ob gewisse vom Eiffelturm aufgefangene Signale rätselhaften Ursprungs nicht von anderen Himmelskörpern uns gesandt sein könnten, er hat es aber damit wohl nicht gar ernst gemeint; wenigstens verwahrte er sich in einem im Januar 1920 an die englische Presse gerichteten Brief energisch gegen eine Verdrehung seiner Äußerung.

In der Tat hat es mit der Sendung elektrischer Wellen zu einem anderen Himmelskörper zunächst noch gute Wege. Wohl ist man jetzt imstande, von Nauen aus bis Awanui auf Neuseeland, also fast 20000 Kilometer, d. i. über den halben Erdumfang hinweg zu funken, nach dem Mond aber sind es rund 378000, und nach dem Mars 75000000 Kilometer! Wenn nun auch zuzugeben ist, daß durch den luftleeren Raum die Wellen leichter dringen werden als entlang der Erdoberfläche oder durch den Erdkörper hindurch, so erkennen wir doch, daß wir unsere Leistungen noch beträchtlich steigern müssen, um unseren nächsten Nachbarn im Weltenraum funkentelegraphische Mitteilungen zu machen. Eine Großstation von der neunzehnfachen Reichweite wie unser Nauen brauchten wir, um auch nur den Mond mit unseren Wellen zu erreichen.

Wir müssen uns daher vorläufig den Gedanken an einen Verkehr mit Bürgern anderer Himmelskörper aus dem Sinn schlagen, an einen Verkehr übrigens, der an Schwierigkeit dem mit einer blinden und zugleich tauben Person gleichkäme. Man erinnert sich hierbei unwillkürlich an Helen Keller, die unter Anwendung unsäglicher Geduld in unsere Gedankenwelt eingeführt werden konnte. Wer wollte aber eine solche Arbeit an den Bewohnern eines fremden Himmelskörpers ausführen?

Ein Franzose hat einen hohen Preis ausgesetzt für die Anknüpfung einer Verbindung mit Bewohnern eines Planeten außer Mars. Die Aufgabe, mit Marsbewohnern in Beziehung zu treten, war für ihn offenbar schon gelöst oder wenigstens nicht mehr der Aussetzung eines Preises wert. Er wird seinen Preis nicht auszuzahlen brauchen! Sowenig wir imstande sind, einen Planeten aus seiner Bahn abzulenken, sowenig sind wir auch imstande, mit seinen etwaigen Bewohnern Beziehungen anzuknüpfen.

Digitized by Google

Frauenleben in Birma

Von

Lucian und Christine Scherman[1])

Birma, die östlichste Provinz des britisch-indischen Reiches, ist diesem in seiner heutigen Ausdehnung erst seit wenigen Jahrzehnten einverleibt. Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse sowohl wie die Bevölkerung — die mit ihren 12 Millionen knapp $^1/_{26}$ des indischen Riesenbesitzes bildet — stehen in beträchtlichem Gegensatz zu den vorderindischen Gebieten. Die geographische Lage des Landes, das im Nordwesten, Norden und Osten von hohen Gebirgen, im Süden und Westen vom Meer umschlossen ist, schob der Kriegs- und Verkehrstechnik früherer Jahrhunderte einen kräftigen Riegel vor, und so blieb es auch lange vom Welthandel unberührt, zumal es keine Handelsprodukte erzeugte, die den Kauffahrer besonders angelockt hätten. So schufen sich in den hinterindischen Landen Volkscharakter, Kultur und Sitten ihre bodenständige Eigenart, die bis heute noch ein gut Teil ihrer frischen, reizvollen Ursprünglichkeit bewahrt hat. Verkehrserschwerung bedeutet aber noch längst keine hermetische Abschließung. Von West und Ost wußten die Hochkulturen sich den Weg nach den Irrawaddy-Niederungen zu bahnen: von Indien kam mit der ersten missionierenden Weltreligion, dem Buddhismus, eine Welle geistigen Fortschritts; von Osten, aus China, sogen hauptsächlich Baukunst und Handwerk eine Fülle belebender Einflüsse — dies alles, zusammen mit altererbtem heimischen Gut, formte die gerade durch ihren Synkretismus so außerordentlich merkwürdige indochinesische Mischkultur.

Was am auffallendsten das birmanische Volksleben vom vorderindischen unterscheidet, ist das Fehlen des Kastensystems, das mit seinen ausgeklügelten Paragraphen das Hindutum in zahllose Gruppen — die traditionelle Vierzahl hat wohl niemals der Wirklichkeit entsprochen und war schwerlich mehr als eine summarische Überschrift — zerlegt. Starre Scheidewände bauen sich zwischen ihnen nach alter Vorschrift, Sitte und Gewöhnung auf und hemmen das Aufstreben der Niedrigstehenden nicht minder, als sie die freie Bewegung der höheren Kasten durch engherzige Weisungen über den Verkehr

[1]) Die folgenden Ausführungen („Völkerkundliche Notizen aus Oberbirma", Nr. VII) beruhen auf den Tagebüchern einer wenige Jahre vor dem Weltkriege unternommenen längeren Reise in Britisch-Hinterindien, deren ethnographische Ausbeute das Münchener Museum besitzt. Leider können die erläuternden photographischen Aufnahmen hier keinen Platz finden; der an dem Gegenstand näheren Anteil nehmende Leser sei auf das in Text und Bild vorzügliche englische Buch über Birma von Ferrars (2. Aufl., London 1901) hingewiesen; Ferrars lebt seit langen Jahren in Freiburg i. B. — Weitere Literatur verzeichnet die „Orientalische Bibliographie".

Digitized by Google

mit den unteren Schichten und nichthinduistischen Völkern einengen. Die Frauen der oberen Kasten verbringen ihr Leben in strenger Abgeschlossenheit von der Öffentlichkeit; eine andere Tätigkeit, als dem Haushalt vorzustehen, sich zu schmücken und vor allem durch die Geburt von Söhnen das religiöse Gesetz zu erfüllen, wird von ihnen nicht erwartet. Bei den niederen Kasten beteiligt sich zwar die Frau rüstig an der Erwerbsarbeit, ohne damit aber ihre Freiheit und Selbständigkeit merklich zu erhöhen.

Verlassen wir das indische Festland mit dem emsigen Treiben der dichter bevölkerten Provinzen, um an der Küste Birmas zu landen, so dringt jenes geschäftige Leben zunächst nur in den Hafenstädten, vor allem in der (nicht zuletzt auch durch Bremer Handelsgeist) kräftig emporgeschossenen Hauptstadt Rangoon, wieder auf uns ein. Die eigentlichen Birmanen jedoch finden wir nicht dabei: Ostbengalen, südindische Tamil und Chinesen sind es, die die Straßen füllen und ihrem Erwerbe nachjagen. Gelangt man in die Basarviertel, zu den Markthallen für die Eingeborenen, dann erst begegnet man häufiger den Birmanen, und zwar vorwiegend dem weiblichen Element, das den Verkauf in den Hallen leitet. Es sind nicht die schlanken, geschmeidigen, würdevollen Gestalten, an die unser Auge in Kalkutta und Madras gewöhnt war, sondern kleine, stämmige Figuren mongoloiden Typs. Zugleich aber mit dem physischen Unterschied fällt uns die ganz anders geartete Rolle auf, die der Weiblichkeit hier überantwortet ist: während die Männer in lässiger Haltung als Zuschauer abseits stehen oder nur als Helfer sich betätigen, halten die Frauen mit Energie und geschäftlicher Gewandtheit den Betrieb in ihrer Hand und stehen in der Selbstsicherheit ihres Auftretens, in Intelligenz und Liebenswürdigkeit keiner Europäerin nach. All das gilt indes nicht etwa nur für die dem Weltverkehr geöffnete Handelsstadt Rangoon; in ganz Birma ist der Frau diese Selbständigkeit eigen — in der Öffentlichkeit wie im Hause. Arbeitslust, Tatkraft und Zielbewußtsein befähigen sie zur führenden Stellung und sichern ihr ein Übergewicht über den Mann, der ihr den Löwenanteil in der Erledigung der meisten materiellen Fragen gern überläßt.

Die Zahl der Frauen in dem sehr wenig dicht bewohnten Birma bleibt stark hinter dem anderen Geschlechte zurück; dies erklärt sich aus dem hohen Prozentsatze von indischen Einwanderern, die zum größten Teil ihre Weiber nicht mitbringen, sondern nur die günstigeren Erwerbsverhältnisse Birmas ausnützen und die daheim zurückgelassene Familie unterstützen. Wir haben das bekanntlich in Deutschland bei italienischen Ziegelarbeitern ganz ähnlich beobachten können.

Die Bevölkerung zeigt als Hauptmasse die eigentlichen Birmanen (8 Millionen), die den übrigen Stämmen als Zivilisationsvorbild gelten; ihnen stehen am nächsten die Schan (etwa 1 Million), die sich in geschlossenen Massen im Osten und Norden von Oberbirma halten. Neben diese beiden führenden Schichten tritt eine große Zahl von Volksstämmen, die großenteils noch auf tieferen Kulturstufen stehen und in ihren weiter vom Verkehr ab-

Digitized by Google

liegenden Wohnsitzen ihre Sonderart zäher festgehalten haben. Vorwiegend sind es Bergvölker, die erst durch das britische Eingreifen um ihre Unabhängigkeit gekommen sind; dies beschleunigte zugleich ihre Annäherung an die zivilisierteren Bewohner der Ebenen, denen sie vordem durch räuberische Überfälle und sonstige Gewalttaten oft recht unbequem geworden waren.

Die Landesreligion in Birma ist der Buddhismus in einer verhältnismäßig reinen, Ceylon und Siam engverwandten Form; ihm hängen die Birmanen, die Schan und einzelne Bergvölker an, die übrigen Stämme sind einem Geisterglauben treugeblieben, dessen Spuren übrigens auch unter der Decke des birmanischen Buddhismus recht deutlich hervorschimmern.

Sorglosigkeit und unverwüstlicher Frohsinn sind die Charakterzüge, die den Birmanen am weitesten von seinen vorderindischen Nachbarn abrücken lassen. Der Hang zur Grübelei, zum Spekulieren und Schematisieren, der sich in großen Bereichen der altindischen Literatur, im Aufbau der Hindureligion und in den minutiösen Vorschriften für jede Lebensphase und jede Lebenslage kundtut, gönnt dem Volke keinen leichten Sinn, keine harmlose Heiterkeit; bei seinen Festen wie bei seiner Arbeit nimmt der Inder alles ernst. Kein Wunder also, daß uns, kommen wir von Indien nach Birma, die offene Art der Landeskinder so wohltuend berührt. Jedem Besucher steht der Zutritt ins Haus offen; gastfreundlich wird er überall empfangen, ohne die zudringliche Neugier, mit der der Fremdling in Indien — beinahe wie im zivilisierten Europa! — verfolgt wird.

Der Birmane ist dem hastenden Treiben des Stadtlebens abhold, nach Möglichkeit zieht er sich davon zurück; das beschauliche Bauernleben, das ihm ohne sonderliche Mühe und Aufregung seinen Unterhalt sichert, dünkt ihm weit erstrebenswerter. So sehr er auf anständige Entlohnung dringt und auch vor Übervorteilungen nicht zurückschreckt, so steht sein Sinn doch nicht danach, Reichtümer anzusammeln. Was er erübrigt, legt er im Goldschmuck seiner Frau oder für festliche Veranstaltungen an — das Münchener Oktoberfest alten Stils erschiene ihm als Gipfelpunkt aller Wonne! Das meiste aber wird für Gaben an Klöster und Mönche oder zur Errichtung von Pagoden und anderen Kultbauten gespendet. Da ist es natürliche Folge, wenn die sparsamen indischen Einwanderer und die gescheiten, fleißigen Chinesen den wirtschaftlich ungeschulten und minder gelehrigen Birmanen überflügeln und in den Hintergrund drängen. Die britische Regierung sucht dem entgegenzuwirken; sie möchte das auch ihr sympathische Volk der Birmanen geschützt und vor dem Niedergang bewahrt sehen, solange es irgend geht. Deshalb untersagt sie den Verkauf von Ackergrund an Ausländer, und das Alkoholverbot soll einer Schwächung der birmanischen Arbeitskraft vorbeugen. Ungleich wirksamer als diese Maßnahmen aber ist das energische Zugreifen der birmanischen Frauen, die man mit vollem Recht als „Rückgrat des Landes" bezeichnet hat.

Digitized by Google

Die Birmanin kann nicht eigentlich als Schönheit gelten. In den vortretenden Backenknochen und den leicht schräggestellten Augen prägt sich der mongolische Typ aus, ebenso in der gelblichbraunen Hautfarbe. Neben derberen Physiognomien findet man viele feingeschnittene Gesichter mit zierlicher, schmaler, leichtgebogener Nase. Ausgesprochen hübsch sind die blitzenden dunklen Augen und das reiche, glänzend schwarze, wie eine Krone auf dem Scheitel aufgesteckte Haar. Auf die Kleidung mit allem Drum und Dran wird, namentlich bei feierlichen Anlässen, große Sorgfalt verwendet. Als Verschönerungsmittel wertet man eine cremefarbige Paste, die aus der zerriebenen Rinde der Murraya exotica (birmanisch sana(p)khā) mit Wasser bereitet und mit gemahlenem Sandelholz parfümiert wird; man läßt die über das Gesicht geschmierte Paste trocknen und reibt nachher das Überflüssige ab. Die ländlichen Schönen gehen damit oft weniger sorgsam um, namentlich den kleinen Mädchen wird das Antlitz bisweilen arg verschmiert — man sagt, das nütze gegen Hitzausschlag. In den Städten weiß man aber europäische Schönheitsmittel bereits zu schätzen; nicht selten wird Schminke und Puder so übermäßig aufgetragen, daß der Eindruck eines bemalten Puppenkopfes entsteht. Beim Schminken läßt die Birmanin unterm Haaransatz an der Stirn einen Streifen frei, wodurch diese niedriger und in eckiger Haarumrahmung erscheint. Alles in allem versteht es die Birmanin, sich mit einfachen Mitteln gefällig zu schmücken; sie hat einen guten Farbensinn und bevorzugt zarte, lichte Töne für ihre Kleidung. Diese ist zwar für Figur und Bewegung nicht so vorteilhaft wie die in weichem, malerischem Faltenwurf den Gliedern angeschmiegte Gewandung der Inderin. Die alte nationale Tracht ist der Thamein, ein offener Rock von ungefähr $1^1/_4$ Meter Länge und etwa gleicher Breite; er besteht aus drei Teilen: einem gemusterten, zirka 60 Zentimeter breiten Mittelstück, dem unten ein in entsprechender Farbenstellung gehaltenes, zirka 35 Zentimeter breites gestreiftes Stück und oben ein 30—50 Zentimeter breiter Streifen aus glatter dunkler Baumwolle oder Samt angesetzt ist; das Ganze ist mit weißem Kaliko gefüttert. Der Thamein ist, abgesehen von Arbeitsgewändern einfacher Dorffrauen, immer aus Seide; am kostbarsten ist der Acheik-Thamein, dessen Mittelstück in einer außerordentlich kunstvollen, gobelinartigen Wirktechnik hergestellt ist. Früher ausschließlich für den Gebrauch der Hofkreise bestimmt, ist dieses Gewebe zum Prunkgewand der Wohlhabenden geworden; der Name (Atschēik gesprochen) bedeutet „Welle" und weist auf die welligen, mit Blumenmotiven durchstreuten Muster.

Der Thamein wird auf dem Lande bei der Arbeit in der Hitze als einziges Kleidungsstück getragen, man legt ihn unter den Armen hindurch über der Brust um den Körper und steckt ihn übereinander. Bei der geringen Weite umschließt er nur knapp den Leib und läßt bei jedem Schritt die Beine bis über die Knie sehen. Als Prunkgewand wird er um die Hüften befestigt, so daß er schleppend über die Füße niederfällt; natürlich sind da nur kleine Schritte und gemessene Bewegungen möglich. Dazu wird eine weiße Jacke

Digitized by Google

getragen, die in der alten Form dem Schnitte der indischen Männerjacken entsprach: ein über die Hüften reichendes, enganliegendes Gewand, das vorne offen bleibt und den oberen Ansatzteil des Thamein oder ein über diesen gelegtes seidenes Brusttuch sehen läßt. Für Festzwecke ist die Jacke aus Seide, vorne mit einem Einsatz versehen, der seitlich geschlossen wird; die Schöße sind an den Hüften schnabelförmig geschweift und am Saum mit Bambusstäbchen gesteift.

Diese Tracht kommt aber immer mehr aus der Mode; als Alltagskleid ist der Thamein schon fast ganz aus den Städten verschwunden, er und das Seidenjäckchen mit den Schnabelschößen werden wohl bald, wie unsere Rittertrachten usw., nur noch Bühnenkostüm sein für die Schauspielerinnen, die bei den zahllosen Festen als Prinzessinnen oder Hofdamen in den Theaterstücken mitwirken. In das Schauspiel sind stets Tanzszenen verflochten, außerdem gibt es auch reine Tanzvorführungen. Der enge, auf dem Boden schleppende Thamein wird bei den Tänzerinnen an der offenen Seite bis zu den Füßen mit Nadeln zusammengesteckt; die Enge dieses Futterals tut aber der Tanzbewegung keinen Eintrag, da diese ausschließlich aus Beugungen und Drehungen des Körpers und gelegentlichen Sprüngen am Ort besteht. Beim Einsetzen der Musik nimmt die Tänzerin eine seltsam gespreizte Haltung an, die vornehmlich in den Bewegungen der Arme, im Heben und Senken der Schultern und Biegen des Halses hervortritt.

Den Thamein hat in der Neuzeit der von Süden aus dem malaiischen Archipel eingedrungene Sarong, in Birma mit dem indischen Namen lungi belegt, ersetzt, ein zwei Meter weiter, zusammengenähter Rock, der um die Hüften gespannt und vorne in einer tiefen Falte übereinandergesteckt wird. Dazu wird eine kurze, weite Jacke chinesischen Schnittes aus weißem Batist oder Seide getragen; sie ist in ihrer Nachtjacken ähnlichen Form weit weniger kleidsam als die altbirmanische. Männer- wie Frauenröcke sind meistens aus Seide; keiner, der etwas auf sich hält, würde anders als in einem Seidenrock, den noch keine Wäsche seines Glanzes beraubt hat, ausgehen. — Die Fußbekleidung bilden Sandalen aus Büffelleder, mit Samt oder Filz bezogen, festgehalten durch Spangen aus gleichem Stoff, die zwischen der großen und der zweiten Zehe durchgehen.

Von Geschmack zeugt auch der Schmuck der Birmanin; er vermeidet die wuchtige Schwere des Goldschmuckes, mit dem sich die reiche Inderin behängt. Schmale Goldreifen umschließen das Handgelenk; Reife um die Fußknöchel kommen bereits — welcher Schmerz für unsere hyperfeinen Dämchen! — außer Mode. Feine Brustgehänge aus Goldfiligran oder lange, dünne Goldketten, mit Tamarindensaft rötlich gefärbt, sowie kleine Goldknöpfe als Jackenverschluß wirken diskret und gefällig. Im Haar blitzen als Festschmuck Goldfiligranblumen oder halbmondförmige, bei Reichen mit Diamanten und Rubinen besetzte Steckkämmchen; diese Edelsteine sind ebenso beliebt an Fingerringen und Schraubenrosetten im Ohr; die ursprünglichen Ohrpflöcke

Digitized by Google

und Ohrzylinder sind in der Stadt längst verpönt. Am anmutigsten aber wirkt die Sitte, ein frisches Blütenzweiglein ins Haar zu stecken.

Inmitten des frohgemuten Volkes verlebt die Jugend paradiesische Jahre. Namentlich das Mägdlein hat im Vergleich zur vorderindischen Mitschwester [1]) eine unendlich glücklichere Kinderzeit. Mit Mißbehagen wird die kleine Inderin schon bei der Geburt von den Eltern begrüßt; denn ein Mädchen bürdet der Familie die Sorge auf, innerhalb der zulässigen Kasten den geeigneten Gatten zu beschaffen; die Verlobung findet häufig schon in den ersten Lebensjahren statt, vorbei ist es mit aller Freiheit, nach der Herzensneigung wird nicht gefragt, und sollte der Bräutigam noch vor der Ehe sterben, so steht der armen Kleinen das traurige Los einer indischen Witwe bevor, deren Wiederverheiratung Schimpf über die Angehörigen bringt. Kein solcher Schatten verdüstert die Kinderjahre der Birmanin. Hat sie die unvernünftigen Bräuche der Geburtshilfe überstanden und trotzt die körperliche Veranlagung manchen Absonderlichkeiten der Ernährungsweise, so wächst sie in fröhlicher Ungebundenheit heran. Die Kleidung entspricht der der Erwachsenen; das Haar wird bis zum zehnten oder zwölften Jahre verschiedenartig zugeschnitten, und Mädchen und Knaben sind oft kaum zu unterscheiden. Meist werden die Haare um Stirn und Nacken kranzförmig zugeschnitten, das Scheitelhaar bleibt lang und wird in einem Knoten aufgesteckt.

Mit Schulpflichten war in der Zeit birmanischer Herrschaft die weibliche Jugend nicht geplagt. Für die Knaben war genügend gesorgt, sie erhielten, wie das auch heute die Regel ist, ihren Elementarunterricht im Kloster durch die Mönche, die darauf pochen können, daß das buddhistische Birma unter den Provinzen Britisch-Indiens weitaus die geringste Zahl von Analphabeten aufweist. Für die Mädchen war und ist eine solche Schule verschlossen; die christlichen Missionen aber haben sich der Jugenderziehung eifrig angenommen. Seit der britischen Oberhoheit sind da und dort weltliche Elementarschulen und auch eigene Mädcheninstitute aufgekommen, bei denen sogar für den Anschluß an das Universitätsstudium gesorgt ist.

Der wichtigste Tag im Jugendleben der Birmanin ist die Feier der Ohrbohrzeremonie; es werden die Ohrlöcher gestochen, die man früher allmählich durch Einlegen von gerollten Bambusstreifen zur Aufnahme der goldenen Ohrpflöcke ausdehnte. Das Fest findet in der Regel, namentlich bei erstgeborenen Töchtern, zwischen dem zehnten und zwölften Lebensjahre statt; ihm entspricht bei den Knaben die Feier des Klostereintritts — jeder Birmane muß eine, wenn auch kurze, Frist sich dem geistlichen Leben widmen. Da diese Feste in großem Stil veranstaltet werden und hohe Summen verschlingen, schließen sich oft mehrere Familien, ohne Rücksicht auf das Alter der Kinder, manchmal sogar für Knaben und Mädchen, zusammen; das Ohr-

[1]) Vgl. die trefflichen Aufsätze von M. Winternitz, „Die Frau in den indischen Religionen“: Archiv für Frauenkunde (Würzburg) 1915 ff.

Digitized by Google

bohren wie der Klostereintritt erfolgen dann zu gegebener Zeit ohne weitere Förmlichkeiten. Für solche gemeinsame Feiern sieht man in den Straßen der Städte über Nacht große Festbuden mit Spiegeln, Flitter und Vergoldung entstehen; Theater und Tanz, Musik und Bewirtung nehmen mehrere Tage in Anspruch. Die Mädchen zeigten sich ehedem an ihrem Ehrentag in der altbirmanischen Hoftracht; jetzt sind davon nur noch kümmerliche Reste in Gebrauch.

Nach erfolgter Ohrbohrung zählt das Mädchen zur reiferen Jugend; es gibt das Herumtollen mit den Knaben auf, gesellt sich zu Mutter und Schwester und benimmt sich wie eine Erwachsene, fängt auch dementsprechend zu kokettieren an. Zur Anknüpfung von Liebesbeziehungen ist reichlich Gelegenheit. Bei den religiösen Festen zieht die ganze Familie hinaus zum Klostergrund, wo Rasthäuser für die allgemeine Nutznießung oder als Eigentum einzelner Familien errichtet sind. Dort kocht und ißt man nach und während der Andacht, pflegt der Ruhe und plaudert mit Bekannten; die jungen Leute tun sich dabei weniger durch Frömmigkeit als durch fröhlichen Flirt hervor. Mit Einbruch der Dunkelheit beginnt das richtige Festgetriebe, das Theaterspiel hebt an, wobei entweder Berufsschauspieler in romantischen Szenen auftreten oder Marionettenspiele geboten werden, deren Stoff dem Schatze der buddhistischen Vorgeburtslegenden entnommen ist. Vor der Bühne lassen sich die Zuschauer, mit Eßvorräten ausgerüstet, auf Matten nieder und hören die ganze Nacht dem Spiel zu; die Kinder, selbst die allerkleinsten, sind dabei. Mit Rauchen hält man sich leicht munter, darum sieht man die birmanische Riesenzigarre überall glimmen; Männer und Frauen rauchen, ja selbst die kleinen Kinder läßt man zur Beruhigung oft einen Zug tun. Die Zigarre ist eine 15 bis 20 Zentimeter lange und $2^1/_2$ Zentimeter dicke Rolle, gefüllt mit gehackten Tabakblättern und dem Mark der Tabakstengel, zur Hülle nimmt man vom Mais oder der Arekapalme die innere Haut der Blattscheide; auch Baumblätter, die auf einem heißen Stein geglättet werden, erfüllen den gleichen Zweck. Die Zigarren sind nicht stark, da auch Süßholz dem Tabak beigemischt ist. — Neben dem Rauchen frönt man auch dem Betelkauen; die Schachtel hierfür aus Lack oder Silber mit ihren Abteilungen und Büchschen für Betelblatt, Kalk, Gewürze usw. spielt in der birmanischen Gesellschaft dieselbe Rolle wie bei uns etwa die Zigarrenkiste, Schnupftabaksdose oder Bonbonniere.

Von Brautwahl und Ehe sei hier nur soviel gesagt, daß der individuellen Freiheit weiter Spielraum gegönnt ist. Auch die Scheidung ist leicht; trotzdem leben die meisten Paare in Frieden und Eintracht zusammen fort. Erfolgt eine Trennung, so nimmt die Frau ihr Eingebrachtes und das in der Ehe Erworbene mit sich, gemeinsames Gut wird geteilt. Von den Kindern bleiben die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter; aber wenn es irgend geht, übernimmt diese die Sorge für alle ihre Kinder. — Wenn auch der Buddhismus die Polygamie nicht verbietet, so bleibt doch

Digitized by Google

die Einehe die Regel; nur Fürsten haben mehrere Frauen, und zuweilen halten sich auch reiche Private, die aus geschäftlichen Gründen lange Reisen unternehmen, an einem oder zwei anderen Orten eine Nebenfrau. Hier tritt die in Birma als vollwertig angesehene Ehe auf Zeit in Erscheinung, die von der Birmanin auch oft mit Indern, Chinesen und Europäern eingegangen wird. Die birmanisch-chinesische Mischung ergibt die beste Nachkommenschaft.

Die geschäftliche Selbständigkeit der Frau ist oben schon hervorgehoben worden. Das birmanische Gesetz unterstützt sie; sie ist dem Manne rechtlich gleichgestellt, wird zur Beratung öffentlicher Angelegenheiten beigezogen und darf rechtsgültige Verträge abschließen. Diese soziale Stellung ist um so beachtenswerter, als nach der schon von der altindischen Gesetzgebung ausgesprochenen, auch in den Buddhismus übernommenen Anschauung die Frau an und für sich weit tiefer steht als der Mann. Und so bleibt es trotz allem der heiße Wunsch jeder Birmanin, in ihrer nächsten Geburt als Mann das Erdenlicht zu erblicken.

Die birmanische Hausfrau ist keine Langschläferin. Ihre Tagesarbeit beginnt beim Morgengrauen; da wird der für die Tagesmahlzeiten bestimmte Reis ausgehülst, was durch Stampfen mit einem schweren Holzstößel in einem Holzmörser geschieht. Ebenso frühzeitig wird das für den Tagesbedarf nötige Wasser von den Ziehbrunnen geholt; ist eine gute Quelle oder der Fluß weit abgelegen, so ziehen die Frauen und Mädchen mit ihren Wassertöpfen auf dem Kopfe in Reihen aus. Die Hauptmahlzeiten — eine früh gegen 9 Uhr, die andere vor Einbruch der Dunkelheit, also beim Tropentag ungefähr um 6 Uhr — bestehen vornehmlich aus Reis, dazu werden allerhand Gemüse in dünnflüssiger gewürzter Soße, auch mit frischen oder eingesalzenen Fischen, Fischpaste, Fleisch usw. gegessen. Die Familie sitzt um ein niedriges rundes Tischchen, das ist eigentlich ein Untersatz aus Geflecht, lackiertem Holz oder Bambus; darauf stehen rings um die mit Reis gefüllte Platte die einzelnen Schüsselchen mit den Beispeisen. Hieraus schöpft einer nach dem anderen Soße und Gemüse auf den vor ihm liegenden Reis, vermischt alles und führt die Klümpchen mit den Fingern zum Munde; vor und nach dem Essen spült man Mund und Finger.

Der Haushalt macht der Birmanin nicht gar viel zu schaffen. So sehr man auf gute, saubere Kleidung, tadellose Frisur und erlesenen Schmuck außer Haus hält, so wenig gibt man sich mit dem ab, was wir unter häuslichem Komfort verstehen. Außer einer Truhe für bessere Gewänder und Schmucksachen kennt ein birmanisches Haus kein Mobiliar. Die Betten bestehen aus Kissen und Decken, die auf einer hübsch geflochtenen Matte liegen; mit dieser werden sie morgens zusammengerollt und in die Ecke geschoben. Feinere oder gröbere Matten dienen auch als Sitzunterlage auf dem Boden; dieser, aus gespaltenem Bambus oder Holzplanken, hat genügend Spalten, um Staub und Kehricht durchfallen zu lassen, und da die Häuser alle auf etwa meterhohen Pfosten stehen, macht das nichts aus; ein rutenartiger

Digitized by Google

Handbesen aus Gras erleichtert die nötigste Reinigung. So erübrigt die Frau noch reichlich Zeit für Nebenbeschäftigung, zumal sich für häusliche Arbeiten und Überwachung der Kinder leicht eine Verwandte findet. Am einträglichsten erscheint da ein kleiner Handelsbetrieb, entweder in Gestalt einer Krämerbude im Hause selbst oder eines Verkaufsplatzes im Basar. Neun Zehntel der Stände in den großen Basarhallen von Mandalay und Rangoon stehen unter der Leitung von Frauen und Mädchen, die sich den Verschleiß von Lebensmitteln und Gebrauchswaren jeder Art bis zu Seide und Edelmetallarbeiten angelegen sein lassen.

Eine Frauenbetätigung aber darf nicht vergessen werden: die Weberei. In Birma (wie im angrenzenden Siam, dessen ganze Kultur engst verwandt ist) weben nur die Frauen, in Vorderindien nur die Männer. Auf dem Lande ist der Webstuhl unter dem Hause zwischen dessen Pfosten aufgestellt. Die Lade schneidet der Birmane in seiner Abneigung gegen gerade Linien in schön geschwungenen Konturen, die Kettenheberollen sind oft in nette Bronzefiguren eingesetzt, kleine Glöckchen oder lose Ringe klingen rhythmisch bei jedem Schwunge der Lade und künden den Fleiß der Weberin; sie locken auch Gesellschaft an — mit Vorliebe dient der Webstuhl als Stelldichein für die jungen Leute. Das Weben wird nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch als Hausindustrie betrieben, die Weberinnen erhalten von einem Unternehmer die Seide und Baumwolle und werden für Stückarbeit bezahlt.

Zur Herstellung von Bändern, Gürteln, Sandalenriemen usw. wird in Birma noch in ausgedehntem Maße die ethnologisch höchst merkwürdige sogenannte Brettchenweberei geübt, bei der die Kettfäden durch die durchlochten Ecken quadratischer Täfelchen laufen; durch ihre Drehung um die eigene Achse wird das Heben und Senken der Kette bewirkt, und so entstehen Bandgewebe von großer Dauerhaftigkeit.[1])

Auch bei anderen einheimischen Industrien macht sich das weibliche Geschlecht nützlich, so bei Anfertigung der bunten Lackgefäße, worin Pagan den größten Ruf erlangt hat; in der Töpferei ist namentlich das Dünnklopfen der Wandungen und das Einpressen von Mustern an den großen Wassertöpfen Sache der Frauen. Seine zahlreichsten Kräfte sammelt der Gewerbefleiß des Landes für jene Betriebe, die sich mit der Herstellung von für die Klöster bestimmten Gebrauchs-, Luxus- und Kultobjekten befassen. Das Zentrum dieser Industrie ist die alte Hauptstadt Mandalay. Bei jedem Feste, öffentlich wie privat, zu dem dem Herkommen gemäß Mönche geladen werden, aber auch sonst ohne greifbaren Anlaß werden diese mit praktischen und überflüssigen Dingen reich beschenkt. Ob auch sonst gute Rechnerin, ist die Birmanin hier immer opferwillig, und ihr tief religiöser Sinn bekundet sich bei jeder Gelegenheit. Beim morgendlichen

[1]) Näheres hierüber in Nr. III dieser Völkerkundl. Notizen aus Oberbirma: Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 1913, S. 223—242.

Digitized by Google

Almosengang werden die Mönche sie schon mit den Speisegaben bereitstehend finden; an den vier Feiertagen des Monats (entsprechend den Mondphasen) ziehen die Frauen bald nach Sonnenaufgang mit den prunkvollen Lack-Speisegefäßen zum Kloster, die das Beste von Küche und Vorratskammer für die Mönche enthalten. Ergreifend wirkt ihre hingebende Frömmigkeit in den armseligen Klöstern weltentlegener Dörfer; still legen die Frauen bei der Morgenandacht ihre Gaben in der Klosterhalle nieder, deren dämmeriges Dunkel von den durch die geöffnete Tür eindringenden Strahlen der aufsteigenden Sonne durchflutet wird; schlicht und demutsvoll verrichten sie mit dem Mönche ihre Gebete. Und wenn die Abendsonne hinter den Wipfeln der Palmen und Tamarindenbäume des Klosterhofes niedersinkt, sammeln sich Männer und Frauen wieder in der Halle, die Frauen mit Blumen in kleinen Vasen — der einzigen Opfergabe des Buddha-Kultes — bescheiden in der letzten Reihe hinter den Männern, und durch den im Dunkel versinkenden Raum tönt das Murmeln der Gläubigen, die dem Vorbeter die heiligen Pali-Verse nachsprechen.

Es fehlt auch nicht an Frauen, die sich dem Ordensleben weihen. Das siebente Lebensjahr ist der früheste Zeitpunkt für den Beginn dieser Abkehr vom Weltlichen. Die Nonnen verhalten sich den Mönchen gegenüber als unterwürfige Verehrerinnen, die wie die Laienfrauen Spenden bringen und gelegentlich auch mit ihrer Hände Arbeit die Mönche entlasten; ihren eigenen Unterhalt bestreiten sie durch Einsammeln von Almosen, die sie in einem auf dem Kopf getragenen Korbe bergen. Die Nonnentracht besteht wie bei den Mönchen aus Hüften- und Umschlagtuch, wozu noch eine Jacke getragen wird; der dazu verwendete Baumwollstoff zeigt das blasse rötliche Gelb von der in Indien für Asketen gebräuchlichen Färbung. Gleich den Mönchen tragen sie das Haupthaar kurz geschoren — von weiblichem Aussehen bleibt herzlich wenig zurück.

Die Frauen der Schan, in Körperbau und Gesichtsschnitt derber als die Birmaninnen, kleiden sich ähnlich wie diese; sie haben aber ihre eigenen typischen Webmuster. Das schmucklos auf dem Scheitel aufgesteckte Haar bedeckt ein Turban. Beschäftigung und Lebensweise ähneln der birmanischen, die Heiterkeit und das gutmütige, dabei geweckte Wesen ist auch an ihnen zu rühmen.

Die Frauen der Bergvölker, die noch nicht in den birmanisch-buddhistischen Zivilisationskreis einbezogen sind, haben ein geplagteres Dasein. Es sind in der Mehrzahl stämmige untersetzte Gestalten mit auffallend kräftig entwickelten Beinen. Ihre robuste Konstitution kommt ihnen zupaß bei der harten Arbeit, die sie leisten; der Ackerbau in den hohen Lagen ist recht mühselig, auf den steilen Hängen kann weder Pflug, noch Egge, noch Ochsenkarren benutzt werden, alles muß mit Hacke und Schaufel getan werden. Und dann das Lastentragen! Zumal das Wasserschleppen ist in den oft in großer Höhe über den weit entfernten Quellen liegenden Dörfern höchst be-

Digitized by Google

ſchwerlich. Als Waſſereimer dienen Abſchnitte der Rohre des Rieſenbambus, die in Körben mit Tragbändern oder an Schnüren — beide über die Stirn gelegt — getragen werden. In dieſer Weiſe ſchleppen die Weiber ſchwere Laſten von Gemüſe uſw. zum Baſar und anderen dafür eingehandelten Bedarf wieder heim. Und bei all ſolcher durch dürftige Koſt noch erhöhten Plackerei findet man gerade bei einigen der kulturell rückſtändigſten Stämme eine ſtaunenerregende Kunſtfertigkeit im Weben. Die Katſchin-Frauen z. B. ſtatten ihre Röcke mit einer Fülle geometriſcher Wirkmuſter aus, und die gleichen Zeichnungen bringen ſie in Stickerei nachgeahmt auf ihren Wadengamaſchen und Jacken an.[1]) Solche „Muſterſprache“ iſt auch eine Art Literatur und gibt der Völkerkunde Rätſel auf, deren Löſung manch einen kulturgeſchichtlich bedeutſamen Fingerzeig in ſich ſchließt.

Briefe Wilhelm Roſchers an ſeine Mutter und an ſeine Gattin

Mitgeteilt von Wirkl. Geheimer Rat Dr. Karl Roſcher

I

Briefe an ſeine Mutter 1835—1842

Roſchers Mutter, Wilhelmine Roſcher, geborene v. Rudloff, geboren am 21. Juni 1786, war eine Tochter des mecklenburgſchen Legationsrats und Rittergutsbeſitzers Friedrich Auguſt v. Rudloff, Ehrendoktors der Rechte von Roſtock und Verfaſſers einer dreibändigen Geſchichte Mecklenburgs. Sie verlobte ſich 1805 mit Roſchers Vater, Dr. jur. Auguſt Roſcher, geboren den 5. Mai 1774, der zunächſt Advokat war, aber 1806 als Vertrauensmann der hannoverſchen Regierung die gefahrvolle Aufgabe übernahm, mit Legationsrat v. Hinüber in Altona, von Juni 1808 bis 1813 aber allein in dem von Franzoſen beſetzten Hamburg die ſogenannte „Geheime Kaſſe“ der hannoverſchen Kapitalien und engliſchen Unterſtützungsgelder zu verwalten, vor allem aber den politiſchen Verkehr zwiſchen England und Hannover, Mecklenburg, Kopenhagen und Stockholm zu vermitteln. Zehn Monate nach der Schlacht bei Jena, am 18. Auguſt 1807, feierte das junge Paar ſeine Hochzeit. Unter der harten und ungerechten franzöſiſchen Fremdherrſchaft verlebte es ſorgenvolle, ſchwere Anfangsjahre der Ehe. Wäre Roſchers Tätigkeit, insbeſondere für die vornehmlich aus Hannoveranern beſtehende „deutſch-engliſche Legion“, von Davouſts Kommiſſaren entdeckt worden, ſo wäre der Tod durch Erſchießen Roſchers Los geweſen. Nach

[1]) Erläuterungen mit Abbildungen in den Aufſätzen zu Ernſt Kuhns 70. Geburtstage (Breslau 1916), S. 505—523 (Nr. V dieſer „Völkerkundl. Notizen“).

Digitized by Google

Beendigung der Fremdherrschaft kehrte er nach Hannover zurück. Er wurde einer der ersten Ritter des 1815 gestifteten Guelphenordens. Von 1816 ab trat er als Oberjustizrat in das hannoversche Justizministerium. Mühlenbruchs Urteil über die von Roscher entworfene hannoversche Untergerichtsordnung ist in dem Sohnesbriefe vom 17. Mai 1837 wiedergegeben. Nach einer nur zwanzigjährigen Ehe starb August Roscher am 1. Juli 1827. Von fünf Kindern, die aus dieser Ehe hervorgingen, war Wilhelm Roscher, geboren am 21. Oktober 1817, das jüngste.

Noch ein halbes Jahr vor dem Abschlusse seiner Gymnasialstudien verließ er mit der nicht leicht, aber vertrauensvoll gegebenen Einwilligung seiner Mutter das Lyzeum in Hannover, um sich daheim dem Studium von Niebuhrs Römischer Geschichte ungestört zu widmen, und legte später, noch nicht 18 Jahre alt, gemeinsam mit seinen im Lyzeum verbliebenen Kameraden die Reifeprüfung ehrenvoll ab.

Da Wilhelm Roscher den Vater schon mit $9^1/_2$ Jahren verlor, schloß er sich um so inniger an seine Mutter, eine liebevolle, feingebildete Frau und ernste Christin, an, die den größten Teil ihres dreißigjährigen Witwenstandes in der Hausgemeinschaft mit ihrem jüngsten Sohne verlebte. Nach seiner Habilitierung an der Universität Göttingen zog sie auf seine Bitte zu ihm und folgte ihm auch nach Leipzig.

Aus den Jahren 1835 bis 1842 liegen nicht weniger als 60 Briefe vor, die der Sohn an seine Mutter richtete, um sie über den Gang seiner Studien, über seine Erlebnisse und Eindrücke zu unterrichten.

Göttingen, den 30. Oktober 1835.

Meine Kollegien habe ich ganz nach meinem ersten Plane einrichten können, da mir Mühlenbruch bestimmt versichert hat, er werde nächste Ostern wie gewöhnlich weiterlesen. Auch bei Heeren[1]) ist die Statistik ganz ordentlich zustande gekommen. Inskribiert bin ich heute schon, habe den antiburschikosischen Revers unterschrieben und die Gesetze in Empfang genommen. Morgen werde ich die Matrikel holen und dem Prorektor für die Beobachtung der darauf stehenden Vorschriften den üblichen Handschlag geben. Unter anderem soll man keine Ausforderung zum Duell annehmen; nun, da wird's dann wohl mit der guten Absicht schon genug sein."

Den 31. Oktober.

„Heute bin ich denn nun auch wirklicher Studiosus juris et philosophiae geworden. Den kitzlichen Punkt mit den Duellen umging der Prorektor sehr fein beim Handschlage; ich habe nur im allgemeinen den Gesetzen gehorsam

[1]) Arnold Heeren, geboren 1760, gestorben 1842. Heerens Schriften „Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" und die „Geschichte der Staaten des Altertums", hatte Roscher schon als Schüler eifrig gelesen.

Digitized by Google

zu sein versprochen. Seine Magnifizenz war dabei ungemein artig und feierlich, steht aber hier in dem Rufe, die Studenten ungeheuer kurz zu halten. Das hat wohl eben die Regierung veranlaßt, ihn gegenwärtig schon zum vierten Male hintereinander der Universität vorstehen zu lassen.

Wenn Du mir wieder schreibst, so könntest Du wohl die Güte haben, mir meinen Fechthandschuh mitzuschicken. Da ich in nächster Woche den Kontraboden besuchen werde, wo, wie die Göttinger behaupten, am besten in ganz Deutschland geschlagen wird, so wäre mir eine baldige Ankunft des Handschuhs sehr wünschenswert. Von dem übrigen Leben hier ist noch nicht viel zu sagen, da die akademische Eigentümlichkeit aus Mangel an Studenten erst wenig hervortritt."

Göttingen, den 15. Januar 1836.

„Ich rate Dir ganz und gar davon ab, etwaige Erniedrigungen des Zinsfußes von Staatspapieren auf $3^1/_2$ Prozent anzunehmen. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn auch nur ein Drittel der über ganz Deutschland ausgedehnten Eisenbahnprojekte realisiert werden sollte, dies auf den Zinsfuß im allgemeinen einen sehr günstigen Einfluß äußern muß.[1]) Große Zinsreduktionen von seiten der Staaten werden daher auf die Dauer gar nicht durchgeführt werden können.

Ich habe mir große Arbeitspläne für das begonnene Quartal vorgesetzt, deren Verwirklichung dann freilich noch im Dunkel der Zukunft verborgen liegt. So denke ich zunächst das Deutsche Bundesrecht gründlich kennen zu lernen und sodann die Geschichte des deutschen Städtewesens durchzustudieren. Besonders das Letztere ist ein so vielseitig und so tief in das ganze Leben greifender Gegenstand, der zugleich von soviel trefflichen Hilfsmitteln des Studiums begleitet ist, daß er mich schon lange ganz vorzugsweise interessiert hat."

Göttingen, 11. Februar 1836.

„So weit, wie ich jetzt im Laufe des Semesters vorgerückt bin, glaube ich bereits einigermaßen ein Urteil über das, was ich gelernt und worin ich weitergekommen, fällen zu können. Ich habe bis jetzt weniger positive Kenntnis darin erworben (das soll in den Ferien mein Augenmerk sein), als allgemeine Ansichten, Gesichtspunkte, neue Wege gewonnen, und in dieser Beziehung, glaube ich, ist die verflossene Zeit für mich eine sehr fruchtbare gewesen. Besonders viel verdanke ich namentlich meinem vortrefflichen Lehrer Albrecht,[2])

[1]) Friedrich Lists Schrift: „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems" war 1833 erschienen.

[2]) Wilhelm Eduard Albrecht, geboren 1800, gestorben 1876, seit 1829 Professor für deutsches, Staats- und Kirchenrecht in Göttingen, seit 1838 in Leipzig, kein glänzender Lehrer, aber Vorbild schärfster Gedankentätigkeit. „Ein imponierendes Beispiel wissenschaftlicher Sittlichkeit und Rechtschaffenheit, vollendeter Selbstlosigkeit und unbeugsamen Rechtsgefühls" (Maurer). Nie sprach er in seinen Vorlesungen über seine Göttinger Erlebnisse von 1837. Albrecht lehnte 1838 einen Ruf nach Basel, 1842 nach Heidelberg,

Digitized by Google

dessen Vortrag ganz und gar auf mich berechnet schien (und wenn das jedem Zuhörer so ergeht, was für ein höheres Ziel könnte dann der Vortrag haben?). Sein Kolleg über Staatsrecht ist für einen schon ziemlich gebildeten Juristen bestimmt, manches — ich leugne das nicht — hätte mir klarer, fruchtbarer sein können; dennoch aber ist mir darin ein so helles, eigentümliches Licht über die eigentlichen Fundamente alles Rechts aufgegangen, daß ich allezeit mich daran zu erfreuen und zu bilden hoffe. Ich kann dem großen Manne in vielen Punkten für jetzt noch nicht beistimmen, aber der tief wissenschaftliche Geist, der ihn belebt, hat mich dergestalt ergriffen, daß mein Plan jetzt auf die juristische Laufbahn (wie dieselbe sich nun auch näher gestalten möge) so ziemlich fixiert sein wird. Namentlich glaube ich, als Professor der Rechtswissenschaft künftighin nicht erfolglos wirken zu können, weil schon mehr als ein Samenkorn, das Albrecht wissentlich oder auch unwissentlich gestreut, seine Früchte bei mir zu tragen anfängt. Weit geringer freilich, aber doch auch dankenswert sind die Eindrücke, die ich von Dahlmann[1]) empfangen habe. Sein ganzes Wesen ist zu ängstlich und in gewisser Beziehung kurzsichtig, um gleiche Resultate gewinnen zu können, wodurch ich seine großen Verdienste übrigens keineswegs zu schmälern gedenke."

Göttingen, den 17. Mai 1836.

„Mit meinen Kollegien bin ich außerordentlich zufrieden. Täglich Belehrung, täglich Genuß, wie ich ihn in gleichem Maße noch nie zuvor gekannt habe. Besonders anziehend ist die archäologische Vorlesung des vortrefflichen Karl Otfried Müller,[2]) aus der ich unwissender Laie am Ende noch als Kunstkenner hervorzugehen hoffe. Wenigstens wird die Schuld, wenn ich falsch prophezeie, gewiß nicht an dem Lehrer liegen. Wenn ich Albrecht im vorigen Winter verehren gelernt, so habe ich Müller liebgewonnen und wünsche immer recht sehnlich, daß unser August[3]) an dieser täglichen Freude teilnehmen möchte. Ihm würde das, als einem erfahrenen und praktisierenden Kunstfreunde, gewiß noch größeren Nutzen schaffen. Auch Mühlenbruch,[4])

1848 nach Göttingen und Gießen ab. Roscher wohnte lange im Leipziger „Paulinum" wie Drobisch über Albrecht und bewahrte ihn zeitlebens große Verehrung.

[1]) Friedrich Christoph Dahlmann, geboren 1785, gestorben 1860, seit 1829 Professor in Göttingen.

[2]) Karl Otfried Müller, geboren 1797, seit 1819 Professor der Altertumswissenschaft in Göttingen. Seine von Roscher eifrig besuchten Vorlesungen betrafen Kunstgeschichte und Archäologie, Erklärung des Herodot, Thucydides, Pindaros, Tacitus. „Neben Gottfried Hermann wohl der letzte Philologe, dessen Vorlesungen fast regelmäßig von zahlreichen Studenten aller Fakultäten freiwillig gern gehört wurden." Er starb 1840 in Athen an einem durch Überanstrengung und Sonnenbrand veranlaßten Gallenfieber.

[3]) August Roscher, älterer Bruder Wilhelm Roschers, geboren 1810, Dr. med., starb 1844. Er übte die Zeichen- und Malkunst in vorzüglicher Weise.

[4]) Chrn. Friedrich Mühlenbruch, geboren zu Rostock 1785, gestorben 1843, Pro-

Digitized by Google

ein Landsmann von Dir, gefällt mir ſehr wohl. Obgleich die Inſtitutionen, gottlob, nicht die intereſſanteſte Partie des Jus bilden, hat er mich doch nie gelangweilt, und ſein ſtetes Hinleiten auf die Quellen des Rechts iſt gewiß für eine wiſſenſchaftliche Behandlung das Anregendſte, was getan werden kann. Auch zwei philologiſche Kollegien höre ich: das Altindiſche bei Ewald und das altdeutſche Heldengedicht Gudrun (die deutſche Odyſſee genannt) bei dem Kindermärchen-Grimm.[1]) Von dem letzteren lauten die erſten Verſe, wenn ich nicht irre, wie folgt:

Ez wuohs in Irelande ein richer künic her,
Der was geheizen Sigebant: ſin vater der hiez Ger;
Sine muoter diu hiez Uote, diu was ein küniginne:
Ob ir hohe tuogend ſo gezam dem richen wol ir minne.

Das wäre recht etwas für Dich, nicht wahr, liebe Mama? In meinen Privatarbeiten habe ich mich übrigens halb mit Gewalt von meinen Studien über Städteweſen losgeriſſen und will mich fürs erſte ausſchließlich auf das Römiſche Recht legen. Erſt muß doch der Grund gelegt werden, ehe man Säulen und Zinnen auf das Haus ſetzen kann."

Göttingen, den 18. Juni 1836.

„Mein Wunſch, künftig in ruſſiſche Dienſte zu treten,[2]) iſt in dieſer Zeit wieder ſehr lebhaft geworden, beſonders ſeitdem ich das ſogenannte Portfolio[3]) (wie Dir bekannt ſein wird, eine durch Unterſchleif publizierte Sammlung von Depeſchen und anderen Dokumenten der ruſſiſchen Diplomatie) mehr verſchlungen und gelernt, als bloß geleſen habe. Es iſt mir längſt klar geworden, daß ich, wenn überhaupt zu einer wohltätigen Wirkſamkeit befähigt, in der theoretiſchen Politik, die noch gewaltig im Argen liegt, vorzugsweiſe mein Feld zu ſuchen habe. In der Betrachtung dieſer Sachen gehe ich einen eigenen Weg, der zwar in dem Entwicklungsgange unſerer Zeit über lang oder kurz notwendig muß betreten werden, den aber ſeit dem erſten und größten aller Staatslehrer, dem alten Ariſtoteles, kein einziger meines Wiſſens weiter verfolgt hat. Nun iſt aber die Politik ganz und gar der Pendant zur Medizin;

---

feſſor 1810 in Roſtock, 1815 in Greifswald, 1818 in Königsberg, 1819 in Halle, 1833 in Göttingen.

[1]) Jakob Grimm, geboren 1785, geſtorben 1863. 1829 Profeſſor in Göttingen, 1837 entlaſſen. 1841 Profeſſor in Berlin.

[2]) Zunächſt als Univerſitätslehrer in Dorpat. Hiervon riet ihm, nach einem Briefe vom Auguſt 1836, Gervinus ſehr ab. Gervinus meinte, „Deutſchland ſtehe am Vorabende künftiger Größe und könne niemand entbehren, der fähig ſei, etwas zu leiſten".

[3]) Dieſe vom November 1835 bis Mai 1837 in London veröffentlichte, 45 Nummern enthaltende Sammlung, von der die erſten 26 Nummern 1836 in 2 Bänden in Hamburg nachgedruckt wurden, gibt in den ruſſiſchen Depeſchen von 1826 bis 1829 Aufſchlüſſe über die Politik des Petersburger Kabinetts. Das Portfolio ſollte im engliſchen Intereſſe als Warnungstafel für das nichtruſſiſche Europa dienen.

Digitized by Google

was diese zur Naturwissenschaft, das ist jene zur Menschengeschichte. Und welcher Arzt könnte wohl aus Büchern und anatomischen Museen allein seine Weisheit lernen? Muß er nicht gerade vorzugsweise sich an das Leben selbst halten? Dem Politiker ist zwar in der Geschichte ein reicher Schatz von anatomischen Präparaten gegeben, hier und da kann er auch an Mumien studieren, aber in den Gang der lebendigen Staaten kann er niemals sicher blicken, als wenn er, sei es auch in untergeordneter Sphäre, selbst an der Praxis teilnimmt und diese für seinen Zweck zu benutzen weiß. Das ist es, was früher als dunkles Gefühl, jetzt als helles Bewußtsein meinen Sinn nach der diplomatischen Laufbahn richtet, nicht etwa der erbärmliche Dienstadel oder das höchst problematische reiche Auskommen. Als ich nun das Portfolio las, da lernte ich gerade die russische Diplomatie in ihrer ganzen Umsicht, Konsequenz und Energie bewundern, so daß es mir jetzt noch viel wünschenswerter erscheint, ihr anzugehören als ehemals. Wäre doch bald eine Entscheidung und Leitung da, denn die unendlichen Schwierigkeiten meines Vorhabens liegen mir klar genug vor Augen."

Göttingen, 5. November 1836.

„Meine Kollegien haben so allmählich jetzt alle ihren Anfang genommen, die Logik bei Herbart[1]) schon am vorigen Montage, die anderen am Donnerstage. Ich höre außerdem bei Mühlenbruch Pandekten, bei Gervinus neuere Geschichte und bei Thöl[2]) ein kleines Publikum über den Handel mit Staatspapieren, zusammen 24 Stunden die Woche. Gervinus will mich morgen seiner sechzehnjährigen Frau vorstellen.

„Wenn Ihr nächstens Sachen nach Wahren schickt, bitte, so laßt mich das zuvor wissen, ich möchte gern einen langen Brief an Eduard[3]) mitgeben, um ihm meine neuesten Entdeckungen mitzuteilen. Es liegt mir um so mehr daran, als ich mich täglich mehr davon überzeuge, daß wir beide, ohne einander zuvor gekannt zu haben, auf denselben Weg geraten sind, so daß meine Historie mit seiner Philosophie steht und fällt. Vielleicht auch umgekehrt. Ich arbeite hier übrigens sehr eifrig an der Lektüre der sieben großen griechischen Politiker."

Göttingen, den 13. Dezember 1836.

„Ich habe in der letzten Zeit sehr viel an einer Arbeit über den Herodot zu tun gehabt, den ich zu diesem Zwecke dreimal aufmerksam durchgelesen habe. Die Arbeit ist jetzt auch ihrem Ende nahe."

---

[1]) Johann Friedrich Herbart, geboren 1776, gestorben 1841.

[2]) Johann Heinrich Thöl, geboren 1807, gestorben 1884. 1830 Privatdozent, 1837—1842 Professor in Göttingen, 1842—1849 Professor in Rostock, 1849—1884 wieder in Göttingen. Bedeutender Mitarbeiter an der deutschen Wechselordnung und dem deutschen Handelsgesetzbuch.

[3]) Dr. Eduard Schmidt, o. ö. Professor der Philosophie zu Rostock, geboren 1809, gestorben 1866, ein Vetter Wilh. Roschers.

Digitized by Google

Göttingen, 17. Mai 1837.

„Mit meinen Kollegien bin ich diesen Sommer recht wohl zufrieden. Ich höre täglich 2 Stunden bei Albrecht Deutsches Privatrecht, welches mir wegen des hohen Interesses des Gegenstandes und wegen der Vortrefflichkeit des Lehrers immer die angenehmsten Augenblicke gewährt, die ich in Vorlesungen überhaupt erlebt habe, ich sage Augenblicke, weil die Stunden wirklich nicht ganz viel länger sind, denn er fängt erst wenige Minuten vor halb an und hört immer schon sehr zeitig wieder auf. Bei meinem Freunde Gervinus[1]) höre ich ferner neuere Literaturgeschichte (welches Fach wohl seine eigentliche Stärke ausmacht), bei J. Grimm Diplomatik (d. h. aber nicht Gesandtschaftskunst, sondern die Kunst, alte Handschriften, Urkunden und Drucke zu lesen, deren Echtheit zu beurteilen und deren Zeitalter zu bestimmen) und endlich bei Mühlenbruch Zivilprozeß. Was den Letzteren anbetrifft, so wird es Dich gewiß interessieren, daß er in seiner Vorlesung vor allen anderen Gesetzen dieser Art die K. hannoversche Untergerichtsordnung erwähnte: diese sei „an wissenschaftlichem und praktischem Werte unbezweifelt die Erste ihrer Art, habe darum auch den meisten späteren zum nützlichen Muster gedient und werde neben den zahlreichen Mißgeburten der neueren Gesetzgebung für immer als ein Denkmal echt legislatorischer Weisheit gelten können". Ich schreibe dies ehrenvolle Urteil darum so ausführlich nieder, weil dessen Gegenstand, wo ich nicht sehr irre, die letzte Arbeit unseres seligen Vaters gewesen ist. Das Urteil selbst aber geht von einem der größten, vielleicht wirklich dem ersten jetzt lebenden Kenner solcher Dinge aus.

Weil ich nächsten Michaelis doch eben keine Aussicht habe, nach Mecklenburg reisen zu können, so habe ich mir diese Pfingsten das Vergnügen gemacht, nach dem nahe gelegenen Cassel zu reisen. Am ersten Pfingstmorgen, früh um 1 Uhr, fuhr ich mit Braun,[2]) Mühry, Frank, dem Vetter aus Brunshausen und dem Bruder der schönen Sophie Reinecke von hier ab und langte gegen 9 Uhr in Cassel an. Das Wetter war während unseres Aufenthaltes ganz vortrefflich, und es wimmelte in Cassel wie immer um Pfingsten, von fremden Gästen. Namentlich waren gewiß 200 bis 300 Göttinger Studenten da, die ihren gewöhnlichen Ton in Cassel, ungeachtet der Größe der Stadt, welche an Zahl der Einwohner unserem Hannover wenig oder gar nicht nachsteht,[3]) doch gar nicht zu ändern brauchen. So fuhr z. B. ein sechsspänniger

[1]) Gervinus, geboren 1805, gestorben 1871, war 1836 von Heidelberg nach Göttingen übergesiedelt.

[2]) Im August 1837 verlor Roscher seinen nächsten Freund Wilhelm Braun, „der alle meine Freuden und Erinnerungen von der bewußtlosen Kindheit an geteilt hatte. Das Band, das uns vereinigte, war in den letzten Jahren, namentlich auch in Göttingen, immer herzlicher und fester geworden. Er verstand mich und ich verstand ihn ganz, und unsere Anlagen, unsere Stärken und Schwächen, unsere Aussichten und Pläne waren so glücklich füreinander geschaffen, daß sie in nichts aneinander stießen und eine Freundschaft fürs ganze Leben sicher verbürgten." (Brief an seine Mutter vom 1. September 1837.)

[3]) 1910 hatte Hannover 302 000, Cassel 153 000 Einwohner.

Digitized by Google

Ackerwagen mit 18 Bremenser Studenten ein paar Schritte vor dem Palais des Kurprinzen zwischen diesem und der Wachparade durch; ein Bekannter von mir stellte sich späterhin an dies Palais und warf der Gräfin v. Schaumburg Kußhände zu, worauf diese ihm heruntersagen ließ, er möchte doch weggehen, er könnte sonst Unannehmlichkeiten davon haben. Ein anderer, ein mir ebenfalls ganz gut bekannter Engländer, fuhr in einem sehr eleganten Wagen ganz allein nach Wilhelmshöhe zur Fontänezeit und nötigte unterwegs vier hessische Offiziere mit Federhüten, die zu Fuß gingen, sich mit einzusetzen usw. In Cassel ist gar manches zu sehen; eine recht hübsche Gemäldesammlung, wo mich namentlich eine sehr schöne sterbende Kleopatra von Tizian mit Entzücken, eine ganze Menge Bilder des weltberühmten Rubens aber mit wahrem Ekel erfüllten;[1]) ferner einige wertvolle Antiken, die herrlichen Gartenanlagen in der sogenannten Aue und bei Wilhelmshöhe, endlich und besonders die vortrefflichen Felsenkeller, wo man das Casseler Bier in seiner frischesten und edelsten Gestalt trinken kann. Die Wilhelmshöher Fontäne ist übrigens lange nicht so bedeutend wie die zu Herrenhausen, und die Casseler Oper steht der unsrigen auch in ihrem jetzigen Zustande gewaltig nach, von der früheren schönen Periode gar nicht einmal zu reden."

Göttingen, 24. Julius 1837.

„Wenn Dich meine gegenwärtigen Studien interessieren, so kann ich Dir sagen, daß ich jetzt zwischen der Kirchengeschichte und der Lektüre der Poesien des deutschen Mittelalters meine Zeit geteilt habe.

Dagegen wird es Dir vielleicht nicht unlieb sein, durch mich über den gegenwärtigen Stand der Dinge in Hannover einiges zu erfahren. Die Art und Weise meiner Studien berechtigt mich vielleicht vor manchem anderen Uneingeweihten über dergleichen Angelegenheiten zu urteilen, besonders da mir die Journale hier fast alle zu Gebote stehen und ich durch einige wohlunterrichtete Privatpersonen hier und dort manches nähere vernommen habe.[2]) — Was zuerst die Berechtigung des Königs zu seinem großen Schritte anbetrifft, so ist hier einer von den vielen Fällen, wo man von verschiedenen Gesichtspunkten aus entweder ihm geradezu unrecht geben muß oder gestehen muß, daß er vollkommen in seinem Rechte handelt. Nach den Grundsätzen des neueren revolutionären Staatsrechts, nach denen es erlaubt ist, um das sogenannte Staatswohl zu vermehren, jedes Privatrecht, das des

[1]) In einem Briefe vom 25. September 1846 an seine Frau äußert sich Roscher begeistert über die Gemälde des Rubens in Antwerpen und Gent, die von seinen späteren Ausschweifungen nichts zeigen.

[2]) Dieser Brief des noch nicht zwanzigjährigen Studenten ist ein bemerkenswertes Zeichen seines Bestrebens, geschichtliche Tatsachen von verschiedenen Standpunkten aus zu beurteilen. Die reichlich 16 Wochen später, am 18. November 1837 abgegebene Erklärung der sieben Göttinger Professoren bot seinem Urteil eine Grundlage, an der er dann festhielt.

Digitized by Google

Thronerben wie des Bettelmannes mit Füßen zu treten, sobald nur ein Beschluß des Landesherrn mit der Stimmenmehrheit in der Ständeversammlung übereinkommt: nach diesen Grundsätzen hat freilich der neue König Unrecht. Aber wenn man umgekehrt mit den älteren Juristen jedes Privatrecht für ebenso heilig achtet wie das Recht des Staates, so ist Cumberland vollkommen zu seinem Schritte befugt. Der hannoversche Staat hat noch vor einem Jahre tatsächlich anerkannt, daß in der Thronfolge-Ordnung die Willkür des jeweiligen Königs allein nicht entscheiden könne, daß er bei einer Änderung derselben den Konsens der Agnaten einholen müsse; warum soll es denn dem jeweiligen Könige erlaubt sein, ohne solchen Konsens die höchsten Privilegien des Throns, ja die Güter desselben wegzuwerfen oder umzuändern?[1]) Zur Zeit der deutschen Reichsverfassung würde ein solches Verfahren noch entschieden für unrecht gegolten haben; in noch früheren Zeiten war es sogar keinem einzigen Gutsherrn gestattet, irgend wichtige Veränderungen mit seinem Gute vorzunehmen ohne Einwilligung des nächsten Erben, der hier die ganze Nachkommenschaft repräsentierte. Und sehr schön ist es doch gewiß, wenn die Willkür des Einzelnen also zum dauernden Wohlsein der Familie beschränkt ist. — Auch hat der König ja nur ausgesprochen, daß er das Staatsgrundgesetz als solches nicht anerkenne. Damit ist der Inhalt desselben noch nicht umgestoßen, vielmehr beweist die aus lauter Juristen bestehende Kommission, wie eifrig der König bemüht ist, was ihn rechtlich bindet, auch ferner heilig zu halten. Eine solche strenge Heilighaltung des alten Rechts ließ sich von dem alten Toryhaupte auch nur erwarten, und es ist gewiß mit Grund, wenn der englische „Standard" behauptet, „eine Hinneigung zum Absolutismus würde

[1]) Wilhelm IV. von England starb am 20. Juni 1837. Der siebenundsechzigjährige Herzog Ernst August von Cumberland wurde nun König von Hannover. Alsbald nach seinem Einzug in Hannover (29. Juni) ernannte der König den Präsidenten des Obersteuer-Schatzkollegiums Schele von Schelenburg (geboren 1771, gestorben 1844) zum Staats- und Kabinettsminister und vertagte die Ständeversammlung. Im Königlichen Patent vom 5. Juli erklärte er, „die Verfassung von 1833 binde ihn weder formell noch materiell und biete keine hinreichende Gewähr für das dauernde Glück der Untertanen". Am 30. Oktober wurden die Stände aufgelöst, am 31. Oktober alle Kabinettsminister außer Schele entlassen. Das Königliche Patent vom 1. November erklärte das Staatsgrundgesetz für aufgehoben und entband alle königlichen Diener des auf die Verfassung geleisteten Eides.

Das Staatsgrundgesetz bedurfte zu seiner Gültigkeit der Zustimmung der Agnaten. Die hannoverschen Minister hatten am 21. April 1834 Dahlmann, der mit 20 anderen Mitgliedern des Landtagsausschusses dies Gesetz entworfen hatte, schriftlich mitgeteilt, die volljährigen königlichen Prinzen (also auch der damalige Herzog von Cumberland) hätten dem Gesetze zugestimmt. König Ernst August behauptete aber nach seiner Thronbesteigung, das Gesetz sei ohne seine Zustimmung erlassen worden. Anton Springer bemerkt dazu in dem Lebensbilde Dahlmanns (Allgemeine Deutsche Biographie 4, 697), dann wären die Minister und durch diese Dahlmann getäuscht worden. Und Frensdorff sagt in dem Lebensbilde des Königs Ernst August (ebenda 6, 275): Die Mitteilung der Minister vom 21. April 1834 war in bezug auf Ernst August entweder unrichtig oder nur auf einen Konsens zu der vorläufigen Gestalt des Gesetzentwurfs zu beziehen.

Digitized by Google

bei dem König von Hannover niemanden mehr befremden als eben die, welche seine innigsten Vertrauten wären." Wie sollte es auch möglich sein, daß bei einem grauen Haupte eine so jugendliche Herrschsucht walten könnte, die doch 67 Jahre lang so völlig bekämpft und verborgen wäre?

Der König hat sein Regiment damit angefangen, allerlei Ungehörigkeiten, die sich bei dem weichen Charakter des Vizekönigs[1]) im Benehmen der Hochgestellten eingeschlichen hatten, ein Ende zu machen. So war z. B. Wangenheim unangemeldet zu ihm ins Zimmer getreten und hatte dafür die Antwort bekommen: ob man es einem so alten Hofmanne erst lehren müsse, wie mit Königen umzugehen sei. Ebenso hatte der König den Post-Rudloff zu sich entbieten lassen. Rudloff schickt statt seiner einen Sekretär, erhält aber sofort den Befehl, persönlich zu kommen. Als er eintritt, sitzt der König mit dem Rücken gegen die Tür, bekümmert sich gar nicht um ihn, schreibt soundso viele Briefe und reicht sie ihm zuletzt mit abgewandtem Gesicht über die Schulter hin mit den Worten: Kuvertieren Sie jetzt. Darauf läßt er ihn ohne ein Wort weiter abziehen.

Die wichtigste Veränderung ist wohl im ganzen die, daß jetzt das Geheime Kabinettsrats-Regiment, das seit 1831 geherrscht hatte, völlig umgestürzt ist. In dem Betragen meines Freundes Rose ist dieser Sturz seines Vaters[2]) auch sehr deutlich zu lesen; er ist seitdem viel höflicher geworden. Als freilich die Geheimen Kabinettsräte dem Könige haben aufwarten wollen, soll dieser barsch gefragt haben: Geheime Kabinettsräte, wer ist das? Was gehen die mich an? Die können mit den Ministern konferieren. Eine noch viel härtere Anrede, erzählt man, habe der Landdrost Meyer einstecken müssen. Jedenfalls war es höchst unvorsichtig von den früheren Machthabern, den Thronerben, dessen Energie und konservativen Sinn man kannte, so sehr zu ignorieren, und die Münster-Schelesche Partei mag vorzüglich darum jetzt so gut stehen, weil sie durch lebhaften Briefwechsel den ehemaligen Herzog von Cumberland immer von allem in Kenntnis setzte. Auch Rumann[3]) soll gut angeschrieben sein, namentlich seit Auflösung der letzten Ständeversammlung. Als Rumann in seiner Präsidenten-Qualität hier das königliche Patent verlesen hat, welches

[1]) Friedrich Adolf, Herzog von Cambridge, geboren 1774, gestorben 1850, jüngster Sohn Georgs III., wurde im Oktober 1816 zum Generalgouverneur, 1831 zum Vizekönig von Hannover ernannt. Er hatte in Göttingen studiert.

[2]) Just Philipp Rose, geboren 1787, gestorben 1849. 1820 Mitglied der Zweiten Kammer. Unter dem Vizekönig Herzog von Cambridge 1831—1837 Mittelpunkt aller Staatsgeschäfte. Später als Abgeordneter des Konsistoriums zu Hannover und als Vertreter der Universität Göttingen Mitglied der Zweiten Kammer.

[3]) Wilhelm Rumann, geboren 1784, gestorben 1857, Stadtdirektor in Hannover, 1826 Mitglied, später Präsident der Zweiten Kammer bis 1849. „In seiner Rechtsansicht über das Staatsgrundgesetz von Anfang an entschieden, schwankte er nur bezüglich des dem Könige und seinem Kabinett gegenüber einzuschlagenden zweckmäßigsten Verfahrens. So kam es, daß er, der den Kampf gewissermaßen eröffnet hatte, fast anderthalb Jahre zögerte, bis er wirksam eingriff." (Frensdorff.)

Digitized by Google

die Vertagung befiehlt, erhebt ſich Stüve[1]) mit den Worten: Ich erlaube mir den Antrag ... (nämlich den Miniſter Schulte, der das Patent kontraſigniert hatte, zu verklagen). Da fällt Rumann ſofort mit ſeiner ſonoren Baßſtimme ein: Sie haben hier gar nichts anzutragen, wenn Seine Majeſtät die Vertagung befohlen hat. — Alle Deputationen der Städte dagegen, welche dem König aufgewartet, ſind ungemein huldreich empfangen worden; namentlich iſt die Göttinger Deputation ganz entzückt über die gnädige Aufnahme. Die Univerſität ſchickte Lücke,[2]) Bergmann,[3]) Conradi[4]) und Ewald[5]) hin. Mit dem letzteren, dem Vertreter der philoſophiſchen Fakultät und unſtreitig dem unbeholfenſten Vertreter, den man irgend finden kann, hatte es große Not gehabt. Erſt hatte man Karl Otfried Müller gewählt; der entſchuldigte ſich damit, daß er tagtäglich die Entbindung ſeiner Frau erwarte, darauf Herbart, der für dieſen Fall gleich einen Krankenſchein vorwies. Darauf Gauß,[6]) der höchlich beteuerte, nicht die kleinſte Wagenreiſe vertragen zu können. Endlich erbietet ſich Ewald von ſelbſt, man nimmt es freudig an. Aber nach einer Stunde befällt ihn die Angſt und er meldet ſich krank, was nun der Akademiſche aber nicht mehr annehmen will. Als ſie dem König vorgeſtellt werden, fragt dieſer u. a. Ewald, woher er denn gebürtig wäre und was er gegenwärtig läſe. Auf eine ſolche Frage war der große Orientaliſt nicht vorbereitet; er wird beſtürzt, beſinnt ſich, kann aber nichts herausbringen. Da hilft ihm Lücke aus der Not und antwortet für ihn: „Oh, er iſt aus Göttingen und lieſt jetzt über den Hiob.“

---

[1]) Johann Karl Bertram Stüve, geboren 1798, geſtorben 1872. Rechtsanwalt, ſeit 1824 Mitglied der Zweiten Kammer. 1835 Bürgermeiſter von Osnabrück. 1837 von der Göttinger philoſophiſchen Fakultät als auctor patriarum rerum gravis, fortis, propositi tenax zum Ehrendoktor ernannt. 1847 vom König Ernſt Auguſt, der ihn bei aller Gegnerſchaft perſönlich achtete, zum Miniſter des Innern ernannt, legte er dies Amt 1850 nieder.

[2]) Friedrich Lücke, geboren 1791, geſtorben 1855. 1827 bis zu ſeinem Tode Profeſſor der Theologie in Göttingen. Hochgeſchätzter gelehrter Vertreter der modernen Vermittlungstheologie, Förderer der äußeren und inneren Miſſion, des Guſtav-Adolf-Vereins und des evangeliſchen Kirchentags.

[3]) Friedrich Chriſtian Bergmann, geboren 1785, geſtorben 1845, Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft.

[4]) Johann Wilhelm Heinrich Conradi, ausgezeichneter Kliniker, geboren 1779, geſtorben 1861.

[5]) Heinrich Ewald, geboren 1803, geſtorben 1875. 1827—1837 und 1848—1867 Profeſſor in Göttingen, 1838—1848 in Tübingen. Dieſer bahnbrechende Vertreter der bibliſchen und orientaliſtiſchen Wiſſenſchaft, ein großer, unabhängiger Geiſt von ſchneidiger Wahrheitsliebe, war den Verhältniſſen des realen Lebens fremd und an den Verkehr mit Menſchen wenig gewöhnt. 1869—1875 war er Vertreter der Stadt Hannover im Norddeutſchen und Deutſchen Reichstage. Das Recht, Vorleſungen an der Univerſität zu halten, wurde ihm 1868 von der preußiſchen Regierung aus politiſchen Gründen entzogen.

[6]) Karl Friedrich Gauß, der große Mathematiker, Phyſiker und Aſtronom, geboren 1777, geſtorben 1855, war Ewalds Schwiegervater.

Digitized by Google

Im ganzen muß ich jedoch offen gestehen, tut es mir auch für Hannover sehr leid, daß unser König nicht auch zugleich den großbritannischen Thron geerbt hat. Durch diese Verbindung mit England genoß Hannover so manche materiellen Vorteile, und was mehr bedeutet als diese, es war in unserem Lande ein gewisser großartiger freier Sinn verbreitet, insbesondere bei der Armee, dem Bergbau und der Landesuniversität ersichtlich, der jetzt allmählich verschwinden wird. Unter diesem ersten Könige, der noch mit England in so tausendfacher Verbindung steht, wird dieser Abfall noch wenig bemerkt werden. Aber späterhin wird Hannover in den Rang und Geist der kleinen deutschen Königreiche wie Sachsen, Württemberg usw. herabsteigen, über welche es bisher in den Augen der größeren Mächte und des außerdeutschen Publikums doch so weit erhaben war." [1])

Göttingen, 16. September 1837.

„Die Anzahl der Gäste, die heute und gestern, aber zum Teil auch schon früher, zur Hundertjahrfeier der Universität hier angekommen sind, ist wirklich sehr bedeutend, und das jetzige Leben hier, sowie auch überhaupt der ganze Sommer, bei großer Ungebundenheit der Studenten von oben her, ein äußerst lebendiges, freies und angenehmes. Gestern abend erhielt Alexander v. Humboldt eine Nachtmusik von uns, wobei das Vivat „Alexander v. Humboldt, dem Freunde der akademischen Jugend", galt. [2]) Der große Mann bedankte sich in einer recht hübschen, leider aber sehr stotternd abgelesenen Rede vom Balkon seines Hauses herab. Am Dienstage wird er in der Sozietät der Wissenschaften reden, desgleichen auch Gauß über den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaften sprechen: beides wohl die berühmtesten unter den hier anwesenden Gelehrten."

Göttingen, 2. Dezember 1837.

„Mich interessiert natürlich vorzugsweise das Schicksal unserer Universität, welche denn auch allerdings von einem sehr harten Schlage gegenwärtig bedrohet ist. Ihr werdet ohne Zweifel wissen, daß sieben hiesige Professoren sich für verpflichtet gehalten haben, sich gegen die Maßregeln unseres Königs in einem entscheidenden Schritte zu erklären, und es ist wohl ziemlich unvermeidlich, daß sie infolgedessen die Universität werden verlassen müssen. Zum Unglück sind es solche Namen, daß man beim Abgange derselben nicht sowohl fragen wird: Wer geht weg? sondern: Wer bleibt da? Ein solches Institut wie eine Universität hat ebenso wie eine Pflanze ein eigentümliches Leben; schneidet man auf einmal so viele und bedeutende Äste ab, so

[1]) Ähnliche Gedanken wurden damals in Hannover von vielen vertreten. Rothert in seiner „Allgemeinen hannoverschen Biographie" (1911) bespricht das Für und Wider. Später hat Roscher diese Auffassung nicht mehr festgehalten.

[2]) Der Redner hob hervor, daß viele junge Männer während der letzten traurigen Wirren seiner Fürsprache ihre Freiheit oder wesentliche Milderung ihrer Strafe zu verdanken hätten.

Digitized by Google

ist es leicht möglich, daß das Gewächs fortan ein verkümmertes Leben führt. Indessen will ich zu Gott hoffen, daß der harte Schlag vielleicht durch irgendeine Vermittlung noch abgewandt werde, daß unsere Anstalt sieben Männer noch behalte, die fast alle unersetzlich und zum Teil ohne Frage die ersten Häupter ihrer Wissenschaft in der ganzen Welt sind." (Fortsetzung folgt)

Bismarcks Wiener Audienz und der Kaiserbrief von 1892

Von

Otto Gradenwitz.

Zwei Kundgebungen des entlassenen Bismarck haben die Welt in Atem gehalten: Die Enthüllung von 1896 über den Rückversicherungsvertrag und das Wiener Gespräch von 1892 bei Gelegenheit der Hochzeit des Grafen Herbert Bismarck und der Komteß Marguerite Hoyos. Der politische Inhalt ist in beiden Kundgebungen das Verhältnis des Fürsten und des Deutschen Reiches zum Bundesgenossen Österreich-Ungarn und zum Nachbar Rußland. Die Form ist bei der Enthüllung von 1896 die übliche eines Artikels der „Hamburger Nachrichten", 1892 die eines Interviews, welches in Österreich einem Vertreter der „Neuen Freien Presse" gewährt wird. Zweck der folgenden Zeilen ist es, die Wahl dieses Mittels ins rechte Licht zu rücken.[1])

Am Abend des 19. Juni 1892 traf Bismarck mit der Fürstin in Wien ein, und alsbald — so wird uns berichtet — teilte ihm die Prinzessin Reuß unter Tränen mit, daß die nachgesuchte Audienz beim Kaiser Franz Joseph ihm verweigert sei. Diese Nachricht ist glaubwürdig einschließlich der Tränen. Denn die Prinzessin, Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar und Gemahlin des deutschen Botschafters am Wiener Hofe, hatte auf Bismarcks Bitte die Vorverhandlungen wegen Nachsuchung einer Audienz mit dem ersten Obersthofmeister des Kaisers Franz Joseph, Prinzen Konstantin Hohenlohe (Bruder des Fürsten Chlodwig) geführt und durch Übermittlung des Bescheides, daß der Kaiser es als selbstverständlich ansehe, wenn Fürst Bismarck als alter und bewährter Freund seines Hauses und Österreichs ihm seine Aufwartung mache, es veranlaßt, daß das amtliche Nachsuchen des Fürsten um eine Audienz durch die Botschaft erfolgte.

Der Verlauf der Wiener Bismarcktage war dieser: Fürst Bismarck gibt am Nachmittag des 20. beim Grafen Kálnoky (Minister des Auswärtigen),

[1]) Die bekannten Tatsachen gebe ich nach Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, Bd. 3, Hoffmann, Bismarck 1890—1898, und nach der „Neuen Freien Presse".

Digitized by Google

beim Prinzen Hohenlohe und beim Nuntius seine Karte ab und stattet, mit dem Grafen Herbert, dem Botschafter Prinzen Reuß, der ihn, bettlägerig krank, gleichwohl empfängt, einen halbstündigen Besuch ab. Graf Kálnoky kehrt auf die Meldung von Fürst Bismarcks Besuch sogleich vom Land nach Wien zurück und macht gegen 7 Uhr abends dem Fürsten einen halbstündigen Gegenbesuch. — Zur Soiree beim Grafen János Pálffy, einem Verwandten der Braut, erscheint gegen 10½ Uhr das Fürstenpaar und findet neben vielen Mitgliedern, namentlich des ungarischen Hochadels[1]) und der sonstigen Wiener Gesellschaft, von amtlichen Spitzen den Minister des Äußern, Grafen Kálnoky, die russischen Botschafter an den Höfen von Berlin und Wien,[2]) die Botschafter Englands und Italiens, den ungarischen Minister am Hoflager v. Szögyényi, den Vizepräsidenten des Herrenhauses Fürsten Schoenburg, den Bürgermeister Dr. Prix, ferner den Attaché der deutschen

[1]) Fürst Chlodwig (II., 488) verzeichnet unter dem 27. Juni 1892 aus Wien (nachdem er am 23. Juni bei Caprivi dejeuniert und am 24. Juni die Wirkung der Benedikt-Unterredung in Berlin beobachtet hat): „Drei Fragen waren es, über die ich hier Erkundigungen einziehen wollte: 1. Wie hat sich die eigentliche Aristokratie, das, was man Sozietät nennt, zu der Bismarckschen Hochzeit gestellt? Was die Frage 1 betrifft, so hat sich die hohe Aristokratie ferngehalten. Graf Pálffy gehört zwar dazu, wird aber als ein Original angesehen. Daß Verwandte der Gräfin Andrássy dazu gekommen sind, erklärt man sich aus der Rücksicht, die die Dame von ihren Verwandten erwarten konnte." Vielleicht nachdem diese Auffassung in Berlin bekanntgegeben und nach Friedrichsruh durchgesickert war, bringen die „Hamburger Nachrichten" einen Artikel vom 13. Juli (Abendausgabe): Wirkungslosigkeit der Verfemung des Fürsten Bismarck; die Verfemung des Fürsten Bismarck ... habe „aber, namentlich auf die hohe österreichisch-ungarische Aristokratie, nicht" Eindruck gemacht. „... wenn man die Namen der Anwesenden kennen lernte, so konnte man sicher nicht sagen, daß die ‚Verfemung der Hochzeit' in der österreichisch-ungarischen Aristokratie ‚irgendwelchen' Eindruck gemacht hätte."

Fürst Hohenlohe hat, wie selbstverständlich, dem neugefürsteten Grafen Bismarck gegenüber sich als Reichsfürst gefühlt. Der Bericht in seinen Denkwürdigkeiten über seine erste Einladung bei der „neuen Durchlaucht" Bismarck ist von einer leichten Ironie getragen, und es ist wohl kein Zufall, wenn Bismarck eine Wendung des Gespräches benutzt, um seinen Förster zu zitieren, der ihm sagte: „Herr Graf" usw. Eine Andeutung über einen erblichen Herzog von Lauenburg (Hohenlohe II, S. 444) läßt auf tiefergehende Strömungen in dieser Richtung schließen. Bismarck machte auch gleich nachdem Hohenlohe als neuer Reichskanzler zu ihm gefahren war, den Unterschied zwischen gefürstetem Landedelmann und Reichsfürst geltend (S. 518). Hierin liegt ein Zeugnis dafür, daß Bismarck, als er seinen Kaiser Wilhelm I. um den Verzicht auf die Absicht, ihn in den Fürstenstand zu erheben, bitten wollte, er auch für die stillere Kritik der hohen Standesherren in dieser Frage ein Auge hatte, obwohl er in den „Gedanken und Erinnerungen" nur die vorauszusehende Kritik seines Geburtsstandes („die Durchlaucht reizte die Kritik"), bespricht.

Die „Neue Freie Presse" sagt: „Es ist unmöglich, eine vollständige Liste aller Anwesend.n zu geben; man müßte einen Auszug aus dem Adelskalender von Österreich-Ungarn schreiben."

[2]) Der Botschafter in Berlin, Graf Schuwalow, war als persönlicher Freund und Trauzeuge des Grafen Herbert zugegen; übrigens ließ der Zar Alexander III. durch ihn seinen Glückwunsch aussprechen.

Digitized by Google

Botschaft in Rom, v. Below, den deutschen Generalkonsul v. Liebig — aber kein Mitglied der deutschen Botschaft in Wien. Der Wiener akademische Gesangverein bringt bei dieser Gelegenheit dem Fürsten ein Ständchen, der in seiner Ansprache u. a. sagt: „Meinerseits wird alles geschehen, diese Freundschaft zu erhalten."

Bei der Trauung am 21. ist vom Hofe und von der diplomatischen Vertretung niemand zugegen; das Hochzeitsmahl findet im engsten Kreise im Palais Pálffy statt, wobei der Fürst im kurzen Toast dem Grafen Geza Andrássy dankt, daß er „so taktvoll die politischen wie die persönlichen internationalen Beziehungen in Erinnerung gebracht hat". Vom selben Tage bringt die „Münchener Allgemeine Zeitung" aus Wien folgendes Telegramm: „Dringende Einwirkungen von Berlin führten den Entschluß herbei, daß Fürst Bismarck vom Kaiser Franz Joseph nicht empfangen wurde. In diskretester Weise hatte der deutsche Botschafter, Prinz Reuß, vermittelt. Noch als der Fürst von Friedrichsruh abreiste, schien alles in freundlichem Gange. Im letzten Augenblick kam die Entscheidung, so daß die Kronprinzessin Stephanie, die sich eine Karte für die Trauung bestellt hatte, plötzlich abreiste! Kein Mitglied der deutschen Botschaft erscheint heute in der Kirche." [1])

Am Vormittag des 22. Juni stattet die Prinzessin Reuß in Ausübung ihrer Prärogative als Tochter eines regierenden Herrn dem Fürsten und der Fürstin Bismarck einen Besuch ab — während ihr Gemahl „die Unhöflichkeit, die er zu begehen hatte" (wie ein Wiener Brief des Grafen Herbert Bismarck sich ausdrückt) „bei seinem feinen Taktgefühl so lebhaft empfunden, daß er darüber krank geworden ist."

Das Fürstenpaar dejeuniert beim Grafen August Zichy in Penzing, diniert beim Grafen Henckel-Donnersmarck (dem späteren Fürsten) im Metropole-Hotel und fährt darauf mit der Diner-Gesellschaft in den Prater. Am 23. Juni besucht Fürst Bismarck auf Einladung das Wiener Rathaus, gibt jetzt auch beim Ministerpräsidenten Grafen Taaffe eine Karte ab, und reist mit der Fürstin am Nachmittag nach München, nachdem er noch einem Redakteur der „Neuen Freien Presse", dem erst kürzlich verstorbenen Schriftsteller Moriz Benedikt, eine Unterredung gewährt hatte. In dieser Unterredung geht er vor allem davon aus: „Ich habe gewiß nichts gegen Österreich." — —

[1]) Die „Neue Freie Presse" brachte am Tage darauf folgendes Entrefilet: „Wir haben im Abendblatt von dem in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" aufgetauchten Gerüchte Notiz genommen, daß infolge dringender Einwirkungen von Berlin Fürst Bismarck in Wien vom Kaiser Franz Joseph nicht empfangen worden sei. Diese Darstellung wird in hiesigen wohlunterrichteten Kreisen als höchst unglaubwürdig betrachtet, und man ist vielmehr der Anschauung, daß es dem Fürsten Bismarck zu wenig Einsicht und staatsmännischen Takt zutrauen hieße, wenn man glauben wollte, daß er, nachdem er Berlin passierte, ohne sich bei seinem Kaiser zu melden, nicht auch dem Kaiser von Österreich gegenüber den vollständig privaten Charakter seiner Anwesenheit in Wien zu wahren wissen würde." — Offenbar stammt diese Notiz von Berlin oder von Berliner Vertrauten.

Digitized by Google

Er finde es ganz natürlich, wenn Österreich die Schwäche und die Unzulänglichkeit der reichsdeutschen Unterhändler bei den Handelsverträgen zu seinem Vorteile benutzt habe. Wenn er dagegen den deutschen Standpunkt verteidigt habe, so könne man daraus nicht schließen, daß er eine gegen Österreich gerichtete Gesinnung habe. Ferner: sein Gedanke bei Schaffung des österreichischen Bündnisses sei gewesen, gerade im österreichischen Interesse und damit Deutschland die österreichische Politik wirksamer unterstützen und fördern könne, den Zusammenhang mit Rußland nicht zu verlieren und Deutschland immer die Möglichkeit zu erhalten, mit der russischen Politik in Fühlung zu bleiben. Dieser Zustand habe sich geändert. Das Vertrauen sei geschwunden. Darauf kommen Äußerungen über die Polenpolitik und sein Reichstagsmandat und scharf zugespitzte persönliche Bemerkungen, endlich: „Diese Popularität (in Wien) hat mich sehr gefreut. Ich war nie grundsätzlicher Gegner Österreichs, sondern immer nur Wahrer unserer eigenen Interessen, was man mir als vaterländischem Staatsmann nicht übelnehmen kann."

In München wird Bismarck mit frenetischem Jubel empfangen und von dem gleichen Jubel nach Kissingen geleitet und in Kissingen umbraust. — Mittlerweile erscheinen zwei nicht gezeichnete Artikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", welche den Fürsten Bismarck wegen der Unterredung mit Benedikt erbittert angreifen und in den „Hamburger Nachrichten" eine Erwiderung finden, für deren Tonart und Durchschlagskraft folgender Absatz (Morgenausgabe vom 4. Juli) als Probe dienen mag:

„Der Fürst hat seiner Verwunderung über die komische Überhebung des freiherrlich v. Ohlendorff'schen Blattes drastischen Ausdruck gegeben, und wir können es nur als eine dummdreiste Unverschämtheit bezeichnen, wenn Herr Pindter über den früheren Reichskanzler zu Gericht sitzen und sich den Anschein der Überlegenheit geben will. Hierin liegt der klarste Beweis, daß so erfahrene und wohlerzogene Leute, wie die jetzigen Staatsleiter, nicht hinter den Artikeln der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" stecken können. Der Fürst bestreitet die Möglichkeit, daß eine andere Verantwortung als die redaktionelle der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hinter ihren Artikeln zu suchen ist; er sieht in dem Versuche der demokratischen und klerikalen Presse, die Elaborate des Herrn Pindter staatlicher Responsabilität zuzuschreiben, eine Beleidigung für die Minister, deren politische und soziale Erziehung über dem Niveau steht, an das die norddeutschen Artikel heranreichen."[1]) Anfang Juli bringt der „Reichsanzeiger" die beiden Erlasse über den Fürsten Bismarck in die Öffentlichkeit, von denen der eine vom 9. Juni 1892 das Verbot der Beteiligung der Botschaft an der Hochzeit, nach Vortrag bei Seiner Majestät, ausspricht und den Auftrag hinzufügt, hiervon sofort dem Grafen

---

[1]) Dieselbe Methode, die Kugel auf den Gegner rikoschettieren zu lassen, sahen wir auch bei der „Neuen Freien Presse" (in Anm. S. 3) am Werke; aber: non est idem. — Herr Pindter war Chefredakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung".

Digitized by Google

Kálnoky Mitteilung zu machen; der andere Erlaß ist vom 23. Mai 1890 und enthält den Auftrag an die Missionen, sich dahin zu äußern, daß Fürst Bismarck nach seiner Entlassung Privatmann sei. An die Veröffentlichung dieser Erlasse knüpft sich eine Zeitungspolemik, an der sich die „Hamburger Nachrichten" beteiligen, und eine Vermehrung der Ovationen für den Fürsten Bismarck. —

*

In diesem Drama sind zwei Szenen auffallend: die Unterredung mit Benedikt und die Veröffentlichung der Erlasse. Auf die letztere soll Bismarck geäußert haben: (Hofmann I, S. 95): „Die Leute in Berlin müssen rein von Gott verlassen sein. Das ist eine neue ganz unglaubliche Dummheit, daß sie ihre Erlasse selbst an die große Glocke hängen." Diese Ansicht ist in abgeschwächter Form auch sonst geäußert worden, selbst in Valparaiso von der Zeitung „Deutsche Nachrichten", 24. September 1892 (Hofmann II, 161). — Von der anderen Seite ist das Verfahren des Fürsten Bismarck, welcher, Gast im verbündeten, aber immerhin doch fremden, Reiche, einem Journalisten eine Unterredung gewährt und sich über innere Verhältnisse des eigenen Landes und dessen leitenden Staatsmann rückhaltlos ausspricht, ein derart außergewöhnliches, daß es aus dem bis vor kurzem allein vorliegenden Material doch nicht befriedigend erklärt wurde. Die „Kreuzzeitung" sagt (28. Juni): „Glaubte Fürst Bismarck an sie (die Berliner Pression), so ist es erklärlich, wenn auch bedauerlich, daß er sofort mit einem Gegenhieb antwortete. Das war die Unterredung mit dem Berichterstatter der „Neuen Freien Presse".

Nun hatte freilich Fürst Bismarck von dem Erlaß an die Botschaft sicher bereits in Wien Kenntnis erhalten, und daß Berliner Einwirkungen ihm die Audienz bei Franz Joseph verlegt hatten, stand in dem Wiener Telegramm der „Münchener Zeitung". Aber diese Tatsachen wirkten durch sich selbst und erklären darum nicht oder nur ungenügend den „Gegenhieb".

Außerdem liegt in dem Verbote an die deutsche Botschaft, sich an der Hochzeit zu beteiligen, und in der Berliner Tätigkeit gegen die Gewährung der Audienz kein Moment, aus welchem auf eine Feindseligkeit des Fürsten Bismarck gegen Österreich-Ungarn geschlossen werden konnte. Preßstimmen aber, wie sie in Ungarn feindselig gegen Bismarck ertönt waren, und z. B. in der „Neuen Freien Presse"[1]) sauersüß seine Ankunft begleitet hatten, waren doch kaum ein ausreichender Grund für den Fürsten Bismarck, das schwere Geschütz einer solchen Unterredung in einem solchen Momente auffahren zu

[1]) „Neue Freie Presse" vom 19. morgens: „Dem politischen Bündnisse, welches er geschaffen und doch in der letzten Zeit mit einigen Wallungen von Zweifeln beurteilt hat", vom 20.: „Es wäre freilich Mangel an Aufrichtigkeit, ... wenn wir verhehlen wollten, daß manches geschehen ist, um das reine Gefallen an seinem Wesen in Österreich zu trüben ... Fürst Bismarck hat vielleicht selbst die Gelegenheit gesucht, einige Aufklärung zu bieten," usw.

Digitized by Google

lassen. Sich gegen den Vorwurf einer Feindseligkeit gegen Österreich in diesem Augenblicke zu wehren, wo er selbst seine Freude über seine Popularität in Wien ausspricht, dürfte der Fürst einen aktuellen Grund gehabt haben, der aus dem Obigen nicht hervorgeht. Nun bringen die „Hamburger Nachrichten" mehr als nur eine Andeutung darüber, daß mit den veröffentlichten Erlassen nicht alles gesagt sei, zunächst begleiten sie den Abdruck der Erlasse mit der Bemerkung: „Wir bezweifeln, daß hiermit die nach Wien ergangenen Mitteilungen . . . erschöpft sind." Sodann insistierend: „Was den Erlaß nach Wien betrifft, so glauben wir, wie gesagt, nicht, daß er die Summe der an den österreichischen Hof ergangenen Mitteilungen erschöpft; wir glauben im Gegenteil, daß diese eine Mitteilung den gewünschten durchschlagenden Effekt nicht gehabt hat, wir glauben, daß weitere Schritte in Wien erfolgt sind, wenn auch nicht in bezug auf die Hochzeit des Grafen Herbert, so doch in bezug auf den Empfang des Fürsten (vgl. „Hamburger Nachrichten", 10. Juli, Morgenausgabe). Weiter 11. Juli, Abendausgabe: „Wenn wir dabei nur von Wien sprachen, so haben wir damit die nach Pest, wo sich zu jener Zeit das Hoflager des Kaisers Franz Joseph befand, gerichteten Vorstellungen natürlich nicht ignorieren wollen." — Ebenso berichtet Hofmann (I, S. 98): „. . . daß man in Wien anfangs keine Neigung gezeigt habe, usw.; dann sei aber ein stärkerer Druck von Berlin in Wien ausgeübt worden, der es dem Kaiser Franz Joseph aus politischen Gründen und wegen des Bündnisverhältnisses mit Deutschland unmöglich gemacht habe, den Berliner Wünschen nicht zu entsprechen."

Die Andeutungen in den „Hamburger Nachrichten" sind in einer Weise zugespitzt, daß es sich nur zu sicher vermuten läßt, es habe sich bei dem stärkeren Druck um ein Vorgehen gehandelt, welches man in Berlin geheim halten mußte, welches aber dem Fürsten Bismarck trotzdem bekannt geworden war und mit leiser, bei den Beteiligten Entsetzen erregender Ironie ins Streiflicht gebracht wurde.

Nun hat das Jahr 1919 der Öffentlichkeit Kenntnis gegeben von der brieflichen Aktion des deutschen Kaisers bei seinem Bundesgenossen von Österreich-Ungarn gegen die Gewährung der Audienz: Briefe Kaiser Franz Josephs I. und Kaiser Wilhelms II. über Bismarcks Rücktritt. Herausgegeben vom Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Dr. Hanns Schlitter. „Österreichische Rundschau", 1. Februar 1919 (Brief VI und die Antwort VII, S. 109/110.) — Ein kaiserliches Schreiben durfte nicht in den Streit der Parteien gezerrt werden. Es wäre also dem Verhalten beider Teile entsprechend, wenn die stärkere Einwirkung eben der kaiserliche Brief gewesen wäre.

Die Chronologie („Hamburger Nachrichten", 11. Juli, Abendausgabe) hat hiergegen keinen Einwand: „Es wird aber behauptet, daß man in Wien auf die erste Einwirkung hin keine Neigung gehabt habe, d'épouser de rancune étrangère, und daß der stärkere Druck zwecks Versagung einer Audienz erst später geübt worden sei, nachdem Prinz Reuß nach Berlin gemeldet hatte,

Digitized by Google

daß der Fürst um eine Audienz beim Kaiser Franz Joseph amtlich nachgesucht habe. Dies kann aber nach den Zeitverhältnissen erst mehrere Tage nach dem 9. Juni der Fall gewesen sein." Und in der Tat ist das kaiserliche Schreiben vom 12. Juni.

Aber auch die Topographie gibt eine Bestätigung: Der als offiziöser Gegenpart der „Hamburger Nachrichten" geltende „Hamburger Korrespondent" sagt: „Die auf allerhöchsten Befehl erlassene Instruktion, die jeden Irrtum über den Mangel der zu einer Aussöhnung mit dem Kaiser erforderlichen Voraussetzung ausschließen sollte, ist nach wiederholten Versicherungen alles, was von Berlin aus in bezug auf den Aufenthalt des Fürsten Bismarck in Wien geschehen ist. Was die maßgebenden Wiener Kreise zu der von ihnen beobachteten Haltung bestimmt hat, weiß man in Wien besser als hier, und ist von dort aus bereits dargelegt worden." Der erste Satz ist formell richtig, denn der Kaiserbrief ist aus Potsdam (nicht: „von Berlin") — der zweite spielt wohl auf das Entrefilet der „Neuen Freien Presse" (Anm. S. 3) an.

Es frägt sich nur, ob auch nach dem Inhalt dieses Schreibens die Unterredung mit Benedikt als eine Verteidigung dagegen erscheinen kann. Nun wird die kaiserliche Bitte an Franz Joseph, dem Fürsten eine Audienz zu verweigern, auf zwei Punkte gestützt: 1. auf das Verhalten des entlassenen Fürsten gegenüber Österreich-Ungarn, namentlich seine Stellungnahme zu den Handelsverträgen, 2. auf dessen Verhalten gegen den eigenen Souverän, da er den eigenen Hof[1]) und seinen Souverän ignoriere, um sich bei fremden Herren zu melden — sein Empfang daher dem deutschen Kaiser und dessen Regierung im Lande die Lage erschweren werde. Freilich schlug bei Kaiser Franz Joseph, wie er dies in seiner Antwort hervorzuheben für gut fand, der erste Grund nicht durch, sondern nur der zweite, und die Versagung der Audienz erscheint als eine lediglich dem deutschen Kaiser in dessen von ihm ausgesprochenem Interesse erwiesene Gefälligkeit. Aber für den Fürsten Bismarck konnte es in Österreich nur darauf ankommen, den ersten Grund zu entkräften — wenn er von dem kaiserlichen Handschreiben nach Dasein und Inhalt Kenntnis erhalten hatte.

War dies der Fall? Wußte Bismarck schon in Wien von jenem Schreiben, für welches wie für die Erlasse eigentümlicherweise der Name Uriasbrief[2]) gebraucht wird? Der in Betracht kommende Caprivi-Erlaß

---

[1]) Welcher Wert auf dieses „droit de première visite" gelegt wurde, zeigt die Szene bei Hohenlohe vom 27. Januar 1894 (S. 511), und neuerdings Lucius, Bismarck-Erinnerungen, deren Schluß eine Korrespondenz des Freiherrn von Lucius mit dem Fürsten Bismarck über einen dem letztgenannten nach den Wiener Ereignissen, im Jahre 1892 angesonnenen, entgegenkommenden Schritt bildet. — Die „Hamburger Nachrichten" vom 19. Juli abends, verwahren sich gegen einen Artikel der „Kreuzzeitung", nach welchem ein Wiener in hochangesehener Stellung gesagt habe, daß Fürst Bismarck mit dem Kaiser auf „Kriegsfuß" stehe, und darum in Wien nicht hätte Audienz erbitten dürfen. Das Sentiment der „Kreuzzeitung" war eine Zeitlang, daß Einwirkungen nicht stattgefunden hätten.

[2]) Auch die „Hamburger Nachrichten" fragen: „ob es wohl patriotisch war, das

Digitized by Google

handelt von der Beteiligung der Botschaft; zum Schlusse erwähnt er, daß der Kaiser Wilhelm von der Hochzeit keine Notiz nehmen werde, er berührt aber nicht die Frage der Audienz bei Kaiser Franz Joseph. Die Audienzfrage wurde ja in dem früheren Stadium durch die Gattin des Botschafters behandelt — die Botschafterinnen sind die einzigen Damen im Dienste, sagte Bismarck einmal im Reichstag. Direkt enthält der Caprivi-Erlaß also nichts auf die Audienz bezügliches; wenn sich aber einer der Herren von der Botschaft instruktionsgemäß sofort zu dem Grafen Kálnoky begab, um ihm das Verbot der Beteiligung der Botschaft mitzuteilen, so muß, nachdem der österreichische Minister sich von seinem Erstaunen erholt hatte, doch wohl das Bild der Situation, wie sie sich ihm nunmehr darstellte, die Gegenbemerkung hervorgebracht haben: wir haben dem Fürsten auf eine Anfrage wegen einer Audienz bei unserem Kaiser bereits antworten lassen, daß wir es für selbstverständlich halten, wenn er sie nachsucht. Die Vorstellung eines Wiener Aufenthaltes mit Audienz beim österreichischen Souverän und geflissentlichem Fernbleiben der eigenstaatlichen Botschaft muß die Frage zur Erörterung gebracht haben, wie diese beiden Dinge sich miteinander vertragen, und hierbei mag sich Graf Kálnoky geweigert haben, d'épouser de rancune étrangère. Wenn hierüber sofort nach Berlin telegraphiert wurde, so konnte das Allerhöchste Handschreiben als zweiter stärkerer Druck sehr wohl von Potsdam am 12. Juni abgehen und noch gerade zurechtkommen, um seinen Zweck zu erreichen. Hiernach wird es wahrscheinlich, daß es der Kaiserbrief, und nicht ein weiterer Caprivi'scher Erlaß ist, auf dessen Vorhandensein und Verheimlichung die „Hamburger Nachrichten" des öfteren anspielen, einmal in der verfänglichen Form (30. Juli Morg.): „Die Sache läge schon anders, wenn die Veröffentlichung im „Reichsanzeiger" von der amtlichen Versicherung begleitet gewesen wäre — daß andere Mitteilungen in dieser Sache nicht ergangen seien. Diese Erklärung ist aber nicht erfolgt und auch nicht nachgeholt worden, obwohl sie, wenn man einen Beweis nach dieser Richtung hin hätte führen wollen, das Minimum des vorhandenen Beweismaterials hätte bilden müssen."

Ferner haben wir gesehen, daß, nachdem Bismarck am Tage nach seiner Ankunft bei Graf Kálnoky seine Karte abgegeben, dieser — auf die Meldung davon nach Wien zurückgekehrt — am gleichen Abend dem Fürsten Bismarck einen — halbstündigen — Besuch abgestattet hat. Bei Gelegenheit dieses Besuches hat Fürst Bismarck, wie er Benedikt in der erwähnten Unterredung mitteilte, dem Grafen Kálnoky, „den ich besuchte und nicht traf, und mit dem ich hierauf bei seinem Gegenbesuch längere Zeit gesprochen habe", ausdrücklich gesagt, daß er es für ganz natürlich finde, wenn Österreich die Schwäche und die Unzulänglichkeit unserer Unterhändler zu seinem Vorteile benutzt habe.

Erscheinen eines Mannes von der Stellung und der Vergangenheit des Fürsten Bismarck in Wien mit Uriasbriefen zu begleiten"; aber die Anweisung von Bismarck, die Hofmann (I., S. 98) veröffentlicht, sagt nicht Uriasbriefe, sondern Einwirkungen.

Digitized by Google

Er hat also das Thema auch mit Kálnoky besprochen. Man vergegenwärtige sich die Situation des Grafen Kálnoky: der Fehlbittsteller der erste Mann Europas, die Audienz verweigert, nachdem das „Agrément" nachgesucht und erteilt war. Ferner: die Kronprinzessin Stephanie war abgereist; der Botschafter Prinz Reuß hatte sich krank gelegt; die Kaiserin Elisabeth war in diesen Tagen schon auf Reisen: Franz Joseph aber war am 11. von Pest nach Wien zurückgekehrt, hatte am 17. und 18. einen Erzherzog besucht und kehrte am 18., gerade am Tage vor Bismarcks Ankunft, nach Wien zurück, um am 26. nach Brünn zu verreisen; er war also während des ganzen Aufenthaltes des Fürsten Bismarck in Wien ortsanwesend. So wenig es für den Nichtdiplomaten geraten ist, Vermutungen über Etikettefragen zu äußern, so glaube ich doch sagen zu dürfen: in diesem Falle war es kaum möglich, über die Verweigerung der Audienz mit Stillschweigen hinwegzugehen; eine Erklärung des Inhaltes aber, daß der Kaiser wegen anderer dringender Geschäfte den Fürsten Bismarck nicht habe empfangen können, wäre, wie Mommsen einmal von einer Anklage sagt, „zusammengebrochen unter der Last ihrer Lächerlichkeit". Es wird also nicht zu kühn sein, wenn man annimmt, daß bei Gelegenheit dieser Unterredung dem Fürsten der Inhalt des Kaiserlichen Handschreibens bekannt geworden ist. Die Antwort des Kaisers Franz Joseph auf den Brief des deutschen Kaisers läßt erkennen, wie wenig ihm die Situation behagte, und es dürfte österreichischerseits als eine Pflicht gegen den Ruf der eigenen Geschäftsführung betrachtet worden sein, dem durch die Verweigerung der Audienz getroffenen Heros gegenüber eine gewisse Offenheit walten zu lassen. Ob die Bemerkung in dem kaiserlichen Briefe, daß Bismarck wegwerfend gesagt habe: „Ah, Kálnoky werde er schon herumkriegen", den Erfolg gehabt hat, Kálnoky gegen Bismarck aufzubringen, mag dahingestellt bleiben. Also: der natürliche Weg, der gerade Weg, auf dem Bismarck von dem Inhalt jenes Briefes schon in Wien erfahren konnte, liegt offen da; aber auch durch Kanäle der Hofgesellschaft oder der deutschen Botschaft, soweit sie ihm wohlgesinnt war, konnte er diese Kenntnis nehmen. Hatte er sie genommen, so haben wir den Grund für die Unterredung mit Benedikt: eine Stelle, gegen die es keine direkte Polemik gibt, hat ihn bei einer Stelle, die ihm Gehör verweigert, als Österreich abgünstig bezeichnet. Er gibt seine Abschiedskarte in Österreich an alle und somit auch an den Kaiser von Österreich dadurch ab, daß er sich öffentlich gegen diese angebliche Feindschaft verwahrt.[1])

*

[1]) In ähnlicher Weise war Bismarck empfindlich gegen den Vorwurf einer Feindschaft gegen die Armee, den Caprivi ihm in einem Gespräch mit dem Feldmarschall v. Manteuffel gemacht hatte; er läßt den Vorwurf nicht nur in den „Hamburger Nachrichten" veröffentlichen, sondern findet es der Mühe wert, ihn in den Gedanken und Erinnerungen zu erwähnen und zu seiner Widerlegung einen Brief des Kaisers Friedrich aus dessen kurzer Regierungszeit anzuführen.

Hans Delbrück (Bismarcks Erbe, S. 158) erwähnt, daß zur Nichtverlängerung des Rückversicherungsvertrages die Bemerkung (wie er vermutet von Holsteins) mit-

Digitized by Google

Aber auch die Veröffentlichung der Caprivi-Erlasse findet auf diesem Wege ihre Erklärung: sollte diese Veröffentlichung ein Gegenhieb sein gegen die zermalmende Ironie der Bismarck'schen Erwiderung an die Deckadresse des Herrn Pindter — so hat man allerdings bei der Bismarck'schen Wertung ihrer Zweckmäßigkeit lediglich zu verharren. Aber etwas anders lag die Sache, wenn Caprivi und die Seinigen ahnten oder wußten, daß dem Fürsten Bismarck das Allerhöchste Handschreiben nicht unbekannt war und sie — mit Recht oder mit Unrecht — eine Indiskretion der Bismarck'schen Seite in dieser Hinsicht für möglich hielten. Dann war die Veröffentlichung der Caprivi'schen Erlasse ein Todesritt, eine Tat, wie die des Marquis Posa für Don Carlos: er gab sich wehrlos preis, um den Gedanken nicht aufkommen zu lassen, daß kaiserliche Emanationen vorlägen. In der Tat hat das Publikum nur auf die Veröffentlichung der Erlasse gesehen und nicht nach kaiserlichen Briefen gespürt; Bismarcks Organ freilich ließ es an Andeutungen über weitere Einwirkungen in Wien und Pest nicht fehlen. In der Nummer der „Hamburger Nachrichten" vom 20. Juli, Morg., schließt eine Polemik gegen Caprivi folgendermaßen: „Für die eingeschlagene Politik aber trägt Graf Caprivi die Verantwortlichkeit allein. Wenn dem Kaiser politisch richtige Anträge vorgelegt und mit Sachkunde zur Auswahl gestellt werden, so sind wir überzeugt, daß der Monarch auch die richtigen auswählt."

Dann gewinnt Caprivis Wort an den Fürsten Hohenlohe bei deren Begegnung am 14. August (Hohenlohe II, S. 490): Er sei stolz darauf, die Angriffe des Alt-Reichskanzlers vom Kaiser ab und auf sich gezogen zu haben, indem er die bekannten Erlasse veröffentlichte, eine tiefere Bedeutung.

Wohl hatte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in dem Artikel, der Caprivi zugeschrieben wurde, angebliche Verletzungen der Ehrfurcht gegen den Kaiser in der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung" und dem Interview zurückweisen zu sollen geglaubt; aber gegen diese Deutung hatten die „Hamburger Nachrichten" bereits protestiert, und die Verantwortung für den westdeutschen Bericht war abgelehnt; von Angriffen Bismarcks auf den Kaiser nach dem Interview und vor der Veröffentlichung der Caprivi-Erlasse ist vollends keine Spur; denn die Bemerkung („Hamburger Nachrichten", 8. Juli, Morg.), „daß Fürst Bismarck geneigt wäre, wieder Reichskanzler zu werden, glauben wir auch dann nicht annehmen zu können, selbst wenn Herr Eugen Richter ihn darum bitten sollte" — ist nur die Abwehr gegen den Vorwurf oder die Verdächtigung, „daß der Fürst die Stellung des Herrn v. Caprivi erstrebte".

Im Sinne der obigen Ausführungen bedeutet das Wort, Graf Caprivi habe die Angriffe auf sich gelenkt, um zu fürchtende Angriffe auf den Kaiser

---

gewirkt habe, daß man nicht wissen könne, ob Bismarck bei seinem Temperamente die Sache nicht einmal herauslassen werde. — Diese Befürchtung ist 1896 eingetroffen, bestand aber schon 1890. So mochte man 1892 analoge Befürchtungen wegen des Kaiserbriefes hegen, um so mehr, als Anfang 1892 die „Hamburger Nachrichten" tatsächlich eine Andeutung über den Rückversicherungsvertrag gebracht hatten.

Digitized by Google

zu verhindern. Er hat dabei nicht die Verantwortung für gemeinsame Akte wie selbstverständlich übernommen, sondern seine eigenen vorgedrängt, um die kaiserlichen zu verbergen.

Caprivi steht da, in der Ausübung der Hauptaufgabe, die er sich gestellt zu haben scheint, den Kriegsherrn gegen den ihm unheimlichen Genius des entlassenen Staatsmannes zu schützen. Vielleicht hat er gefürchtet, daß nach Bekanntwerden des Kaiserlichen Handschreibens das Rührspiel der Ovationen für den Fürsten Bismarck doch noch in eine Epopöe im Stil von Napoleons Rückkehr von Elba umschlagen könnte.

Ein bisher unbekanntes Dokument zur Sprachform von Fichtes Reden an die deutsche Nation

Von

Dr. Siegfried Berger

Es scheint, daß die „Reden" Fichtes allmählich zu einem deutschen Hausbuch werden. Man darf aber nicht vergessen, daß gerade Hausbibeln gemeinhin wenig oder gar nicht gelesen werden. Ähnlich geht es den „Reden" seit Jahrzehnten, sie würden sonst nicht so endlos mißverstanden, für einseitige Gedankengänge als Autorität mißbraucht, die Idee der Nationalerziehung im letzten, ja im wissenschaftlichen Sinne wäre sonst schon wahrhaft nationales Bekenntnis. Trotzdem ist heute die Fichtegemeinde im Wachsen. Sie würde noch weitere Kreise ziehen, wenn Fichte leichter zugänglich wäre und wenn man einsähe, daß man solche Hauptbücher *laut* lesen, sprechen muß, um sie ganz lebendig wirken zu lassen. Das Dokument, das unten zum Abdruck gebracht wird, kann in dieser Hinsicht erzieherisch wirken.

Fichte selbst faßte allzeit die Sprache so auf, daß sie *gesprochenes Wort* bleiben muß, das sich vom Buchstaben nicht töten lassen darf. Seine unerbittlich strengen stilistischen Forderungen an sich selbst haben so leicht ihresgleichen nicht in der Geschichte des Schrifttums. Wenn ihm alle Darstellung nur berechtigt erschien, sofern sie von tiefster Überzeugung getragen war, als „fließend aus dem Urquell der Idee", so muß nach seiner Lehre gerade die Darstellung der Idee als schwere, ja heilige, nie erfüllte *Aufgabe* begriffen werden. In der zehnten Erlanger Vorlesung (1805) über das Wesen des Gelehrten („Vom Schriftsteller", vgl. Reklam, Nr. 526 f.) hat er das in unvergänglicher Weise ausgesprochen. Wer die Fülle seiner, großenteils noch ungedruckten Fassungen zur Wissenschaftslehre bearbeitet hat, dessen Ehrfurcht vertiefte sich vor diesem Sprachschöpfer und vor der nie versiegenden, empordrängenden Gewalt der deutschen Sprachquelle, und dem schlossen sich kaum ausdrückbare Zusammenhänge auf mit jenen Sprachschöpfungen der mittelalterlichen Mystik, deren Meister die jugendfrische deutsche Sprache den verfeinerten Abstraktionen der Kirchensprache nicht nur dienstbar machten, sondern neue oder wenigstens unendlich verfeinerte Gedanken in ihr klar und gewaltig ausdrückten.

Ihre wie Fichtes Sprachkraft kann nur fassen, wer den geistigen Kampf um die Klarheit des Gedankens miterlebt. *Fichte schreibt* nicht eigentlich, sondern er *spricht*. Hier wirkt Wort und Gedanke, Laut und Satzrhythmus als Einheit. Wessen Ohren freilich von öligem Zeitungsdeutsch verstopft sind oder wer den Rhythmus der Sprache

Digitized by Google

über der geometrischen Sauberkeit lateinischer „Perioden" verlor, der wird nicht fassen, worin die Größe von Fichtes Reden auch in sprachlicher Hinsicht liegt. Er wird auch niemals den deutschen Urtakt des Lutherdeutsch begreifen. Luther und Fichte muß man laut lesen. Unser Hochdeutsch von heute hat es nötig, daß diese einfache Forderung der Sprachbildung überall erhoben werde. Im Zusammenhang der „Reden" wird gerade das sprachschöpferische Motiv des Deutschen herausgearbeitet, während ihr Wortlaut und Redefluß dies Buch neben der Lutherbibel zum klassischen Spracherziehungsmittel machen.

Der von Fichte selbst in Druck gegebene, klare Text der „Reden" liegt seit langem vor und hat bereits seine Geschichte gehabt. Der Umstand, daß die „Reden" in Preußen verboten gewesen sind, ist noch nicht so schlimm wie die Unkenntnis ihres Geistes, mit der man ihnen gemeinhin begegnet. Man kann sagen, daß man sie gedankenlos gerühmt hat. Sonst hätte die Idee der Nationalerziehung von jeher machtvoller gewirkt. Leider machen einige Tendenzschriften über die Reden aus den letzten Jahren Stückwerk aus diesem Denkmal deutschen Geistes. Nur dessen reine Urform sollte der Deutsche in seinem Schrifttum dulden. Deren Kenntnis wird nun ein wenig vermehrt durch ein Blatt, das sich im schriftlichen Nachlaß Fichtes fand. Es ist wahrscheinlich ein Teil der endgültigen Reinschrift und bestimmt von Fichte eigenhändig geschrieben. Auch läßt sich mit Gewißheit sagen, daß es der Handschrift entstammt, aus der Fichte seine berühmten Reden vorgetragen hat. Es hat seine Bedeutung für uns nicht nur als interessantes Museumsstück, denn es zeigt uns Fichtes große Sorgfalt auch in formaler Hinsicht. Er hat in dem Text, der sonst nur unbedeutende Abweichungen von dem Drucktexte zeigt, sorgfältig mit roter Tinte Akzente und Betonungszeichen eingetragen, um beim Vortrag vollkommen Sätze zu sprechen und nicht vorzulesen. Es kam ihm also beim Vortrag nicht nur auf die genaueste Formulierung an, er hat auch die Vortragsweise genau durchdacht. Die roten Betonungszeichen beweisen es. Damit wissen wir nun auch, daß die „Reden" genau in der heute vorliegenden Form gehalten worden sind. Das ist wichtig, denn die Methode Fichtes war durchaus nicht immer die des Vortrags aus einem bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Manuskripte. Gerade bei dem denkbar schwierigsten Stoff, der Wissenschaftslehre mit ihren unendlich verfeinerten dialektischen Gedankengängen ist Fichte so verfahren, daß er sich nur die Stichworte des Vortrags aufzeichnete. Die neue Ausgabe der „Rechtslehre" von 1812 (von Hans Schulz besorgt, bei Meiner in Leipzig 1920) zeigte diese Methode deutlich. Dagegen kam es ihm in den Reden auf jedes Wort, auf jede Wendung und deren Betonung an. Das Nachlaßblatt setzt uns in die Lage, seinen Eigenheiten dabei bis ins einzelne zu folgen und uns die harte Redeweise des Mannes deutlich zu machen. Eleganz der Form darf man hier freilich nicht suchen. Die Urkraft der deutschen Sprache — man lese Luther — äußert sich gleichsam in harten Stößen und starken Akzenten, die den gesamten Satzfluß beherrschen.

Außer gelegentlicher Unterstreichung wichtiger Stellen verwendet Fichte hier drei Akzente: 1. ´, 2. ` , 3. ¯. Der erste bedeutet nach meiner Auffassung einen Hauptton erster, der andere zweiter Ordnung, während drittens die über den Worten eingezeichnete Klammer zu bedeuten scheint, daß die betreffenden Worte gleichsam in der Schwebe und zusammengehörig im Mittelton gesprochen werden sollen. Das Blatt gehört in die vierte Rede und beginnt mitten im Satze. Sein Text steht am Ende des 16. Abschnittes der vierten Rede (S. 134 der ursprünglichen Ausgabe, S. 222 des 3. Bandes der alten Ausgabe von J. H. Fichte). Das Blatt wird im folgenden mit allen Besonderheiten abgedruckt. Es trifft sich, daß sein Text der berühmten Stelle über das Wesen der Sprache entstammt. — Lebendige Sprache strömt unmittelbar aus dem Leben eines Volkes; niemals dringt in sie ein Bestandteil ein, „der nicht eine wirklich erlebte Anschauung dieses Volkes und eine mit allen übrigen Anschauungen desselben Volkes im

Digitized by Google

allseitig eingreifenden Zusammenhang stehende Anschauung ausdrückte." Wie wirkt es nun, wenn in eine solche ursprüngliche Sprache Bestandteile einer auf größerer Höhe der Abstraktion stehenden Sprache eindringen? Wenn also fremde Sprachwurzeln übernommen werden müssen, die keiner Anschauung in der lebendigen Sprache entsprechen? Als Beispiel benutzte Fichte das Eindringen der Worte Humanität, Popularität, Liberalität in den deutschen Sprachkreis.

„Wer nun den Deutschen dennoch dieses fremde und römische Sinnbild künstlich in die Sprache spielen wollte, der würde ihre sittliche Denkart offenbar herunterstimmen, indem [hier beginnt unser Fragment] ér ihnen als etwas ehrwürdiges,[1]) vórzügliches und lóbenswürdiges hingäbe, was in der fremden Sprache auch wohl ein solches seyn mag, was ér aber, nach der unaustilgbaren Natur seiner National Einbildungskraft nur faßt als das bekánnte, das gar nicht zu erlassen ist. Es ließe sich vielleicht durch eine nähere Untersuchung dárthun, daß dergleichen Heráb̀stimmungen der früheren sittlichen Denkart durch[2]) unpassende und fremde Sinnbilder den germanischen Stämmen, die die römische Spràche annehmen, schon zu Anfange begegnet; doch wird hier auf diesen Umstand nicht gerade das gróßte Gewicht gelegt.

Würde ich férner dem Deutschen statt der Wörter Popularität und Liberalität die Ausdrücke Haschen nach Gunst[3]) beim großen Haufen und Entfernung vom Sklavensinn, wie jene wörtlich übersezt werden müssen, sagen, so bekäme derselbe zuvórderst nicht einmal ein kláres und lebhaftes sinnliches Bild, dergleichen der frühere Römer allerdings bekam. Dieser sahe[4]) alle Tage die schmiegsame Höflichkeit des ehrgeizigen Candidaten gegen alle Welt, sowie die[5]) Ausbrüche des Sklávensinns vor Augen, und jene Worte bildeten sie ihm wieder lebendig vór. Durch die Veränderung der Regierungsform und die Einführung des Christentums waren schon dem späteren Römer diese Schauspiele entrissen, wie denn überhaupt diesem, besonders durch das fremdartige Christentum, das er[6]) weder abzuwehren, noch sich einzuverleiben vermochte, die eigene Sprache guten Teils ábzusterben anfing im eigenen Munde. Wie hätte diese, schon in der eigenen Heimat halbtote Spráche lebéndig überliefert werden können an ein fremdes Volk? Wie sollte sie es jetzt können an uns Deutsche?[7])

Was ferner dás in jenen beiden Ausdrücken liegende Sinnbild eines geistigen betrifft, so liegt in der Popularität ursprünglich schon[8]) eine Schlechtigkeit, die durch das Verderben der Nation und ihrer Verfássung in ihrem Munde zur Túgend verdreht wurde. Der Deutsche geht in diese,[9]) so wie sie ihm nun in seiner eigenen Sprache dargeboten wird, immer ein.[10]) Zur Übersetzung der Liberalität aber dadurch, daß ein Mensch keine Sklavenseele oder, wenn es in die neue Sitte eingeführt wird, keine Lakaiendenkart habe, antwortet er abermals, daß auch dies sehr wenig gesagt heiße.

Nun hat man aber noch férner in diese, schon in ihrer reinen Gestalt bei den Römern auf einer tiefen Stufe der sittlichen Bildung entstandenen, oder geradezu eine Schléchtigkeit bezeichnenden Sinnbilder in der Fórtentwicklung der neulateinischen Sprachen den Begriff von Mangel an Ernst über die gesellschaftlichen Verhältnisse, dem des sich Wégwerfens, dem der gemütlosen Lóckerheit hineingespielt und dieselbe auch

---

[1]) Fehlt im Druck.
[2]) Am Rande durchstrichen: die neue Sprache.
[3]) Durchstrichen: Weltgunst.
[4]) Druck: sah.
[5]) Fehlt im Druck.
[6]) Hier beginnt die Rückseite des Quartblattes.
[7]) Im Druck kein Absatz.
[8]) Druck: schon ursprünglich.
[9]) Druck: Verdrehung.
[10]) Schwer lesbare Stelle, deshalb dem Druck zu folgen.

Digitized by Google

in | [1]) die deutsche Sprache gebracht, um durch das Ansehen des Altertums und des Auslandes —, die letztgenannten Dinge auch unter uns in Ansehen zu bringen." —

Es wäre nicht berechtigt, aus der Akzentsetzung dieses kurzen Fragmentes nun irgendwelche Schlüsse zu ziehen auf Fichtes Betonungsregeln schlechthin. Vor allem ist zu der Akzentuierung dieser Stelle zu berücksichtigen, daß es sich hier um keinen rednerischen Höhepunkt handelt, der etwa besonders sorgfältig behandelt worden wäre. Dennoch wird der Aufmerksame auf manche unerwartete Härte und Eigenheit stoßen und bei lauter Lesung, bei der man die Akzente mit taktieren mag, kann eine deutliche Vorstellung der originalen Fichteschen Vortragsweise entstehen. Wenn wir heute jeden Bibliothekszettel unserer Großen sammeln, bestimmen und kommentieren, wieviel mehr muß uns ein noch so kleines Zeugnis von der Eigenart ihrer unmittelbaren Redeweise anziehen. Mag immerhin die Betonungsbezeichnung gerade dieses Blattes keine vollkommene sein, so ist es doch denkwürdig, daß ein großer Sprachmeister der Deutschen im Jahre 1808 dem Sprachrhythmus gerade in der Prosa seine genaue Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Literarische Berichte

Die Grundlagen des Geldwerts. Von Prof. Dr. Rudolf Kaulla. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Kartoniert M. 12.—.

Es ist kein Zufall, daß heute theoretische Erörtungen über das Wesen des Geldes so besonders häufig sind; es verrät sich darin nur, daß, wie im Grunde jede nicht ganz erstarrte, zum Selbstzweck gewordene Wissenschaft, so auch die Nationalökonomie in ihrer Entwicklung von den Vorgängen des praktischen Lebens beeinflußt und bestimmt wird. Auch das vorliegende Buch beschäftigt sich mit den so oft behandelten Fragen nach der innersten, eigentlichsten Bedeutung des Geldes, und in der Formulierung wie in der Beantwortung dieser Fragen entfaltet es ungewöhnlichen Scharfsinn und anregende Eigenart. Der Verfasser geht von der Feststellung aus, daß nur der kleinste Teil der Gesamtheit aller vorkommenden Geldschulden durch Hingabe von Geldzeichen getilgt wird und die Barzahlung ihre eigentliche Rolle fast nur im Kleinverkehr des täglichen Lebens spielt, so daß die Barzahlung beinahe mehr ein Surrogat der bargeldlosen Zahlungsweise scheint als umgekehrt. Aehnlich wie der Besitzer von Banknoten, wenn er gleichzeitig Schuldner der Bank ist, seine Noten durch sein Recht auf Kompensation gedeckt sieht, worin der Verfasser die wahre Grundlage des Wertes der Banknoten sieht, so hängt der Wert des staatlichen Papiergelds von der Kompensationsdeckung durch realisierbare Forderungen des Fiskus an das Publikum ab. Diese Kompensationstheorie wird nun auch auf den Wert der Geldmünzen angewendet, die Auffassung, daß alles Geld der modernen Staaten eine Staatsschuld darstellt, theoretisch und historisch begründet. — Von den Erörterungen, die praktische Fragen betreffen, seien besonders hervorgehoben die über den jetzigen Wert der Reichsbanknoten im Verhältnis zu dem der Reichskassenscheine und das in seiner Zurückhaltung sehr einleuchtend begründete Urteil über die bargeldlose Zahlung, endlich auch über die internationale Valuta, wobei unter einem ganz neuen, geschichtlich fundamentierten Gesichtspunkt die Eignung des Edelmetalls zum internationalen Wertmaßstab dargetan wird. — Das sind nur einige Hinweise auf den theoretisch und praktisch gleich anregenden, in sehr klarer und überzeugender Form dargebotenen Gedankengehalt des Kaullaschen Buches.

Das Deutschtum im Ausland vor dem Weltkrieg. Von Robert Hoeniger. (Aus Natur und Geisteswelt. 402. Bändchen.) Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Wie das Deutschtum überhaupt, hat auch besonders das Deutschtum im Ausland durch den Weltkrieg so schweren Schaden erlitten, daß man sich kaum vorstellen kann, wie dieser in absehbarer Zeit wieder gutgemacht werden kann. Die Verhältnisse, die das Buch in der ersten Auflage schildert und die so verheißungsvolle Ausblicke gewährten, gehören der Vergangenheit an. Wenn trotzdem die neue Auflage bis auf Kleinigkeiten

[1]) Hier endet das Handschriftfragment.

Digitized by Google

unverändert erscheint, so bleibt sie als gründliche Darstellung eines bedeutsamen Kapitels der deutschen Geschichte doch in hohem Maße wertvoll. Zeigt sich die Zukunft erst in festeren Umrissen, wird auch die Zeit kommen, die ganze Frage neu aufzurollen. Inzwischen sei als eine der Ehrenpflichten und Lebensaufgaben des Deutschtums nicht vergessen, der Volksgenossen außerhalb des Reiches zu gedenken und den Zusammenhang mit ihnen aufrechtzuerhalten. Br.

Schiller und die Schwestern von Lengefeld. Von Ernst Anemüller. Geb. M. 4.—. Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Detmold.

Das Bild, das der Verfasser des vorliegenden Buches vor uns hinstellt, ist von großem Reiz: das Leben in der weltentrückten Residenz Rudolstadt, und auf diesem Hintergrund Schiller, Lotte und deren Schwester, sowie andere Größen und bekannte Gestalten der damaligen Zeit, Goethe, Wilhelm und Karoline von Humboldt, Knebel, Charlotte von Stein und andere. Hervorheben möchten wir, daß das liebliche Idyll von Volkstedt, wo Schiller den Sommer des Jahres 1788 in innigem Verkehr mit der Familie Lengefeld verbrachte, sehr anschaulich geschildert wird und eingehender als je behandelt ist. Es ist ein schönes Buch, das wir warm empfehlen können.
H.

Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte. Von Harry Maync. Mit einem Bildnis des Dichters. München, C. H. Beck (Oskar Beck). Preis geb. M. 60.—.

Von dem Dichter des „Merlin“ und des „Münchhausen“ eine wissenschaftlich begründete Biographie, ein Porträt des Menschen und des Künstlers in weitgespanntem zeit- und literargeschichtlichem Rahmen zu geben, war allmählich eine Ehrenschuld der deutschen Literaturgeschichte geworden. Diese Ehrenschuld hat nun H. Maync, dem wir die schöne Mörikebiographie verdanken, durch das vorliegende Buch in würdiger und mustergültiger Weise abgetragen. Eine Vorstufe zur Biographie bedeutete die Ausgabe der Werke in fünf Bänden (1906) mit ihren eingehenden Erläuterungen. Durch mancherlei äußeren Hindernisse wurde die Vollendung und das Erscheinen des Buches hinausgezögert, das dadurch aber wohl an innerer Durchfeilung und Reife nur gewonnen hat; und wenn Maync im Vorwort sagt, ihm habe als Ziel vorgeschwebt, nicht nur ein, sondern das Buch über Immermann zu schreiben, so wird ihm wohl jeder, der Immermann kennt und liebt — und wer den Mann in seiner ganzen Tüchtigkeit, den Dichter in seinem edlen Ringen recht verstehen gelernt hat, muß ihn lieben, wenn auch die Liebe mit einem guten Teil distanzierenden Respekts versetzt ist — wohl jeder Kenner und Verehrer Immermanns also wird Maync gerne zugestehen, daß er jenes Ziel erreicht hat. Wir sehen die herbe, starke und doch komplizierte Persönlichkeit Immermanns aus der Umwelt der Familie, der altpreußischen Tradition, der sturmbewegten Zeit durchaus organisch hervorwachsen, sehen ihn sich dichterisch und menschlich mit allen ernsthafteren Problemen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens der nachnapoleonischen Zeit auseinandersetzen, sehen ihn als Theaterleiter einen jener ruhmvollen Torsi hinstellen, wie sie auf allen Gebieten der deutschen Geistesgeschichte die, stets wieder unterbrochene, Tradition ersetzen müssen, sehen den Künstler auf der Höhe seines „Münchhausen“ und der Tristandichtung, den Menschen, nach Jahrzehnten unverschuldeter Wirrsal auf einem Gipfel reinsten häuslichen Glückes anlangen und dann dies noch so Großes versprechende Leben jählings abbrechen. Ein Talent und ein Charakter, beide in merkwürdiger Weise durcheinander bedingt, einander fördernd, auch hemmend, ist Immermann, nehmt alles nur in allem, eine Persönlichkeit von vorbildlicher Tüchtigkeit und Würde, ein Dichter, von dessen Werken vieles veraltet ist, anderes unzerstörbar frisch, lebendig und liebenswert bleiben wird. Möge Maync gehaltvolles, bei aller kritischen Besonnenheit warmherziges Buch recht viele zu Immermann hinführen, einen der deutschesten Dichter dem Gedächtnis des deutschen Volkes unvergänglich einprägen helfen! — y —

Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch. Eine Darstellung auf Grund der amtlichen deutschen Vorkriegsakten. Von Dr. Richard Wolff. Berlin, Hobbing. M. 4.—.

Es ist erfreulich, daß wir in der Lage sind, fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der großen Dokumentensammlung auch auf eine mit wissenschaftlichen Maßstäben arbeitende Verwertung hinzuweisen, so daß die Oeffentlichkeit nicht nur auf die Kautskysche Darstellung angewiesen ist, die diesen Anforderungen ja in keiner Weise entspricht. Mit unverkennbarem Bestreben nach gerechter und sachlicher Abwägung wird hier in kurzer Zusammenfassung der Inhalt des riesigen Aktenmaterials geboten. Die Gesamtauffassung ist die, die sich wohl, wenn erst die Geister sich gesammelt haben werden, dauernd bei uns behaupten wird; in Einzelheiten werden natürlich die Auffassungen häufig auseinandergehen. Da ja nur wenige in der Lage sein werden, sich

Digitized by Google

selbst in die Akten zu versenken, so ist es sehr nützlich, in dieser Darstellung den Hinweis zu besitzen, wie auch aus ihnen wieder mit völlig unbestreitbarer Deutlichkeit hervorgeht, daß unser im Versailler Frieden uns abgepreßtes Schuldbekenntnis dem Sachverhalt aufs schärfste widerspricht. Es ist zu hoffen, daß deshalb dieses Werk dazu beitragen wird, die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Revision des Vertrags in weitere Kreise zu tragen. W. W.

Ludwig Richter. Der Mann und sein Werk. Von Bruno Golz. Mit 75 Abbildungen. Leipzig, R. Voigtländer.

An Richters Autobiographie, eines der menschlich liebenswürdigsten und geistesgeschichtlich wichtigsten Selbstbekenntnisse deutscher Künstler, knüpft im wesentlichen Bruno Golz seine warmherzige, von starker Liebe für den Dresdener Meister beseelte Darstellung „des Mannes und seines Werkes" an. Man folgt gerne der Erzählung und der Charakteristik, die der Verfasser gibt und die durch die zahlreichen Abbildungen sehr belebt und veranschaulicht wird. Unter diesen Abbildungen findet man nicht nur neben bekannten auch viele unbekannten Arbeiten Richters, sondern auch solche anderer Künstler, von denen er Anregung und Lehre empfangen hat, so daß wir ihn nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern in die künstlerische Entwicklung eingereiht sehen. Das schlichte, sympathische Buch von Golz wird sich und seinem Helden manch neuen Freund gewinnen.

Der Tod des Don Carlos. Von Dr. Viktor Bibl, Professor der Geschichte an der Universität in Wien. Mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mit sechs Vollbildern. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 14.—.

Die in der Wissenschaft wie in volkstümlichen Darstellungen herrschende Meinung, daß Don Carlos ein Kranker war, der sich in knabenhaftem Trotz gegen seinen geistesstarken Vater auflehnte und mit Recht in Gewahrsam gebracht wurde, um nicht durch ziellose Anschläge den Bestand der Weltmonarchie aufs Spiel zu setzen, wird durch dies Werk erschüttert. Der Verfasser hat auf Grund eingehender Quellenstudien die Ueberzeugung gewonnen, daß es sich hier nicht um einen pathologischen Fall, sondern um eine typische Kronprinzentragödie handelt, um das Ringen zweier Weltanschauungen, wobei Don Carlos gegenüber Philipp, dem rücksichtslosen Vertreter des politischen und kirchlichen Despotismus, für eine Milderung der Hierarchie und für die Selbständigkeit der Provinzen eintrat. Der Don Carlos, wie Schiller ihn darstellt, sei der geschichtlichen Wahrheit besser abgelauscht als der sogenannte geschichtliche, wie er zuletzt in Büdingers Darstellung auftritt: als bösartiger, gemeingefährlicher Idiot. Aus dem Briefwechsel Kaiser Maximilians II. und aus verschiedenen Archiven, die von der Don-Carlos-Forschung noch nicht benutzt wurden, kann Bibl neue Unterlagen beibringen; bekannte Quellen werden neu untersucht und in schärfere Beleuchtung gerückt. Den gesamten Stoff legt er hier in fesselnder Darstellung vor, um so eine Ehrenrettung des als minderwertig verleumdeten Prinzen zu bieten, die in hohem Maße die Beachtung der Geschichtswissenschaft verdient, aber auch der Schillerforschung sehr willkommen ist. Br.

Johannes Brahms. Von Walter Niemann. Verlag Schuster & Löffler, Berlin. 437 Seiten Großoktav. Geh. M. 25.—, geb. M. 32.—.

Der Verfasser genießt als Musikschriftsteller wie als Komponist eines ausgezeichneten Rufes und hat es hier unternommen, die bekannte Sammlung von Lebensbeschreibungen, die der rührige Verlag unternommen, mit einem neuen Werke über Brahms zu bereichern. Ein ausgebreitetes Schrifttum erster und zweiter Herkunft liegt ja bereits vor. Neben ihm wird sich vorliegendes Buch als Bekenntnis einer niederdeutschen Seele, die sich Brahms besonders innig anzuschmiegen versteht, seine eigene Wertschätzung erringen. Es ist in der Tat flüssig und genußreich zu lesen, auch geeignet, solchen, die Brahms kühler gegenüberstehen, Teilnahme einzugeben. Der behaglichen Ausführlichkeit entsprechen am Schlusse des übersichtlich angelegten Werkes brauchbare Verzeichnisse zum bequemen Nachschlagen.

Dr. Karl Grunsky.

Diekmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei. Bd. I, II, III, geb. je M. 7.—. Bd. IV/V, geb. M. 12.—. Heinrich Diekmann, Verlagsbuchhandlung in Halle a. S.

Es handelt sich bei dieser Bücherei um Memoiren, Anthologien, die aus der Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Literatur aller Zeiten und Völker das Wichtigste, Interessanteste und Unterhaltendste über einzelne Gebiete des menschlichen Kultur-, Kunst-, Sitten- und Gefühlslebens darbieten. Es sind dabei keine trockenen Zitatensammlungen, keine sogenannten Breviere, die den Leser bald ermüden. Die Bände der Bücherei weisen vielmehr eine innere Geschlossenheit und Einheitlichkeit auf, die ihre Lektüre spannend und interessant macht.

Digitized by Google

Für die Bearbeitung der einzelnen Bände hat der Verlag gute Kenner herangezogen. Es gelangten folgende Bände zur Ausgabe: Band I. „Die Liebe im Selbsterlebnis der Menschen und Zeiten" von Kurt Engelbrecht. Band II. „Die Ehe als Erlebnis" von Grete Meisel-Heß. Band III. „Der Humor in der Memoirenliteratur" von Herm. Siegfr. Rehm. Band IV/V. „Das Tier im Erlebnis der Menschen" von Dr. Th. Zell. — Wir machen auf die gediegene Sammlung empfehlend aufmerksam. H.

Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte. Eine Einführung in die deutsche Altertumswissenschaft. Von Professor Dr. Otto Lauffer, Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte. (Wissenschaft und Bildung. Band 148.) Leipzig, Quelle & Meyer. 134 S.

Deutsche Altertumswissenschaft umfaßt hier nicht das weite Gebiet der Sitten- und Rechtsgeschichte im allgemeinen, sondern ist Wissenschaft von den deutschen Altertümern im engeren Sinne, d. h. von den „aus Menschenhand hervorgegangenen gegenständlichen Schöpfungen", die der deutschen Kultur ihren Ursprung verdanken. In dieser Beschränkung bietet der Verfasser Meisterhaftes, indem er knapp und klar die Altertümer nach ihren Zwecken im häuslichen und im öffentlichen Leben ordnet und darstellt — soweit die Darstellung durchs Wort möglich ist. Für einige Punkte geben beigefügte Abbildungen eine wünschenswerte Ergänzung; zum vollen Verständnis der meisten anderen wird man gut tun, an der Hand dieses vortrefflichen Führers größere Bilderwerke zu betrachten oder noch besser Altertumssammlungen zu durchwandern. Br.

Arnims Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe mit Arnims Leben, einem Bildnis und Namenszug des Dichters, Einleitungen und Anmerkungen, herausgegeben von Alfred Schier. Drei Bände in Halbleinen. (Meyers Klassikerausgaben. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.) M. 75.60.

Bei dem starken Zug zur Romantik, der heute durch die literarisch interessierten Kreise geht, steht diese Ausgabe der Werke Achim v. Arnims unter dem günstigen Gestirn der Zeitgemäßheit; sie verdient aber auch durch ihre eigenen Vorzüge diese Förderung von außen, denn die Auswahl, die außer dem großen Roman „Die Kronenwächter" eine Reihe seiner besten Erzählungen und weniger bekannte Früchte seines dramatischen Schaffens umfaßt, ist mit Geschmack und Takt getroffen, die Biographie, die Einleitungen und die sehr zahlreichen und aufschlußreichen Anmerkungen zeugen von gründlichem Quellenstudium und eindringendem psychologischem Erfassen. Hat Arnim auch kein in sich geschlossenes, aus sich selbst fortbestehendes und -wirkendes Kunstwerk zu schaffen vermocht, so lebt er doch als liebenswürdige, bedeutende Persönlichkeit und durch mannigfache Einzelanregungen in der deutschen Geistesgeschichte fort. Für dies Fortleben ist die vorliegende Ausgabe ein würdiges Zeugnis und ein wirksamer Werber.

Der Apostolische Stuhl und der Wiederaufbau des Völkerrechts und Völkerfriedens. Von Johannes Baptist Sägmüller. Heft 6 der Sammlung „Das Völkerrecht", herausgegeben von G. J. Ebers, Freiburg i. B. M. 3.80.

Die allmählich schon recht umfangreiche Literatur über die Haltung des Vatikans während des Krieges erfährt hier eine begrüßenswerte Bereicherung. Die wesentliche Arbeit des Verfassers hat darin bestanden, alle die zustimmenden Aeußerungen leitender Staatsmänner und von Männern der Wissenschaft zusammenzustellen, die das von Benedikt XV. für den Wiederaufbau des Völkerrechts und des Friedens aufgestellte Programm gefunden hat. Er will damit die gegen die Kurie gerichteten Angriffe entkräften und meint aus der Uebereinstimmung dieser Urteile die Gewißheit entnehmen zu können, daß der vom Papst vorgeschlagene Weg der wirklich richtige sei und daß er auch tatsächlich eingeschlagen werde. W. W.

Revolutionsgewalt und Notstandsrecht. Rechtsstaatliches und Naturrechtliches. Nebst einigen Vorschlägen zu der neuen Verfassung. Von A. Friters. Berlin, J. Guttentag. 199 S. M. 6.—.

Der Hauptmangel der Schrift ist der, daß der Verfasser in seinen unleugbar oft geistreichen und anregenden Darlegungen nicht streng folgerichtig verfährt. Wenn man über Recht, Naturrecht und Notstandsrecht schreiben will, so ist vor allem doch zu entwickeln, was man unter diesen Bezeichnungen versteht; es mußte ausgegangen werden von einer philosophischen Würdigung des Rechts, die Begriffe Recht, Naturrecht und Notstandsrecht, die im Grunde doch nur Worte darstellen, mußten zergliedert werden. Wenn der Verfasser davon ausgegangen wäre, was Schopenhauer, ein Nichtjurist, über Recht und Unrecht sagt, so hätte er zweifellos nicht einen Satz aufgestellt wie Seite 36: Das Kriegsrecht des Jahres 1914 war Recht, wenn auch ein weniger richtiges als das der Jahre 1916 ff.; als könnte es ein unrichtiges Recht geben. Der Verfasser unterscheidet eben nicht ge-

Digitized by Google

nügend die positiven Gesetzesnormen, die selbstverständlich richtig oder, besser gesagt, zweckmäßig oder weniger zweckmäßig sein können, und ein aus vernünftiger Erwägung hervorgegangenes und daher bei allen vernünftigen Leuten gleiches Rechtsempfinden, das daher seinen Ausdruck auch nur in einer richtigen Rechtsnorm finden kann und muß.

Im übrigen bietet das Buch manche Anregung, vor allem ist es nicht trocken geschrieben, und auch die äußere Behandlung des Stoffes ist oft eigenartig; ein guter Gedanke war es z. B., in einem Vorspiel die Gesetzesparagraphen, das Naturrecht usw. als personae dramatis auftreten, reden und handeln zu lassen. Schn.

Schillers Werke. Zweite, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe mit Schillers Leben, einem Bildnis und Handschriftprobe, Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Ludwig Bellermann, Robert Petsch, Albert Leitzmann und Wolfgang Stammler. Kleine Ausgabe. Neun Bände. Geb. M. 63.—. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Wenn sich schon die frühere Auflage der Bellermannschen Schillerausgabe einer großen Beliebtheit und weiten Verbreitung erfreute, so wird die neue, die das Bibliographische Institut jetzt nach langer Vorbereitung auf den Markt bringt, gewiß noch mehr Freunde und Bewunderer finden. Der verdiente Schillerforscher Ludwig Bellermann, der vor einigen Jahren gestorben ist, hat noch den größten Teil der Arbeit erledigen können. Ihm sind zwei Forscher von ebenso klangvollem Namen zur Seite getreten: Albert Leitzmann und Robert Petsch. Die kleine, neun Bände umfassende Ausgabe von Schillers Werken ist jetzt im Erscheinen begriffen; in ihr sind alle wichtigen Dichtungen und Schriften enthalten, und wenn ein Urteil über die Leistung noch nicht abgeschlossen sein kann, so darf man doch jetzt schon sagen, daß die Ausgabe bei höchster Zuverlässigkeit des Textes alle berechtigten Anforderungen erfüllen wird. H.

Ludwig II. und Richard Wagner. Von Sebastian Röckl. Zweiter Teil: Die Jahre 1866—1883. L. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). München 1920. 226 Seiten Oktav. Geb. M. 18.—.

Dem 1913 in zweiter Auflage erschienenen ersten Teil des verdienstlichen Werkes folgt endlich der zweite, nicht weniger fesselnde, der die Zeit nach Vertreibung Wagners umspannt. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die vielen unveröffentlichten Quellen, zu denen nunmehr auch der Zutritt leichter geworden zu sein scheint, in schlichter Folge aneinanderzureihen. Eindringlich tritt dabei, neben allen Schwankungen und Trübungen, die Freundschaft zwischen Künstler und König beiderseits als etwas Grundedles und Urvorbildliches hervor. Das Bild Wagners wird vor allem von jedem Verdacht des Ränkespiels gereinigt; die wenigen Ratschläge politischer Art erweisen sich ausnahmslos als sehr vernünftig. Was den König betrifft, so durfte er mit Recht auf das Festhalten an Wagner stolz sein; er meinte bei seinem Tode: „Den Künstler, um welchen jetzt die ganze Welt trauert, habe ich zuerst erkannt, habe ich der Welt gerettet.“ Die vielen Fragen freilich, die sich an ein so eigenartiges Verhältnis knüpfen, bleiben von der Darstellung ganz unberührt: weder auf Ludwigs noch auf Wagners Charakter und Seelenleben wird näher eingegangen. Andererseits hat die kühle Art des Sammlers den Vorzug, daß man nirgends den Eindruck des Zurechtgemachten bekommt; nichts schriftlich Erreichbares wird unterdrückt worden sein. Schmerzlich aber vermissen wir Namen- und Sachverzeichnisse; künftige Auflagen des Dauerwerkes mögen sie nachholen.

Dr. Karl Grunsky.

Universitätsfragen und Erinnerungen. Von Gustav Cohn. Stuttgart, Ferd. Enke.

Wie schon der Titel zeigt, zerfällt das Buch in zwei Teile. Der erste enthält ältere Aufsätze über Universitätsfragen und einen neuen Beitrag zur Frage der Selbstverwaltung und Staatsverwaltung der deutschen Universitäten. Diese Betrachtungen sind gerade jetzt von Wichtigkeit, denn auch die Hochschulen beginnen sich anders zu organisieren als sie bisher geordnet waren; aber sie enthalten manches, was uns belanglos erscheint (z. B. die Kennzeichnung des verstorbenen Professors Lexis) und nehmen — naturgemäß — noch keine Stellung zu den durch die Umwälzung entstandenen Verhältnissen. Sehr anmutig sind die Lebenserinnerungen, zumal die Rückblicke auf das Schulleben. Für ruhige Stunden ist das in sauberem Deutsch geschriebene Buch jedem akademisch gebildeten Leser warm zu empfehlen. D.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alt-Hildesheim. Eine Zeitschrift für Stadt und Stift Hildesheim. Heft 2. Herausgegeben von Stadtarchivar Studienrat Dr. J. H. Gebauer. Braunschweig-Berlin-Hamburg, Verlag Georg Westermann. M. 6.50.

Bausteine zur deutschen Zukunft. Von Max Cohen, Mitglied des Reichswirtschaftsrates. Heft 2. Deutscher Aufbau und die Kammer der Arbeit. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 3.—.

Beiträge zu den Problemen der Zeit. Von Dr. B. Schidlof. Heft 18. Arbeitszeit und Arbeitslohn in der Kommunistengemeinde. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 2.—.

Calmes, Prof. Dr. Albert, Der Zollanschluß des Großherzogtums Luxemburg an Deutschland (1842–1918). Erster Band: Der Eintritt Luxemburgs in den deutschen Zollverein (1839–1842). Zweiter Band: Die Fortdauer des Zollanschlusses und seine Lösung. Frankfurt a. M., In Kommission bei Joseph Baer & Co.

Darmstaedter, Paul, Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen. Zweiter Band: Geschichte der Aufteilung Afrikas 1870—1919. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walther de Gruyter & Co. Geh. M. 12.—.

Der getreue Eckart. Halbmonatsschrift für das ganze deutsche Volk. 1. Juliheft. Erster Jahrgang. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann. M. 2.—.

Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland. 1. Jahrgang. 10. Heft. Herausgeber Hans Heinrich Ehrler, Hermann Missenharter, Dr. Georg Schmückle. Stuttgart, Verlag „Der Schwäbische Bund" (Strecker & Schröder) G. m. b. H.

Engel, Eduard, Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Mit 31 Bildnissen. Leipzig, Friedrich Brandstetter. Geh. M. 21.60, geb. M. 30.60.

France, Anatole, Eine Weltgeschichte. München, Musarion Verlag. Geh. M. 6.—, geb. M. 10.—.

Grundbegriffe der Politik. Herausgegeben von Max Hildebert Boehm. Neue Folge. Heft 2. Otto Leibrock, Arbeitsgemeinschaft. Leipzig, Verlag K. F. Koehler. M. 7.—.

Grundwissenschaft. Die Schriften der Johannes Rehmke-Gesellschaft zur Aufrichtung der Philosophie als Wissenschaft wider Erkenntnistheorie und metaphysische Weltdichtung. August 1920. 1. Band. Heft 2 und 3. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. M. 6.—.

Handbuch der Politik. Erster Band: Die Grundlagen der Politik. Berlin-Wilmersdorf und Leipzig, Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild. In Halbleinen M. 32.—, in Ganzleinen M. 36.—, in Halbleder M. 50.—.

Hellermann, Helma v., Mara von Herders indische Ehe. Roman. Leipzig, Heinrich Finck, Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 11.—, geb. M. 16.—.

Jakubczyk, Karl, Domvikar in Breslau, Denk Jesu nach! Ausgewählte deutsche Christusgedichte aus allen Jahrhunderten. Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H. Geh. M. 17.40, geb. M. 22.50 und Zuschläge.

Kindermann, Dr. Karl, Hohenheim-Stuttgart, Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens. München, Verlag Georg D. W. Callwey. Geh. M. 16.80, geb. M. 21.60.

Kleefeld, Kammerpräsident Dr. K., Die Volkswirtschaft des deutschen Wiederaufbaus. Ein Wirtschafts- und Landeskulturprogramm. Berlin W 50, Theodor Lißner Verlag. Geh. M. 6.60.

Kunz, Dr. jur. Josef L., Das Problem von der Verletzung der belgischen Neutralität. Wien, Manzsche Verlags- und Univ.-Buchhandlung. Brosch. Kr. 16.—.

Lautenschlager, Dr. Friedrich, Volksstaat und Einherrschaft. Dokumente aus der badischen Revolution 1848/1849. Konstanz (Baden), Reuß & Itta. M. 14.—.

Lenz, Max, Kleine historische Schriften. II. Band: Von Luther zu Bismarck. Berlin und München, R. Oldenbourg Verlag. Geh. M. 24.—, geb. M. 28.— zuzüglich Sort.-Teuerungszuschlag.

Marden, O. S., Der Weg der Liebe oder Wert und Wesen des praktischen Christentums. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann. Geh. M. 10.—, geb. M. 14.—.

Muckermann, Hermann, S. J., Kind und Volk. Der Biologische Wert der Treue zu den Lebensgesetzen beim Aufbau der Familie. Erster Teil: Vererbung und Auslese. Geh. M. 8.60, geb. M. 10.40. Zweiter Teil: Gestaltung der Lebenslage. Geh. M. 11.40, geb. M. 13.40. Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H.

Nötzel, Karl, Das Schicksal der Armen. Ein soziales Brevier aus russischen

Digitized by Google

Schriftstellern. München, Musarion Verlag. Geh. M. 6.—, geb. M. 9.—.

Oechelhaeuser, Wilhelm v., Dr.-ing. h. c. und Dr. phil. h. c., Aus deutscher Technik und Kultur. München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg. Geb. M. 25.—.

Pohle, Dr. L., ord. Professor der Nationalökonomie in Leipzig, Geldentwertung, Valutafrage und Währungsreform. Kritische Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der deutschen Volkswirtschaft. Leipzig, Erlangen, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl. M. 4.—.

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 6083 und 6084: Pannier, Karl, Erbschaftssteuergesetz für das Deutsche Reich vom 10. September 1919 nebst den Ausführungsbestimmungen. Nr. 6093—6095: Reichsabgabeordnung vom 13. Dezember 1919 nebst dem Gesetz über Steuernachsicht vom 3. Januar 1920. Nr. 6096: Reichsgesetz über das Reichsnotopfer vom 31. Dezember 1919. Nr. 6097: Umsatzsteuergesetz für das Deutsche Reich vom 24. Dezember 1919. Nr. 6099: Betriebsrätegesetz für das Deutsche Reich vom 4. Februar 1920 nebst der Wahlordnung vom 5. Februar 1920. Nr. 6102: de Montesquieu, Charles, Betrachtungen über die Universalmonarchie in Europa. M. 1.—. Nr. 6103: Nani, Battista, Ein venezianischer Gesandtschaftsbericht über das Frankreich Mazarins. M. 2.—. Nr. 6106: Rein, Dr. Adolf, Privatdozent an der Universität Straßburg, Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika. Geh. M. 1.—. Nr. 6124: Pannier, Karl, Landgerichtspräsident, Reichswahlgesetz und Reichswahlordnung für das Deutsche Reich. Nr. 6125: Einkommensteuergesetz und Körperschaftssteuergesetz für das Deutsche Reich. Nr. 6127 und 6128: Neumann, Karl W., Ludwig Anzengruber. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun.

Reeg, Ludwig, Die Gemeinde. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. M. 7.—.

Richthofen †, Manfred v., Ein Heldenleben. Berlin, Verlag Ullstein & Co. Geh. M. 13.—, in Halbleinen geb. M. 20.—.

Ruckhaber, Erich, Die richtige Bewertung der Körper- und Geisteskräfte. Berlin W 66, Verlag der „Neuen Weltanschauung". M. 1.20.

Saltykow-Stschedrin, Michail, Satiren. München, Verlag „Der Neue Merkur". Brosch. M. 14.—, geb. M. 19.—.

Schätzel, Dr. Walter, Nationalismus, Bolschewismus, Völkerbund. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Schiff, Prof. Dr. Walter, Der Arbeiterschutz der Welt. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 36.— und 75% Teuerungszuschlag.

Schmidt, Dr. Peter Heinrich, Professor an der Handelshochschule St. Gallen, Die schweizerischen Industrien im internationalen Konkurrenzkampf. Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füßli. Brosch. Fr. 10.— (M. 50.—), in Leinwand geb. Fr. 14.— (M. 70.—).

Schriften der Deutschen Studentenschaft. Staatsbürgerliche Erziehung an den deutschen Universitäten. Eine Denkschrift, im Auftrag der Vertretung der Deutschen Studentenschaft vorgelegt vom Zentral-Ausschuß für Staatsbürgerliche Erziehung an der Universität Marburg. Göttingen, Sekretariat der Göttinger Studentenschaft.

Thorsch, Dr. Berthold, Sozialisierung und Gesellschaftsverfassung. Wien I, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung. Brosch. M. 5.—.

Tönjes, Max A., Deutschlands wirtschaftlicher Wiederaufbau. Hannover, Friedrich Cziwertnia Verlag. M. 4.20.

Voß, Richard, Aus einem phantastischen Leben, Erinnerungen. Stuttgart, Verlag J. Engelhorns Nachf. Preis in Halbleinen geb. M. 50.—, 300 numerierte Exemplare in Halbpergament M. 100.— zuzüglich Teuerungszuschlag des Sort.

Zurkinden, Odilo, O. S. B., Wie der Herr so gut gewesen. Erzählungen aus Christi Zeit. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 2.80, geb. M. 4.80.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Argentinien

Seine Weltstellung und seine Weltanschauung

Von

Albert Haas (Buenos Aires)

(Schluß)

Während so das politische Schicksal Argentiniens seinen Weg durch alle Wechselfälle der Geschichte fand, entstand die argentinische Volkswirtschaft in vielen Hinsichten wie eine wildwachsende Pflanze. Das Land war ursprünglich von den Spaniern erobert und kolonisiert worden, um den Weg zwischen Spanien und Peru militärisch zu sichern und um eine Basis der Verpflegung für die als wichtiger angesehenen Kolonien der südamerikanischen Westküste einzurichten. Aber das argentinische Volk hatte sich durch die Revolution aus dieser Stellung eines Hilfsarbeiters für andere Länder befreit und war das stärkste, mächtigste und vorgeschrittenste aller spanisch-amerikanischen Länder geworden. In derselben Weise hatten sich schon damals die Anfänge der argentinischen Volkswirtschaft entwickelt, indem aus entlaufenen Rindern und herumstreichenden Soldaten die riesigen Rinderherden der Pampa und die selbständige Bevölkerung dieser Ebene hervorgegangen waren. Das unaufhaltsame, ungeheure Schwergewicht des von der Natur so überreich bedachten Landes war es beide Male gewesen, welches unabhängig vom planmäßigen Willen der herrschenden Menschen seiner wirtschaftlichen Entwicklung Richtung und Tempo gegeben hatte!

Dabei mußte die argentinische Volkswirtschaft naturgemäß die Einzelstufen durchlaufen, welche sich sowohl aus ihrem kolonialwirtschaftlichen Ursprung wie aus ihrer Eignung für kolonialwirtschaftliche Zwecke ergaben. Im ersten Abschnitte der argentinischen Wirtschaftsgeschichte versuchten die Spanier nach den damals in der ganzen Welt geltenden Grundsätzen das Land ausschließlich ihren eigenen Interessen dienstbar zu machen und es auszubeuten. Sie schlossen alle anderen europäischen Länder vom Wirtschaftsverkehr mit dem Gebiete des Rio de la Plata aus und wähnten, die Bevölkerung dauernd auf spanische Beamte und Angestellte sowie deren Hilfspersonal beschränken zu können. Die Kolonie sollte Rohstoffe liefern und sich sowohl des Handels wie der Produktion für eigene Rechnung und zum eigenen Nutzen grundsätzlich enthalten. Diese Politik erlitt in Südamerika genau so wie in Nord-

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

amerika Schiffbruch und wurde durch die Unabhängigkeitserklärungen des ganzen amerikanischen Festlandes endgültig beseitigt.

Daran schloß sich der zweite Abschnitt in der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte, welcher zwar noch immer in allen seinen wesentlichen Zügen kolonialwirtschaftlich ist, dabei aber die eingeborene, politisch unabhängig gewordene Bevölkerung zum Träger dieser Wirtschaft und zum Eigentümer der von ihr geschaffenen Reichtümer macht. Diese Wirtschaftsform ist namentlich während des 19. Jahrhunderts für Nord- und Südamerika entscheidend gewesen, während sie von Europa aus vor allem durch England gefördert worden ist. In dieser Zeit werden die wirtschaftlichen Funktionen der Alten und der Neuen Welt einander dadurch angepaßt, daß Europa Fertigwaren herstellt und ausführt, während das Kolonialland Nahrungsmittel sowie Rohstoffe sendet. In der Neuen Welt begann diese Form der Volkswirtschaft damit, daß die Schätze, welche der jungfräuliche Boden hervorbrachte, in der Hauptsache einfach eingesammelt und verfrachtet wurden. Selbst der Ackerbau und die Viehzucht, zu denen bald der Übergang gefunden wurde, behalten zunächst eine so extensive Form, daß sie noch immer Spuren dieser rein einsammelnden Tätigkeit tragen. Hauptsache ist und bleibt der natürliche, unerschöpfliche Reichtum eines auch räumlich unbegrenzten Bodens. Dabei stellt sich in den neuen Ländern sehr bald der Wunsch ein, die Zahl derer möglichst niedrig zu halten, welche den mächtig emporschießenden Nutzen dieser kolonialen Ausfuhr miteinander zu teilen haben. Das Idealbild einer solchen Arbeitsorganisation ist die Viehzucht oder die Plantagenwirtschaft oder überhaupt jede Unternehmungsform, in der der Boden möglichst wenigen Eigentümern gehört und diese möglichst wenige Hilfskräfte zur Einsammlung des von einer gütigen Natur gespendeten Reichtums verwenden.

In Europa dagegen beruht diese Wirtschaftsform auf der menschlichen Arbeit und ihrer Leistungsfähigkeit, welche sowohl durch die Fortschritte der Technik und der Erziehung wie durch die Vermehrung der Bevölkerung vergrößert wird. Durch den Austausch europäischer Industrieerzeugnisse gegen koloniale Nahrungsmittel und Rohstoffe ist es aber möglich geworden, daß die Bevölkerung der Alten Welt sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts weit über die Grenzen der heimischen Versorgungsmöglichkeiten hinaus vermehrte. Auf diese Weise erhielt zunächst England eine Bevölkerung, welche nur so lange nicht Hungers zu sterben brauchte, als sie ihre Nahrung aus dem überseeischen Auslande einführen und durch die Verarbeitung überseeischer Rohstoffe bezahlen konnte. Als sodann die Einführung der Dampfkraft im überseeischen Verkehre die Grundlagen dieser Wirtschaftsform verbreiterte, konnte Deutschland, welches infolge seiner soeben beendeten Wiedergeburt leistungsfähig geworden war, etwa drei Jahrzehnte lang den Bahnen der englischen Entwicklung bewußt folgen.

Das Band, welches innerhalb dieser Wirtschaftsform die Neue und die Alte Welt verband, war aus den Unternehmungen des Transportgewerbes,

Digitized by Google

des Bankgewerbes und des Warenhandels gewebt. Dabei war es klar, daß die Europäer nach ihrer ganzen Vorbildung den Bau und Betrieb der Schiffahrtsgesellschaften, das Handels- und das Bankgeschäft sowie schließlich auch das überseeische Eisenbahnwesen in ihrer Hand behalten mußten. Es läßt sich nun in schematischer Rechnung annehmen, daß die aus den Kolonialgebieten in die Alte Welt eingeführten wirtschaftlichen Werte ungefähr denen gleich waren, welche aus den Industriegebieten in die Neue Welt eingeführt wurden. Damit stellten die Erträgnisse aus den angeführten vermittelnden Gewerben einen Reingewinn Europas dar.

Nun wäre es aber falsch, diese Wirtschaftsform als einen Zustand des dauernden internationalen Gleichgewichtes aufzufassen. Ihre beiden Stützen sind nämlich die Ertragsfähigkeit des kolonialen Bodens und die Leistungsfähigkeit der europäischen Arbeit. Gemessen an den Erfordernissen dieser Wirtschaftsform, kann die Ertragsfähigkeit des kolonialen Bodens kurzweg als unerschöpflich angesehen werden. Durch Einbeziehung immer neuer Gebiete und durch intensivere Ausgestaltung dieser zunächst nur die Erdoberfläche streifenden Landwirtschaft kann das Erzeugnis des Kolonialandes uneingeschränkt vervielfacht werden. Dagegen muß die Leistungsfähigkeit der europäischen Arbeit verhältnismäßig schnell ihre Grenzen erreichen. Es tritt nämlich der Augenblick ein, wenn einerseits weder die Verbesserung der Technik noch die Erhöhung der menschlichen Geschicklichkeit das Erzeugnis der Arbeit wesentlich vergrößern können und wenn andererseits die europäische Bevölkerung nicht mehr zunimmt, weil die Erschwerung ihrer Lebensführung und die Zunahme ihrer kulturellen Bedürfnisse in dieser Hinsicht zu einer Erschlaffung der moralischen Lebenskräfte führt. Damit aber hat diese Wirtschaftsform gleichsam ihren Kreislauf durchmessen. Sie ist am Endpunkte angelangt und kommt zum Stillstand. Europa ist Besitzer eines Kapitals, welches in der Hauptsache den Überschüssen aus Schiffahrt, überseeischem Eisenbahnwesen, Handels- und Bankgeschäft entstammt. Mit den Zinsen dieses Kapitals sowie den Erzeugnissen seiner stationär bleibenden Industrie bezahlt es die Einfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln aus den kolonialwirtschaftlichen Gebieten.

Neben dieser Bewegung, welche wirtschaftliche Ursachen hat und die Bewegung der Bevölkerung schließlich beherrscht, geht eine andere, welche aus Ursachen der Bevölkerungsbewegung stammt und endlich beherrschend in das wirtschaftliche Gebiet hinübergreift. Sowohl in Europa wie in der Neuen Welt verläuft die Bewegung der Volksvermehrung in geraden Linien, welche entweder aufwärts steigen oder horizontal sind oder, in der Mehrzahl der Fälle, absteigen. Dagegen zeigt die Kurve der wirtschaftlichen Vorgänge krisenhafte Unterbrechungen und Änderungen der Richtung. Als Deutschland noch den Anschluß an die Wirtschaftsform des Austausches zwischen Kolonialland und Industrieland suchte, stieg seine Bevölkerung über die damaligen Ernährungsmöglichkeiten hinaus. Das beschleunigte einerseits

Digitized by Google

die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat. Aber andererseits war es die Ursache einer riesenhaften deutschen Auswanderung. Zugleich aber nahm die überseeische Bevölkerung durch natürliche Vermehrung auch in den Jahren weiter zu, in denen Europa Krisen erlebte und deshalb seine Nachfrage nach kolonialen Rohstoffen sowie Nahrungsmitteln nicht erhöhte. Und während im allgemeinen die Ausdehnung oder intensivere Durchbildung der kolonialen Bodenbewirtschaftung lediglich den Leistungen und der darauf beruhenden Kaufkraft Europas folgte, mußte in diesen Jahren neues koloniales Land urbar gemacht werden, um Beschäftigung sowie Unterhalt für die eigene, einheimische Bevölkerung zu finden.

Beide Bewegungen aber, sowohl die der europäischen Auswanderung wie die der natürlichen Zunahme der kolonialen Bevölkerung, kamen nur der Neuen Welt zugute. In dem Falle Großbritanniens, welches als einziger europäischer Staat überseeische Siedlungsgebiete besaß und zu behalten verstanden hatte, bedeutete diese Entwicklung allerdings eine Vergrößerung der imperialistischen Stoßkraft, wobei das englische Mutterland teilweise seine Vorzugsstellung einbüßte. In den anderen Ländern der Neuen und der Alten Welt dagegen brachte die Bewegung eine Verschiebung des politischen Gleichgewichts mit sich, welche in den selbständig gewordenen Gebieten der Kolonialwirtschaft wie namentlich in den nordamerikanischen Vereinigten Staaten und in Argentinien die Verwirklichung des Wunsches förderte, ein Land nach europäischem Muster zu werden. Um dies zu können, um politisch und kulturell den Wettbewerb mit den Staaten Europas aufnehmen zu können, zogen diese Staaten europäische Einwanderer an, deren tatsächliche Zahl sowohl in der nordamerikanischen Union wie in Argentinien stets in einem gewissen Abstande den Krisen- oder Aufschwungsperioden der europäisch-überseeischen Weltwirtschaft gefolgt ist. Dabei war jedoch auch diese Bewegung letzten Endes insofern konstant, als die Schwankungen in nahezu regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrten, so daß die aus ihr hervorgehende Aufwärtsbewegung der kolonialen Länder gleichfalls von plötzlichen Wendungen und scharfen Stößen freiblieb. Aus der allmählichen Vollendung der europäisch-kolonialen Weltwirtschaft und aus der dauernden Ansiedlung der gesamten Bevölkerungsmehrung der Neuen Welt sowie der wechselnden Bevölkerungsüberschüsse Europas im Gebiete der Kolonialwirtschaften ergab sich eine unwiderstehliche Verschiebung des Gleichgewichtes der ganzen gesitteten Welt, welche unter normalen Umständen sich hätte ruhig vollziehen und vollenden können.

Argentinien stand nun zu Beginn des Jahres 1914 im großen und ganzen am Ende des zweiten kolonialwirtschaftlichen Abschnittes, während dessen sowohl sein ganzes wirtschaftliches Leben wie auch dessen gradweiser Fortschritt im wesentlichen durch die europäisch-koloniale Weltwirtschaft bestimmt gewesen war. Seine Einwanderung hatte zusammen mit seiner ständig zunehmenden Bevölkerung mehr oder weniger das Menschenmaterial geliefert, dessen es bedurfte, um die europäische Nachfrage nach Nahrungsmitteln und Roh-

Digitized by Google

stoffen zu befriedigen. Und die hiergegen in Zahlung gegebenen europäischen Fertigwaren hatten zur Befriedigung des argentinischen Bedürfnisses an Verbrauchs- sowie Luxusgegenständen ausgereicht. Langsam nahte die Zeit heran, in der Argentinien auch die wirtschaftlichen Grundlagen dafür schaffen würde, ein Land nach europäischem Muster zu sein, und in der insbesondere die Einwanderung diesen politischen und kulturellen Zwecken gedient hätte. Das 2951000 Quadratkilometer große argentinische Gebiet war von 7885237 Personen bewohnt, welche jedoch in dem genannten Jahre eine wirtschaftliche Gesamterzeugung im Werte von 2666000000 Papierpesos hervorbrachten. Hiervon wurden im argentinischen Inlande für 1750000000 Papierpesos verzehrt, während für 916000000 Pesos ausgeführt wurden, so daß etwas mehr als 100 Pesos vom Werte dieser Ausfuhr auf den Kopf der Bevölkerung kamen und für europäische Bedarfs- sowie Luxuswaren ausgegeben oder aber gespart werden konnten. Im Jahre 1918 hatten sich diese Zahlen im Zusammenhange mit dem Rückgange der europäischen landwirtschaftlichen Erzeugung sowie mit der allgemeinen Preiserhöhung auf 4500000000 Pesos Gesamterzeugung, 2680000000 Pesos inneren Verzehr und 1820000000 Pesos Ausfuhr erhöht, so daß unter Berücksichtigung der inzwischen eingetretenen Bevölkerungsvermehrung sich mehr als 200 Pesos auf den Kopf der Bevölkerung ergaben. Letztere Durchschnittszahl aber erhält ihre praktische Bedeutung erst dann, wenn man sie mit der Verteilung des argentinischen Einkommens zusammenstellt. Nach den Berechnungen des hochverdienten Generaldirektors der argentinischen Statistik, Professor Bunge, verteilte sich das argentinische Gesamteinkommen auf 3182345 Wirtschaftseinheiten, welche insgesamt über 5400000000 Pesos im Jahre verfügten. Dabei war aber die Zahl derer, welche ein Einkommen bis zu 1000 Pesos jährlich hatten, 1750184, was 54,99 Prozent der Wirtschaftseinheiten sind, auf welche 29,8 Prozent des Nationaleinkommens entfallen. Ein Einkommen von 1001 bis 2500 Pesos bezogen 27,48 Prozent der Wirtschaftseinheiten, was 24,3 Prozent des Gesamteinkommens sind. Die Einkommen von 2501 bis 3000 Pesos wurden von 11,05 Prozent der Bevölkerung bezogen, auf welche damit 17,6 Prozent des Gesamteinkommens entfielen. Mit anderen Worten bezogen 93,52 der privatwirtschaftlichen Einheiten des Landes ein Jahreseinkommen von weniger als 3000 Papierpesos, während die von ihnen bezogenen Einkünfte nur 71,7 Prozent des Nationaleinkommens ausmachten, so daß rund $6^1/_2$ Prozent der Bevölkerung sich in etwas mehr als 28 Prozent des Nationaleinkommens teilten. Dabei lebten in der Argentinischen Republik mit ihrer Bevölkerung von rund 8 Millionen Menschen 884 Familien mit 50001 bis 65000 Pesos Jahreseinkommen, 540 Familien mit 65001 bis 80000 Pesos, 373 Familien mit 80001 bis 100000 Pesos sowie 720 Familien mit mehr als 100000 Pesos, und letztere Klasse bezog allein 2 Prozent des gesamten Nationaleinkommens. Dieser Verteilung des Einkommens, welche durchaus die Eigentümlichkeiten kolonialwirtschaftlicher Zustände zeigt, entspricht denn auch die Verteilung

Digitized by Google

des Vermögens und die Intensität der Bodenwirtschaft. So bestanden nach dem Zensus des Jahres 1914 in ganz Argentinien 112316 landwirtschaftliche Betriebe, welche sich mit Viehzucht beschäftigten. Sie nahmen einen Flächenraum von zusammen 136181137 Hektar ein, so daß im Durchschnitt auf einen Besitz mehr als 1000 Hektar entfallen. Dabei waren aber nur 81889 Wirtschaften mit insgesamt 12186251 Hektar kleiner als 625 Hektar, wogegen z. B. 27779187 Hektar auf 3288 Wirtschaften mit je 5001 bis 12500 Hektar und 15746337 Hektar auf 146 Besitzungen entfielen, deren jede größer als 50001 Hektar war. Nicht viel anders liegen die Besitzverhältnisse in den Körnerbau treibenden Wirtschaftseinheiten. Innerhalb Argentiniens waren im Erntejahre 1917/18 insgesamt 24748892 Hektar mit Getreide bebaut. Die Zahl der hieran beteiligten Wirtschaften war rund 71000, wovon jedoch nur 3942 Unternehmungen oder 5,53 Prozent kleiner als 10 Hektar waren. Größer als 1000 Hektar waren 126 oder 0,18 Prozent der Betriebe, während 62,05 Prozent der Betriebe zwischen 26 und 200 Hektar groß waren. Dabei schwankte der durchschnittliche Ernteertrag des Hektars in den Erntejahren 1909/10, 1912/13 und 1913/14 für Weizen zwischen 0,665 und 0,769 und 0,490 Tonnen, der für Mais zwischen 1,481 und 1,304 und 1,609 Tonnen, sowie der für Hafer zwischen 1,052 und 1,047 und 0,667 Tonnen!

Bei Beginn des Weltkrieges war also Argentinien ein kolonialwirtschaftliches Land, dessen verhältnismäßig dünne Bevölkerung aus seinem extensiv bewirtschafteten Boden Jahr für Jahr einen gewaltigen Ausfuhrüberschuß zog und dessen Erlös infolge einer eigentümlichen Besitz- und Einkommenverteilung namentlich zur Einfuhr der allerbesten und allerteuersten Luxuswaren aus allen europäischen Ländern verwendete. Zugleich aber wuchs Argentinien langsam über diese seine Zustände hinaus. Seine Bevölkerung hatte eine regelmäßige natürliche Vermehrung von jährlich etwa 1,8 Prozent, wozu ein Zuwachs von durchschnittlich 3,4 Prozent durch Einwanderung kam. Die Unterbringung dieser Menschen und die ständige Vergrößerung des inneren Marktes machten sowohl eine intensivere Ausgestaltung der Landwirtschaft wie auch eine fortschreitende Verkleinerung des durchschnittlichen Umfanges der landwirtschaftlichen Betriebe nötig. Zugleich zeigten sich vielfach Ansätze zur Schaffung einer heimischen Industrie, welche folgerichtigerweise an die landwirtschaftliche Erzeugung anknüpfte und sich mit der ersten Bearbeitung der Bodenprodukte beschäftigte. Eine Gerbereiindustrie, eine Mühlenindustrie, eine Industrie der Molkereiprodukte waren in den Anfängen begriffen und sorgten dafür, daß der früher oder später zu erwartende Stillstand in der Zunahme der europäischen Arbeitsleistung das Land nicht unvorbereitet getroffen hätte. Mit anderen Worten, Argentinien bereitete sich darauf vor, ähnlich wie die nordamerikanische Union, innerhalb mehrerer Jahrzehnte langsam zu einem in sich geschlossenen Wirtschaftsgebiet zu werden. Es würde dann etwa in der Art, wie die Vereinigten Staaten es um das Jahr 1900 taten, seinen einheimischen Bedarf an Nahrungsmitteln und Rohstoffen selbst

Digitized by Google

erzeugt, die im Lande verbrauchten Industrieerzeugnisse selbst hergestellt und seine Überschüsse an Lebensmitteln sowie Rohstoffen gegen europäische Luxuswaren eingetauscht haben. Es würde dann aufgehört haben, ein Anhängsel der europäischen Wirtschaft zu sein, und würde in seinem eigenen Wirtschaftsleben ruhigere, weniger spekulative, weniger den Krisen ausgesetzte Bahnen eingeschlagen haben. Europa aber hätte sich voraussichtlich in ähnlich ruhiger Weise entwickelt, indem es entweder seine kolonialwirtschaftliche Ausdehnung aufgegeben hätte und in seiner Bevölkerungszahl nahezu stationär geworden wäre oder aber, indem es sich der Erschließung der tropischen Wirtschaftsgebiete zugewendet hätte.

*

Durch den Weltkrieg sind nun auch diese vorher ausgeglichen und ebenmäßig sich bewegenden Kräfte der argentinischen Entwicklung in einer Weise verstärkt worden, daß an Stelle des bisherigen Gleichgewichtes und des ruhigen Ganges der Dinge eine überstürzte Flucht der Ereignisse und ein Knäuel krampfhaft verschlungener, einander behindernder Mächte getreten ist. Für Argentinien aber mußte sich daraus die Notwendigkeit ergeben, binnen weniger Jahre Dinge zu schaffen, welche sonst in Jahrzehnte dauerndem Wachstum entstanden wären.

Die erste und unmittelbare Folge des Krieges war eine ständige Zunahme der europäischen Nachfrage nach argentinischen Nahrungsmitteln sowie Rohstoffen und eine ebenso ständige Abnahme des Angebotes europäischer Fertigwaren. Immer größer wurde der Bruchteil der europäischen Bevölkerung, welcher infolge seiner Teilnahme an der militärischen Kriegführung aus der industriellen Arbeitstätigkeit überhaupt ausschied, während ein anderer, gleichfalls wachsender Bruchteil lediglich noch für die Bedürfnisse des Krieges arbeitete. Dabei verbrauchten sowohl Truppen wie „Schwerstarbeiter" weitaus mehr Rohstoffe und Nahrungsmittel als in Friedenszeiten. Für Argentinien aber bedeutete dies eine von Monat zu Monat wachsende Knappheit und Teuerung nahezu aller Verbrauchsgegenstände. Auf der einen Seite mußten geradezu Seltenheitspreise für Waren europäischen Ursprungs, wie Textilstoffe für die Kleidung und Baumaterialien für die Herstellung von Wohnhäusern, gezahlt werden. Auf der anderen Seite aber wurden auch Getreide, Mehl, Brot, Zucker, Käse, Butter, Fleisch, Leder, sowie überhaupt alle im Lande erzeugten Genußmittel ständig teurer. Diese Erschwerung der allgemeinen Lebenshaltung traf die Argentinier aber um so heftiger, als sie, wie jede koloniale Bevölkerung, daran gewöhnt gewesen waren, stets leicht und billig Lebensmittel sowie Unterkunftsstätten zu finden. Bisher war das wirtschaftliche Leben in Argentinien kein Kampf um das Dasein, sondern ein Kampf um den Luxus gewesen; und seine plötzliche Umwertung mußte deshalb um so größeren Ingrimm hervorrufen.

Die plötzliche Umstülpung der argentinischen Handelsbilanz würde nun auch seine Zahlungsbilanz ebenso wie die der kriegführenden europäischen

Digitized by Google

Länder völlig gelähmt haben, wenn nicht durch Kreditoperationen ein künstliches Gleichgewicht geschaffen worden wäre. Da Europa kaum noch Fertigwaren sandte, konnte es mit ihnen seine erhöhten Bezüge von Nahrungsmitteln und Rohstoffen bezahlen. Es hätte zunächst dadurch einen Ausgleich schaffen können, daß es seinen Besitz an Aktien, besonders von solchen der in Argentinien tätigen Unternehmungen wie der in englischen Händen befindlichen argentinischen Eisenbahnen und Warenhäuser, in Zahlung gab. Aber teils scheute man aus handelspolitischen Gründen vor diesem Entschlusse zurück, teils hoffte man auf eine kurze Dauer des Krieges und auf eine schnell eingehende, große Kriegsentschädigung. Die Staaten der Entente, die nach dem Ausschlusse Deutschlands vom Weltmeere einzig und allein noch für den Verkehr mit Amerika in Frage kamen, veranlaßten deshalb die Länder der Neuen Welt, selbst die Verkäufe ihrer eigenen Erzeugnisse zu finanzieren. Die nordamerikanische Union und die südamerikanischen Länder mußten den Ententeländern Kredite gewähren, mit deren Erlös die amerikanischen Lieferanten von Rohstoffen und Nahrungsmitteln bezahlt wurden. Der innere Sinn dieses Vorganges war, daß die europäischen Staaten die Bezahlung für die ihnen gelieferten amerikanischen Waren schuldig blieben und daß die amerikanischen Staaten ihren eigenen Bürgern gegenüber selbstschuldnerische Bürgen dieser Ausstände wurden. Europa, das früher Amerikas Gläubiger gewesen war, wurde zu dessen Schuldner, wobei dieses Schuldverhältnis von Staat zu Staat bestand, also von vornherein einen stark politischen Beigeschmack hatte.

Die Hoffnung, daß dieser Vorgang nur vorübergehende Bedeutung besäße, hat sich nicht erfüllt. Europa ist nicht nur als Schuldner Amerikas aus dem Weltkriege hervorgegangen, sondern es wird längere Zeit seinen Verpflichtungen gegen Amerika nur dann nachkommen können, wenn es seine ganze Kraft auf die Abarbeitung seiner Schuldenlasten verwendet. Nimmt man an, daß Europa hierzu imstande ist, so muß es jahre- und jahrzehntelang sowohl riesenhafte Mengen von Fertigwaren nach Amerika senden, wie auch im eigenen Verbrauch amerikanischer Rohstoffe und Nahrungsmittel die äußerste Sparsamkeit walten lassen. Allein die tatsächlichen Zustände in Europa sind nicht so, daß für absehbare Zeit mit einer derartigen Vermehrung seiner Erzeugung und seiner Ausfuhr gerechnet werden könnte.

Damit Europa sein täglich Brot verdienen, seine Zinsen zahlen und seine Schulden abtragen kann, muß es vor allem arbeiten. Und damit es das tun kann, muß es Ruhe und Frieden haben. Tatsächlich aber lebt der größte Teil von Europa noch immer im Krieg. Zunächst einmal hat der Krieg im eigentlichen Sinne, hat die militärische Kriegführung mit den ebenso zahlreichen wie ergebnislosen Friedensschlüssen keineswegs aufgehört. Vielmehr hat der Weltkrieg sich jetzt in eine große Zahl von Kleinkriegen aufgelöst, deren Fronten sich etwa von der Weichsel ostwärts bis tief in das asiatische Gebiet hinein erstrecken. In diesen Ländern dauert die Vergeudung von Sachmaterial und menschlicher Arbeitskraft weiter an, wozu dann der Ausfall in

Digitized by Google

der Gütererzeugung als weiterer weltwirtschaftlicher Nachteil tritt. Sodann ist in anderen wichtigen Teilen Europas der militärische Krieg durch einen Wirtschaftskrieg ersetzt worden, der an Stelle der militärischen eine handels- und kreditpolitische Blockade der Mittelmächte hat treten lassen. Ferner wird auch in den Gebieten der Westmächte die Möglichkeit der wirtschaftlichen Gütererzeugung durch chronische Arbeitsstörungen beeinträchtigt, welche sehr häufig Bürgerkriegen gleichkommen. Die Aufpeitschung des Völkerhasses und die daran sich anschließenden internationalen Boykottbewegungen tragen weiter zur Erschwerung und Verringerung der allgemeinen Warenproduktion bei. Und schließlich ist zu bedenken, daß die Angehörigen wohl aller am Krieg beteiligt gewesenen Völker eine bedenkliche Einbuße an Gesundheit, an Nervenkraft und damit an wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit erlitten haben, deren Folgen zusammen mit dem frühzeitigen Tod oder der Verkrüppelung von Millionen arbeitsfähiger junger Männer sich überall fühlbar machen. Dieses von Hunger gequälte, von nervösen Anfällen geschüttelte, durch die Bewegungen der Valuta in seinen Bewegungen gehemmte, an Amerika verschuldete und zu gemeinsamer Arbeit unfähig gewordene Europa ist vorläufig wohl nicht imstande, durch stark vermehrte Ausfuhr von Industrieerzeugnissen seine frühere wirtschaftliche Stellung gegenüber Amerika wiederzuerobern und damit das vor dem Krieg bestehende weltwirtschaftliche Gleichgewicht wieder herzustellen. Im günstigsten Falle wird es allmählich dazu kommen, auf Grundlage der gegenwärtigen internationalen Vermögensverteilung ein neues weltwirtschaftliches Gleichgewicht zu erreichen. Selbst in diesem günstigen Falle aber wird Amerika, in derselben Weise wie schon jetzt, mehrere Jahre auf die ihm geschuldeten Zinszahlungen verzichten, durch Vorschüsse von Nahrungsmitteln und Rohstoffen die europäische Volksgesundheit, Arbeitsfähigkeit und wirtschaftliche Arbeitsmöglichkeit wieder aufbauen und sich an eine verringerte Kaufkraft dieses sparenden Europa gewöhnen müssen. Also selbst wenn die europäische Entwicklung den auch für Amerika denkbar günstigsten Verlauf nimmt, wird letzteres zunächst noch Geld aufwenden und seine eigene Ausfuhr einschränken müssen. Insbesondere dürfte dabei die Ausfuhr von Textilrohstoffen aus der Neuen Welt stark zurückgehen, wie denn die jetzige Entwicklung des internationalen Wollmarktes wohl bereits den Auftakt zu dieser Weltbewegung bedeutet. In Europa haben eben die einen auf den Kleiderluxus verzichtet und die anderen müssen in Lumpen gehen, nur um wenigstens annähernd sich satt essen zu können!

Zugleich aber sieht Argentinien sich im Besitze einer jungen Industrie, welche während der Kriegsjahre entstanden ist und infolge des Mangels an Fertigwaren so große Fortschritte gemacht hat, daß mehrere ihrer Zweige bereits eine Ausfuhr größeren Umfanges betreiben. Dabei wird diese junge, mit Riesenschritten vorwärtsschreitende argentinische Industrie zur Zeit namentlich dadurch gefördert, daß Europa aus den oben angeführten Gründen nur in sehr beschränktem Maße exportfähig geworden ist. Hierin kann auch nach

Digitized by Google

Erhöhung der europäischen Erzeugung erst dann eine Änderung eintreten, wenn nur solche Waren nach Argentinien gesendet werden, welche erstens den höchsten Ansprüchen genügen, zweitens stets zur vereinbarten Zeit geliefert werden, drittens zu festen, einmal vereinbarten und dann innegehaltenen Preisen abgegeben werden und viertens billiger sind als die Erzeugnisse der argentinischen, wie auch der inzwischen in den Wettbewerb eingetretenen nordamerikanischen und japanischen Industrie.

Eine verringerte Leistungsfähigkeit Europas bei gleichzeitiger Erschwerung des Absatzes in Argentinien, die Notwendigkeit, daß Amerika weitere Vorschüsse nach Europa sendet und gleichzeitig seinen Absatz für den europäischen Verbrauch einschränkt, die Notwendigkeit, daß Europa Zinsen in Form von Fertigwaren bezahlt und den Frieden in seinem sowohl vertikal wie horizontal zerrissenen, sich selbst zerfleischenden Gebiet wiederherstellt: all das sind Kräfte, welche nach den verschiedensten Richtungen zerren und aus denen eine mittlere, das Zusammenwirken aller ermöglichende Diagonale außerordentlich schwer gezogen werden kann. Dazu tritt aber schließlich noch die Wahrscheinlichkeit einer internationalen Wanderungsbewegung, welche der während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwar an Umfang gleicht, an Art aber von ihr verschieden ist.

Auch jetzt träumen wieder Tausende und Millionen von Europäern davon, nach Amerika, insbesondere nach Argentinien, auszuwandern. Aber es sind andere Menschen als die, welche einst aus Nordeuropa nach dem nordamerikanischen Westen wanderten und dort den „Amerikanismus" schufen. Damals waren es in der Hauptsache Landleute, denen es in den engen Verhältnissen der Heimat nie besonders gut gegangen war. Sie hofften, in Amerika das zu erringen, was sie nie besessen hatten und nach ihrer Ansicht in der Heimat nie erwerben konnten: eigenen Hof und eigenen Acker. Sie waren körperlich und geistig bedürfnislos. Sie hatten derbe Nerven. Und am Ziele ihrer Wanderung angelangt, paßten sie sich zum größten Teile schnell den überaus günstigen Verhältnissen an. Die jetzigen europäischen Auswanderer dagegen kommen meist aus den Städten. Sie haben den Krieg als Offizier oder als Soldat oder doch als „Schwerstarbeiter" mitgemacht und ein starkes Selbstbewußtsein sowie hohe materielle Ansprüche erworben. Alle haben sie vor dem Kriege bessere Zeiten gesehen und verlassen ihre Heimat weniger aus Hoffnung als aus Verzweiflung. Sie gliedern sich deshalb einer neuen Umgebung nur sehr schwer ein. Früher nahm das „greenhorn" oder der „recien llegado" alle neuen Eindrücke vorbehaltlos zufrieden hin. Die Einwanderer dagegen, welche jetzt aus Europa in der Neuen Welt anzukommen beginnen, nörgeln; sie stellen sofort Vergleiche zwischen daheim und der Fremde, zwischen einst und jetzt an. Da sie aber dabei meistens zu Ergebnissen kommen, welche für die neue Umgebung wenig günstig ausfallen, so würde eine große Zahl von ihnen am liebsten sofort mit dem nächsten Dampfer umkehren. Sie sehnen sich alle nach Hause, wo das Leben bunter, wo die öffentlichen Ein-

Digitized by Google

richtungen entwickelter, wo der Aufenthalt bequemer und unterhaltender ist. Sie hängen trotz aller Not und alles ausgestandenen Elendes ungleich mehr an der Heimat als die früheren Wanderer. Dazu kommt aber weiter, daß diese Leute, welche monate- und jahrelang dem Tode ins Auge gesehen haben, weder die Geduld, noch die Sparsamkeit, noch die Fügsamkeit haben, welche früher den Ankömmlingen die Wege zu ebnen pflegten. Ein Bruchteil von ihnen, der größer ist als früher, neigt zu Gewalttätigkeiten. Manche wieder bringen die Erregung der wirtschaftlichen und sozialen Kämpfe Europas mit, so daß sie deshalb in der Neuen Welt sehr schnell auf Widerstand stoßen. Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt die einstige Ungebundenheit des amerikanischen Daseins einer steigenden Flut polizeilicher Einrichtungen im Meldewesen weicht, daß jetzt jeder Monat eine Verschärfung der Paßkontrollen bei allen Grenzüberschreitungen mit sich bringt und daß vor kurzem die südamerikanischen Regierungen einen internationalen Polizeiverband zwecks gemeinsamer Ausschließung, Überwachung und Ausweisung „lästiger Ausländer" begründet haben.

Was das Ergebnis dieser Bewegungen und Strömungen sein wird, kann niemand auch nur entfernt ahnen. Zu viele Kräfte sind am Werke und zu zahlreich sind die miteinander ringenden Mächte, von denen der Fortgang der Ereignisse abhängt. Dagegen ist es möglich, in Anlehnung an die früheren Darlegungen über den argentinischen Volkscharakter zu überlegen, nach welcher Richtung wohl die Eigenart des argentinischen Volkes und Landes mit ihrer Schwerkraft drängen wird.

Wahrscheinlich werden die Warenknappheit und Teuerung sowie die Zunahme der Einwanderung am sinnfälligsten und stärksten auf die öffentliche Meinung und die Entwicklung Argentiniens einwirken. Beide aber werden zusammen allem menschlichen Ermessen nach eine rasche Weiterentwicklung der argentinischen Industrie befördern. Dabei werden, wie schon in den Kriegsjahren, diejenigen Industrien sich am kräftigsten und schnellsten entwickeln, welche entweder eng sich an die Bewirtschaftung des Bodens anschließen oder dessen Mineralreichtum heben. Vor dem Kriege führte Argentinien ungewaschene Wolle aus und führte seinen ganzen Verbrauch an Wollfäden, Wollgespinsten, ja sogar an Lanolin aus dem Auslande ein. Jetzt bildet die Notwendigkeit der Einrichtung von Wollwäschereien und Wollkämmereien um so mehr das Tagesgespräch, als die schweren Wollen im Lande lagern und unverkäuflich sind. Früher wurden alle Rindshäute in rohem oder gesalzenem Zustande ausgeführt, wozu dann die Ausfuhr von Quebrachoholz kam. Jetzt wird der Gerbstoff im Lande aus dem Holz gewonnen und im Lande zum Gerben der Häute verwendet, woran sich eine Schuhindustrie angeschlossen hat, welche bereits in großem Umfange exportiert. Um welche Mengen es sich aber bei diesen Industrien handelt, mag daraus hervorgehen, daß die Ausfuhr von Sohlenleder von 2900 Goldpesos im Jahre 1914 auf 1022548 Goldpesos im Jahre 1918 gestiegen war. Ebenso wird jetzt in steigendem Maße Mehl statt Getreide ausgeführt, gar nicht davon zu sprechen,

Digitized by Google

daß die Mehleinfuhr infolge der Erstarkung der heimischen Mühlenindustrie verschwindet. Die Entwicklung der Industrien der Molkereiprodukte mag dadurch beleuchtet werden, daß der argentinische Käseexport von 518 Kilogramm im Jahre 1911 auf 6431000 Kilogramm im Jahre 1918 gestiegen ist. Dabei sind natürlich in einem von Natur mit großem Reichtum ausgestatteten, nur zum geringsten Teile ausgenutzten, ja sogar auf seine Bodenschätze nur ganz oberflächlich erforschten Lande wie Argentinien alle Vorbedingungen für die Entwicklung nahezu aller Industrien erfüllt. Jedenfalls sind bereits Vorkommen von Gold, Silber, Blei, Zink, Kupfer, Wolfram, Zinn, Vanadin, Gips, Feldspat, Onyx, Marmor, Ton, Kaolin, Bruchsteinen, Kohlen, Petroleum sowie anderen Brennstoffen bekannt. Die großen Ströme, von denen Argentinien durchzogen ist, lassen infolge der Flachheit des Landes sich verhältnismäßig leicht schiffbar machen und durch Kanäle ergänzen. Aus demselben Grunde kann der Bau von Eisenbahnen zur Anpassung an die veränderten Transportnotwendigkeiten mit verhältnismäßig geringen Kosten vor sich gehen. Die zweckmäßig schaffende Hand des Menschen stößt also kaum auf unübersteigliche Hindernisse, während die Beschaffenheit und der Reichtum des Bodens ihr überall Hilfe leisten.

Die so erstarkende Industrie wird aber zunächst einen kaufkräftigen inneren Markt für die argentinische Bodenwirtschaft bilden und ihr Ersatz für den Ausfall in der Ausfuhr nach dem zum Sparen verurteilten Europa bieten. Ferner wird sie in mehrfacher Hinsicht die landwirtschaftliche Erzeugung insofern umwandeln, als sie neue Rohstoffe oder früher erzeugte Rohstoffe in neuen Mengen erfordert. Zuletzt aber wird die Industrie auch mittelbar die landwirtschaftliche Besiedlung des Bodens zu Zwecken des sozialen Friedens fördern. Alle Industrien, ganz besonders aber junge Industrien müssen mit krisenhaften Unterbrechungen ihres Wachstums rechnen. Das wird in Argentinien um so mehr zutreffen, als der krisenhafte Zustand der ganzen Welt andauernd den Gang der Ereignisse auch in dem Lande des Rio de la Plata unterbrechen und stören dürfte. Damit aber ist die Notwendigkeit gegeben, ein Sicherheitsventil für Zeiten zu schaffen, in denen eine beschäftigungslos gewordene Bevölkerung von Industriearbeitern die Städte belastet. Für solche Fälle bietet sich Ländern mit ungeheuren unbesiedelten Landflächen der glückliche Ausweg, jedem Bewohner des Landes die Möglichkeit zu geben, ein Stück Land durch Urbarmachung zum Eigentum zu erwerben. Und da es sich in solchen Fällen um die Linderung dringender Notstände handeln wird, welche in sehr merklicher Weise an die Tore der Behörden in Buenos Aires klopfen könnten, so dürfte in diesem Falle die starke Begabung des Argentiniers für groß gedachte politische sowie wirtschaftliche Gedanken und für ihre Durchführung schnell zum Durchbruch kommen. Gerade in der Landfrage hat Argentinien bereits früher einmal eine Gesetzgebung besessen, welche an kühnem Wurfe und grundsätzlicher Bedeutung in der Geschichte der Kolonialländer einzig dasteht. Im Jahre 1826 wurde unter der Präsidentschaft des genialen

Digitized by Google

Bernardino de Rivadavia nämlich durch Gesetz bestimmt, daß das gesamte unbesiedelte, dem Staat gehörige Ackerland nicht verkauft, sondern den Kolonisten als „Emphyteuse" überlassen werden müsse. Unter Emphyteuse aber verstand das Gesetz eine Art Erbpacht, bei der die einzelne Heimstätte zunächst auf wenigstens zwanzig Jahre dem Kolonisten überlassen werden sollte. Als Pacht hatte er während der ersten zehn Jahre für Weideland 8 Prozent und für Getreideland 4 Prozent des durch lokale Selbstverwaltungskörper in regelmäßigen Zeitabständen festzusetzenden Landwertes zu zahlen. Ebenso wie durch niedrigere Pacht der Getreidebau gefördert wurde, dienten Anordnungen, wie völliger Erlaß der Pacht für zwei Jahre bei Besuch einer Ackerbauschule und anderes, der Verbesserung der argentinischen Volkswirtschaft. Später wurde dann dieses Gesetz unter dem Diktator Rosas außer Kraft gesetzt. Rosas vertrat das Gauchoelement und war wegen der damit verknüpften Fremdenfeindlichkeit ein Gegner jeder Förderung der Einwanderung. Sein Ideal war eine reine Kolonialwirtschaft unter möglichster Beschränkung der Zahl derer, die am Genuß der reichen Bodenschätze teilnahmen. So hat denn Rosas bezeichnenderweise das mit der Emphyteusis belegte Land planmäßig in Privatbesitz übergeführt, wie er denn einmal 1500 Quadratmeilen (leguas) öffentlich verkaufen ließ und 1839 durch ein Dekret dieses Land quadratmeilenweise unter gediente Soldaten vom General, der sechs Quadratmeilen erhielt, bis zum Soldaten hinunter, der eine Viertelmeile bekam, verteilte. Aber die Erinnerung an Rivadavia und seine Emphyteuse ist keineswegs aus dem Bewußtsein des argentinischen Volkes und seiner Politiker verschwunden, deren intellektuelle, deduktive Geistesart naturgemäß ein günstiger Boden für umfassende Maßnahmen dieser Art ist. Der große Unterschied, der in dieser Hinsicht zwischen nordamerikanischer und argentinischer Auffassung besteht, zeigt sich übrigens, wie nebenbei bemerkt sei, auch in der Stellung zum Sozialismus. Während der Staat Neuyork rechtmäßig gewählte Abgeordnete nur wegen ihrer Zugehörigkeit zur sozialistischen Partei von der Teilnahme an den parlamentarischen Arbeiten ausschließt, ist im argentinischen Kongreß eine starke und einflußreiche sozialistische Partei tätig. Und gerade diese Partei hat mehrfach auf die frühere argentinische „Emphyteuse" Bezug genommen.

*

Die Einwanderung und die Entwicklung von Industrie und Landwirtschaft werden naturgemäß das argentinische Leben auch geistig beeinflussen. Aber es ist mehr als fraglich, ob hierbei sich ein zweiter „Amerikanismus" nach Art des nordamerikanischen ergeben wird. Zwar wird auch in Argentinien der Einwanderer, wie das in der Natur der jetzigen, aus wirtschaftlicher Sehnsucht oder Not geborenen Wanderungen liegt, die materielle Seite des Daseins besonders hoch einschätzen und wohl auch überschätzen. Aber er wird nicht ein unbesiedeltes Land wie den nordamerikanischen Westen vorfinden,

Digitized by Google

dem er seinen Stempel aufdrücken kann. Argentinien ist in allen seinen Teilen schon seit nahezu vier Jahrhunderten besiedelt. Und wenn auch diese alten Siedlungen nicht besonders dicht sind, so sind sie doch stark genug gewesen, um überall eine eigenartige Überlieferung hervorzubringen, etwa wie das in den alten nordamerikanischen Staaten an der Küste des Atlantischen Ozeans geschehen ist. Vor allem aber wird das Wesen der Einwanderung kaum so sein, daß sie den Anschauungen und Auffassungen des argentinischen Volkes eine neue Richtung geben könnte.

Nach den jetzigen Anzeichen zu urteilen, wird die zu erwartende Einwanderung es in der Hauptsache sein, welche das Personal für die kommende argentinische Industrie stellt. Der eingesessene Argentinier zieht von den wirtschaftlichen Tätigkeiten die Landwirtschaft und nächst ihr die landwirtschaftliche Industrie, wie z. B. den Molkereibetrieb, vor. Von den 48 779 industriellen Unternehmungen, welche Argentinien im Jahre 1913 besaß, waren nur 15 763 in den Händen eingeborener Argentinier, dagegen 31 483 in denen von Ausländern. Dabei stellte sich z. B. in der Lebensmittelindustrie, welcher neben den fast durchweg ausländischen Fleischexporthäusern auch die Molkereibetriebe angehören, das Verhältnis so, daß auf 7196 Unternehmen von Argentiniern nur 10 988 von Ausländern kamen, während in der Metallindustrie 668 Argentiniern 2510 Ausländer gegenüberstanden. Und was die Zahlen der Erwerbstätigen einschließlich der Angestellten anbelangt, so standen in der Viehwirtschaft und im Ackerbau 317 702 Argentinier 212 164 Ausländern gegenüber, in Industrie und Handwerk 468 082 Argentinier 373 155 Ausländern, im Handel 111 600 Argentinier 182 046 Ausländern, in Beamtenstellungen 89 661 Argentinier 19 191 Ausländern und im Unterrichtswesen 70 793 Argentinier 12 391 Ausländern.

Bei diesen Zahlen ist nun allerdings zu bedenken, daß die Statistik unter Argentiniern nach dem Landesgesetze alle in Argentinien Geborenen sowie die verhältnismäßig nicht zahlreichen naturalisierten Ausländer versteht und keine Angaben darüber macht, welche Argentinier von ausländischen Eltern abstammen. Die sehr bedeutsamen Schlüsse, welche gerade aus diesen Mitteilungen der nordamerikanischen Statistik gezogen werden können, sind also in Argentinien zahlenmäßig nicht belegbar. Wohl aber ist auf Grund vieler Umstände die Vermutung zulässig, daß die überwiegende Masse der zur Industrie übergehenden Einwanderung genau wie die bisherige Einwanderung aus Italien und Spanien stammen wird. Die Bedürfnislosigkeit, die Zähigkeit, die Beharrlichkeit, die Sparsamkeit, die technische Vorbildung und vor allem auch die Nüchternheit dieser Einwanderer wird also voraussichtlich den Durchschnittsstand der eingewanderten argentinischen Arbeiterschaft ergeben. Damit aber ist eine größere Einwanderung ungelernter nordeuropäischer, d. h. auch deutscher Arbeiter, von vornherein ausgeschlossen, da sie sowohl wegen ihrer Vorzüge wie wegen ihrer Schwächen kaum den Wettbewerb mit den Arbeitern aus dem Mittelmeergebiet aufnehmen können. Dagegen dürfte in der argen-

Digitized by Google

tinischen Industrie sehr wohl Raum für hochgelernte deutsche Arbeiter sein, welche auf Grund ihrer vorzüglichen technischen Vorbildung Posten als Werkführer oder auch als technische Leiter kleinerer, allmählich sich vergrößernder Betriebe finden könnten. Aber es kann als unzweifelhaft angenommen werden, daß die argentinische Industrie von spanischen und italienischen Muskeln aufgebaut werden wird, zu denen vielleicht nordeuropäische, d. h. auch deutsche, Gehirne als Leiter kommen können.

Die geistige Einbürgerung der Mehrzahl dieser Arbeiterschaft wird also für die argentinische Überlieferung keine neue Aufgabe bedeuten und das Ergebnis wird daher voraussichtlich wohl auch dem entsprechen, was in der Vergangenheit unter gleichen Vorbedingungen erreicht worden ist. Immerhin wird die Menge dieser Einwanderung in gewisser Hinsicht ein neues Problem bilden, auf das sich auch die argentinische öffentliche Meinung bereits gefühlsmäßig vorzubereiten beginnt. Um nämlich diese neuen Argentinier mit argentinischen Auffassungen zu erfüllen, wird in Argentinien die bereits begonnene nationale Strömung auf geistigem Gebiete weitere Fortschritte machen. Dabei ist zu betonen, daß diese „Argentinidad" nur in wenigen Ausnahmefällen politischen oder nationalistischen oder gar fremdenfeindlichen Charakter gezeigt hat. Das vor allem künstlerische und rein menschliche Wesen Argentiniens, wie es aus seiner katholischen, nicht puritanischen Denkweise entspringt, bewahrt das Land vor solchen Ausschließlichkeiten. Wohl aber wird die Betonung der rein argentinischen Kulturelemente dazu führen, daß der geistige Gehalt des argentinischen Lebens vertieft wird. Das bedeutet jedoch, daß Argentinien sich wahrscheinlich mehr und mehr von der noch jetzt sehr weit verbreiteten ausschließlichen Bewunderung französischer Denkweisen und Auffassungen befreit, um sowohl kosmopolitischer zu fühlen und allen Strömungen aus allen Ländern der Welt zugänglich zu sein, wie auch um bei der Erkenntnis seines eigenen Selbst sich seiner tiefen und engen Verwandtschaft mit Spanien bewußt zu werden. Die „Argentinidad" bedeutet in gewissem Sinne auch Pan-Hispanismus. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß das Werk, welches diesen rein argentinischen Geist zuerst und am schärfsten vertreten hat, von Manuel Gálvez stammt, der neben „El Diario de Gabriel Quiroga" auch eines der wichtigsten Werke des Pan-Hispanismus, „El Solar de la Raza", verfaßt hat und außerdem wegen seiner rein menschlichen, dem Sozialismus nahestehenden Gedankengänge sowie seiner ausgesprochenen Unparteilichkeit und Gerechtigkeit gegenüber deutschen geistigen Vorgängen von vornherein gegen jeden Verdacht der Fremdenfeindlichkeit geschützt ist.

Trotz aller unzweifelhaft vorhandenen starken panamerikanischen Neigungen wird also das kommende argentinische Volk genau so wie das jetzige nicht ohne weiteres im „Amerikanismus" aufgehen. Es wird sich in vielen wirtschaftlichen und politischen Fragen als Bewohner der Neuen, der amerikanischen Welt und deshalb als solidarisch mit den nordamerikanischen Vereinigten Staaten fühlen. Aber es wird hierbei auf Grund seines tatkräftigen

Digitized by Google

Selbstbewußtseins in keine Unterordnung willigen, sondern Gleichberechtigung verlangen. Neben der Betonung der eigenen Individualität und der der Verwandtschaft mit dem spanischen Wesen zieht sich schon jetzt durch die Werke aller angesehenen spanisch-amerikanischen Dichter und Denker diese bewußte Ablehnung des „Amerikanismus". Ruben Dario hat ihm in einem seiner bedeutsamsten Gedichte vorgehalten, daß er alles besitze, nur nicht den göttlichen Funken. Und der ausgezeichnete uruguayische Denker José Enrique Rodó hat ein besonderes Werk, „Ariel", als Protest dagegen verfaßt, daß Amerikanertum mit Amerikanismus auch in den Ländern spanischer Zunge gleichgesetzt werden dürfe.

Für die ganze Welt aber wird es eine ungeheure Bereicherung des Daseins bedeuten, wenn in der Sprache des Don Miguel Cervantes de Saavedra eine zweite amerikanische Kulturform entsteht, welche in ihrer künstlerischen, schwärmerischen, rein menschlichen Weltanschauung sich mit selbstbewußter Wucht der kaufmännisch rechnenden, nur sachlichen nordamerikanischen Auffassung entgegenstellt. Ein solches Volk kann sich, etwa in der Art, wie es das Beispiel des Don Quichotte und zum Teil auch die Geschichte der letzten Jahrzehnte zeigt, in seinen Abneigungen irren und in seinen Zuneigungen vergreifen. Aber es wird sich dabei stets nur von dem Zuge des Herzens und nie von kalter Berechnung des materiellen Vorteiles leiten lassen. Es wird damit ein Gegengewicht gegen alle die Länder bilden, welche Zweck und Regel des Daseins aus dem Vorteil und aus dem reinen Opportunismus ableiten zu dürfen meinen. Es wird sich von all den Ländern enttäuscht abwenden, welche unter dem Vorwande weltumspannender Grundsätze nichts als kleine Vorteile und arbeitslos eingeheimste Verdienste suchen. Für Länder wie Deutschland aber, deren innerstes Wesen das Rechtsgefühl ist, wird damit ein Bundesgenosse erwachsen, dessen sittlich unterstützende Kraft wir gerade in der jetzigen Zeit an dem Beispiel Spaniens ermessen können, der gemeinsam mit uns gegen die Entgötterung der Welt und gegen den ruchlosen Satz, daß der Erfolg alles heilige, mit der prächtigen Kraft und der jungen Männlichkeit eines aufstrebenden Kolonialvolkes in die Schranken treten wird.

Buenos Aires, 30. August 1920, am Tage der Santa Rosa, Schutzpatronin der südamerikanischen Unabhängigkeit.

Digitized by Google

Über die reine Kunst

Ein Brief von Hans Thoma

Die nachstehenden Gedanken und Worte des hochverehrten Meisters Hans Thoma werden gewiß allen Lesern der „Deutschen Revue" und den weitesten Kreisen sehr willkommen und sehr interessant sein. Wir haben deshalb gebeten, den nachstehenden bisher ungedruckten Brief veröffentlichen zu dürfen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

Karlsruhe, 23. Dezember 1920.

Hochgeehrter Herr!

Für Ihren Brief mit der freundlichen Aufforderung, für die „Deutsche Revue" etwas über „den Schutz der reinen Kunst" zu schreiben, danke ich Ihnen verbindlichst.

Leider liegt es aber nicht in meinem Vermögen, diesen Wunsch, so wie ich wohl gern möchte, zu erfüllen, denn jetzt in meinem 82. Lebensjahr hat mich meine Arbeitskraft verlassen, meine Interessen am Leben und auch an der Kunst haben ganz abgenommen, sie weichen naturgemäß vor der großen Müdigkeit, welche das Alter mit sich bringt. — Ich bin zu dem Glauben gekommen, daß die reine Kunst nicht von Theorien und Meinungen abhängig ist, und wenn man diese ihr vorspannt, sie in den Sumpf gerät —, aber am Schluß des Lebens glaube ich auch, daß alles in der Welt sich von selber wieder reguliert, wie das Wetter so auch die mit dem Menschen geborene Kunst. Dieser Glaube hält mich davon ab, jetzt im 82. Jahre noch an der Welt herumverbessern zu wollen — die Tatkraft ist erschlafft, und so habe ich auch nichts mehr zu sagen. Ohne diesen Glauben an die Selbstordnung möchte man, besonders wenn man nicht mehr mittun kann, in der heutigen Zeit verzweifeln an der Zukunft. — Auch die Kunst wird aus ihrer Verwirrung wieder rein werden, denn sie wird immer in der Menschheit neu geboren, sie ist des Menschen stiller Trost, den er braucht, sie ist tief und ganz mit seiner Wesensart in den Urtiefen des Daseins verwachsen — sie ist der Seele mitgegeben als ein gültiges Zeugnis ihrer Schöpferkraft, welche sie und ihre Sinne mit der Gottheit verbindet. Bitte, entschuldigen Sie, daß ich Ihnen auf Ihre Aufforderung so gar nichts Wesentliches sagen kann.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Hans Thoma.

Digitized by Google

Vorschläge zum Ausbau der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften" an den Technischen Hochschulen Preußens[1])

Von

Prof. Dr. Wolfgang Stammler (Hannover)

Es ist keine Frage, daß die neue „Renaissance" des Geistes, in deren Anfängen wir zur Zeit stehen, nicht erst seit dem 9. November 1918 datiert. Schon vor dem Kriege machten sich Bestrebungen bemerkbar, die gegen die nüchterne Mechanisierung alles Geistigen, gegen die materialistische Beurteilung aller Kulturgüter ankämpften und einer Anschauung, welche alle nichtpraktische Ziele verfolgende Arbeit als „geistigen Luxus" bewertete, scharf entgegentraten. Aber es gibt doch zu denken und paßt in den ganzen Rahmen der nur auf wirtschaftliche und technische Zwecke eingestellten Entwicklung Deutschlands vor 1914 hinein, daß in Preußen seit 1900 die Ausbreitung des rein gymnasialen Unterrichts so gut wie stillstand, die Zahl der Realgymnasien sich mehr als verdoppelt, die der Oberrealschulen verdreifacht hat.

Wohl erhoben sich bereits vor 1914 Warnungsstimmen gegen die Materialisierung, doch sie wurden verlacht oder überschrien. Bezeichnenderweise ward aber gerade aus technischen Kreisen heraus schon damals eine breitere Ausbildung des zukünftigen Ingenieurs gefordert. Er sollte nicht nur technisch, sondern auch geistig geschult sein für die großen Aufgaben des Lebens, die er nach dem Verlassen der Hochschule zu bewältigen hatte. Eine freiere Ausgestaltung des technischen Unterrichts, ein weiterer Ausbau der technischen Hochschulen wurde schon vor dem Kriege gefordert — ich erinnere nur an die Reden von Professor Kammerer-Charlottenburg. Neuerdings hat man sich dieser Frage wieder zugewandt. Erfreulicherweise hat gerade der „Verein deutscher Ingenieure" kürzlich betont, wie sehr es dem Studium der Technik an allgemeingeistiger Schulung fehle, und wie hier unbedingt eingegriffen werden müßte.

Vor mehr als Jahresfrist ist von berufener Seite ausgesprochen worden, daß die Abzweigung der technischen Hochschulen ein großer Fehler für die gesamte geistige Entwicklung unseres Volkes gewesen sei (C. H. Becker, Gedanken zur Hochschulreform. Leipzig 1919. S. 5 ff.). Sie müssen aus der Fachschule heraus zu einer wirklichen Hochschule werden! Einen Weg zur Neuorganisation, innerhalb deren wir diesem Ziele näherkommen könnten,

[1]) Diese Vorschläge sind bereits im Herbst 1919 niedergeschrieben und dem Preußischen Kultusministerium eingereicht worden. Da sich allmählich die Anzeichen auf eine wenigstens teilweise Verwirklichung mehren, seien sie der Öffentlichkeit zur Diskussion unterbreitet.

Digitized by Google

wollen nachstehende Anregungen weisen.[1]) Sie enthalten Gedanken, die ich schon seit Jahren mit mir herumtrug, auch hier und da mit einzelnen Kollegen besprach, ohne allerdings auf große Gegenliebe zu stoßen. Durch meine bescheidene Mitarbeit am Wiederaufbau der deutschen Universität Dorpat im Herbst 1918 waren sie mir wieder zum Leben erwacht. Vielleicht besteht jetzt Aussicht, daß einige von ihnen sich in greifbare Wirklichkeit umwandeln.

I.

Der geeignetste Weg, aus der technischen Fachschule herauszugelangen, scheint mir in einem Ausbau der sogenannten „Abteilung für allgemeine Wissenschaften“ zu liegen. In dieser Abteilung sind zur Zeit hauptsächlich die Mathematiker und Nationalökonomen etatsmäßig untergebracht. Letztere sind auch erst spät hineingekommen. Und ein so wichtiges Fach wie die Geographie besteht bestenfalls nur als „Dozentur“.

Für die fachschulmäßige Auffassung an den Technischen Hochschulen Preußens ist es bezeichnend, daß keine Lehrstühle für wahrhaft „allgemeine Wissenschaften“ bestehen, wie z. B. für Philosophie, Geschichte oder Deutsche Sprache und Literatur,[2]) die in den anderen Bundesstaaten größtenteils (Bayern, Württemberg, Sachsen, Hessen, Baden) als selbstverständlich vorhanden sind. Ja, noch mehr: Englische und Französische Sprache werden in Hannover durch „Dozenten“, in Aachen durch „Lektoren“ wenigstens halbwegs etatsmäßig vertreten; sie sind ja auch „nützliche“ Fächer. Dagegen Philosophie und Deutsche Literatur werden den Privatdozenten überlassen. Das sind aber die Fächer, welche „allgemein bilden“, doch in den „Studienplänen“ der technischen Hochschulen keinen Platz finden. Sie stehen auch nicht in dem „Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen, die in den Studienplänen zum Teil nicht erwähnt, jedoch empfohlen werden“ (so im Programm der Technischen Hochschule Hannover), ein deutlicher Beweis, welche Wertschätzung diese rein geistigen Fächer offiziell genießen.

Wenn in Wahrheit neuer Geist in unsere Studenten kommen soll, so müssen auch die Fächer entsprechend gewürdigt werden, welche diese geistige Ausbildung ihnen gewähren. Philosophie, Geschichte und Deutsche Literatur müssen gleichberechtigt neben die anderen Fächer der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften“ treten, soll dieser Name nicht bloß ironisch darübergesetzt sein. Denn eine Abteilung soll sich doch nach den etatsmäßigen Lehrstühlen, nicht nach etwaigen von Privatdozenten und Lektoren auch gelesenen Wissenschaften nennen. Man werfe nicht ein, daß schon durch die Privatdozenten diese Fächer gelehrt würden, also die Studenten bei ihnen

---

[1]) Ich habe bei diesen Vorschlägen stets nur die preußischen Technischen Hochschulen Aachen und Hannover im Auge, da Danzig ausscheidet und Charlottenburg wie Breslau, weil in Universitätsstädten gelegen, hierfür nicht in Betracht kommen.

[2]) Ich bezeichne das Gesamtfach der „Deutschen Sprache und Literatur“ im folgenden nur mit dem Namen „Deutsche Literatur“.

Digitized by Google

sich allgemein bilden könnten. Dieser Einwand trifft das Wesen der Sache nicht und sucht außerdem die Verantwortlichkeit des Staates für die Ausbildung der Studierenden auf den Unternehmungsmut Privater abzuwälzen. Denn bei der Psyche des Studenten ist es leicht verständlich, daß er Fächer, die „nur" ein Privatdozent vertritt, für unwesentlich hält. Wenn dagegen dieselben Fächer durch einen Ordinarius repräsentiert werden, der auch Abteilungsvorsteher und Rektor werden kann und dadurch noch engere Fühlung mit den Studenten nimmt, so werden auch diese Vorlesungen, sogar bei den Brotstudenten, in einer gewissen Achtung steigen und besucht werden. Also: Lehrstühle für Philosophie, Geschichte und Deutsche Literatur!

II.

Diese Vorlesungen über „allgemeine Wissenschaften" zu hören wird aber dem technischen Studenten nicht möglich sein, wenn nicht die schematischen „Studienpläne" verschwinden, wie sie die Hochschulen bereits im Programm den Studierenden vorlegen. Diesen wird es dadurch zu bequem gemacht und nur der Denkfaulheit Vorschub geleistet. Der Student hört jedes Semester die vorgeschriebenen Kollegs und Übungen, ohne sich den Kopf zu zerbrechen über die Zweckmäßigkeit ihrer Auswahl und Reihenfolge. Allerdings — diese Studienpläne sind offiziell kein Zwang, der Student ist nicht an sie gebunden, wenigstens dem Wortlaut nach. Aber wer die Verhältnisse an den Hochschulen kennt, der weiß, wie mißliebig es empfunden wird, wenn einmal ein Student an der nun schon Jahre hindurch geheiligten Kette von Vorlesungen zu rütteln wagt. Er wird ja zudem von den Professoren geprüft, die eben diese Studienpläne aufgestellt haben, Grund genug, sie unbedingt innezuhalten. Auch der „Verein deutscher Ingenieure" hat die Forderung aufgestellt, daß die Studienpläne freier gestaltet werden und wirklich nur beratend sein dürfen. Freie Auswahl des Stoffes und der Dozenten, wie an den Universitäten, muß auch an den technischen Hochschulen tatsächlich bestehen.

Erst dann — und damit komme ich auf meinen Ausgangspunkt zurück — wird es dem technischen Studenten möglich sein, neben den Fachvorlesungen auch Zeit zu gewinnen für seine rein geistige Ausbildung. Augenblicklich ist er dazu kaum imstande. Die Studienpläne schreiben im Durchschnitt eine wöchentliche Stundenzahl von 25—30 Stunden vor, in denen der Student Kollegs und Übungen abmachen soll. Schon an sich ist diese Zahl viel zu hoch angesetzt — denn wo bleibt da die unbedingt notwendige Zeit für Sammlung, Durchdenkung und Erholung? Da ist selbstverständlich auch kein Platz für Vorlesungen, die aus dem Rahmen der engen fachlichen Ausbildung fallen. Ich spreche aus Erfahrung. Schon mancher Student hat mir sein Leid geklagt; er würde so gern das eine oder andere philosophische, literarische oder geschichtliche Kolleg hören, aber infolge der „vorgeschriebenen" Übungen und Vorlesungen mangele ihm die Zeit dazu.

Digitized by Google

Da kann man sich denn freilich nicht wundern über den Ungeschmack und die Unwissenheit des jungen Ingenieurs in den meisten, über das engere fachliche Gebiet hinausweisenden Fragen. Und mancher holt erst später mühsam nach, was er infolge des falsch zugeschnittenen Hochschulunterrichts sich nicht hat aneignen können.

Also: wirkliche Lernfreiheit der technischen Studierenden; keine Stundenpläne mehr, nur Ratschläge für das Studium.

III.

Durch den Ausbau der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften“ ist aber, glaube ich, noch mehr zu erreichen.

Schon jetzt werden dem Studierenden der Mathematik und Naturwissenschaften, der sich dem höheren Lehrfach widmen will, drei Semester einer technischen Hochschule für das Staatsexamen angerechnet. Wenn man die „Abteilung für allgemeine Wissenschaften“ ausbaut, so muß man auch diese Bestimmung einerseits dahin erweitern, daß überhaupt das gesamte Studium der betreffenden Fächer an der technischen Hochschule dem Studium an der Universität gleichgesetzt wird. Die Vorlesungen wären dementsprechend auszugestalten, besonders Lehrstühle für Botanik und Zoologie, wie er z. B. in Hannover bestanden hat, einzurichten.

Ferner sehe ich dann keinen Hinderungsgrund, diese Bestimmung auch auf die historisch-philologischen Fächer auszudehnen, soweit sie in der Abteilung vertreten sind. Die Technische Hochschule in Dresden ist mit bestem Beispiel vorangegangen. Wenn erst auch in Preußen in der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften“ etatsmäßige Lehrstühle für Philosophie, Deutsche Sprache und Literatur, Geschichte, Französisch und Englisch bestehen, muß ebenfalls in diesen Fächern dem Studierenden die Wahl zwischen Universität und technischer Hochschule freigestellt werden. Es ist allerdings dann selbstverständlich, daß die fremdsprachlichen Stellen nicht als Nebeneinnahmen für betagte Studienräte gelten, die ihren Primaunterricht nur in die Hochschule verpflanzen; sondern wissenschaftliche Ausbildung muß ebenfalls ihren Einzug halten.

IV.

Noch auf einen Punkt möchte ich hinweisen, welcher diesen Ausbau der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften“ wünschenswert, wenn nicht notwendig, erscheinen läßt. Infolge des bekannten Erlasses des Kultusministers soll unter bestimmten Voraussetzungen den seminaristisch gebildeten Lehrern der Zutritt zum Studium gestattet werden. Dadurch wird in Zukunft die Zahl der Studierenden sehr vermehrt werden, und es scheint mir angebracht, die überfüllten Universitäten zu entlasten und einen Teil des Stromes auf die technischen Hochschulen zu lenken, wo sowohl die mathematischen und naturwissenschaftlichen wie die philologisch-historischen Gebiete geboten werden.

Digitized by Google

Auch sozial scheint mir diese Maßnahme sehr gerechtfertigt. Sowohl Aachen wie Hannover bilden geistige Zentren, in deren Nähe keine Universität sich befindet. Es würde also sowohl dem im südwestlichen Rheinland wie im mittleren und nördlichen Hannover ansässigen Studenten oder Lehrer ohne große Kosten möglich sein, diese Hochschulen aufzusuchen; auch die hohe Zahl der in den beiden Großstädten wohnenden weiterstrebenden Elementarlehrer würde sich daran beteiligen können. Mit einem Wort: die Möglichkeit zur geistigen Weiterbildung würde einem größeren Kreise geboten werden.

V.

Ich halte es für selbstverständlich, daß man zugleich mit der Ausgestaltung der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften" ihr auch die Berechtigung zur Abhaltung des Staatsexamens „pro facultate docendi" überträgt. Da die Lehrkräfte vorhanden sind, die entsprechenden Vorlesungen und Übungen stattfinden, steht dem kein Hindernis entgegen.

Ebenso muß die Frage nach dem Promotionsrecht der Abteilung zum Dr. phil. in diesem Zusammenhang erhoben werden. Der „Allgemeinen Abteilung" der Technischen Hochschule in Dresden, welche bereits den von mir skizzierten Ausbau energisch und konsequent begonnen hat, ist dieses Recht allerdings vorläufig noch nicht zugestanden worden; wie indes die Entwicklung da läuft, wird es nicht allzulange mehr auf sich warten lassen. Und mit demselben Recht möchte ich auch für die ausgebaute „Abteilung für allgemeine Wissenschaften" in Preußen diese Verleihung befürworten.

VI.

Bedenken gegen einen historisch-philologischen Ausbau der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften" könnten erhoben werden hinsichtlich der Bücherbeschaffung für die Studierenden. Die Einrichtung von Seminaren erfordert naturgemäß hohe Kosten. Wie mich die Erfahrungen in Dorpat gelehrt haben, kann da aber ohne große Schwierigkeiten von klein angefangen werden. Die betreffenden Vertreter der Lehrstühle müssen eben neben der Freude an der wissenschaftlichen Arbeit und Lehre auch die Fähigkeit zur Organisation besitzen und sich allmählich aus den geringen Mitteln, die der Staat bewilligen kann, eine Seminarbibliothek selbst schaffen. Zudem kommt der Umstand ungemein günstig hinzu, daß sowohl Aachen wie Hannover über ausgezeichnete Stadtbibliotheken verfügen, die beide gerade auf Geschichte und Philologie ihr Hauptaugenmerk gerichtet haben; in Hannover befindet sich dazu noch die für beide Gebiete ebenfalls reichausgestattete Provinzialbibliothek.

VII.

Ich fasse zusammen. Meine Vorschläge betreffen:

1. Aufhebung der Studienpläne (auch der angeblich nur fakultativen); freie Gestaltung des technischen Unterrichtes.

Digitized by Google

2. Ausbau der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften“ in einer ihrem Namen wirklich entsprechenden Weise zur geisteswissenschaftlichen Abteilung durch Schaffung etatsmäßiger Stellen für Philosophie, Deutsche Sprache und Literatur, Geschichte, Französisch und Englisch.

3. Zulassung der zukünftigen Lehramtskandidaten zu allen Fächern dieser ausgebauten Abteilung mit der gleichen Berechtigung wie an den Universitäten.

4. Verleihung des Promotionsrechtes an die Abteilung, entsprechend den philosophischen Fakultäten der Universitäten; Abhaltung des Staatsexamens pro facultate docendi ebenso.

VIII.

Letzten Endes möchten alle diese Vorschläge erreichen, daß die „Abteilungen für allgemeine Wissenschaften“ dieselbe Stellung an den technischen Hochschulen erhalten wie die philosophischen Fakultäten an den Universitäten. Ein logisches Hindernis steht dem ernsthaft nicht entgegen. Im Gegenteil: Ich verspreche mir von solchem Ausbau in geisteswissenschaftlicher Hinsicht den günstigsten Einfluß auf die anderen fachwissenschaftlichen Abteilungen. Von hier wird immer wieder der Strahl der rein um ihrer selbst willen betriebenen synthetischen Wissenschaft auf die anderen hinüberleuchten und auch ihren Arbeiten eine allgemeine Grundlage verleihen, auf welcher die Spezialforschung sich erhebt. Die im engen Kreise der einzelnen Technik sich bewegenden Dozenten werden durch Verkehr und Beispiel der geisteswissenschaftlichen Kollegen aus dem Engen in das Weite geführt, und umgekehrt werden letztere ihren Blick schärfen für die Notwendigkeiten des täglichen Lebens.

Und erst einmal der Einfluß auf die Studierenden! Auch hier wird der wechselseitige Verkehr sehr wesentlich zu besserem gegenseitigem Kennenlernen und Verstehen führen; der Ingenieur wird nicht mehr verächtlich vom Theoretiker sprechen, der Philologe auch in der Technik die wissenschaftliche Grundlage achten.

Wir müssen unser Volk abbringen von dem Gedanken, der auch jetzt noch die weitesten Kreise beherrscht, als ob das Glück des Menschen und der Zweck des Lebens nur im Geldverdienen und im Reichwerden bestände. Daß der Geist, der Gedanke immer den Ausschlag gibt, muß ihm immer und immer wieder vorgetragen werden. Gerade beim technischen Studium aber liegt die Gefahr nahe, die Praxis zu überschätzen und die Idee gering zu achten.

Gegen diese Gefahr würde ein wohltätiger Damm errichtet werden in dem Ausbau der „Abteilungen für allgemeine Wissenschaften“. Zugleich wäre damit organisatorisch eine Möglichkeit gegeben, aus dem Fachschulsystem zur wirklichen Hochschule zu gelangen. Wird dem Studierenden Gelegenheit geboten, allgemeine Ideen und Gedanken in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, dann werden auch die Dozenten die Möglichkeit haben, „Staatsbürger und wissenschaftliche Vollmenschen“ heranzubilden.

Digitized by Google

Aus den Briefen von Kurd v. Schlözer an seinen Bruder*)

Petersburg, Montag, 28./16. Januar 1861.[1])

Vorgestern, Sonnabend, 26./14. Januar 1861, hat der Kaiser das „Protokoll", hier „Journal" genannt, des Hauptbauernkomitees unterschrieben, d. h. dort sind die Arbeiten geschlossen und jetzt kommt die Sache an den Reichsrat. Im Hauptbauernkomitee haben sich drei Ansichten gebildet:

1. Paul Gagarin will nur Freiheit der Bauern, aber kein Land für sie.

2. Murawjeff, Apanagen- und Domänenminister, Basile Dolgorucki, geheime Polizei, Kniäjewitsch[2]) halten die Mitte, d. h. sie sind zu feige, um eigene Ansichten aufzustellen.

3. Großfürst Konstantin, Tscheffkine,[3]) Bludoff[4]) — seit 1. Januar Präsident des Reichsrats an Orloffs[5]) Stelle, welch letzterer immer toller wird — Panin[6]) und Lanskoi[7]) — vollständige Null — sind für die liberalen Ansichten, welche das Redaktionskomitee diesen Sommer unter Panins Leitung ausgearbeitet hat. Zu jenem Redaktionskomitee, dessen Arbeiten im Oktober vorigen Jahres geschlossen waren, gehörten Miljutin, Adjoint Lanskois, Mann der Initiative,[8]) Fürst Tscherkassky — roter Republikaner, Freund der Großfürstin Helene, sehr gebildet, besitzt keinen Bauer und kein Geld — und andere sehr avancierte Liberale. Panin hat schon viermal Farbe gewechselt: antiliberal bis Frühjahr 1860, liberal im Sommer 1860, antiliberal im November-Dezember 1860, liberal im Januar 1861.

Heute ist die Sache dem Reichsrat übergeben. Dort wird alles von der Fragestellung abhängen, die der Vorsitzende Bludoff, natürlich im Auf-

*) Siehe auch Januar-Heft 1921.

[1]) In der damals Rußland bewegenden Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft war am 26. Januar 1861 die letzte Sitzung des Hauptkomitees gewesen.

[2]) Finanzminister.

[3]) Generaladjutant, Minister (Generaldirektor der Land- und Wasserstraßen und öffentlichen Gebäude.)

[4]) Graf Dmitri Bludoff, Gesandter in London, dann Minister des Innern, Vorsitzender des Komitees zur Aufhebung der Leibeigenschaft, „Systematiker der Staatsweisheit".

[5]) Fürst Alexei Orloff hatte als Kommandeur der Garde à cheval 1825 einen Angriff auf die Insurgenten des Dezemberaufstandes gemacht. Chef der dritten Abteilung. 1857 wurde der bisherige Kriegsminister, Fürst Basile Dolgorucki, ein „gutmütiger militärischer Stutzer", sein Nachfolger. Orloff trat infolge Krankheit im Januar dieses Jahres aus seinen Ämtern, verfiel in Wahnsinn und starb am 21. Mai d. J.

[6]) Graf Viktor Panin, Sohn des Vizekanzlers, unter Alexander I. Justizminister.

[7]) Sergej Lanskoi, als Gemahl der Witwe Puschkins bekannter wie als Minister des Innern. Er war im Mai des vorausgegangenen Jahres mit dem Grafentitel entlassen worden.

[8]) Nikolai Miljutin, Bruder des späteren Kriegsministers, kenntnisreich, ehrgeizig, rücksichtslos, wurde 1866 Staatssekretär für Polen, wollte als solcher Polen zu einer russischen Provinz und am liebsten orthodox machen.

Digitized by Google

trage des Kaisers, macht. Ist sie derart, daß Diskussion möglich wird, so zieht sich die Sache lange hin; aber sie wird wohl gleich in Ukaston gestellt werden, und dann bedarf es nur weniger Sitzungen und die Geschichte kommt, im allgemeinen angenommen, zum 19. Februar/3. März heraus, das ist der Tag der Thronbesteigung von Alexander II.

Der Kaiser will, soweit seine Ansicht bekannt, Freiheit und Besitz, und gerade dieser Punkt des „Besitzes" macht alle jetzigen Grundbesitzer wütend.

Wird der Bauer mit Freiheit und mit Besitz zufrieden sein? Nein! Deshalb kaufen schon die Gutsbesitzer Munition, Flinten und Revolver. Kriegsminister und Minister des Innern sind in Kommunikation getreten wegen der Stadtteile von Petersburg, welche im Fall eines Aufstandes durch Soldaten geschützt werden müssen.

Werden die Soldaten ihre Pflicht tun? Das ist sehr fraglich. Einmal, ja. Das zweitemal??

Ein gefährliches Element auf dem Lande sind die Beßtrotschni, die terminlos beurlaubten Soldaten. Diese bringen aufregende Ideen aus ihren früheren Garnisonsstädten in die Häuser der Bauern. Der Aufstand in Estland 1858 war z. B. durch die entlassenen Marinesoldaten hervorgerufen. Deshalb sollen vielleicht diese Beßtrotschni zum März eingezogen werden, wodurch dann auch die Regierung über größere Streitkräfte disponieren könnte. Aber das kostet 9 Millionen!

Von den radikalen Elementen wird die Aufhebung der Leibeigenschaft nur als Vorstufe zur Aufhebung alles persönlichen Grundbesitzes und zur Verteilung desselben unter die Bauern angesehen: Jeder Russe hat gleichen Anteil an der Mutter Erde! Nur verliert dieses Idealbild leider sehr an Glanz durch — Faulheit und Betrunkenheit.

Und die Finanzen? Die bessern sich nicht. Stieglitz, in seiner Eigenschaft als Bankdirektor, hat eine neue Anleihe aufs Tapet gebracht. Er kann die großen Anforderungen, die von Privaten an die Bank gestellt werden, nicht erfüllen; oder er müßte darauf antragen, daß noch mehr Papiergeld fabriziert und ihm zur Disposition gestellt werde. Nun will er 100-Millionen-Anleihen im Inlande (?) und Auslande (??) gegen 4 Prozent-Papiere à 300 Rubel, die nach 41 (!) Jahren amortisiert werden sollen. Die Zinsen sollen sehr prompt in Gold oder Silber an der Bank gezahlt werden und alle Behörden verpflichtet sein, diese Papiere zu nehmen, welche letzteren deshalb nie unter Pari gehen können. Die letzte innere Anleihe steht schon unter 98. Stieglitz hat die Sache selbst im Finanzkomitee des Reichsrats vorgetragen, sie ist angenommen, 12 Millionen werden fürs erste emittiert. Dagegen fallen aber jetzt die Goldlieferungen weg, welche die Bank auf Auslandspässe machen mußte. Durch diese letztere Verpflichtung hat die Bank im vorigen Jahr für 6 Millionen Gold hergeben müssen.

Ob die Anleihe geht? Sehr verschiedene Ansichten. Es ist die Frage, ob der Russe, der täglich auf seinem Papierrubel liest: „daß er ihn gegen

Digitized by Google

Silbergeld jeden Augenblick an der Bank einwechseln kann", der aber, wenn er dort diese Forderung stellt, weggejagt wird — also ob dieser selbe Russe neuen Versprechungen der Regierung in betreff der 4 Prozent trauen wird.

Hagemeister hat die alte Paßsteuer wieder einführen wollen, ist aber glänzend damit im Finanzkomitee durchgefallen.

Die Pariser Bank braucht Gold, hatte sich schon mit der Bank in London eingelassen, letztere konnte aber nicht alles Gold schaffen, was sie der Pariser Bank zugesagt. Deshalb wandte Paris sich an die Petersburger. Hier braucht man Silber, was Paris liefern will. Wyneken bekam das Geschäft, unterhandelt mit Hagemeister, erhält von diesem die feste Zusicherung, daß die Sache sich unter den und den Bedingungen für 30 Millionen Franken würde machen lassen. Wyneken nimmt alles an, telegraphiert nach Paris: „Die Sache sei abgemacht", arrangiert Extrazug von Eydtkuhnen nach Paris für 25 000 Franken; 24 Schlitten mit 24 Kommis und Artelschiks sollten das Gold von hier transportieren. Plötzlich zieht Hagemeister sich zurück, steckt sich hinter den Finanzminister; dieser schiebt den Kaiser vor. So war die Sache vorgestern fast aufgegeben. Inzwischen ist man in Paris wütend und wendet sich an Kisseleff,[1]) der gestern hieher telegraphiert: die Sache müsse sich machen. Nun sind die Verhandlungen wieder aufgenommen und Wyneken kann vielleicht doch noch seinen Extrazug benutzen.

Gortschakoff hat wirklich auf der Wippe gestanden: der Kaiser war zu wütend auf Louis und somit auch auf Gortschakoff, der immer für Frankreich geschwärmt hatte. Da ist dem Fürsten jetzt Syrien sehr zupaß gekommen.[2]) Die Stellung Englands, welches den Rückzug der französischen Truppen verlangt, entspricht nicht dem Herzen Alexanders; dieser sieht sehr wohl, daß seine corréligionaires in Syrien verloren sind, wenn Frankreich dort abzieht. Also muß er doch mit Louis gehen, wenn nicht abermals Mord und Totschlag im Libanon entstehen soll, wie England und auch Österreich ihn ruhig würden geschehen lassen. Also, Gortschakoff sitzt wieder fest. Hätten seine hiesigen Gegner einen tüchtigen Führer gehabt, so konnten sie ihn vor vierzehn Tagen vielleicht stürzen; aber der Führer fehlte.

Balabine[3]) kommt wohl doch nach Madrid; Stackelberg,[4]) etwas älterer Generalmajor als Adlerberg, nach Berlin, Budberg[5]) als „Ambassa-

---

[1]) Graf Kisseleff, russischer Botschafter in Paris.

[2]) In Syrien hatte der kriegerische Stamm der Druſen südlich des Libanon die im Norden des Gebirges wohnende Christensekte der Maroniten angegriffen. Bewaffnete Intervention Frankreichs, Einzug in Damaskus. Der Widerstand Englands verhinderte die dauernde Okkupation, wie sie Frankreich in Rom erreicht hatte.

[3]) Viktor v. Balabine, Gesandter in Wien.

[4]) Graf Stackelberg, Gesandter am sardinischen Hof. Graf Adlerberg war russischer Militärbevollmächtigter in Berlin.

[5]) Andreas Frhr. v. Budberg, 1848 Geschäftsträger beim Frankfurter Bundestag, 1858 Gesandter in Berlin. Galt für den Nachfolger Gortschakoffs, bis er durch den Auftritt mit dem geisteskranken Baron Meyendorff seine Laufbahn beendete.

Digitized by Google

deur" nach Wien. Thun wird dann hier auch Botschafter. Diese Sache hat hier viele Schwankungen durchgemacht, weil Gortschakoff seinen Liebling Balabine ebenso ungern nach dem entfernten Madrid, wie den ihm antipathischen Budberg nach Wien als Ambassadeur ziehen sieht. Deshalb hat er die ganze Sache zu hintertreiben gesucht, worüber Thun wütend war, da ein Ambassadeur hier 30000 Gulden mehr als ein Gesandter bekommt, und in Warschau alles fest abgemacht gewesen war. Gortschakoff hatte dem Kaiser gesagt: Rußland werde darin eine Annäherung an Wien finden. Der Kaiser war darauf eine Zeitlang eingegangen; aber jetzt hat er doch wieder seine Ansicht für Ambassadeurs geändert.

Wir haben so anhaltende, starke Kälte, daß 10 Grad für milde gelten. Seit Anfang November keine Stunde Tauwetter.

Vor vierzehn Tagen ist Baron Holstein[1]) als Attaché bei uns angekommen, 23 Jahr alt, spricht fertig französisch und englisch, sehr eifrig, guter Junge, viele Vorurteile, sehr jung und unaufmerksam, eine Menge Flausen werden ihm hier noch aus dem Kopf gebracht werden müssen; aber er zeigt Eifer und ist nicht dumm. Croy hat vier Wochen Nachurlaub erhalten.

Mitunter noch kleine Ritte mit Pascha; dann aber wieder große Freundschaft.

Es geht auf 2 Uhr. Das ist seit acht Wochen die gewöhnliche Zeit, wo ich aufhöre zu arbeiten und wo ich schlafen gehe; ich befinde mich aber unberufen sehr wohl dabei.

*

30. Januar 1861.

Unser Feldjäger ist einen Tag zurückgehalten, geht erst heute.

Die zwei Kinder der F. sind auf Wunsch der alten Kaiserin griechisch getauft, sollen dafür aber auch je 40000 Rubel Legat von ihr erhalten haben.

Gestern abend las ich in der Kreuz-Zeitung, daß Solms[2]) interimistisch nach Wien versetzt ist, also gerade den Posten erhalten hat, von dem Werther mir seit Jahren vorgesungen hat. Denn nun wird Solms ohne Zweifel in einigen Monaten dort definitiv bleiben.

Ich habe meine ganze Philosophie zusammennehmen müssen. Aber alles hat sein Gutes.

Tout vient à point à qui sait attendre.

*

Sonntag.

Man schreibt hierzulande heute den 19. Februar: seit gestern ist das Denkmal des Kaisers Nikolaus mit weißen und roten Kamelien aus Papier geschmückt; aber der Bauern-Emanzipationsukas ist nicht erschienen. Maslanitza[3]) ist vor der Tür; Branntwein und junge Freiheit vertragen sich wohl

[1]) Der spätere Vortragende Rat im Auswärtigen Amt.

[2]) Eberhard Graf Solms-Sonnenwalde, der spätere Botschafter beim Quirinal.

[3]) „Butterwoche", der russische Karneval.

Digitized by Google

nicht gut zusammen; man will daher die zweite Fastenwoche zur Veröffentlichung des Ukases abwarten. Seit drei Tagen sind die Sitzungen des Reichsrats geschlossen; die ganze Arbeit hat die liberale Färbung des Redaktionskomitees erhalten, und wo die liberale Ansicht in der Minorität blieb, hat der Kaiser es doch mit ihr gehalten. Tausend Paragraphen sind in zirka drei Wochen durchgenommen. Der Ukas ist ein drei Finger dickes Buch. Alles, was hier Flügeladjutant oder auch junger Generaladjutant ist, hat Befehl, sich reisefertig zu halten: in etwa acht Tagen geht das ganze Korps in die verschiedenen Gouvernements ab, um dort bei der Proklamation zugegen zu sein, und über Stimmung usw. zu berichten.

Gestern vor acht Tagen war große Aufregung im Reichsrat: Paul Gagarin hielt es für seine Pflicht, noch in der elften Stunde einen Vermittlungsvorschlag zu machen, der einige günstige Bedingungen für den Gutsherrn enthielt: „Letzterer sollte den Bauern $^1/_6$ von dem durch das Redaktionskomitee für diese beanspruchten Lande überlassen, und zwar in der Art, daß mit jener Zession der Gutsherr aller weiteren Ansprüche an den Bauern entsage." Z. B. das Redaktionskomitee hat, je nach den verschiedenen Gouvernements, 2, 4, 6 Deßjätinen[1]) für den Bauer verlangt, aber zugleich festgesetzt, daß dieser noch auf soundso viele Jahre hin zwei oder drei Arbeitstage zu leisten und noch andere Verpflichtungen gegen den Herrn habe. Statt dieser 2, 4, 6 Deßjätinen soll nun, nach Gagarins Vorschlag, der Herr $^1/_3$—1 Deßjätine geben, aber zugleich auf Arbeitsleistung verzichten. Genug, der Bauer soll frei und ganz los und ledig von seinem Herrn sein.

Dieser Vorschlag ist vom Großfürst Konstantin, dem Führer der Redaktionskomitee-Partei zurückgewiesen; er hat unter solchen Bedingungen wenigstens $^1/_4$ Land verlangt. Man hat gehandelt um $^1/_5$. Endlich hat Gagarin $^1/_4$ konzediert, aber unter der Bedingung, daß sein Vorschlag sofort beraten und darüber abgestimmt würde. Augenblicklich hat sich der ganze Reichsrat erhoben; der Vorschlag ist einstimmig angenommen. Die älteren Herren wie Nesselrode, Pahlen, Ribeaupierre — ich nenne diese drei, weil sie zusammensitzen und ein merkwürdiges Trio bilden durch gemeinschaftliche Taubheit und Verzweiflung über die liberale Strömung, die durch die Hallen des alten Reichsrats fließt — also diese alten Konservativen haben den Fürst Paul Gagarin als Retter Rußlands begrüßt und große Ovationen für denselben projektiert.

Aber die Sache hat einen Haken. Die ganze Proposition ist fakultativ für Herrn und Bauern — es hängt somit vom letzteren ab, zu wählen, ob er durch Großfürst Konstantin oder durch Paul Gagarin frei werden will, um sich dann mit dem Herrn zu verständigen. Können Herr und Bauer sich nicht einigen, so ist Großfürst Konstantin — ich meine damit die liberale Auffassung des Redaktionskomitees — derjenige, der den Ausschlag gibt

[1]) 1 Deßjätine = 4,^{919} preußische Morgen.

Digitized by Google

und maßgebend ist. Dadurch wird aber ein großer Übelstand herbeigeführt, nämlich: der Bauer soll räsonnieren. Ihm, zu dem bis jetzt im Ukasenton gesprochen ist, wird plötzlich eine Alternative gestellt. Der Slawe wird nun freilich sagen, daß der russische Bauer ein Engel und ein überirdisches Wesen ist, dessen Klugheit und Besonnenheit ganz Europa im Sturm versetzen wird. Aber? — ich habe meine Bedenken.

Die Aufregung ist hier groß. Heute vor acht Tagen, als der Kaiser ausfuhr, standen Hunderte von Bauern vor dem Winterpalais, um ihm Hurras zu bringen. Das sind Auftritte, die man hier früher nicht gekannt hat. Da hier der Muschik nun sicher am heutigen Tage den Ukas erwartet, so hat der Generalgouverneur es doch für gut und rätlich gehalten, in der Polizeizeitung bekanntmachen zu lassen, daß am 19. Februar kein Ukas irgendwelcher Art erscheinen werde. Auch sollen heute alle Branntweinbuden geschlossen werden, und schon seit vorgestern ist außerhalb der Buden kein Schnaps verkauft. Einem Fabrikbesitzer in Ochta ist anbefohlen, seine 600 Arbeiter heute und morgen zu konsignieren. Auf seine Bemerkung, daß er das nicht könne, hat man ihm 60 Soldaten als Hilfe zugesagt. Adlerberg, Vater und Sohn, und der Gendarm Dolgorucki haben in der vergangenen Nacht solche Furcht gehabt, daß sie sich im Winterpalais Betten aufschlagen ließen und dort die Nacht zubrachten.

Und nun die Warschauer Ereignisse! Gestern und vorgestern war hier alles voll von ihnen. Statthalter Gortschakoff hatte am 16./28. telegraphisch angefragt, ob er Belagerungszustand erklären soll? Der Kaiser ließ antworten, er hoffe, daß Gortschakoff durch gelinde Maßregeln die ganze Geschichte besänftigen werde. Überhaupt ist man hier in den höheren Kreisen wütend, daß man dort gleich geschossen hat: eine Kavallerieschwadron hätte die Straße säubern können, damit wäre alles beseitigt gewesen! Jetzt hätten die Ruhestörer die Genugtuung, daß Blut geflossen sei, und der Pole liebe es, den Baum seiner Freiheitsträume ab und zu mit Blut anzufeuchten. Es heißt sogar, daß der Offizier, der Feuer kommandiert hat, vor Gericht gestellt werden soll, was in der Armee natürlich einen schlechten Eindruck machen wird.

Budberg und Balabine bleiben nun doch, wo sie sind, und Stackelberg ist für Madrid ernannt, d. h. die ganze Botschafterfrage ist in den Brunnen gefallen. Gortschakoff ist von Anfang an dagegen gewesen, weil er sich den Österreichern nicht nähern will und weil er Balabine nicht nach Madrid schicken wollte. Eine Zeitlang stand er, wie ich Dir schon schrieb, auf der Wippe; Panin sollte sein Nachfolger werden. Jene Zeit hat man, wie es scheint, benutzt, um die Botschafter zu machen. Da er aber infolge der syrischen Frage den Kaiser wieder für seine französische Politik gewonnen, hat er auch in der Botschafterfrage seinen Willen durchgesetzt.

Die Dänen berufen die holsteinischen Stände, wollen ihnen aber nicht das Budget vorlegen, das ist also eine Konzession, die keine Konzession ist. Jetzt üben Frankreich, England und Rußland auf das Kopenhagener Kabinett eine

Digitized by Google

douce impression aus, um dasselbe zur Budgetvorlage zu bestimmen, da ohne diese letztere die Exekution sicher ist.

Franz II.[1]) hat ursprünglich nach Frankreich gehen wollen, da Louis ihn eingeladen und ihm Pau zum Wohnsitz angeboten hatte — Pau, der Geburtsort Heinrich IV., somit die Wiege der Bourbonen, sollte also auch ihr Kirchhof werden! Man hat Franz II. später vermocht, Louis Einladung abzuschlagen. Die Königin[2]) träumt nur von Restauration! Meyendorffs, besonders die alte Baronin, sind sehr unglücklich über Gaëta, Rom, Louis und Venedig. Aber Meyendorff selbst tritt hier mehr und mehr in den Hintergrund; er spricht wohl über manches, was er nicht versteht, so z. B. über Finanzen und Eisenbahnen. Dolgorucki[3]) in Paris sagt in seinem neuen Blatte „Zukunft" von Peter Meyendorff: daß er alles kenne, nur nicht Rußland. Prinz Luitpold von Bayern war in Berlin, um Namens Österreichs und Bayerns von Preußen Garantie Venetiens zu erlangen. Er ist abgeduftet.

Zu der neuen hiesigen Anleihe sind über 14 Millionen gezeichnet. Vorläufig können aber nur 12 Millionen angenommen werden, da der Staat einstweilen nicht mehr garantiert hat. Durch die deutschen Zeitungen ist ein falsches Gerücht von russischen Zolltarifreformen gelaufen. Daran ist nicht zu denken; die Regierung kann nicht alle Augenblicke den Tarif ändern; das untergräbt alle Sicherheit. Die „Deutsche Petersburger Handelszeitung" ist eingezogen; dafür hat Hagemeister eine russische Börsenzeitung gründen lassen durch einen Herrn Trubnikoff. Letzterer hat in dem Blatte einen Entwurf der Regierung zu Zollreformen veröffentlicht, welche sich aber nur auf Formalitäten und Geschäftsgang des Zolls beziehen; von Tarifreformen ist darin nicht die Rede. Es ist, wie gesagt, ein Entwurf, eine Vorlage, durch welche der Handelsstand aufgefordert wird, in der Presse seine Erwiderungen und seine etwaigen Verbesserungsvorschläge zu publizieren.

Die Emanzipation wird die Ernennung von 120 000 Tschinoffniks für das „heilige Reich" nötig machen.

Ein Bonmot von Gortschakoff: „Quand je cause avec une dame, je lui donne le brevet d'esprit."

*

Freitag, den 5. April/24. März 1861.

Im Juni soll Frau v. Bismarck mit Familie nach Pommern. Er selbst will zwei Monate Urlaub zum Seebade haben. Wenn der Sommer politisch so wild wird, wie ich ihn mir vorstelle, wird Bismarck nicht reisen können. Wird

[1]) König Beider Sizilien, bezog nach der Kapitulation von Gaëta (13. Februar 1861) den Palazzo Farnese in Rom.

[2]) Mana, Königin Beider Sizilien, Tochter des Herzogs Max in Bayern, Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich, lebt meist in München. Als beim Umsturz Geschosse ihre Wohnung trafen, sagte sie: „Das erinnert mich an Gaëta".

[3]) Prinz Peter Dolgorucki, wegen seiner Schrift „La Vérité sur la Russie" aus Rußland verbannt.

Digitized by Google

der Sommer ruhig — also, habe ich mich getäuscht — so bin ich gespannt auf Croys Stellung. Bismarck selbst erzählte mir vor einigen Monaten, der König habe ihm im Herbst, damals noch Prinzregent, gesagt, er könne nie auf Urlaub gehen, solange Croy erster Sekretär sei.

Hier sieht alles auf Warschau. Hat man dem unterjochten Polen solche Konzessionen gemacht, und zwar infolge einer einzigen kleinen Straßendemonstration, so kann Rußland selbst Ähnliches verlangen; während der letzten Zeit hat daher hier oft das Wort „Konstitution" sich vernehmen lassen.[1]) Der Adel hat so vieles aufgeben müssen, will somit neue Rechte erlangen. Das wird Gortschakoff ein spezielles Vergnügen machen, da er oft schon bedauert hat, nicht einem Parlamente anzugehören, vor dem er die Fülle seiner Beredsamkeit entfalten könnte. Sein Vetter in Warschau scheint wieder fest zu stehen; eine Zeitlang wurde Berg oder Suworoff oder Amurski als dessen Nachfolger genannt; jetzt ist von diesen nicht mehr die Rede. Und nun wird sich die Sache dort ganz systematisch weiter entwickeln. „Wir können Polen als eine Kuh benutzen, die mager ist, sich aber in Galizien herausfressen kann," meinte ein Russe.

Großes Aufsehen macht seit drei Wochen Lord Napier,[2]) ein Feuerbrand „qui ne se mouche pas du pied". Am 22./10. März hatte Gortschakoff ihn, Montebello, Bismarck und Thun zu einer Konferenz wegen Montenegro eingeladen: man müsse eine europäische Kommission zur Regelung der türkischen Zustände einsetzen. Napier war nicht ganz dafür, weshalb Gortschakoff ihm resp. seiner Regierung Inkonsequenz vorwarf:

„Ihr sprecht in Euren Depeschen von Freiheiten der Völker und tyrannisiert die Jonischen Inseln!"

Darauf Napier im englischen Französisch: „Je ne trouve pas que mon Gouvernement soit inconséquent; les îles Joniennes sont très-bien gouvernés, même très-liberalement" — dann auf die Politik Englands übergehend: „Nous avons protégé toujours les tendances libérales des peuples dconre es Gouvernements: en Amérique, Espagne, Belgique, Portugal, erntièrement en Italie. Ça nous a coûté beaucoup d'argent et nous na'vons pas toujour réussi; mais cette fois-ci, en Italie, j'espère que nous réussirons." Das in Gegenwart des guten Thun!

Gortschakoff: „Und warum nehmt Ihr Euch dann nicht der Christen in der Türkei an?"

Napier: „Parceque c'est dans l'intérêt de l'Angleterre de conserver la Turquie."

Gortschakoff: „Gibt es denn aber keine Grenze, über die hinaus Ihr dem Nützlichkeitsprinzip zuliebe nicht die liberalen Tendenzen verfolgt?"

Napier (trocken): „Diese Grenze ist eben die türkische."

---

[1]) Der Ukas vom 27. März ordnete für Polen Verwaltungsreformen an.

[2]) Lord Napier, englischer Botschafter in Petersburg, Nachfolger von Sir John Crampton.

Digitized by Google

Dieser Diskurs ist mehr oder weniger Geheimnis, hat hier aber großes Aufsehen gemacht. Plessen spricht sehr bedenklich von diesem gefährlichen Napier, der aber ein ganz famoser Kerl ist. 42 Jahre alt und Botschafter.[1])

Die dänische Frage, dieser § 13, das Budget usw., das alles wird für Gortschakoff zu bunt. Er versteht sie nicht. Als Bismarck ihm neulich wegen § 13 hat Vorstellungen machen wollen, hat Gortschakoff ihn gebeten, sich deshalb an Sacken zu wenden, „er selbst müsse aufrichtig seine Unkunde bekennen".

Was diese Dänen aber lügen! Die Sitzung vom 25. März in Itzehoe ist klassisch. Dieser blamierte Raaslöff![2]) Gestern hat nun Nikolai[3]) telegraphiert, daß sie nun doch das Budget vorlegen wollten. Ich glaube den Kerls aber noch nicht. Das ist wieder irgendeine Finte. Leider soll Flahault[4]) in London sich seit einiger Zeit günstig für Dänemark aussprechen; ob das seine persönliche Ansicht ist oder ob Louis dahintersteckt, weiß man noch nicht. Wenn die Wilhelmstraße und Eschenheimer Straße jetzt diese Sache aus Furcht wieder im Dreck sitzen lassen, so haben wir bald Revolution in Deutschland. Geht die Exekution vor sich, so wird die Schleswigsche Frage unvermeidlich mit hineingezogen und das bedeutet wohl Krieg.

Als am Sonntag, 17./5. März, die Bauernfreiheit proklamiert wurde, ging ich mittags 12 Uhr in die Isaakskirche. Das Volk war in einer wirklich lächerlichen Weise apathisch. Was die Zeitungen von Enthusiasmus reden, ist nicht wahr. In den Theatern hat man die Hymne gespielt, das ist alles. Am folgenden Sonntag haben einige tausend Muschiks dem Kaiser am Winterpalais Brot und Salz überreicht; vorigen Sonntag sind Deputationen aus Moskau und anderen Städten gekommen.

L'oukase Impérial décide qu'il doit y avoir d'abord un état de transition, une période intermédiaire pendant laquelle les paysans autrefois donnés à la corvée et maintenant déclarés personnellement libres, doivent néanmoins rester encore astreints à un travail obligatoire qui n'est plus que de trois jours par semaine. Pendant ce temps ils doivent s'associer avec leurs seigneurs et conclure avec eux des contrats:

1) Sur le partage et la délimitation des terres qui leur sont dès ce moment assurées,

2) sur la transformation de travail obligatoire en redevance pécuniaire et

3) enfin sur le rachat definitif de ces terres et de cette redevance.

---

[1]) „Lord Napier hat sich durch allzu offene Darlegung seiner eigenen radikalen Ansichten keine gute Stellung gemacht. Mir tut das leid, denn bei näherer Bekanntschaft ist er nicht so schlimm wie sein Ruf, und seine Derbheit hat auch ihre gute Seite." Bismarck an Schleinitz, 6. April 1861). Über die erwähnte Konferenz berichtete Bismarck unter dem 23. März 1861.

[2]) Dänischer Minister für die Herzogtümer Holstein und Lauenburg. Bismarcks Bericht vom 5. April 1861.

[3]) Baron Nikolai, russischer Gesandter in Kopenhagen.

[4]) Graf de Flahault, französischer Botschafter in London.

Digitized by Google

Kein Despot kann ein Land glücklich machen, das seine Vorfahren unglücklich gemacht haben. Die Spuren Jahrhunderte alter Unterdrückungen können nicht durch ein kaiserliches Dekret ausgelöscht werden.

Das ist die Tragik Alexanders II.

Immerhin bleibt für den kurzen menschlichen Blick die Aufhebung der Leibeigenschaft einer der größten und verantwortungsvollsten Regierungsakte. Eine ähnliche Bewegung in bezug auf die Sklaverei bereitet sich, wie es scheint, in Nordamerika vor.

Wieviel Unruhen und Blutvergießen wird es aber noch geben, ehe das Unrecht, unter dem viele Generationen hier gelitten haben, gutgemacht ist, ehe der stumpfe, arbeitsscheue russische Bauer den jetzt plötzlich ihm zuteil gewordenen Segen versteht und gebrauchen lernt! Er muß ihn mißverstehen.

Das ist die Tragik des russischen Volkes.

*

10. Juni 1861.

An eine Stelle, wie Herr H. sie wünscht, ist hier nicht zu denken. Die Börse, das Geschäft, die Aussichten und die sämtlichen Handlungshäuser sind so trüb, daß letztere eher daran denken, die Zahl ihrer Arbeiter zu verringern als zu erweitern. Wyneken selbst hat aus diesen Gründen schon angefangen, in diesen Tagen einen seiner Kommis oder Mitabeiter zu entlassen. Gleiches ist, wie Wyneken mir sagt, hier in fast allen Handlungshäusern der Fall. Und unter den Entlassenen sind viele höchst brauchbare Leute. Denn die Anforderungen, die hier an einen Kommis gestellt werden, sind sehr hoch. „Ich verlange," sagte mir Wyneken, „daß die betreffenden Korrespondenten unter meinen Kommis das Französische oder Englische oder Russische so gründlich kennen und so korrekt schreiben, daß ich nur nötig habe, die betreffenden Briefe zu unterzeichnen."

Auf mich macht es immer einen eigentümlichen Eindruck, wenn ich aus Deutschland höre, daß jemand Sehnsucht hat, nach Rußland überzusiedeln, während hier alles jammert und klagt und sich nach Deutschland zurücksehnt. Freilich, wer vor fünfzig, dreißig, zwanzig, auch vielleicht noch vor zehn oder fünfzehn Jahren mit Kenntnissen und einigem Vermögen hierhergekommen ist, dem ist es mitunter geglückt, sich hier eine angenehme Position zu machen. K. ist hier für einige Zeit sogar Millionär geworden und hatte nichts — nur einen vorzüglich gut organisierten Kopf. Aber die Zeiten dieser goldenen Berge sind vorüber, und wenn jemand eine Woche hindurch die Korrespondenz lesen wollte, welche die Gesandtschaft mit den in Rußland befindlichen Preußen aller Art führt, der würde sich sehr rasch von all dem Unglück überzeugen können, in welchem sich die hiesigen armen Preußen befinden.

Aber freilich, so predigen wir seit Jahren, und niemand glaubt es uns; und sind die Leute dann hier, dann heißt es: „Ach wären wir doch in unserem guten, gemütlichen Deutschland geblieben!"

Digitized by Google

Die Unsicherheit der hiesigen Zustände steigert sich von Woche zu Woche. Die Nachrichten aus dem Innern sind derart, daß möglichenfalls eine Hungersnot, wenigstens große Teuerung in Aussicht steht, da die Bauern durchaus nicht die Felder bestellen wollen. Dabei der Mißkredit, in welchen die hiesige Börse in ganz Europa geraten ist. Genug, die Zukunft ist keine rosige.

Der Emanzipationsukas hat die Geister in neue Bewegung gebracht, Wünsche geweckt, Hoffnungen enttäuscht, Hetzern Zündstoff gegeben. Kindliche Barbarei und ein konfuses Durcheinander westlicher Ideen und Probleme verdichten sich in dem eigenartigen, gänzlich unlogischen Gehirn des Russen zur „göttlichen Mission des Slawenvolkes". Da wirkt es denn ganz merkwürdig, nimmt man den braven Olearius[1]) wieder einmal in die Hand: „Wenn leibeigene Knechte freigelassen werden, verkaufen sie sich doch bald wiederum aufs neue; denn weil sie sonst nichts haben, wovon sie leben können, achten sie keine Freiheit, wissen auch nicht sich darin zu schicken. Ihre Natur ist, wie der kluge Aristoteles von den Barbaren sagt: daß sie nicht besser als in der Dienstbarkeit leben können und sollen!" Die kalte gesellschaftliche Zivilisation der Palmyra des Nordens — das weite Land, das im Grunde noch auf dem Entwicklungsstadium zur Zeit von Olearius steht: welch ein Gegensatz! Und dabei schreit alles nach Fortschritt, ein Wort, das die große, träge Masse der Bauern in Bewegung bringt, ohne daß die Leute sich etwas dabei denken können. Sehr avancierte Schwärmer verkünden natürlich: Man braucht dem Bauern nur deutsche Hosen anzuziehen und das goldene Zeitalter für Rußland steigt empor. Prost Mahlzeit! Gogol kannte schon sein Volk: „Trägheit und geistloses Arbeiten liegen auf dem jungen Rußland. Der Zauberer ist nicht da, der den Weg empor mit einer Wünschelrute zeigt. Etwas fehlt im Räderwerk, ich weiß nicht was."[2])

Da nun kein Mann da ist, müssen Zauberworte wirken: Konstitution und „Mir"! Das eine Wort entstammt dem Westen mit seinen ganz verschiedenen Lebensbedingungen und seiner anderen Entwicklung — der altrussische Mir[3]) erhält plötzlich eine propagandistische Tendenz. Paßt aber die westeuropäische Konstitution nicht für das noch immer asiatische Rußland, so das Gemeinland — diese Unterdrückung jedes Fortschritts, diese Förderung der Faulheit — noch weniger für den Westen. Ganz gleich, es wird sozialistischer Kultus damit getrieben.

---

[1]) Adam Olearius, der Hofmathematiker und Bibliothekar des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp, bereiste im Gefolge der holsteinischen Gesandtschaft in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts Rußland und Persien und gab später sein illustriertes Reisewerk heraus, das 19 Auflagen erlebte und in viele Sprachen übersetzt wurde.

[2]) Aus Gogols berühmtem Zeitgemälde „Die toten Seelen".

[3]) Der „Mir", die Bauerngemeinde, ist nächst der Krone der größte Grundbesitzer Rußlands. Das Gemeindeland, an dem jeder Gemeindeangehörige Anteil und Nutznießung hat, führt mit seiner solidarischen Haftbarkeit dahin, daß „der tätige, umsichtige, gewissenhafte Parzelleninhaber zum Mitschuldigen, ja zum Bürgen der trägeren, liederlichen Nachbarn wird. Strebsamkeit und jeder Fortschritt wird niedergehalten". (Eckardt. Baltische und russische Kulturstudien.)

Digitized by Google

Cavour hat zu einem russischen Diplomaten gesagt: „Der gleiche Anteil, den Ihr jedem Eurer Bauern an Grund und Boden einräumt, ist uns gefährlicher als alle Eure Armeen."

Sieht man das sinnlose Treiben hier, so muß ich immer an zwei Fabeln des trefflichen Kryloff[1]) denken: Der Missetäter, der Hecht ist vom hohen Gerichtshof — Ochs und Esel — zum Tode mit dem Strang verurteilt. Da kommt der schlaue Fuchs, dem man kulinarische Neigungen zum Hecht nachsagt: „Was, nur hängen. Nein, ersäuft muß der Schlingel werden!" Und — man wirft den Hecht ins Wasser.

Die andere: Der Löwe verfolgt im Gebirge eine Gemse; flüchtig setzt sie über eine Schlucht. Der Löwe zögert. Da rät der Fuchs: „Du Starker kannst diesen Sprung wagen! Ich, Dein Freund, rate es Dir!" Der Löwe springt und stürzt in den Abgrund. Der Fuchs aber macht sich alsbald an den Braten.

Unter den Anklägern Rußlands, mögen sie auch tausendmal recht haben, sind leider recht viel Reineckes — ob man dem russischen Voltaire[2]) ganz über den Weg trauen kann, weiß ich nicht — und die Ehrlichen rechnen nicht mit der grenzenlosen Halbbildung, die hier herrscht. Was für eine Saat geht da auf! Die praktischen Fähigkeiten? — Nicht einen Bauernhof möchte ich diesen Revolutionären ohne inneren Halt übergeben, geschweige denn das russische Reich. In der Negative, da sucht einer den anderen zu übertrumpfen! Für die Mehrzahl gilt das Wort — die Augen sind hungriger als der Bauch.

Daß wahre Menschenliebe recht streng auftreten kann und muß, darüber, mein guter Schlözer, haben wir uns, in bezug auf Kindererziehung, oft genug ausgesprochen, ich als der passive, Du, der so viel ältere, bald als höchst aktiver Teil, und ich verirre mich daher auf ein Gebiet, das Du weit besser verstehst als ich.

Gute Nacht, mein lieber Schlözer.

St. Petersburg, 14./2. Oktober 1861.

Die Krönungsbotschaft[3]) zieht heute ab; ich will versuchen, in aller Eile einige Zeilen für Dich mitzugeben.

Hier ist seit sechs Wochen der Teufel los. Jeden Tag treten Symptome der inneren Fäulnis auf. Beim Erscheinen der ersten geheimnisvollen revolutionären Proklamation lächelte der gut geschulte Petersburger. Bei der zweiten wurde er stutzig, bei Nummer drei bedenklich. Man kann weder Autor, noch Drucker, noch Kolporteur entdecken. Hinter der zweiten mag Herzen stecken, aber Nummer eins und drei, der „Großrusse" genannt, hüllen

---

[1]) Die berühmten Fabeln Kryloffs, von denen die ersten 1809 erschienen, wurden das beliebteste russische Volksbuch.

[2]) Alexander Herzen, der natürliche Sohn des russischen Krösus Jakowleff, übte besonders durch die russische Zeitung „Kolokol" („Die Glocke") großen Einfluß in der Leibeigenschaftsfrage.

[3]) Anzeige der in Königsberg erfolgten Krönung des Königs von Preußen.

Digitized by Google

sich in tiefes Geheimnis. Nummer drei fordert Konstitution, Freigabe Polens, Trennung von Südrußland — alles Ansichten, die für mich gar nicht neu sind. Aus dem Innern bereiten sich Adelspetitionen vor, die eine Verstärkung des Reichsrates verlangen. Dabei kein Geld. In Frankreich Teuerung, aus Odessa *starke* Kornausfuhr, und doch schlechte Kurse. Gortschakoff hat noch neulich an Stieglitz erklärt, er könne nichts machen, weil er kein Geld habe. Und zu einem anderen hat er gesagt: „Ah, quel malheur pour moi, d'être appelé à la tête des affaires dans un moment où la Russie est tellement affaiblie!"

Dagegen das offizielle: „La Russie se recueille!" [1])

Die Armee ist über das ganze Reich zerstreut; man kann nicht eine Kompagnie missen, denn es gärt überall in den Städten wie auf dem platten Lande. Dabei reisen Seine Majestät nach Krim und Kaukasus! Aber der Telegraph holt ihn hieher zurück, denn die Studentengeschichte hat die Leute doch ängstlich gemacht. Vorigen Montag fing das an.

Admiral-Kultusminister Putjatin, ein strenger Absolutist, hatte ein sehr scharfes Reglement erlassen, und zum Universitätskurator den General Philippson ernannt, Hetman der Kosaken, der sich als solcher im Kaukasus mit dem Völkerstamm der Schapzagen siegreich gebalgt hat. Vorigen Montag also ziehen 1500 Studenten, die in der Woche vorher so heftig in der Universität gelärmt und geredet, daß man letztere geschlossen, in großer Prozession mittags 1 Uhr durch den Newskij-Prospekt in die Wladimirskaja, wo Philippson wohnt. Truppen sind aufgestellt. General Ignatieff, ein Verwandter des Botschafters, und Patkul wüten herum, drohen endlich mit Gewalt. Die Studenten ziehen ab. Diese Szenen wiederholen sich die nächsten Tage. Endlich Verbot gegen Versammlungen von Studenten. Patrouillen ziehen durch die Straßen. Aber Ingenieur-, Artillerie-, Kriegs- und Divisionsschule haben sich *für* die Studenten ausgesprochen, so daß außer dreißig Studenten sehr viele Offiziere eingesteckt sind. Das alles in den Staaten des großen Nikolaus sieben Jahre nach seinem Tode!

Im Innern parlamentieren die Gutsbesitzer mit ihren Bauern herum. Kontrakte kommen endlich zustande. Aber unterschreiben will der Bauer nicht, denn er sagt, daß der Weliki Gossudar sie nächstens doch *ganz* freimachen werde. *Der* Glaube geht durchs ganze Reich.

Mir liefern alle diese Sachen Stoff zu vielen Berichten, die, wie Bismarck mir schreibt, allerhöchsten Orts mit Interesse aufgenommen sind. Und Gortschakoff ist die Liebenswürdigkeit selbst. Als ich ihn neulich nach einer langweiligen Kommunikation in Donaufürstentümerfragen [2]) verließ, ihm aber

---

[1]) „La Russie ne boude pas, elle se recueille". Aus dem Krönungs-Rundschreiben des Fürsten Gortschakoff vom 2. September 1856.

[2]) Im November 1861 genehmigte die Türkei die zeitweilige administrative Union der Moldau und Walachei für die Regierungszeit des Fürsten Johann I. (Oberst Kusa). Am 23. Dezember 1861 Proklamation der Union unter dem Namen „Rumänien".

Digitized by Google

beim Abschied für alle seine interessanten Mitteilungen dankte, sagte er mir in onkelhaft-freundlichem Ton: „Ich will, daß Sie eine brillante gestion d'affaires haben."

Bismarck schreibt, daß die Zeit seiner Rückkehr noch sehr unbestimmt ist.

•

St. Petersburg, 16./4. Oktober 1861.

Vor einigen Tagen hatte sich hier das Gerücht verbreitet, daß am 2. Oktober a. St. den Studenten die neuen Matrikeln erteilt und daß demnächst auch die Vorlesungen wieder eröffnet werden sollten.

Obgleich die Nachricht allen Grundes entbehrte, so diente sie doch den Studenten zur Veranlassung, sich vorgestern früh wieder zu vielen Hunderten vor dem Universitätsgebäude zu versammeln; es war indessen nach wie vor geschlossen, und in der Nähe Gendarmerie und eine starke Abteilung Infanterie aufgestellt.

Als die Studenten der Aufforderung des Oberpolizeimeisters, auseinanderzugehen, nicht Folge geben wollten, ließ dieser sofort das Militär vorrücken. Die Haupträdelsführer wurden verhaftet und auf die Festung gebracht, wo sich gegenwärtig bereits über hundert Studenten befinden sollen.

Zugleich mit der Universität ist in der vorigen Woche auch die Universitätsbibliothek geschlossen worden, und zwar — wie ich jetzt höre — aus dem Grunde, weil sich der von den Studenten angefertigte Bücherkatalog als falsch erwiesen, und man in den Bücherschränken ganze Reihen von Herzenschen und anderen verbotenen Schriften gefunden hat.

Militärpatrouillen durchziehen noch fortwährend bei Tage und bei Nacht die Stadt.

Über den Eindruck, welchen die Nachricht von allen diesen Vorgängen auf den Kaiser ausgeübt, hat man hier noch keinen deutlichen Begriff, da die weite Entfernung vorläufig nur telegraphische Meldungen und selbst solche erst am vorigen Donnerstag zugelassen, wo Seine Majestät von dem Ausfluge nach dem Kaukasus zurückgekehrt und wieder in Livadia angelangt ist.

In den hiesigen höheren Regierungskreisen hieß es anfänglich, daß der Kaiser die Rückkehr nach St. Petersburg beschleunigen und bereits am 27./15. d. M., nach anderen schon Ende dieser Woche hier wieder eintreffen würde. Die baldige Anwesenheit Seiner Majestät dürfte besonders dem Fürsten Gortschakoff erwünscht sein, da dieser sich von Anfang an aufs Unverholenste gegen die Krimreise ausgesprochen und auf die bedenklichen Eventualitäten aufmerksam gemacht haben soll, welche bei einer längeren Entfernung des Kaisers von der Hauptstadt des Reiches eintreten könnten. Indes hat man mir heute aufs Bestimmteste versichert, daß Seine Majestät — wie ursprünglich festgesetzt war — doch erst am 31./19. Oktober, also am

Digitized by Google

Tage vor dem Sterbetage der Kaiserin-Mutter hier wieder eintreffen, um der Gedächtnisfeier beizuwohnen.

Der Regentschaftsrat, welcher für die Dauer der Abwesenheit des Kaisers eingesetzt worden war, bestand ursprünglich nur aus dem Minister des Innern Walujeff, dem Direktor der höheren Polizei Grafen Peter Schuwaloff und dem General Miljutin, dem einstweiligen Vertreter des Kriegsministeriums. Die Arbeitslast, welche diesen Herren aufgebürdet worden, ist so anstrengend und die mit den Geschäften verbundenen Aufregungen so angreifend, daß Walujeff nicht unbedenklich erkrankt sein soll.

Seit etwa zehn Tagen ist Fürst Gortschakoff der Regentschaft beigetreten, hat aber bereits am vorigen Sonnabend einen heftigen Fieberanfall erlitten, da die wiederholten, oft stundenlangen Beratungen mit den übrigen Mitgliedern und den Spitzen der Behörden für seine nervös-reizbare Natur um so angreifender sind, als er auf Ansichten und Meinungen gestoßen sein soll, die er für durchaus veraltet und nicht zeitgemäß erklärte und mit allen Mitteln der Beredsamkeit hat widerlegen müssen.

Gegen den Grafen Thun hat Fürst Gortschakoff sich gestern über diese Angelegenheiten etwa in folgender vertraulicher Weise ausgesprochen:

„Je Vous avoue que la situation est très-grave et on ne peut pas se dissimuler qu'un mauvais esprit règne à St. Petersbourg et en général en Russie. Les démonstration des étudiants ne doivent servir qu'à couvrir d'autres desseins. Quant à nos autorités, il faut reconnaître que, dans le courant de l'été, elles ont manqué d'habilité et d'énergie dans le maniement de ces affaires. Maintenant il faut agir avec beaucoup de fermeté, tout en ménageant d'une certaine façon les étudiants."

Aus den Geheimnissen von Rom

Von

Robert Kohlrausch

Roma vecchia

Wer die Campagna von Rom gesehen und empfunden hat, weiß, was eine historische Landschaft bedeutet. Andere Landschaften sind nur Bilder; sie wirken durch Schönheit, Lieblichkeit, Größe, darüber hinaus aber sind sie tot und stumm. Die historische Landschaft erzählt. Auf der großen grünen Tafel der Campagna, die zwischen Meer und Bergen weit ausgebreitet ruht, schrieb die Geschichte selbst Erinnerungen an viele Jahrhunderte nieder. Die zertrümmerten Bogen der Wasserleitungen, die Ruinen von Palästen und Nymphäen, die langen Reihen der selbst wieder zu Ruinen gewordenen Gräber, die mittelalterlichen Befestigungen, die man den antiken Monumenten aufs Haupt gesetzt hat, alle sind ebensoviele Buchstaben in diesen Aufzeichnungen

Digitized by Google

der Geschichte. Das Motto darüber aber heißt: Vergänglichkeit. Es gibt nichts Großes, Reiches und Schönes, was nicht vergeht. Es gibt kein Glück, das nicht sein Ende findet. Es gibt keine Macht auf Erden, die nicht gebrochen wird. Verfall und Untergang haften als unüberwindlicher Fluch an allem Geschaffenen, allem Lebendigen. So klingt es aus diesen Ruinen hervor. Das mächtigste Werkzeug der Vernichtung aber sind wir selber. Die Menschen zerstören mit Wollust, was Menschen geschaffen haben. Die blühende Fülle von Gärten und Palästen, die sich über diese gewaltige Fläche hin von den Toren des alten Rom bis an die Berge von Albano leuchtend hinzog, ist untergegangen durch Menschenhand, wie sie durch Menschenhand war geschaffen worden. Erst über das halbzertrümmerte, halbverlassene Land kam das Fieber als Bundesgenosse der menschlichen Zerstörer. Große Völkerwellen — Römer, Deutsche, Normannen, Sarazenen, Spanier, Franzosen — sind hingegangen über diese grüne Weite, befruchtend und schöpferisch zuerst, hinterher zertrümmernd und fortspülend, was am Lichte sich freute. Nun ist nichts geblieben als unbebautes Land, als Einsamkeit, Verfall, Ruinen. Man hat nicht Gefühl genug, um dieses Ortes grenzenlose Schwermut in ihrer ganzen Größe zu fassen; man verlernt es, immer wieder zu sagen: in jeder von diesen vernichteten Wohnungen haben lebende, liebende Menschen gehaust, an jedem von diesen zertrümmerten Gräbern haben lebende, liebende Menschen geweint, aus jeder von diesen unterbrochenen, leer gewordenen Wasserleitungen haben glückliche Menschen getrunken, sind immergrüne, blühende Gärten bewässert worden. Die Natur allein ist gleich geblieben im Wechsel des Menschlichen. Sie thront als gewaltige, lebendige Gottheit über all' der Zerstörung. Die Sonne scheint auf die Ruinen, wie sie die weißen Marmorpaläste vergoldet hat; hoch und frei wölbt sich der blaue Himmel über dem unfruchtbaren Lande wie dereinst über statuengeschmückten, wasserdurchrauschten Hainen; kühl und frisch kommt von der blauen See herüber der Meerwind und mischt seinen salzigen Hauch in den Duft von Veilchen, die den Fuß von Ruinen umblühen. In diesem ergreifenden Gegensatz aber von Vergangenem und Bleibendem, in der versöhnlichen Mischung von Menschenelend und Güte der Natur, im stillen Ineinanderfließen der schaffenden und vernichtenden Jahrhunderte liegt ein Reiz von geheimnisvoller Größe für die historische Landschaft.

Roma vecchia! Der Name wurde nicht gegeben, er wurde geboren. Darum haftet er auch nicht an einer einzelnen Stelle, sondern an ein paar verschiedenen Orten der Campagna. Man begegnet ihm an der Via Latina so gut wie fern davon an der Via Appia Antica. Wo sich die Ruinen am stolzesten emportürmten und am dichtesten drängten, da sah man in ihnen eine ganze zerstörte, verwüstete Stadt und benannte sie nach dem Nächsten, Liebsten, was man kannte. Die Leiche dieser vermeintlichen Mutter des großen Rom bekam ihr Grab in der Campagna neben all' den anderen Gräbern. Das alte Rom — es gab keinen ehrfürchtigeren Titel. Und wenn man auf dem niedrigen, breit hingelagerten Hügel neben der Appischen Straße steht und seine Blicke

Digitized by Google

dahingleiten läßt über die vielen rotgrauen Ruinen, die hier einen Raum von ein paar Kilometer Umfang bedecken, dann fühlt man es in sich selber nach, was an instinktiver Bewunderung in diesem Namen liegt. Eine kleine Stadt scheint hier wirklich gestorben zu sein, deren bloßgelegtes Gerippe nun von der immer lebendigen Sonne beschienen wird. Man geht von einer großen Trümmermasse zur anderen und rät an dem Rätsel ihrer einstigen Bestimmung herum. Ein mächtiger, viereckiger Bau steht als Herrscher unter den übrigen: Die Wölbungen der unteren Räume darin sind halb eingestürzt, halb noch erhalten. Ein Mittelraum steigt gewaltig an durch die ganze Höhe des Gebäudes, eine fürstliche Halle, die mit riesenhaften Fensteröffnungen in den blauen Himmel hinausblickt. Ihr weißes Marmorkleid ist all' diesen Ziegelkörpern längst vom Leibe gerissen worden und nur einzelne Fetzen davon sind mit ihrem Schmuck von Zahnschnitt, Eierstab und anderem Ornament noch am rötlichen Mauerwerk hängen geblieben, um Zeugnis abzulegen von verschwundener Pracht. In seinem Zweck noch deutlich zeigt sich der mächtige Wasserbehälter einer großen Piscina, deren schweres Gewölbe von vier niedrigen, massigen Pfeilern getragen wird. Gelblicher Stuck, mit Namen von Besuchern bekritzelt, bekleidet noch die Wände, doch sind sie geschwärzt vom Rauch der Hirtenfeuer, an denen sich nomadische Bewohner gewärmt haben. Kleinere Gebäude, halb oder noch mehr zerstört, scharen sich ringsum, zeigen Absiden, Wölbungen, geradlinig oder mit Bögen abgeschlossene Fenster. Der flache Bogen ist an dem einen von ihnen eingestürzt, hat sich im Fallen eingeklemmt und ist hängen geblieben in der Mitte der Lichtöffnung, sie mit einer dunklen Linie durchschneidend. Gerade hinter einem der anderen Fenster steht ein turmgekröntes Grab weit in der Ferne gleich einem Bild in viereckigem Rahmen. Ruinen von besonders mächtigem Umfang drohen, mittelalterlich-festungsmäßig bewehrt, nach der nahen Via Appia hinüber, eine graue Kirche, Santa Maria Nuova mit Namen, hat auf die heidnischen Trümmer das Kreuz gepflanzt und vergeblich versucht, Roma vecchia christlich umzutaufen. In der weiten Fläche blicken die Trümmer auf ihrem sanften Hügel über die ganze Campagna hinweg. Andere Trümmer und Gräber liegen ringsum, ein paar wundervoll malerische, zypressenumstandene Totenwohnungen stehen jenseits der großen Gräberstraße. Das Albanergebirge mit seinen weichen vulkanischen Formen schaut klar und braun herüber, matt, verschleiert, mit weißen Schneegipfeln, die wie hingehaucht auf den Himmel erscheinen, verbauen die Sabinerberge den östlichen Horizont. In langen Bogenreihen ziehen sich die grauen Wasserleitungen über die grüne Fläche dahin, vielfach zertrümmert, efeubewachsen, sterbende Zeugen einer versunkenen Welt. Adelstürme des Mittelalters mischen ihre trotzigen Stimmen hinein und reden von Tagen, die verschwunden und vergessen sind wie die Zeiten antiker Größe.

Roma vecchia, — beinahe tut es einem leid, Abschied nehmen zu müssen von diesem Namen. Aber ohne Recht haftet er an den Ruinen. Sie durften so heißen, solange man ihren Ursprung und ihre Bedeutung nicht kannte. Seit

Digitized by Google

ungefähr hundert Jahren erst ist man darüber unterrichtet. Im Jahr 1828 hat hier der damalige Papst graben und mit reichem Erfolg nach verborgenen Kunstschätzen suchen lassen; dabei sind viele mit Namen versehene Wasserleitungsröhren ans Licht gekommen, die das Rätsel der Trümmer gelöst haben. Was als eine gestorbene Stadt, als das „alte Rom" gegolten hatte, war in Wirklichkeit eine der großen Villenanlagen der Kaiserzeit. Nun begann man auch den Zweck der einzelnen Bauten zu verstehen. Das hohe, beherrschende Gebäude war der Wohnpalast, in dem die fürstlich reichen Besitzer hausten. Die drohenden Mauermassen an der Appischen Straße zeigten sich unter der mittelalterlichen Verkleidung als Reste von einem prachtvollen, den großen Wasserkünsten der Villen von Frascati verwandten Nymphäum. Bäder, die bei der Aufdeckung noch mit buntfarbiger Marmortäfelung prangten, offenbarten ihre Bestimmung, ein Tempel, ein Amphitheater, ein Hippodrom wurden erkennbar in geringen, verschwindenden Spuren. Die Wasserleitung, die dem weiten Bereich dieser fürstlichen Besitzung die Gaben der Quellen bei Grotta-Ferrata zuführte, weckte Bilder von üppigen, schattigen Gärten, von rauschenden Springbrunnen, von fallendem, funkelndem Wasser. Die ganze Pracht solch einer Villenanlage der Kaiserzeit mit Marmorgebäuden, Portiken, immergrünen Gängen und einem Heer von Statuen wurde wieder lebendig für die Phantasie.

Doch das Motto „Vergänglichkeit" steht über den Aufzeichnungen der Geschichte, mit Ruinen in das große Buch der Campagna geschrieben. Und in Rom war Vergänglichkeit vielfach kein sanftes, natürliches Erlöschen; Blutvergießen, Grausamkeit, Mord waren ihre Diener. Von Tragödien ohne Zahl berichten die Trümmer der weiten Campagna. Von einer Tragödie sprechen auch die Ruinen der großen Villa, die „Roma vecchia" genannt wird. Und wir kennen die Namen ihrer Besitzer, kennen ihr trauriges Ende. Zwei Brüder waren es aus dem reichen, mächtigen Geschlechte der Quintilier, Condianus und Maximus, die sich aus dem unruhigen öffentlichen Leben von Rom in den grünen Frieden dieser wundervollen Villa geflüchtet hatten, zwei stille, vornehme, sympathische Gestalten. Berühmt wegen ihrer treuen Geschwisterliebe — sie hatten sich früher sogar zusammen um das Konsulat beworben und es gemeinsam verwaltet —, lebten sie hier ein ruhiges, mit Schriftstellerarbeit über Militärwesen und Landwirtschaft ausgefülltes Leben. Ihre Zukunftshoffnung war Sixtus Condianus, der Sohn des Maximus, ein junger Mann von seltenen Anlagen und seltener Bildung. So fehlte nichts an ihrem stillen Glück, aber dies Glück selbst wurde für sie zum Verderben. Der häßliche Schatten des Kaisers Commodus fiel auf ihr Leben. Ihre Reichtümer, ihre Besitzung hatten das neidische Begehren des grausamen Gewaltherrschers erweckt, und er war niemals verlegen um die Mittel zur Verwirklichung seiner Wünsche. Der große Ruf ihrer Gelehrsamkeit, ihrer militärischen Wissenschaft, ihrer brüderlichen Einigkeit machte sie dem Tyrannen angeblich verdächtig. Vielleicht hat er auch noch einen anderen Vorwand gesucht und gefunden, sich

Digitized by Google

ihrer herrlichen Villa zu bemächtigen. Ein bis heute nicht ganz gelüfteter Schleier liegt über dieser Tragödie, der sie noch interessanter macht. Vielleicht hat Commodus die beiden verfolgt, weil sie heimliche Christen waren. Diesen Gedanken hat ein in den Ruinen gemachter Fund geweckt. Es ist eine runde Platte von Alabaster, wie sie den Wand- oder Fußbodenbekleidungen häufig eingefügt wurden, und sie zeigt in der Mitte das Monogramm Christi, darunter die bekannten griechischen Anfangsbuchstaben der Worte, die „Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser" heißen. Oben darüber aber auf einem unvollständigen Stücke der Scheibe noch ein paar Buchstaben, die sich zu dem Namen Quintiliorum leicht ergänzen lassen. Höchstwahrscheinlich also das vollgewichtige Zeugnis für das Bekenntnis des Christenglaubens durch Angehörige des reichen Geschlechts. Nur lassen die Schriftzüge Zweifel übrig, ob die vielsagende Platte wirklich aus den Tagen des Condianus und Maximus herrühren kann. Möglich aber bleibt es immerhin, daß die beiden Brüder, die stillen, schönheitsliebenden Gelehrten, um des Christentums willen haben sterben müssen. Ein Orakel hatte sie schon vor Jahren in Zilizien gewarnt und ihnen ein grausames Ende durch Erwürgen verheißen; Commodus machte sich zum Vollstrecker des Orakels. Die Villa der Quintilier wurde gleich so vielen anderen und auf dieselbe Weise kaiserlicher Besitz.

Romantisch-abenteuerlich gestaltete sich für Sixtus, den Sohn des Maximus, das Geschick. Zur Zeit, als Commodus ihm Vater und Oheim ermordete, befand er sich in Syrien, wo die Kunde von einem auch gegen ihn erlassenen Todesurteil ihn traf. Ein phantastischer Plan für seine Rettung entwickelte sich in seinem Geist. Er wollte durch vorgetäuschten Tod wirklichen Tod vermeiden, füllte sich den Mund mit Blut von einem Hasen, bestieg ein Pferd, erheuchelte tödlichen Sturz an geeignetem Ort und blieb, mit fremdem Blut überströmt, scheinbar ohne Leben am Boden liegen. Man trug den vermeintlichen Toten in ein Haus, er verschwand von dort, und man legte statt seiner den Körper eines Widders auf die Bahre, der dann auch statt seiner verbrannt wurde. Von dieser Zeit an irrte Sixtus, Gesicht und Kleidung immer verändernd, heimatlos umher, wie das nach dem Orakel, das den beiden älteren Quintiliern den gewaltsamen Tod vorhergesagt hatte, für ihn bestimmt worden war. Ganz geheim aber konnte die Sache nicht bleiben, und so litten viele Verfolgung um seinetwillen. Mitwisser seines Planes und andere, die dem Flüchtigen Obdach gegeben hatten, wurden bestraft, viele wegen einer Ähnlichkeit mit ihm hingerichtet. Ob unter den abgeschlagenen Köpfen, die nach Rom geschickt wurden, sich wirklich auch der von Sixtus Condianus befand, hat nie jemand erfahren. Ein Betrüger, der sich für ihn ausgab, trat nach dem Tode von Commodus auf und beanspruchte die Quintilischen Güter, doch der kluge Pertinax, der inzwischen Kaiser geworden war, entlarvte den Schwindler. Der feinen Bildung des Verschwundenen gedenkend, fragte Pertinax dessen Doppelgänger nach verschiedenen griechischen Dingen — da mußte der Betrüger die Antwort auf diese Fragen schuldig bleiben.

Digitized by Google

Seine schöne väterliche Villa hat aber der unglückliche Sixtus nie wiedergesehen. Commodus richtete sich häuslich ein in Palast und Park, verschönerte beides noch mit raffiniertem Luxus. Doch klopfte das rächende Geschick bald an die Tore der durch Mord erworbenen Besitzung. In seiner unmittelbaren Umgebung hatte sich Commodus einen gefährlichen Feind herangezogen. Es war ein Phryger, Cleander mit Namen, der durch Kauf unter die kaiserlichen Sklaven gekommen, durch des Herrschers Gunst aber zu den höchsten Stellungen im Staat emporgestiegen war. Er hatte sich ungemessene Reichtümer gesammelt und streckte nun seine Hand sogar nach dem kaiserlichen Diadem begehrlich aus. Um das Volk für sich zu gewinnen, ersann er den schlauen Plan einer künstlichen Hungersnot, indem er ungeheure Mengen von gekauften Lebensmitteln aufspeicherte, dann aber durch Öffnung seiner mächtigen Lager die Bürger zu bestechen suchte. Doch seine Rechnung war falsch. Die Römer gaben ihm und seiner Habsucht all ihre Leiden schuld, beschimpften ihn in Theatern und Volksversammlungen und rückten schließlich in wilden Haufen vor die Villa der Quintilier, Cleanders Tod mit wütenden Rufen fordernd. Aber der Park war groß, und Commodus, der entartete Sohn des philosophischen Mark Aurel, war in irgendeinem der wohlabgeschlossenen Gebäude mit eigensten Angelegenheiten beschäftigt. So konnte Cleander verhindern, daß Kunde von dem Aufruhr zum Kaiser drang. Dann ließ er plötzlich alle berittenen Garden, die seinem Befehl unterstanden, kriegerisch gerüstet über das Volk herfallen und alles niedermachen, was im Wege stand. In toller Flucht rasten die Römer nach der Stadt zurück, die Reiter wütend hinter ihnen her. Die Gräberstraße wurde rot von Blut. Viele wurden erstochen, zu Boden geschlagen, von den Hufen der Pferde zertreten. Dann aber kam die Rache des Volkes. Bis an die Tore der Stadt hatten die Garden triumphiert, jetzt wandte sich das Blatt. Von den Dächern der eilig verschlossenen Häuser herab griffen die Genossen der Verfolgten die Reiter mit Steinen, Ziegeln und anderen Wurfgeschossen an und erkämpften aus der sicheren Stellung heraus einen Sieg über die Bewaffneten. Die Verfolger wurden zu Fliehenden; ihre Pferde stürzten über die Steine, schleuderten ihre Reiter ab und jagten wild über die Leichen von Freunden und Feinden hinweg.

In vollem Kampfe standen Bürger gegen Bürger, ohne daß Commodus etwas davon erfahren hatte. Keiner wagte dem Kaiser Kunde zu bringen, aus Furcht vor Cleander. Endlich faßte sich Favilla, des Commodus' älteste Schwester, ein Herz, warf sich mit aufgelöstem Haar vor ihm nieder und rief: „O Kaiser! Du sitzest ruhig hier, ohne zu wissen, was vorgeht, und bist bereits am Abgrunde der Gefahr angelangt, während wir, dein Geschlecht, nur eben für jetzt noch dem Tod entgangen sind. Das Volk und der größte Teil der Truppen ist von dir abgefallen! Was wir von keinem Barbaren fürchteten, das tun unsere Landsleute gegen uns; die du vor allen mit Wohltaten überhäuft hast, sind jetzt deine Feinde. Cleander hat gegen dich das Volk wie das Militär aufgebracht. Feindlich gespalten stehen die einen aus Haß gegen ihn,

Digitized by Google

die anderen aus Liebe für ihn in Waffen und haben in wechselseitigem Morden Rom bereits mit Bürgerblut erfüllt. Uns aber werden die Unfälle beider Parteien mit ins Verderben reißen, wenn du nicht auf der Stelle den schlechten Diener töten läßt, der über jene schon so großes Unheil gebracht hat und bald auch über uns unerhörtes Verderben bringen wird." So schrie die Verzweifelte, zerriß ihr Gewand und machte durch ihren leidenschaftlichen Jammer auch anderen Mut, mit Warnungen und Mahnungen auf Commodus einzudringen. Ihn ergriff bleicher Schrecken, und er tat, was römische Kaiser zu tun pflegten, wenn ihr hochheiliges Leben in Gefahr kam. Er schickte zum Cleander, ihn vor sich zu rufen, ließ ihn gleich beim Eintritt verhaften und ihm den Kopf abschlagen, den er auf einem langen Spieße dem Volke zum ersehnten Schauspiel übersandte.

So war noch einmal die Gefahr gebannt. Aber die rächenden Geister der gemordeten Quintilier hatten sich doch in ihrer Villa gegen den Mörder drohend erhoben und gaben keine Ruhe, bis auch er unter Mörderhänden gestorben war. Für uns belebt jene Szene der Todesangst mit Favillas leidenschaftlicher Gestalt als Mittelpunkt gleich einem farbigen Bilde die Ruinen von Roma vecchia. Man sucht umher in den Trümmern und fragt sich, in welchem der Gemächer die Schwester des Kaisers verzweifelt vor ihm auf den Knien gelegen hat. Niemand weiß Antwort auf diese Frage, doch beim Hinschauen auf die roten Ruinen fliegt ein rascher Gedanke — hier wie vielfach sonst noch in Rom — durch das Gehirn. Der Gedanke, ob sie nicht alle so rot sind vom Widerschein des vergossenen Blutes, das ihre Steine geschaut haben. Vernichtung ist auch über die Bauten der Quintilier gekommen. Der Marmor ist von ihnen heruntergeschlagen, ist geraubt und fortgeschleppt worden, um als Baustein für kümmerliche Wohnungen zu dienen. Eine bescheidene Kolonie von Landarbeitern ist entstanden am Orte der glänzenden Villa, christliche Kirchenglocken haben mit ihrer Stimme den Platz geheiligt. Santa Maria Nuova hat man die zertrümmerte Herrlichkeit getauft. Bis auch die ländliche Siedelung wieder verödet ist unter dem Drohen des Fiebers, verwüstet in den Baronalkämpfen des Mittelalters, bei denen Festungen aus den Heidenbauten geschaffen wurden. Dann kam eine lange Zeit selten unterbrochenen stillen Schlafes, bis es auch hier eine Art von Auferstehen gab. Ein seltsames, märchenhaftes Auferstehen zuerst, ein romantisches Vorspiel für das Erwachen geheimnisvoller Schätze der Tiefe. Das Jahr 1485 sah dies rätselhafte Vorspiel. Die Mönche von Santa Maria Nuova, die sich auf den Trümmern eines ansehnlichen, zweigeschossigen Wasserbehälters aus der Kaiserzeit ihr Heim erbaut und aller Verödung zum Trotz erhalten hatten, fanden in jenem Jahr einen Marmorsarkophag, in dem die Leiche von einem jungen Mädchen lag. Und sie war nach Hunderten von Jahren so wunderbar wohlerhalten, als wenn das Leben erst im Augenblick entwichen wäre. Balsamduftende Kleider umgaben die ruhende Gestalt, ein goldenes Diadem lag auf dem unversehrten Haar, alle Glieder, sogar die Zunge, waren beweglich geblieben, das Gesicht hatte die

Digitized by Google

Farbe des Lebens behalten. Alles das war an sich schon ein Wunder, aber ganz Rom geriet in Aufregung, als die Humanisten, die jedes Ereignis mit einem berühmten Namen der klassischen Zeit in Verbindung zu bringen suchten, die Behauptung aufstellten, die Gefundene sei Tullia, Ciceros Tochter. Nun brachte man den Leichnam in die Stadt, in den Hof des Konservatorenpalastes, und obwohl er sich schwärzte durch Einwirkung der Luft, entstand eine Wallfahrt von vielen Tausenden, die Ciceros Tochter leibhaftig sehen wollten. Zulauf und Gedränge wurden so groß, daß der Papst schließlich ein Ende machte, den Körper bei Nacht fortbringen und vor der Porta Pinciana begraben ließ. Die Wiederauferstandene fand so zum zweitenmal ein Grab, aber heute noch streiten sich die Gelehrten darüber, wer die Tote gewesen.

Ein paar hundert Jahre später gab es in Roma vecchia wieder ein Auferstehen. Diesmal waren es Tote mit starren, weißen Gliedern, Marmorleiber von unsterblicher Schönheit. In den Jahren von 1787 bis 1828 vor allem drang man ein in die Tiefen des Bodens und holte so viele Schätze, die vor Zeiten die Villa der beiden Quintilier geschmückt hatten, wieder hervor an den Tag, daß eine bestimmte Stelle dort Statuarium getauft wurde. Götter, Göttinnen und Menschen kamen wieder hervor in buntem Gemisch. Bacchanten und Nymphen, Silen und Apollo, Herkules und Isis, Antinous, Epikur und Sokrates erzählten Geschichten von der Pracht und Schönheit jener verschwundenen Villa. Die meisten dieser einstigen Bewohner der Gärten und Paläste muß man jetzt in der weißen Göttergalerie des Vatikan suchen, um dann, wenn man ihr Bild in der Seele trägt, an einem sonnigen Tage draußen in Roma vecchia die roten Trümmer in schön verträumten Stunden wieder mit ihnen zu bevölkern und neben ihnen auch die Schatten der Quintilier, des Commodus, der Favilla, des Cleander herbeizurufen an den einst von ihren Gestalten wechselvoll belebten Ort.

Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr

Von

Georg Heinrich Hartmann

(Fortsetzung)

Am 12. März also standen wir marschbereit vor unseren Quartieren oder richtiger saßen in unseren Bauernwägelchen. Die Besitzer derselben, wenn auch gut entlohnt, schauten ziemlich mißmutig drein, denn ihren Pferden standen die größten Anstrengungen bevor. Tausende gingen zugrunde und die Frühjahrsbestellung stand vor der Tür. Um 6 Uhr sollte abgerückt werden. Bei der echt baltischen Pünktlichkeit aber wurde es 8, ehe wir losrückten. Wir waren, wenn ich mich nicht täusche, die mittlere der auf drei Straßen mar-

Digitized by Google

schierenden Kolonnen. Der Oberstab begleitete uns, d. h. der Befehlshaber und seine Herren waren stets bei der Spitze. Die Sonne schien, es war ein warmer, glückverheißender Vorfrühlingstag. Die Windau begann endlich aufzugehen. Als wir über die Brücke zogen, sahen wir es zu unserer Freude. Die Abteilung Pappenheim gehörte zur Spitze des Gros. Vor uns marschierte noch eine „Infanterie"-Schwadron. Sehr bald kamen wir in die riesigen Staatsforsten des Frauenburgschen Gebietes. Diese Wälder machen einen großartig düsteren Eindruck. Nur selten werden sie von Lichtungen unterbrochen. Den Feinden wäre es ein leichtes gewesen, bis auf wenige Schritte unbemerkt an uns heranzukommen und uns in Rücken und Flanken zu fassen, ganz besonders, da wir uns mitten unter ihnen befanden. Der Vormarsch kam überraschend, und wir waren direkt in sie hineingestoßen. Auf den Nebenstraßen marschierten ihre Kolonnen parallel den unsrigen. Trotzdem leisteten sie nur frontalen Widerstand. Nach vielleicht einstündigem Marsche fielen die ersten Schüsse. Ein Teil der hinter uns marschierenden Artillerie wurde vorgezogen. Wir standen derweil in einer Talmulde und bedauerten, nichts sehen zu können. Der Artillerie gelang es in kurzer Zeit, den Feind zum Weichen zu bringen. Auf diese Waffe konnte die Landeswehr ganz besonders stolz sein. Ihre Aufstellung ging nur langsam und unter Schwierigkeiten vor sich. Das Geschützmaterial war nicht einheitlich, sie führte deutsche und russische Kanonen. Räudefreie Pferde hat sie wohl kaum je besessen. Die Schußleistungen aber waren ganz hervorragend. Zu ihren Batterien hatte die Truppe großes Vertrauen. Auch später, als der Feind über Panzerzüge verfügte und uns an Zahl und Kaliber überlegen war, hat uns unsere Artillerie mehr als einmal gerettet und zum Siege verholfen. Bei einem Zusammenstoß der beiderseitigen Kavallerievorposten waren einige Pferde erbeutet worden. Zu unserer Freude erhielt meine Abteilung sie. In den Satteltaschen fanden wir nagelneue Leibwäsche und Schriftstücke, die interessante Mitteilungen enthielten. Auch sah ich den ersten Gefangenen, einen jungen Polen. Tief hing ihm die „Bolschewikenlocke" in die Stirn. Es ist merkwürdig, daß fast alle männlichen Bolschewiki lange, die weiblichen, sogenannte Flintenweiber, dagegen kurze Haare tragen. Dies gilt nicht nur für die Anhänger der roten Armee, sondern auch oft für deren Gesinnungsgenossen im Bereich der weißen. Ebenso eigentümlich ist es, daß die bolschewistische Kokarde stets die Form eines Sechs- oder Fünfecks hat. Auf dem Marsche entspann sich ein munteres Leben. Bekannte suchten einander auf, fuhren oder gingen miteinander. Manches abenteuerliche Schicksal wurde erzählt. Da gab es Leute, die aus dem äußersten Osten des früheren russischen Reiches nach mancherlei Irrfahrten hierher gekommen waren. Andere hatten monatelang in Wäldern verborgen gelebt. Dieser berichtete von seinen Erlebnissen als Offizier bei den Roten, ehe es ihm gelungen, zu fliehen. Im allgemeinen waren die Balten, welche als Reserveoffiziere in der russischen Armee standen, bei den Soldaten sehr beliebt gewesen, die sie gegen die Kommissare und den Plebs zu schützen suchten. Da waren andere, welche bereits während der ersten

Digitized by Google

Revolution 1905 Selbstschutzverbänden angehört hatten und nun gegen dieselben Gegner fochten. In der Truppe kannten sich ja die meisten untereinander. Da gab es Geschützbedienungen, bei denen alle derselben studentischen Verbindung angehört hatten, Kompagnien, die überwiegend aus Schulkameraden bestanden.

So zogen wir, wenn auch stockend, unaufhaltsam weiter. Manchmal überholte uns der Kommandeur mit seinem Gefolge von Meldereitern in rasendem Tempo, ein Bild des rastlosen Vorwärtsstrebens. Gegen Abend kamen wir aus der Waldregion heraus und in die sogenannte kurische Schweiz. Vor Zabeln kam es noch zu einem kurzen Gefecht. Wir standen auf einer Anhöhe und hatten einen guten Überblick. Die schlecht ernährten Pferde fingen an schlapp zu machen. Hin und wieder sah man eines dieser bedauernswerten Tiere verendend am Straßenrande liegen. Es war dunkle Nacht, als wir endlich in Zabeln einrückten. Am nächsten Morgen machten wir uns auf die Suche nach frischen Pferden. Wir kamen auf zwei Güter, wo man uns freundlich bewirtete und ganz erstaunt war, als wir die Inspektoren ein- und die nichtstuenden Räte absetzten sowie überhaupt für Ordnung sorgten. Damit hatte niemand mehr gerechnet. Kaum waren wir zurück, als wir weiter mußten. Bei Kandau kam es wieder zu einem Gefecht, die dahinter liegende Brücke war zerstört, so daß wir stundenlang warteten, ehe es gelang, sie auszubessern. Die Gegend war hügelig. Auf der vereisten Straße ging es mit dem Wagen ohne Bremse in rasendem Tempo zu Tal und mühselig herauf. Die Wagenkolonne zog sich immer mehr auseinander. Schweigend gingen wir dahin. Ein jeder hatte seine Sorgen und Lasten. Mittellos waren wir alle. Der Krieg, die Revolutionen hatten das mühsam Erworbene in alle vier Winde zerstreut. Wieviele wußten nicht, wo ihre Angehörigen sich befanden. Lebten sie überhaupt noch oder waren sie dem Hunger, dem Typhus und den Mordkommissionen zum Opfer gefallen? In ganz Europa lagen Balten begraben, gefallen als deutsche und russische Soldaten, aber wenige waren es im Vergleich zu denen, die in den Jahren 1918, 1919 und 1920 die letzte Ruhe in heimischer Erde fanden. Ein Volk von Heimatlosen war auf dem Kriegszuge. Siegten die Bolschewiki, so war das Bleiben im Lande unmöglich. Siegte man selber, so war es die Frage, ob die lettische Regierung ihren Befreiern das Dasein erträglich gestalten würde. Deutscher, manchmal auch finnischer und schwedischer Gastfreundschaft waren Frauen und Kinder anvertraut. Aber das hatte seine Grenzen. Einmal mußte der Augenblick kommen, wo der letzte Groschen ausgegeben, der letzte Schmuckgegenstand verkauft war. Was dann? ... Einige hundert Schritt abseits vom Wege sah man im Dunkeln einen Gutshof liegen. Mehrere Reiter lösten sich von uns und ritten auf ihn zu. Das Herrenhaus schien unbewohnt. Nur ein Kind lag schlafend in seiner Wiege. An diese wurde ein Zettel geheftet, der den Bewohnern Kunde gab, daß sie gerettet seien. Die Mutter des Kindes erzählte später folgendes: ihr Mann sei bald nach Erscheinen der Bolschewiki erschossen worden. „Er ist gestorben wie ein

Digitized by Google

Herr, das würden wir nicht verstehen," erzählten seine Mörder später selber. Sie, seine Frau, habe dann die Bande im eigenen Hause bedienen müssen, bis man beschlossen habe, auch sie und ihre Gesellschafterin zu erschießen. Beide Damen flohen in den Wald, wo sie drei Tage bei schneidender Kälte verbrachten, das Kind einer treuen Dienerin überlassend. In der letzten Nacht hörten sie fernes Rollen wie von vielen hundert Wagen, das ihnen unverständlich schien, da unser Kommen von niemand für möglich gehalten wurde, bis sie am nächsten Tage merkten, daß die Bolschewiki verschwunden waren. Gleich nach diesem kleinen Zwischenfall gelang es, eine Feldwache auszuheben. Der Feind hatte keine Ahnung, daß wir uns bereits Tuckum näherten. Gegen 5 Uhr morgens machten wir bei dem Gute Alt-Moken Halt. Das schöne alte Haus war bereits im Kriege völlig ausgeplündert worden. Wer irgend konnte, drängte hinein, um sich wenigstens zu wärmen. Hier hielt Fletscher eine Besprechung. Überall lagen schlafende, frierende Menschen. Sehr bald aber ging's weiter. Die Wagen waren auf dem Felde zusammengefahren worden. Vor uns, nur einige Kilometer entfernt, lag Tuckum. Ein Teil ging auf der Straße vor. Wir bogen in Schützenlinie nach Nordosten ab. Das Gefecht begann. Unaufhaltsam rückten wir vor. In der Ferne konnte man einen Bolschewistenzug sehen und scheinbar ziemlich ratlos hin und her laufende Menschen. Wir kamen an die ersten Häuser. Vor der Stadtkirche begegneten wir den von der anderen Seite Eingedrungenen.

Pappenheim und ich wurden bei einem alten Ehepaar einquartiert, das sich in rührender Weise unserer annahm. Von ihm hörten wir näheres aus der Bolschewikizeit. Vor einigen Monaten während des Rückzuges der Landeswehr hatte der Kommandeur erfahren, daß die Bolschewiki zahlreiche Geiseln in Tuckum gefangen hielten, die in den nächsten Tagen erschossen werden sollten. Mit schwachen Kräften drang er nachts in die Stadt und befreite die Unglücklichen. Das war die erste Waffentat, die ihn in weiten Kreisen bekannt machte. In der Nähe der Stadt liegt eine baumlose Höhe mit steilabfallendem Hange. Das war die Richtstätte. Dorthin wurden die Todgeweihten nachts geführt. Sie mußten ihre Gräber selbst graben, dann Oberkleider und Schuhwerk ablegen. Danach begannen die Unmenschen ihr Werk. Oft schossen sie so, daß sie nur Arme und Beine trafen und systematisch und langsam ihre Opfer quälten. Es ist vorgekommen, daß Menschen aus den Gräbern hervorgekrochen sind und um einen Gnadenschuß flehten. Männer und Frauen, Greise und fast noch im Kindesalter Stehende haben den Märtyrertod erduldet. Menschen, die nicht nur völlig schuldlos, sondern oft eine Zierde ihres Standes, Berufes oder Geschlechtes waren, haben so enden müssen. Gestorben sind sie aber wie Helden, und ihre Peiniger hatten nicht die Genugtuung, auch nur einen von ihnen schwach zu sehen. Wie feige waren diese Herren dagegen, wenn es galt, selbst dem Tode ins Gesicht zu schauen. Man brauchte sich nur einem Haufen Gefangener zu nähern und sofort ertönte Geschrei und Gewinsel. Ärmel und Rockschoß wurde zu küssen versucht unter Beteuerungen der völligen Schuld-

Digitized by Google

losigkeit. Nur die Frauen machten öfters eine Ausnahme. Wenn sie die Männer an Blutgier übertrafen, so verstanden sie wenigstens die Folgen ihrer Taten gefaßter hinzunehmen. Am Nachmittage begab ich mich nach jenem jedem Balten fortan heilig sein sollenden Ort. Mit Mühe wurde die hartgefrorene Erde gelockert, um die Gräber zu öffnen und festzustellen, wer hier ruhte. Vater und Sohn, Mann und Frau, Geschwister, ganze Geschlechter lagen da. Das Herz krampfte sich einem zusammen in namenlosem Weh, und man schauerte bei dem Gedanken, daß sich dies alles wiederholen würde bei der Einnahme von Mitau, Riga und den anderen Städten — und es hat sich wiederholt, entsetzlicher, als die kühnste Phantasie sich ausmalen kann. Wer nicht dabei gewesen, der weiß nicht, was Grauen heißt! Vor unserem Angriff hatten die Bolschewiki an hundert Menschen auf der Straße nach Riga fortgeschleppt. Unsere Reiter nahmen trotz völlig ausgepumpter Pferde unter Führung eines deutschen Offiziers die Verfolgung auf. Die Gefangenen, es waren über siebzigjährige Damen darunter, merkten an den Gesprächen ihrer Wärter, daß etwas im Gange sei, denn letztere berieten darüber, ob man sie mit Handgranaten totwerfen sollte! Da fegte auch schon unsere Kavallerie heran, ehe der teuflische Plan ausgeführt werden konnte. Die Freude, als man in Tuckum die Befreiung der bereits Aufgegebenen erfuhr, war unbeschreiblich. Im Triumphzuge wurden sie zurückgefahren. Die Dankbarkeit den wackeren Reitern gegenüber äußerte sich in rührendster Weise. Am nächsten Tage war Dankgottesdienst und zugleich Trauerfeier für unsere Toten. Die beiden Geistlichen hatten sich auch unter den Weggeschleppten befunden. Vor Bewegung vermochten sie kaum zu sprechen, als sie sich an uns, ihre Befreier, wandten. Und was hatten wir getan im Vergleich zu dem, was sie getragen?

Am 22. März besuchte der Kommandeur uns und erzählte, daß das Gerücht, Mitau sei von deutschen Truppen genommen, sich nicht bewahrheite. Wahrscheinlich wüßte man noch gar nicht oder habe es jetzt erst erfahren, daß wir bereits hier seien. Es hätte eben eine Führerbesprechung stattgefunden und man wolle es wagen, nach Mitau (60 Kilometer) zu marschieren. Das käme den Bolschewiki zweifellos völlig überraschend. Er, der Kommandeur, habe einen noch weitergehenden Vorschlag gemacht, nämlich von der Mitau-Tuckumer Straße nach Nordosten abzubiegen und Riga, das nicht sehr viel entfernter sei, anzugreifen. Für letzteres sprach die Möglichkeit, Riga und Mitau mit einemmal zu befreien, dem Feinde in den Rücken zu kommen und dadurch zu verhindern, daß weitere Menschen verschleppt und umgebracht würden. Es fragte sich, ob man später, dank der politischen Lage, überhaupt noch die Möglichkeit haben würde, Riga zu nehmen und wenn, dann jedenfalls viel später [1]) und unter sehr viel ungünstigeren Umständen (frontaler Angriff über die Dünabrücken). Jeder Tag Verzögerung war ein Verlust. Gegen den Marsch auf Riga sprachen zwei Punkte: Erstens riskierte man bei einem

[1]) Riga wurde zwei Monate nach Mitau genommen.

Digitized by Google

derartigen Unternehmen mehr oder weniger die ganze Landeswehr, zweitens war es sehr fraglich, ob man sich nach glücklich erfolgter Eroberung Rigas daselbst würde halten können. Bei einer Räumung einen großen Teil der Bevölkerung mitzunehmen war undenkbar. Sie mußte dann nochmals einem Feinde überlassen werden, der furchtbare Rache genommen hätte. Endlich war es ganz unsicher, ob den deutschen Truppen gestattet werden würde, über die Aalinie herauszugehen. Bei einem planmäßigen, von der politischen Lage ganz unabhängigen Vorgehen wäre die Befreiung möglich gewesen.

Mitau, den 29. März. Nur ein paar Tage blieben wir in Tuckum. Am Abend des 22. brachen wir, begleitet von den Segenswünschen unserer freundlichen Wirte, die aber eine große, wie es sich später erwies, leider nur zu berechtigte Furcht vor einer Wiederkehr der Bolschewiki nicht unterdrücken konnten, auf. Nur die Kranken und eine ganz schwache Besatzung blieben zurück. Ein eisiger Wind mit Schneegestöber wehte. Dabei eine flache, ungeschützte Gegend. Wir froren jämmerlich. Beim Gute Schlampen, nicht weit von Tuckum, geriet ein Teil der Kavallerie in einen Hinterhalt und hatte einige Verluste. Wir kamen langsamer vorwärts als sonst. Boshafte Kameraden von der Stoßtruppe behaupteten, weil diesmal nicht sie, sondern, ich glaube die Kompagnie Rh. die Spitze bildete. Da, wo die Straße nach Kalnezeem (Riga) abbiegt, steht ein kleines Häuschen. Mit vielen anderen schob ich mich hinein. Beim Scheine von Kienspänen, eine andere Beleuchtung hatte der Krieg für die Landbevölkerung zu einem unerschwinglichen Luxus gemacht, konnte man das Innere einigermaßen übersehen. Ein Sterbender und Verwundete lagen dort. In der niedrigen Nebenstube wurde Kriegsrat gehalten. Man entschied sich endlich zum Marsch auf Mitau. Ein Unternehmen, das gefahrvoll genug war und der Verantwortungsfreudigkeit des Befehlshabers alle Ehre machte, wenn auch die Anregung zum Vorgehen an sich, wenn ich mich nicht täusche, von unserem Kommandeur ausgegangen war. Viele ließen die Köpfe hängen, als sie merkten, daß es nicht nach Riga ging. In Tuckum hatte man einen „großen" aus Moskau eben eingetroffenen Kommissar gefangen. Jetzt gelang es uns, ein ganzes örtliches Komitee in einem Anwesen zu überraschen. Während wir gegen Morgen ziemlich verschlafen dahintrotteten, krachten plötzlich hinter uns Schüsse. Wie ich mich umwende, sehe ich halbrechts auf einer in unsere mündende Straße eine Wagenreihe stehen. Eine Bolschewikikolonne war in ihrer Ahnungslosigkeit, uns für die Ihrigen haltend, auf uns zugefahren. Als der Irrtum erkannt wurde, war es bereits zu spät. Einige suchten zwar unsere Wagen zu überklettern, um von der anderen Seite in den schützenden Wald zu entkommen. Nicht einer erreichte sein Ziel. Es gab zuviel gute Schützen bei der Truppe. Es wurde Nachmittag, als wir uns ungeduldig und voll Erwartung Mitau näherten. Die Feinde hatten unser Kommen endlich festgestellt und sich eilig zurückgezogen, was wir an mancherlei Anzeichen feststellten. Mit dem Winde hatte die Kälte ein wenig nachgelassen.

Digitized by Google

Unsere Abteilung, zwei Geschütze und zwei Minenwerfer, rückten auf der zu beiden Seiten mit Wald umgebenen Straße fort. Am Ausgang des Waldes ging die Artillerie in Feuerstellung. Wir verließen die Straße und gingen in Schützenlinie auf den fast parallel laufenden, wenig entfernten Bahndamm zu. Nachdem wir einige Schritte gegangen, sah ich eine Rauchsäule zwischen den Bäumen aufsteigen. „Der Zug", schrie ich, und schon ratterten seine Maschinengewehre und krachten seine Kanonen. Längere Zeit mußten wir im Feuer des Feindes daliegen, ohne uns wehren zu können. Das Gefecht entwickelte sich. Überall gingen die Unseren vor. Endlich zog der Panzerzug sich vor unserer in direktem Schuß feuernden Artillerie zurück. Er machte später noch einen vergeblichen Vorstoß. Es gelang uns, den Bahndamm zu besetzen. Dann rückten wir auf die Stadt zu. Von weitem konnten wir den Befehlshaber als einen der ersten in Mitau eindringen sehen. Einmal kam der Kommandeur zu uns. Eine Reitgerte schwingend, schlenderte er über das vom Feinde bestrichene Feld. Für jeden hatte er ein freundliches, ermunterndes Wort. Ungefähr zwischen der lettischen und der katholischen Kirche drangen wir mit aufgepflanztem Seitengewehr in die Stadt. Menschen kamen uns entgegen mit lauten Freuden- und Begrüßungsrufen. Sie wußten nicht, wer wir waren. Einige glaubten, die Entente habe ihre Soldaten hergesandt. Andere hielten uns für ein internationales Söldnerkorps. Von der Landeswehr wußten sie wenig. In den Straßen sah man einzelne Gestalten gespenstisch vorüberhuschen. Nicht wenige wurden von unseren Kugeln erreicht. Am Bahnhofe überraschten wir eine größere Abteilung, auch wurde dort Beute an Eisenbahnwagen mit Lebensmitteln gemacht. Ich kam am Katharinenstift vorüber, da ich darin Bekannte hatte. Ein fremdes Gesicht erschien auf mein Klopfen am Fenster. Mir wurde gesagt, daß die früheren Bewohnerinnen (gebildete, unbemittelte alte Damen) vertrieben seien. Das Stift wäre nun Armenhaus. Auf der Brücke, die zum Schloß führte, stand der Befehlshaber im dichtesten Kugelregen. Allmählich öffneten sich die Häuser. Einzelne Menschen erschienen und flehten uns an, ihre Angehörigen zu retten. Nun erfuhren wir das Grauenhafte: Am Vormittage hatten die Bolschewiki ihre Gefangenen sowie verschiedene Personen, die sie aus den Wohnungen schleppten, im ganzen mehrere Hundert, zusammengetrieben und nach Riga in Marsch gesetzt. Diese Unglücklichen mußten in leichtester Kleidung den 45 Kilometer weiten Weg antreten. Kranke, Greise und Greisinnen befanden sich darunter. Wer zusammenbrach, wurde niedergestochen. Viele kamen auf diese Weise um. In Riga wurde ein Teil der Männer sofort erschossen, die anderen wieder ins Gefängnis geworfen, wo sie bereits Leidensgefährten vorfanden. Wie bei Tuckum hofften wir, daß es uns gelingen werde, zu retten. Es war zu spät. Panzerzüge machten ein Vorgehen auf der Chaussee unmöglich. Unsere Kavallerie mußte leider erfolglos umkehren. Durch einen Flüchtling, der, vor Erschöpfung zusammengebrochen, sich totstellte, erfuhren wir Näheres.

Digitized by Google

Posten wurden ausgestellt, dann suchte ein jeder die Ruhe. Unsere Gedanken waren bei denen, die den Leidensweg nach Riga zogen und denen wir nicht helfen konnten.

Mitau, den 30. März. Ich sah mir die gefangenen Bolschewiki an. Vertierte, satanische Gesichter, die, einer den anderen beschuldigend und preisgebend, ihre eigene Unschuld beteuerten. Unter diesen Menschen hat man gelebt. Wie viele von ihnen gekannt. Sie haben die jahrelang getragene Maske abgeworfen, zeigen sich nun in ihrer wahren Gestalt. Ist so etwas überhaupt möglich? Verschiedene haben nicht nur geraubt und gemordet, sondern haben ihre Opfer gequält und gepeinigt. In den Gefängnishöfen öffnete man die Gräber. Alles wie in Tuckum, nur noch schlimmer und blutiger. Man kann so etwas nicht niederschreiben, man kann es kaum fassen, auch wenn man alles gesehen hat. Dabei eine furchtbare Not, Mangel an Brot und Holz.

Am übernächsten Tag nach der Einnahme begannen die Bolschewiki mit der Beschießung. Ihre Angriffe wurden blutig abgewiesen, aber die Lage war manchmal kritisch. Der Feind kann uns umfassen, da die Aa noch gefroren ist. Ein Wunder, daß er unsere Bagagen, die gerade während eines Angriffes ankamen, nicht wegschnappte. Die Einwohnerschaft war in namenloser Erregung. Immer wieder flehte sie uns an, sie mitzunehmen. Dies wäre natürlich unmöglich gewesen, aber die Stadt wäre bis auf den letzten Mann verteidigt geworden. Wagen und Pferde blieben unangeschirrt, man wollte siegen oder sterben. Endlich rückten die deutschen Truppen ein. Ich glaube, es war die 2. Garde-Reservedivision. Zum Teil haben sie schon schwere Kämpfe zu bestehen gehabt. Nun sind wir stark und Mitau gesichert. Gleich nachdem wir hierher kamen, griffen die Bolschewiki Tuckum an. Trotz tapferster Verteidigung mußte die kleine Garnison weichen. Alle besseren Elemente begleiteten sie auf Kolonnenwagen, Bauerngefährten oder zu Fuß. Von hier ging die Landeswehr wieder nach Tuckum und besetzte es ohne Widerstand. Jetzt wird ungefähr die Aalinie gehalten. Von Mitau nach Osten stehen Deutsche, nach Westen Balten. Die Letten halten einen kleinen Abschnitt am Strande in der Gegend von Schlock. Bei den Bolschewiki ist eine gewisse Mutlosigkeit bemerkbar, die Beziehungen zwischen Russen und Letten in der roten Armee sind recht schlechte. In Tuckum wäre es seinerzeit beinahe zum Kampfe zwischen beiden gekommen. Die Russen sind humaner und suchen hin und wieder, wenn auch erfolglos, die Mordlust der Letten zu dämpfen, die jetzt in Riga wahre Orgien feiern sollen. Wenn die weißen Russen ebenso vorgingen wie wir, so wäre es mit der Sowjetherrlichkeit bald zu Ende. Mit Ungeduld warten wir auf den Marschbefehl nach Riga. Jeder Tag Verzögerung kostet dort Zahllosen das Leben. Stutschka, der Oberkommissar der lettischen Räterepublik übertrifft seine Moskauer Kollegen noch um ein erhebliches an Blut- und Raubluft. Dabei sind er und seine Helfershelfer durchaus nationalistisch. Die hiesigen Bolschewiki verschmähen die russische Hilfe zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft nicht, sie wollen aber un-

Digitized by Google

abhängig bleiben, „weil die lettische Kultur so sehr viel höher steht als die slawische".

Der Ministerpräsident Ulmanis und sein Kabinett sehen die Befreiung von Lettland sehr gerne. Deutsches und baltisches Blut fließen reichlich bei der Errichtung der Latwija. Das lettische fast nur auf gegnerischer Seite, aber auch das mißfällt. Die lettische Presse weiß nur von Greueltaten zu berichten, die wir begangen haben sollen. Die Bolschewiki sind ihrer Ansicht nach harmlose verführte Menschen. Dabei erklären letztere ganz offen, Ulmanis & Co. seien „Bourgeois", die ebensowenig Gnade verdienten als wir. Der Okkupationsmacht werden, wo es nur geht, Knüttel zwischen die Beine geworfen. Die Zusage der lettischen Regierung, dem deutschen Soldaten, der hier kämpft, Land zur Siedelung zu geben, wird natürlich nie gehalten werden. Gerade die guten und zuverlässigen Formationen sind es, welche sich hier dauernd niederlassen wollen. Die Letten sehen es gerne, daß Deutsche und Balten sie befreien und damit erst den Staat ermöglichen, da ihre eigenen Leute dazu nicht zu haben sind. Sie wissen ganz genau, daß das Machtgebot der Entente die Deutschen, wenn es an der Zeit ist, aus dem Lande weisen wird. Mit den zahlenmäßig schwachen Balten, die weit größere Einbuße an Gut und Blut erlitten haben als die Letten, wird es danach leicht sein, fertig zu werden. Heute spielt ja die Qualität keine Rolle, die Existenzberechtigung wird nach Quantitäten abgeschätzt. Die Engländer fördern diese Entwicklung. Es ist ein Teil ihrer Randstaatenpolitik. Deutschland darf sich in ihnen nicht festsetzen, aber muß sie schützen, bis sie sich eigene militärische Organisationen geschaffen haben. Die deutsche Regierung in ihrer traditionellen Kurzsichtigkeit will nicht, daß deutsche Truppen im Lande bleiben und unterstützt diese deshalb nicht genügend. Wenn sie noch hier sind, ist es anderen Faktoren und wohl auch Noske zu danken. Das deutsche Volk weiß nicht, welcher Dienst ihm damit geleistet wird. Ohne die Okkupationsmacht und die Landeswehr wäre Ostpreußen wohl längst von den Roten überschwemmt und der Verkehr zwischen russischen Bolschewiki und deutschen Spartakisten ein ganz ungehinderter. Die Folgen kann man sich denken. Die Deutschen verstehen den Dienst, den sie der englischen Politik leisten, nicht auszunützen und diese tut, als ob man ihr noch dankbar sein müßte, daß die deutschen Soldaten hier bleiben dürfen...

Am 22. Mai fiel Riga. Es war der Ehrentag der Landeswehr. Sie stand auf der Höhe ihres Ruhmes. Die Unzulänglichkeit der Mittel und die allgemeine politische Lage mußten ihr bald ein Halt zurufen. Riga konnte nur durch Überraschung genommen werden. Alles, was Waffen tragen konnte, wollte dabei sein. Wenn es nicht gelang, die Brücken zu nehmen und man dem Feinde zu ihrer Zerstörung Zeit ließ, so war der Erfolg in Frage gestellt. Der Stoßtrupp und die Gebirgsbatterie von Medem vollbrachten das Wagestück. Vom Dünakai drang der Kommandeur, von nur wenigen begleitet, zur Zitadelle, wo sich das Gefängnis befand. Aus einem blühenden Garten

Digitized by Google

empfing er die tödliche Kugel, aber der schnelle Vorstoß hatte sein Ziel, Überrumpelung des Brückenkopfes und Verhinderung der geplanten Niedermetzelung der Gefangenen erreicht. Lange noch tobte der Straßenkampf. Nach dem Zentralgefängnis kam die Truppe leider zu spät. Dort hatten die Unmenschen ihr blutiges Werk an einem Teil der dort Befindlichen bereits vollendet. Durch Maschinengewehre hingemäht, lagen sie da, als wir hinkamen...

Die Glocken des Domes schallten dumpf über die streit- und leidgewohnte Stadt. Durch die Straßen bewegte sich ein endloser Trauerzug. Voran die Stoßtruppreiterei, schwarzen Flor an den blauweißen Fähnchen. „Ich hatt' einen Kameraden" — wie oft waren wir einem Sarge unter diesen Klängen gefolgt und mancher hatte gebangt, daß es so kommen würde, wie es gekommen ist. Dann folgten die Leichenwagen. Als erster auch im Tode unser Kommandeur, dann sein Schwager Michael Graf Reutern, Baron Nolcken, der bei der Abwehr eines Umfassungsangriffes den Heldentod gefunden, dann der Führer der 1. Schwadron Rittmeister Olberich. Er fiel am Brückenkopf. Rechts und links baltische Rittmeister und Kornetts mit gezogenen Degen. Deputationen der Stadt, der Befreiten, der Regimenter und Freikorps, die Stoßtruppschwadronen und die Gebirgsartilleristen folgten. Deutsche Soldaten standen Spalier. Es war nicht nur ein tapferer und bedeutender Soldat gefallen — ein Mann war eingegangen zur ewigen Ruhe, dessen Tod ein Erlösungsopfer für viele wurde. Ich muß an ein Wort in Ludendorffs „Kriegserinnerungen" denken: „Und es kam die Zeit, da viele deutsche Männer nicht mehr für ihr Vaterland sterben wollten." Diese hier waren bereit dazu, als alles um sie zusammenbrach. Solange es Balten gibt, wird der 22. Mai unvergessen sein. Ob sich ihnen wieder eine Lebensmöglichkeit bietet oder ob ihrer stolzen und schönen Geschichte ein Ziel gesetzt ist, der Tag von Riga hat wieder gezeigt, daß Völker und Männer, die in der Schicksalsstunde groß sind, sich unvergänglichen Ruhm erwerben, denn die Gegenwart ist selten gerecht, die Zukunft ist es stets. Die vielgeschmähten Balten, fried- und heimatlos, Barone, ob adeligen oder bürgerlichen Standes, nicht mehr hineinpassend in eine Zeit, der auch Herren im Knechtsgewand unerträglich sind und die lieber von Knechten im Rock des Herrn regiert wird — sie haben das Gebot der Geschichte verstanden und erkannt, daß es auch eine Gnade des Schicksals ist, groß untergehen zu dürfen. Seit den Goten in Italien hat kein deutscher Stamm einen ähnlichen Kampf gekämpft, und sollte es wie damals der letzte sein, so ist zum Klagen kein Grund.

Wie einen Fürsten trug man den Befreier Rigas zu Grabe. Jeder drängte sich, um seinen Schmerz und seine Bewunderung auszusprechen. Nur die Letten blieben stumm, obgleich auch sie ihm ihre Rettung verdankten und ohne ihn ihre Regierung sich wohl noch heute auf den Südwestzipfel Kurlands hätte beschränken müssen. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Der Traktat vom ewigen Frieden von 1713

Ein geschichtlicher Beitrag zum Völkerbund

Von

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

Die Kongresse des 19. Jahrhunderts," sagt der bekannte Geschichtschreiber J. G. Droysen,[1]) „pflegen dafür zu gelten, besonderer Art zu sein und ein neues Stadium in der Entwicklung des Völkerrechts zu bezeichnen. Man hebt hervor, daß sie nicht bloß entstandene Störungen des Friedens, des Gleichgewichts, des öffentlichen Rechts abtun, sondern den erst drohenden Störungen vorbeugen wollen, daß sich in ihnen nicht nur die unmittelbar Beteiligten zusammenfinden, sondern vielmehr die Großmächte als Vertreter und Hüter der großen Gemeininteressen aller Völker und Staaten die Initiative ergreifen und mit den Beteiligten oder wohl auch gegen sie Beschlüsse fassen, deren Anerkennung fordern und sie nötigenfalls auch auf dem Wege bewaffneter Intervention erzwingen."

Diese Vorläufer des modernen Völkerbundgedankens gehen indes, wie Droysen nachweist, bis auf den Utrechter Friedenskongreß von 1712/13 zurück, der dem blutigen Spanischen Erbfolgekrieg ein Ziel setzte, ohne freilich Europa einen dauernden Frieden zu bringen. Zur Herbeiführung eines solchen machte damals der Abbé Karl Irenäus Castel de St. Pierre, ein Mann voll edler Menschenliebe, den Vorschlag eines dauernden europäischen Völkerbundes mit einem ständigen Bundesrat und Schiedsgerichtshof in der Stadt des Friedenskongresses. St. Pierre war 1658 im gleichnamigen Schloß bei Honfleur geboren, also ein Sohn der Normandie, die dem französischen Schrifttum so manchen guten Namen geschenkt hat, ein Mann aus armem, aber vornehmem Hause, was damals viel galt, Vetter des Marschalls Villars, Beichtvater der Schwägerin Ludwigs XIV., der berühmten Liselotte von der Pfalz, der Mutter des späteren Regenten Philipp von Orléans, und Mitglied der französischen Akademie, also kein Stubengelehrter, sondern ein Mann der großen Welt, damals im reifen Alter von fünfundfünfzig Jahren, und vor allem als Sekretär des französischen Gesandten, des Abbé de Polignac, selbst Teilnehmer an dem Utrechter Kongreß. Sein „Traktat vom ewigen Frieden",[2]) von dem er im Jahr zuvor schon einen Entwurf[3]) veröffentlicht hatte und dem 1716 noch ein Schlußband folgte,[4]) stützt sich auf einen um

[1]) Monatsbericht der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Juli 1869.

[2]) „Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe", Utrecht 1713, 2 vol. (Ohne Namensnennung des Verfassers.)

[3]) „Mémoires pour rendre la paix perpétuelle en Europe", Cologne 1712. (Ohne Namensnennung.)

[4]) Utrecht 1716. — 1726 erschien dann noch ein „Abrégé" des ganzen Werkes in Rotterdam. In dieser Fassung ging das Projekt in „Gesammelte Werke" St. Pierres (Rotterdam 1733) über.

Digitized by Google

hundert Jahre zurückliegenden angeblichen Plan Heinrichs IV. von Frankreich, der die gleichen Ziele verfolgte und der durch seine Ermordung 1610 kurz vor der Ausführung vereitelt wurde. Diesen Plan entnahm St. Pierre aus dem „Leben Heinrichs IV." von Perefixe[1]) und — wie dieser — aus den seit 1638 erschienenen Memoiren des Herzogs von Sully, des Vertrauten und Finanzministers Heinrichs. St. Pierre hat diese Quellen in gutem Glauben benutzt und in ihnen ein durchschlagendes Beweismittel für die Ausführbarkeit seines Planes erblickt. Erst die neuere Geschichtsforschung hat nachgewiesen, daß er einer der größten Mystifikationen der Weltgeschichte zum Opfer gefallen ist. Denn Heinrichs „allgemeine allerchristlichste Republik", wie sie Sullys Memoiren schildern, war nichts als ein Phantasiegebilde dieses Ministers, die bloße Chimäre eines gestürzten, in seiner Eitelkeit verletzten, verbitterten und zuletzt greisenhaft kindischen Mannes. Am Anfang von St. Pierres Völkerbund steht also die Lüge — gewiß kein günstiges Omen, aber für jeden, der sich mit Geistesgeschichte befaßt hat, noch kein Todesurteil. Sind doch die größten geistigen Bewegungen auf Legenden und unsicheren Traditionen aufgebaut, und doch haben sie eine gewaltige Triebkraft besessen. Nicht die Wahrheit ihres Ursprungs, sondern das Bedürfnis der Menschen ist das Entscheidende.

Überdies war St. Pierres Traktat nicht das erste Buch seiner Art. Er hat Vorgänger gehabt,[2]) so die „Discours politiques et militaires" de la Noues (Basel 1587), ein zu Sullys Zeit vielgelesenes Buch, das eine dauernde Verbindung aller christlichen Staaten gegen die Türkengefahr vorschlug und sich die Schlichtung internationaler Streitigkeiten, die Ordnung aller gemeinsamen Angelegenheiten gleichfalls durch eine große Versammlung an einem bestimmten Ort dachte. Ein Menschenalter später (1625) erhob der Begründer des Völkerrechts, Hugo Grotius, in seinem klassischen Buch „De jure belli et pacis" (II, 23, § 8, 4), das eine Milderung der entsetzlichen Kriegsbräuche der Zeit — mitten im Dreißigjährigen Kriege — bezweckte, die gleiche Forderung nach der Berufung von Staatskongressen zur Schlichtung von Streitigkeiten. Und schon zwei Jahre vor ihm (1623) veröffentlichte ein französischer Mönch und Pädagoge, Emeric Crucé, ein heute fast verschollenes Buch, den „Nouveau Cynée",[3]) den ersten Entwurf eines Völkerbundes, der sich nicht auf die christlichen Staaten beschränkte, sondern die ganze Welt, Asien, Afrika und Amerika umspannte. Eine Bekanntschaft

[1]) Hardouin de Perefixe, „Histoire du Roi Henri le Grand", Amsterdam 1668.

[2]) Die mittelalterlichen Vorgänger, den französischen Kronanwalt Pierre Dubois unter Philipp dem Schönen (1706) und den Kanzler Antonius Marini des Hussitenkönigs Georg Podiebrad von Böhmen (1461), sowie den Völkerbundsplan des Renaissancepapstes Leo X., siehe in dem gründlichen gelehrten Werk von Jakob ter Meulen, „Der Gedanke der internationalen Organisation", Haag 1917.

[3]) Das Werk ist durch den amerikanischen Völkerrechtslehrer Th. Willing Balch neuerdings (Philadelphia 1909) wieder ans Licht gezogen und mit gegenüberstehender englischer Übersetzung veröffentlicht worden.

Digitized by Google

zwischen Crucé und Grotius während dessen Pariser Zeit und seine Beeinflussung durch Crucé scheint nicht ausgeschlossen.[1]) Ebenso ist es wahrscheinlich, daß Sully Crucés — und wohl auch de la Noues' — Werk gekannt hat und dadurch in seiner Chimäre vom Völkerbund Heinrichs IV. bestärkt wurde. Selbst eine Bekanntschaft St. Pierres mit Crucé ist nicht unmöglich: Leibniz erwähnt in einem Briefe an ihn den „Nouveau Cynée", kann aber den Verfasser nicht nennen und erklärt auch, daß es sehr schwer sein werde, das schon damals fast verschollene Werk aufzutreiben. Aber schließlich ist es für die Sache nicht entscheidend, ob ihre einzelnen Vertreter sich gekannt und bewußt eine Tradition fortgesetzt haben oder ob jeder den Gedanken von neuem gefaßt hat.

Crucé war einer der ersten, die in den gemeinsamen Handelsinteressen ein neues Band der Völker erblickten. Das ist bei ihm um so erstaunlicher, als er kein Mann des praktischen Lebens, sondern ein Gelehrter war. Der Kaufmann ist nützlicher als der Krieger! ruft er den Fürsten zu, in deren Händen damals die Geschicke der Welt ruhten. „Wenn wir einen allgemeinen Frieden bekommen, ist sein bestes Ergebnis die Befestigung des Handels. Darum müssen die Herrscher darauf sehen, daß ihre Untertanen zu Land und Wasser ungehindert Handel treiben können." So fordert er eine Seepolizei und die Ausrottung der Mittelmeerpiraten. Er will die Meere durch Kanäle verbinden und verlangt ein geordnetes Münzwesen als Grundlage des Handels. „Denn besteht Unsicherheit im Geldkurs, so sind alle Kontrakte unnütz und niemand weiß, woran er ist." Ja er fordert bereits internationale Maße und Gewichte, wie sie selbst heute in England und Rußland noch nicht eingeführt sind. Das Ideal eines merkantilen Weltbürgertums ersteht vor seinen Blicken, lange bevor die Aufklärung ein geistiges Weltbürgertum hinzuschuf. Die logische Konsequenz dieses Weltfriedens ist auch hier ein dauerndes internationales Schiedsgericht, und zwar mit dem Sitz in Venedig, einer der mächtigsten Handelsrepubliken der Zeit. Auch Crucé verspricht sich, wie später St. Pierre, viel von dem Beitritt der Republiken, für deren Handelsinteressen sein Bund besonders vorteilhaft war. „Wenn die Fürsten sich die Wage halten, können die Republiken ihr Gewicht hineinwerfen." Schließlich ist es selbstredend, daß er in seinem Weltvölkerbund, der alle denkbaren Religionen vereinigt, die Toleranz als oberste Richtschnur aufstellt — mitten im Wüten des großen Religionskrieges.

Fünfzehn Jahre nach Crucés Werk erschienen die Memoiren von Sully.[2]) Nach ihnen hatte Heinrich IV. bereits die Mehrzahl der europäischen Mächte für seinen Völkerbund gewonnen, als ihn Ravaillacs Mörderdolch traf. Sein

[1]) Vgl. ter Meulen, l. c., S. 158 f.

[2]) 1638 mit dem fingierten Druckort Amsterdam, tatsächlich im Schlosse Sullys gedruckt. Eine Verdeutschung erschien in der „Allgemeinen Sammlung historischer Memoires" von Friedrich Schiller zur Zeit seiner Jenaer Geschichtsprofessur (Abt. II, Bd. 1—6, Jena 1791—1794) mit Vorrede von ihm.

Digitized by Google

Bund war freilich nicht so weit gesteckt wie der Weltbund Crucés. Er umfaßte nur die „allerchristlichste Republik" Europa, aber mit der Spitze gegen die „Ungläubigen", wie alle Projekte vor Crucé, die im Türkenkrieg ein starkes Bindemittel Europas sahen. Wenn Heinrich diesen Bund mit gewaltigen Kriegsrüstungen eingeleitet hat, so geschah dies doch nur, um Widerstrebende zum Beitritt zu zwingen, insbesondere Frankreichs Erbfeind, das Haus Habsburg, falls dieses sich nicht freiwillig fügte. Irgendwelche Eroberungs- oder gar Weltherrschaftspläne lagen ihm völlig fern. Er wollte nur das Glück der Völker und den Frieden Europas. Mochten andere Staaten sich in die Länder teilen, die dem Haus Habsburg zum Zweck seiner Schwächung abgenommen wurden!

Es läßt sich nicht leugnen, daß die diplomatischen Vertreter des Königs ihn oft als Schirmherrn des Friedens oder als Schiedsrichter Europas u. dgl. gepriesen haben, ja, daß er selbst von Europa als von der „République chrétienne" zu sprechen liebte. Aber unter dem Deckmantel solcher schönen Worte trieb er eine stramm nationale Politik, die sich gegen die Habsburger auf dem spanischen und dem Kaiserthron richtete, eine Politik, die auch Sully, solange er im Amt war, vertrat. Wie Franz I., unterstützte auch Heinrich die deutschen protestantischen Fürsten gegen den Kaiser und versprach ihnen seinen Beistand in dem Jülich-Cleveschen Erbstreit, der ihm den willkommenen Anlaß zum Eingreifen in die innerdeutschen Verhältnisse bot. Zugleich hatte er Holland und Savoyen zum Angriff auf die spanischen Niederlande und die damals gleichfalls spanische Lombardei bestimmt und sich der Freundschaft Englands versichert. Sogar der von Napoleon III. verwirklichte Gedanke eines Austausches von Savoyen gegen die Lombardei taucht hier bereits auf. Das alles aber sah nicht nach einem uneigennützigen Völkerfrieden, sondern nach einem Weltkrieg und einer französischen Weltmonarchie aus. Vier Tage vor dem Aufbruch fiel Heinrich von Mörderhand. Als Sully kurz nach diesem schicksalsvollen Tage ein Gedicht „Parallele zwischen Heinrich dem Großen und Cäsar" schrieb, bekannte er ganz offen als Plan seines Königs die Wiederaufrichtung des Reiches Karls des Großen bis zur Donau und Elbe!

Auch der Kreuzzugsgedanke lag Heinrich in seinen letzten Regierungsjahren ganz fern, wenn er auch früher mit ihm gespielt haben mochte. Der Zeit freilich war er nicht so fremd, wie man glauben sollte. De la Noues Plan wurde schon erwähnt. Francis Bacon erneuerte ihn 1622; die französischen Gesandten, die die unglaubliche Schwäche der Türken aus der Nähe sahen, rieten ihn an; die Katholiken hatten ihn stets auf ihrem Programm; Pater Joseph, Richelieus rechte Hand, betrieb ihn allen Ernstes; selbst Wallenstein träumte von einer Eroberung des Türkenreiches. In Wirklichkeit aber haben die europäischen Mächte seit der Renaissance um die Wette die Freundschaft der Türken gesucht, um ihre Sondervorteile gegeneinander durchzusetzen, und so zur Erhaltung des „kranken Mannes" bis heute beigetragen.

Digitized by Google

Ja, gerade Heinrich hatte bis zuletzt gemeinsame Sache mit ihnen gegen Habsburg gemacht. Er wollte sogar die spanischen Mauren bei seinem geplanten Einfall in Spanien benutzen und hatte einen spanischen Bündnisvorschlag gegen die Türken noch 1608 mit Kriegsdrohungen beantwortet. Nicht gegen sie, sondern gegen Habsburg richteten sich seine Pläne!

Hier wie an vielen Stellen von Sullys Memoiren läßt sich ohne Mühe die Sonde ansetzen, um die Lügenhaftigkeit seines angeblichen Völkerbundsplanes nachzuweisen. Zweifel an der Sullyschen Chimäre haben sich zwar hier und da stets geregt, aber gerade das 18. Jahrhundert hatte eine wahre Aureole um den alten Minister des Königs gewoben, zu der auch St. Pierres Buch nicht wenig beitrug. Noch 1752 trat ein deutscher Gelehrter, Eobald Tozius, in seiner „Allgemeinen christlichen Republik nach den Entwürfen Heinrichs IV." gegen Voltaires Skepsis auf. Selbst bei der Eröffnung des Panamakongresses (1826) wurde noch auf Heinrichs und Sullys Pläne hingewiesen. Erst das kritische 19. Jahrhundert erhob entschiedenen Widerspruch, in Frankreich besonders Guizot, Desclozeaux und Pfister, vor allem aber in Deutschland Ranke, Moritz Ritter und Martin Philippson.[1]) Ihren Todesstoß erhielt die Chimäre schließlich durch Theodor Kükelhaus. Sein „Ursprung des Planes vom ewigen Frieden in den Memoiren des Herzogs von Sully" (Berlin 1893) liest sich wie ein spannender Detektivroman. Mit unbarmherziger Logik hebt er Schicht auf Schicht von diesen Memoiren ab und weist die schrittweise Wandlung des nüchternen Staatsmannes zum phantastischen Lügner nach. Er zeigt, wie Sully sich in selbstsüchtiger Absicht zum Orakel der unbekannten und vielumstrittenen Pläne Heinrichs IV. aufwirft, die Tradition benutzt und übertreibt, sich gegen seine Verkennung und Zurücksetzung durch die Geschichtschreiber der Zeit wehrt und seinen Namen durch eine Chimäre zu verewigen sucht, als Richelieu die politischen Traditionen Heinrichs längst aufgenommen hatte und durch seine großen Erfolge das Werk seines Vorgängers zu verdunkeln begann. So schmerzlich dies Ergebnis für alle ist, die gern bewundernd zu geschichtlichen Größen aufblicken, so steht der Fall doch nicht einzig da. Man denke nur an die berüchtigten Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, in denen die Forschung gleichfalls verschiedene Stufen der Verfälschung nachgewiesen hat, oder an die von Friedrichs des Großen Vorleser de Catt, der aus seinen wahrheitsgetreuen, erst seit kurzem bekannten Tagebüchern einen Roman über den König herausspann, dem die Welt nur zu lange Glauben geschenkt hat!

Damit ist St. Pierres festeste Stütze fortgebrochen, sein Plan auf das Beispiel nationaler Staatenbünde, wie die damalige deutsche Reichsverfassung, die Schweizer Eidgenossenschaft und die Vereinigten Provinzen von Holland be-

---

[1]) Moritz Ritter, „Die Memoiren Sullys und der große Plan Heinrichs IV.", München 1871. Martin Philippson, „Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.". Berlin 1882, S. 481.

Digitized by Google

schränkt. Der europäische Staatenbund aber tritt in die Sphäre des Platonischen Idealstaates zurück.[1])

Seine verschiedenen Fassungen tragen in ihren zeitgenössischen Nutzanwendungen der jeweiligen politischen Lage sorgsam Rechnung — ein beliebtes Thema der damaligen politischen Literatur —, sind aber im Kerne einander gleich. Wesentliche Verschiedenheiten finden sich nur bei Behandlung der türkischen Frage. In den zwei Bänden von 1713 tritt St. Pierre, bewußt oder unbewußt, in die Fußtapfen Crucés. Er will die Türkei dem Bund angliedern und fordert somit eine absolute religiöse Duldung, nicht nur den christlichen Bekenntnissen gegenüber. Ja, er faßt sogar einen entsprechenden asiatischen Völkerbund ins Auge und billigt Grenzstaaten wie der Türkei und Rußland sowie den europäischen Handelsmächten eine Vertretung in beiden Bünden zu. In dem Schlußband von 1716 dagegen stellt er sich ganz auf den Boden der Sullyschen Chimäre und mahnt die christlichen Herrscher, „wie leicht, glorreich und vorteilhaft es sei, die Türken aus Europa zu vertreiben." (II, 431 ff.) Ja, er dehnt seine Eroberungspläne sogar auf die asiatischen und afrikanischen Besitzungen der Türkei aus. Diesen auf das christliche Europa beschränkten Völkerbund legt er besonders dem Papst ans Herz: „Gab es je unter einem Pontifikat etwas Größeres, Ruhmreicheres und Wichtigeres für die Christenheit als die Einigung aller christlichen Herrscher für alle Zeiten und zugleich ihren Zusammenschluß zur Ausrottung der Ungläubigen?" (III, 298). Mit einem Aufgebot von 600000 Streitern — für damals eine Riesenzahl, die noch die des Spanischen Erbfolgekrieges überschritt — und 300 Millionen Franken jährlicher Kriegskosten wird der „Ewige Friede" eingeleitet! Ein seltsamer Vorschlag im Mund eines Mannes, der den europäischen Herrschern und Völkern eben erst vorgerechnet hat, welche ungeheuren Summen sie sich durch das Aufhören von Krieg und bewaffnetem Frieden ersparten! Kein Wunder, daß diesem halben Frontwechsel auch eine Verleugnung früherer Gründe und Motive entspricht! Während er 1713 in der gemeinsamen Aufteilung der Türkei vor Begründung des Weltfriedens eine Gefahr für den Bund sah und eine etwaige Aufteilung Rußlands von der Hand wies, da die Eroberer sich über den Raub nicht würden einigen können, sucht er jetzt nachzuweisen, daß gerade der gemeinsame Raubzug den Bund um so fester kitten werde. Welche Gründe ihn zur Verleugnung seines ersten

[1]) Die nächsten Zwischenstufen zu St. Pierres Plan sind die Schriften der Quäker William Penn und John Bellers. Die erstere erschien 1696 in London unter dem Titel: „An essay towards the present and future peace of Europe by the establishment of an european Dyet, Parliament or Estates." (Dyet war der englische Ausdruck für den Deutschen Reichstag.) Die zweite erschien 1702 in London unter dem Titel: „Some remarks for an european State proposed to the Powers of Europe by an universal guarantee and annuael Congress, Senate, Dyet or Parliament to settle any disputes about the bounds and rights of Princes and states hereafter. With an abstract of the Scheme formed by King Henry IV. of France upon the same subject." Diese Schrift steht also im Bann von Sullys Chimäre. Näheres bei ter Meulen, l. c., S. 171 f., 177 f.

Digitized by Google

Planes bewogen, ist nicht klar. Vielleicht das Studium der posthumen Bände III und IV von Sullys Memoiren,[1]) die er jetzt erst kennen lernte, und die Erkenntnis, daß es doch nicht so leicht sein würde, die halbwilden Völker des Ostens für einen Bund zu begeistern, der vor allem dem zivilisierten Europa zugute kommen sollte, vielleicht auch die Zugkraft, die er sich von dem Namen „Heinrichs des Großen" versprach, schließlich auch die veränderte politische Lage. 1713 blutete Europa noch aus den Wunden des Krieges, der erst 1714, mit dem Frieden von Baden, seinen vollen Abschluß fand. Damals ersehnte Europa den Frieden um jeden Preis und wäre gewiß von seinem Plan abgeschreckt worden, wenn der Völkerfriede mit einem noch größeren Kriege anfangen sollte. 1716 dagegen war der Friede im Westen hergestellt und der nordische Krieg im Verglimmen. Der Türkenkrieg war also ein Blitzableiter für künftige europäische Kriege: besser ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen, als die Selbstzerfleischung Europas. Jedenfalls hoffte er auch Österreich und Rußland durch die Zusicherung eines Bundeskriegs gegen diese bedrohlichen Nachbarn dem Bunde geneigter zu machen. In dem „Abrégé" von 1729 endlich ist die Türkenfrage ganz offen gelassen.

Ein stärkeres Band als dieser Kreuzzugsplan war für ihn — wie für Crucé — jedenfalls die Gemeinsamkeit der Handelsinteressen, die auch er durch internationale Münzkonventionen, durch Einführung einer europäischen Gewichts- und Maßeinheit und einheitliche Kalendermachung, ja durch völligen Freihandel zu festigen sucht. Er wird es nicht müde, den Herrschern und Völkern vorzurechnen, welch ungeheure Reichtümer sie sich durch den ungestörten Welthandel und die Freiheit der Meere verdienen könnten, welchen Aufschwung Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften durch den Frieden nehmen würden. Dabei sieht er freilich nicht ein, daß gerade die Handelsinteressen die Völker nicht nur zusammenführen, sondern auch die unüberbrückbarsten Gegensätze und die tödlichsten Feindschaften hervorrufen können. Ihm gilt das Wort: „Raum für alle hat die Erde". Auch das erkennt er nicht voll, daß die Handelsinteressen nur für die Seemächte, besonders Holland, England, Venedig und Genua, entscheidend waren, während gerade Frankreichs Handel von der englischen Konkurrenz mehr und mehr zurückgedrängt wurde und die übrigen Kontinentalstaaten sich dem Handelsmonopol der Seemächte zu entziehen suchten, also jedenfalls keinen Grund hatten, diese Monopolstellung durch Begründung des Weltfriedens noch zu verstärken.

So ist es denn nicht verwunderlich, daß sein Projekt vor allem Beifall bei den Kaufleuten und der mit dem Frieden wachsenden industriellen Spekulation fand, sowie bei den schwächeren und wie Holland sinkenden Mächten. Die häufigen Auflagen und Umarbeitungen beweisen jedenfalls, daß das Projekt

[1]) Paris 1662 ff.

Digitized by Google

viel beachtet wurde. „Die ganze Welt kannte es," sagt Lessing in seinem fünften Literaturbrief (1759). Aber selbst in den Kreisen der Aufklärung und der beginnenden Humanität regte sich Widerspruch. Leibniz, der mit St. Pierre im Briefverkehr stand, spöttelte über diesen Traum vom goldenen Zeitalter und setzte ihm sein eigenes, ganz mittelalterliches Staatsideal entgegen, wonach Papst und Kaiser die Häupter der Christenheit sein sollten. Selbst der große Pazifist Voltaire nennt St. Pierre „halb Philosoph, halb Narr". Ja sogar Rousseau, der eine Bearbeitung seiner „Polysynodie" und seines Friedenstraktates[1]) herausgab, war weit entfernt, diesen günstig zu beurteilen. Den größten Widerspruch aber fand er bei den Staatsmännern, wie Kardinal Dubois, dem Minister des Regenten, der ihn als „Traum eines Biedermannes" abtat, oder Kardinal Fleury, dem Minister Ludwigs XV. Am schärfsten aber griff ihn der gekrönte Aufklärer Friedrich der Große an, der ihn durch einen seiner literarischen Freunde (wohl Formey) in einem „Anti-Saint-Pierre" mit beißender Ironie abfertigen ließ.[2]) Allerdings befand sich Friedrich in der Abwehr, denn der greise „Apotheker des kranken Europas", wie er ihn mit Fleury nennt, hatte den jungen König 1741 und 1742 öffentlich und väterlich ermahnt, die Sünde der Eroberung Schlesiens, die ganz Europa in neue Kriegswirren gestürzt hatte, einzusehen und zu sühnen, und so ging Friedrich, der den Hieb stets für die beste Parade hielt, auch hier zum Gegenschlag über.

Wenn es irgendeinen Staat gab, auf den dieser „Traum eines Biedermanns" nicht paßte, so war es in der Tat das aufstrebende Preußen, ein Staat voll innerer Tüchtigkeit und unverbrauchter Kräfte, die ein großer Herrscher eben erst zur höchsten Leistung zusammengefaßt hatte, aber noch ein Zwitter zwischen Kleinstaat und Großmacht, geographisch zersplittert und erst in seinen Umrissen skizziert, ohne natürliche Grenzen und von neidischen, übermächtigen Nachbarn umgeben. So konnte sich Preußen allein durch die Schlagkraft seines Heeres und die geniale Unbedenklichkeit seines Herrschers den Platz an der Sonne erringen, der seinem inneren Werte entsprach. Es hatte nur die Wahl, größer zu werden oder unterzugehen. St. Pierres Plan war also gleichsam ein Stein, der in die Bahn seines Aufstieges geschleudert wurde.

Als Kronprinz hatte auch Friedrich den schönen Traum der jungen Aufklärung von Völkerglück und Völkerfrieden geträumt und unter Voltaires Ägide in seinem „Antimachiavell" mit schöner literarischer Pose gegen die harten politischen Wahrheiten des großen Florentiners geeifert. Aber derselbe Friedrich hatte schon in einem Küstriner Briefe an den Kammerjunker v. Natzmer die politische Lage Preußens divinatorisch erkannt und aus ihr

[1]) Extrait du projet de paix perpétuelle de M. l'Abbé de St. Pierre, 1761.

[2]) Vgl. Droysen, „Über die Schrift Anti-Saint-Pierre". Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, August 1878, und ter Meulen, l. c., S. 216 ff.

Digitized by Google

das harte Muß abgeleitet, die ganze Ära seiner Kriege und Eroberungen und Preußens mühevollen, ruhmreichen Aufstieg vorhergeschaut. Kaum zur Herrschaft gelangt, folgte er der harten Staatsräson und bewahrheitete die Grundsätze des noch eben verketzerten Machiavell; die schönen Träume vom Völkerglück aber sparte er sich für die Zeiten des Friedens auf und verwirklichte sie vor allem nicht in weltbürgerlichen Beglückungsversuchen, sondern an seinem eigenen Volke, dem er ein ebenso großer Friedensfürst wie Führer im Kriege geworden ist.

So zerstob denn St. Pierres letzte Hoffnung mit Friedrichs kühnem Einmarsch in Schlesien. Er war kurz nach Friedrichs Thronbesteigung, noch ehe der „Antimachiavell" erschien, nach Berlin geeilt, um den roi philosophe für seinen Plan zu gewinnen, und hatte dann angesichts der politischen Ereignisse seinen ersten Mahnruf, die „Betrachtungen über den Antimachiavell", veröffentlicht, worin er „den kühnen Fürsten, den Schwierigkeiten mehr reizen als abschwächen", zur Einkehr und zur Begründung seines Völkerbunds einlud. Aber nun folgte die Schlacht bei Mollwitz, das Bündnis mit Frankreich, der österreichische Erbfolgekrieg und Friedrichs Winterfeldzug bis vier Meilen vor Wien. Da wird St. Pierre an seiner Hoffnung irre; er schreibt sein „énigme politique", eine letzte, scharfe, dreiste Mahnung — und die Antwort ist der „Anti-Saint-Pierre"! Im folgenden Jahre sank der Fünfundachtzigjährige ins Grab, ohne das kranke Europa kuriert zu haben.

*

Die Einwände, die sich heute gegen St. Pierres Traktat erheben lassen, sind zum Teil schon damals gemacht worden. Sein Buch leidet zunächst unter dem Fehler vieler damaliger gelehrter Werke. Es ist ermüdend weitschweifig und wendet die Methode eines geometrischen Lehrbuches auf die Politik an. Schon Rousseau empfand diese Mängel, als er es in gekürzter Form (freilich unter eigenen Zutaten) neu bearbeitete. Heute sind aber auch die fortwährenden Beziehungen auf die Zeitgeschichte und Zeitverhältnisse völlig veraltet und stören nur den Überblick über den geistigen Kern des Systems. St. Pierres Ansicht von der Entstehung der deutschen Reichsverfassung, auf die er sich häufig beruft, ist recht willkürlich auf seinen Plan zugestutzt. Ein von ihm wiedergegebener „Einwand" zeigt übrigens, daß er sich dessen selbst bewußt war. Auch andere solche „Einwände", die er im Vollgefühl seiner dialektischen Überlegenheit und seiner guten Sache massenhaft vorbringt, um sie umständlich zu widerlegen, sind ihr recht gefährlich und von der Geschichte immer wieder als stichhaltig erwiesen worden. Manche freilich sind auch nur offene Türen, die er bequem einrennt. Ja, diese Methode gemahnt bisweilen an die Klopffechtereien gewisser politischer Debatten mit bestellten Diskussionsrednern, die zugunsten des Themas mit Glanz widerlegt werden. Doch bietet er umgekehrt auch selbst Angriffspunkte genug, insbesondere in seinen „Nützlichen Artikeln", die er als Ergänzung der unverrückbaren „Grundartikel"

Digitized by Google

seines Bundes in Vorschlag bringt. Man lächelt unwillkürlich, wenn man liest, daß die „Friedensstadt", in der der Bundesrat tagt, stark befestigt und so mit Vorräten versehen sein soll, daß sie einer langen Belagerung standhalten kann — gewiß ein eigenartiges Äußeres für die Stadt des „ewigen Friedens". Seine Absicht ist dabei, sie vor Handstreichen der Bundesmitglieder zu sichern. In gleichem Sinne bestimmt er, daß die Bundesgesandten und Grenzkammern (die die Streitigkeiten der Untertanen verschiedener Herrscher zu schlichten haben), ja die Offiziere und Soldaten der Besatzung von Utrecht möglichst aus dessen Gebiet stammen oder dort ansässig und verheiratet sein müssen. Im Notfall können sie auch aus anderen Republiken genommen werden, da diese die größte Gewähr für bundestreues Verhalten bieten. Unwillkürlich gibt er damit aber zu, daß sein Völkerbund hauptsächlich im Interesse schwacher und friedlicher Staaten liegt, und er mutet den Großmächten zu, einen Regierungsapparat des Bundes zu dulden, in dem allein die kleinen Republiken vertreten sind. Der kitzligste Punkt aber ist der Bundesfeldherr. Da er über die gesamte Heeresmacht Europas verfügt, so kann er, wenn er ein Wallenstein ist, leicht den ganzen Bund in die Tasche stecken, daher sind besondere „Sicherungen" nötig. Er wird vom Bundesrat ernannt, hat aber seinerseits kein Recht, Offiziere zu ernennen und sich dadurch Parteigänger zu schaffen, vielmehr bleibt die Militärhoheit den Kontingentsherren. Aus den „wichtigen Artikeln" wissen wir ferner, daß die Bundeskontingente aller Staaten gleich groß sind, daß also z. B. das damals noch souveräne Herzogtum Lothringen ebensoviel Truppen ins Feld stellt, wie die größte damalige Militärmacht, Frankreich, wogegen die Wehrbeiträge der Staaten nach der Einwohnerzahl und der Höhe der Einkünfte gestaffelt sind. Lothringen kann daher sein Kontingent in Kriegszeiten kaum selbst aufstellen, geschweige denn bezahlen. Dafür darf es in der Schweiz usw. werben, und seine Mehrkosten werden ihm vom Bund aus den Summen bezahlt, die Frankreich und die anderen Großmächte als Differenz zwischen ihren Kontingentskosten und ihren Wehrbeiträgen an ihn abführen. Mit anderen Worten, die Kleinstaaten halten ihre Truppen großenteils auf Kosten der Großmächte! Ein solches Heer aus lauter gleichstarken Kontingenten bildet für die innere Sicherheit des Bundes also keine Gefahr, aber St. Pierre verhehlt sich auch nicht, daß dieser buntscheckige Auszug aus ganz Europa unter einem einflußlosen Feldherrn auch den Feinden nicht sehr gefährlich sein kann. Diesem doppelten Mangel kann indes abgeholfen werden, wenn die Mitglieder im Kriegsfall freiwillig ein Drittel Truppen mehr stellen, als sie verpflichtet sind. Dann ist die Überzahl so erdrückend, daß die innere Schwäche des Bundesheeres ausgeglichen wird. Es handelt sich also nur um etwas mehr Geldausgaben für kurze Zeit, denn der Sieg ist gewiß, und das ist besser als die großen Gefahren, die ein zu großer Einfluß des Bundesfeldherrn mit sich brächte. Freilich vergißt St. Pierre auch hier, daß gerade die Verminderung der Kriegsausgaben einen Hauptanreiz zum Beitritt

Digitized by Google

zu seinem Völkerbund bildet. Und die Kürze des Krieges ist doch auch fraglich; ein einheitlich geführtes schwächeres Heer kann auch der erdrückenden Übermacht von Allianzheeren jahrelang die Stirn bieten, wie es der Siebenjährige und der Weltkrieg gezeigt hat.

Schließlich berührt auch die gewaltsame Pazifizierung Europas eigenartig und zeigt den Friedensengel auf dem Kriegspfad. Denn wer dem Friedensbunde nicht beitreten oder aus ihm austreten will, zieht sich die „europäische Acht" zu und wird ganz oder teilweise seiner Staaten beraubt, genau wie in dem verpönten „Kriegssystem". Der „ewige Friede" kann also unter Umständen mit einem Weltkrieg beginnen, ähnlich wie die Sullysche Chimäre!

Mit der Aufdeckung der obigen Ungereimtheiten, die sich noch vermehren ließen, ist indes noch keine grundsätzliche Kritik des ganzen Planes gegeben. Ihr näher zu treten, ist bei dem zeitlichen Abstand, den großen Umwälzungen, die Europa seitdem durchgemacht hat, den neuen Problemen und Ideen, die bestimmend aufgetaucht sind, nicht schwer und recht lohnend. Ist die Weltgeschichte in ewigem Wandel und Fluß, so wollte St. Pierre diesen Fluß im gegebenen Augenblick hemmen und ihn in die Starre eines ewigen Systems bannen. Er wollte dem Rad der Weltentwicklung in die Speichen fallen und es in eine neue Bahn zwingen. Er ahnte es wohl selbst einmal, wenn er einen seiner Widersacher ausrufen läßt: „Du willst ja mehr, als selbst Christus wollte!" Der Völkerbund sollte die damaligen Machtverhältnisse und Herrschaftsgebiete verewigen, mochten die Staaten auf der Höhe der Entwicklung still stehen, sich im Auf- oder Abstieg befinden. Kein Gebietszuwachs, aber auch kein Verlust war möglich, der Tüchtige so viel wert wie der Faule und Müde. Wie die Laune des Kriegsglücks, die dynastischen Interessen und Erbschaften die Welt verteilt hatten, so sollte sie ewig bleiben. Keine plötzlich aufschwellenden neuen Kräfte, keine neuen Probleme (wie das Nationalitätenprinzip) konnten ihr Antlitz mehr ändern. Die Interessen der Völker, die sich oft genug keineswegs mit denen der Herrscher deckten — man denke z. B. an die Völkerkarte des Hauses Habsburg —, wurden den dynastischen allemal nachgesetzt, die letzteren dick unterstrichen. So gebot es die Rücksicht auf die damaligen absoluten Herrscher, die St. Pierre für seinen Plan gewinnen mußte. Der Wiener Kongreß und die Heilige Allianz haben dies Legitimitätsprinzip und das Einschreiten gegen Revolutionen von ihm erborgt und dadurch ihr sonst so anerkennenswertes Bestreben zur Pazifizierung Europas äußerst verhaßt gemacht.

In Wirklichkeit dachte aber gerade St. Pierre gar nicht so dynastisch. Als geborener Reformer, Weltverbesserer im großen und kleinen, Reformer des Prozeßwesens, der Wege, sogar der Rechtschreibung,[1]) trat er auch für

[1]) Seine älteste Schrift (1698) macht Vorschläge zur Verminderung des Prozeßwesens. 1708 schrieb er aus Anlaß einer Reise in seiner engeren Heimat das „Mémoire

Digitized by Google

Reformen der innerpolitischen Zustände seines Vaterlandes ein und marschierte als solcher an der Spitze der Aufklärung.[1]) Ja, er hat sich sogar eine sehr unehrerbietige Sprache gegen den Absolutismus Ludwigs XIV. erlaubt. In seinem schon früher entstandenen, doch erst 1718 unter dem Regenten erschienenen Werke „Discours sur la Polysynodie ou pluralité des Conseils" brandmarkt er die Alleinherrschaft, wie sie vom König, einem Premierminister oder einigen allmächtigen Ministern ausgeübt wird, als Wesirat oder Halbwesirat, d. h. als orientalischen Despotismus, und empfiehlt eine stärkere Gliederung der Verwaltung in Ministerkonseils, deren Meinung und Rat der König vor der Beschlußfassung einzuholen habe. Ja, er bebeweist die Dringlichkeit dieses Vorschlages durch die Aufdeckung all der Schäden und Gewalttätigkeiten, mit denen Ludwig XIV. seine Untertanen heimgesucht hatte. Auch seine Ausschließung aus der Akademie (1718) auf Betreiben seines alten Brotherrn de Polignac machte den unbequemen Mahner nicht mundtot, sondern verstärkte nur die Wucht seiner Angriffe. Er ging nun um so schärfer und bestimmter auf alle bestehenden Mißstände ein, eiferte, nachdem er schon 1717 die Ungerechtigkeit der Steuerverteilung gerügt hatte, gegen die Mißstände des erblichen Adels und die Käuflichkeit der Ämter, drang in kirchlichen Fragen — obwohl selbst Geistlicher — auf Aufhebung des Zölibats, des Mönchtums und der strengen Sonntags- und Festfeiern, ja, auf Milderung der Glaubenslehren selbst. Sein unablässig verfolgtes Ziel war, nach dem Vorbild Englands auch Frankreich durch eine freie und geordnete Verfassung ruhig und mächtig und durch Hebung von Handel und Ackerbau blühend und reich zu machen. Wären seine Forderungen rechtzeitig erfüllt worden, die französische Revolution wäre nicht erfolgt. Aber in seinem Friedensprojekt findet sich kaum ein matter Abglanz davon, so wenn er den Grundsatz „freie Bahn dem Tüchtigen" vertritt und durch Standeserhöhung von Männern, die sich in Kulturaufgaben hervortun, eine Aristokratie des Verdienstes neben den Geburtsadel setzen will. Wie er aber bei der Garantie und Festlegung aller bestehenden Staatsverfassungen durch den Völkerbund derartige Reformen durchsetzen und einen Ausgleich zwischen dem stark betonten dynastischen Standpunkt seines Völkerbundplanes und seinen Reformideen herbeiführen wollte, bleibt völlig unklar.

Nach seinem Projekt hätte die Mehrzahl der Staaten ewig in den Ketten des Despotismus geschmachtet: kein Volk hatte das Recht zur Abschüttelung unerträglich gewordener Staatsformen. Sicherheit und Ruhe,

---

sur la Réparation des Chemins". Sein „Projet pour perfectionner l'Ortografe des langues d'Europe" (Paris 1730) geht übrigens kaum über die Reformversuche der jetzigen Société de Réforme orthographique hinaus.

[1]) Das folgende nach Hettner, „Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert", 7. Auflage, Braunschweig 1913, S. 81 ff. — Vgl. auch die neue ausführliche Schrift von Dr. W. Borner, „Das Weltstaatenprojekt des Abbé de Saint-Pierre", Berlin und Leipzig 1913.

Digitized by Google

Reichtum und Friede, „vollkommenes Glück“ (II, 229), so lauten die Stichworte und Lockmittel seines Eldorado.

„Er entsprang dem Zeitgeist,“ sagt Droysen,[1]) „wie er seit dem Frieden von Utrecht herrschend wurde, jener weicheren, verfeinerten, auf Behagen und Genuß, auf die kleinen Künste und die großen Phrasen, auf die Abkehr von den Gemeininteressen und die Beschäftigung mit sich selbst gestellten Richtung, die dem Betrieb der Diplomaten und Jesuiten so günstig war und den herrschenden Klassen die beste Garantie ihres hergebrachten Vorranges, ihres lukrativen Herrenrechtes über die gedrückten und stumpfen Massen bot.“

Daß man hiermit St. Pierres mannhaftem Eintreten für Reformen bitter unrecht tut, liegt auf der Hand, aber aus seinem Völkerbundplan läßt sich beim besten Willen kaum etwas anderes herauslesen als dieser „Zeitgeist“, und er selbst gibt keine Handhabe und keinen Spielraum für solche Reformen gegen den Willen einer saumseligen oder gar böswilligen absolutistischen Regierung, außer dem Druck auf die öffentliche Meinung. Eine Berufung der unzufriedenen Klassen an den Völkerbund war ausgeschlossen, vielmehr waren die Herrscher sicher, bei allen Umwälzungen oder Verkürzungen ihrer Rechte Hilfe bei dem Bunde zu finden. Das einzige Ventil war die Auswanderung in besser oder freier regierte Gemeinwesen. Von ihr allein versprach sich St. Pierre eine hinreichende erzieherische Wirkung auf die Herrscher. Die Begründung, daß die meisten Herrscher der Zeit „aufgeklärt“ seien, war doch nur ein magerer Trost. Mit dem „aufgeklärten“ französischen Regenten sollte St. Pierre selbst recht traurige Erfahrungen machen, ja gerade Frankreichs schlaffe Regierung glitt auf der schiefen Ebene sicher zur Revolution herab, während umgekehrt die von St. Pierre geforderten Reformen in dem völkerbundfeindlichen Militärstaat Preußen und dann in dem Österreich Josephs II. zur Durchführung kamen. Gerade für solche aufstrebenden Mächte wie Preußen aber war in seinem Völkerbund kein Raum. Der Weg zum Heldentum und zur Größe war allen Völkern versagt, nicht mal ein Grab für Sterbende war vorhanden. Und vor allem: wie sollten Lebensfragen der Handelsmächte, wie der Kampf um den Weltmarkt und die Kolonien stets auf dem Wege friedlicher Konkurrenz geschlichtet werden?

Die seit der französischen Revolution entscheidende Nationalitätenfrage schneidet St. Pierre nicht einmal an. Nach seinem Plan hätte das Haus Habsburg in alle Ewigkeit über Deutsche, Wallonen, Italiener, Franzosen und Slawen geherrscht, hätten Deutschland und Italien ewig bunte Konglomerate von Kleinstaaten gebildet, Schweden, Polen und Engländer in deutschen Ländern geboten. Die türkische Mißwirtschaft hätte (nach dem ersten Plan) für alle Zeiten bis an die Grenzen von Ungarn geherrscht, selbst die polnische Anarchie wäre verewigt worden. Keine Vereinigten Staaten

[1]) J. G. Droysen, „Friedrich Wilhelm I., König von Preußen“, II, 367.

Digitized by Google

von Amerika, kein Mexiko, keine südamerikanischen Freistaaten wären entstanden. Die Ruhe eines Kirchhofes hätte geherrscht: nicht mit Unrecht erinnerte Leibniz angesichts von St. Pierres Projekt an die Aufschrift einer Kirchhofspforte „Pax perpetua", und ebenso nahm später Kant den Titel seines Traktats „Zum ewigen Frieden" (1798) von einem Wirtshausschild, das einen Kirchhof mit der Aufschrift Pax perpetua zeigte. Dieser Plan gehörte nicht in die Welt der Lebenden, zum mindesten nicht in die der damals Lebenden. Ob er heute ausführbar erscheint, wie die Pazifisten meinen, oder ob der ewige Friede nach Moltkes Wort ein Traum bleiben wird, und nicht einmal ein schöner, ist eine Frage, die erst die Zukunft entscheiden wird. Jedenfalls ist von allen Völkerbundsplänen der einst vielgelesene und heißumstrittene, aber heute fast vergessene des Abbé de St. Pierre der durchdachteste und am sorgfältigsten ausgeführteste. „Er grenzt auch tatsächlich den Boden ab, auf dem sich nach ihm die Diskussion über die Möglichkeit des ewigen Friedens bewegt hat." [1])

Briefe Wilhelm Roschers an seine Mutter und an seine Gattin

Mitgeteilt von Wirkl. Geheimer Rat Dr. Karl Roscher

(Fortsetzung)

Göttingen, 14. Januar 1838.

Göttingen habe ich wieder ziemlich in seinem alten Zustande vorgefunden. Die Ruhe ist gänzlich wiederhergestellt, alle Professoren lesen wieder, von den Studenten können höchstens vierzig weggegangen sein, und wenn ich freilich nur zwei Kollegien höre — beide bei K. O. Müller — so ist mir das im Grunde auch recht. Über eine Wiederbesetzung der erledigten Stellen verlautet noch nichts Gewisses; nur das weiß ich aus sicherer Quelle, daß die Regierung den vier weniger gravierten Professoren durch den Hofrat Langenbeck [2]) angedeutet hat, sie möchten um Erlaubnis nachsuchen, ihre angefangenen Vorlesungen wenigstens zu beendigen. Zugleich ist ihnen bemerkt, wenn sie die kleinste Mißbilligung oder Milderung ihres getanen Schrittes veröffentlichten, so würde man sie wieder zu Gnaden annehmen. Ob das Letztere nun erfolgen wird, ist sehr zweifelhaft, jedenfalls ist es mir unbegreiflich, auf was für einer Grundlage solche Annäherungsversuche geschehen könnten, da der König sowohl wie die Professoren so entschieden und unzweideutig sich geäußert haben.

[1]) Borner, l. c.

[2]) Konrad Johann Martin Langenbeck, geboren 1776, gestorben 1851, bedeutender Chirurg und Anatom. Sein „beflügeltes Amputationsmesser" war in der Zeit vor Anwendung der künstlichen Betäubung von höchstem Werte.

Digitized by Google

Übrigens intereſſiert es Euch vielleicht, daß Dahlmann in dieſen Tagen ſeine Familie zu ſich hat nach Leipzig kommen laſſen und dort mit Oſtern als Privatdozent anfangen will. Jakob Grimm iſt in Caſſel und namentlich von ſeiner alten Gönnerin, der Kurfürſtin, ſehr huldreich aufgenommen. Seine große perſönliche Liebenswürdigkeit macht das auch wohl erklärlich. Ewald endlich iſt dieſer Tage in gelehrten Abſichten nach Oxford abgereiſt und hat vor ſeinem Weggange einerſeits noch Proben ſeiner bärenhaften Unbeholfenheit gegeben, andererſeits aber auch mehrfach geäußert, daß er Oſtern ſeiner bisherigen Wirkſamkeit hoffte wieder anzugehören."

Göttingen, 4. März 1838.

„Daß der König von den ſieben Profeſſuren keine einzige hat beſetzen können, wird Euch bekannt ſein; ſelbſt im Inlande ſoll er von einigen ſehr obſkuren Namen eine Ablehnung ſeines Rufes erfahren haben. Andererſeits haben die Sieben, wenigſtens zwei unter ihnen, auswärtige Katheder abgewieſen und ſich jetzt, da zum erſten Male ihre Beſoldung ausgeblieben iſt, an die Juſtizkanzlei zu Hannover gewandt, um den Fiskus da zu verklagen. Von hier wird die Sache wahrſcheinlich ſofort nach Celle gewieſen werden; im weiteren Verlaufe ſind drei Dinge möglich: entweder erkennt das höchſte Gericht zu ihrem Nachteil, oder es entſcheidet für ſie, wo dann der König jedenfalls in ſehr unangenehme Verlegenheiten geführt wird, oder es erklärt ſich für inkompetent. Im letzten Falle ſowie auch im zweiten, wenn der König die Sentenz des Gerichtes zu vollſtrecken ſich weigert, wird eine Berufung an den Bund übrigbleiben, der ſich für förmliche Rechtsverweigerung wenigſtens freundſchaftliches Einſchreiten vorbehalten hat und alsdann von der ganzen Sache wenigſtens Notiz nehmen muß. Einſtweilen hat das Kuratorium der Univerſität den Druck des Lektionsverzeichniſſes, das für den Sommer natürlich ſehr dürftig ausfallen muß, bis auf weiteres unterſagt; man will den Schaden noch ein paar Wochen zu verheimlichen ſuchen. Von den Sieben ſelbſt ſind übrigens die Brüder Grimm in ziemlichem Notſtande, ſo daß der hier Anweſende ſchon ſeine Möbeln zu verkaufen gezwungen ſein ſoll."

Berlin, 17. Juni 1839.

„Das Theater pflege ich, wie früher, als eine Art von Schule neben dem Vergnügen zu beſuchen. Nur iſt das zeitweiſe ſehr ungleich verteilt, indem ich's mir zum Geſetz gemacht habe, nur in gute Stücke zu gehen. So verſtreichen dann oft vierzehn Tage, drei Wochen, ohne daß ich auch nur einmal Luſt dazu bekäme. Mitunter aber drängen ſich auch die theatraliſchen Freuden. So werde ich immer mit Vergnügen an die Pfingſtwoche zurückdenken: Mittwoch vorher Goethes Fauſt, Sonntag Shakeſpeares Romeo und Julia, Montag Emilia Galotti, Dienstag Figaro, Donnerstag Hamlet. Die nächſtfolgende Woche brachte dagegen drei, ſage drei Raupachſche Abende hintereinander."

Digitized by Google

Berlin, 3. Julius 1839.

„Bleiben die Sachen wie jetzt, so kann mir Winter übers Jahr ein Auditorium nicht fehlen, zum Teil aus Hannoveranern bestehend. Dann ist es freilich meine Sache, mich zu rekommandieren. Die Fakultät, wie ich Dir gesagt habe, will mir wohl. Ranke, höre ich, hat sich an einem dritten, ganz unbeteiligten Orte, sehr freundlich über mich geäußert, und Rankes Einfluß in dergleichen Sachen, noch immer im Wachsen begriffen, ist doch schon jetzt recht groß. Wenn also nur Gott und etwas eigene Kraft weiter helfen, so scheinen jetzt die Umstände nicht übel zu sein.

Ich kann überhaupt nicht dankbar genug dafür sein, daß mir ein ganzes Jahr vergönnt gewesen, hier in Rankes unmittelbarer Nähe zu stehen. Welch ein Muster für mich! Um so ungefährlicher, als ich meiner eigenen Natur gemäß ihm in keinem anderen Punkte nacheifern kann, als in unbegrenzter Liebe zur Wahrheit. Um so heilsamer, als ich nach Berlin gekommen bin, ohne irgend etwas von ihm zu wissen; als ich erst langsam angefangen habe, ihn hochzuschätzen, sehr langsam, ihn zu bewundern."

Göttingen, 4. Februar 1840.

„Ich habe inzwischen noch einige Bekanntschaften gemacht, namentlich mit Petris Freunde, dem Superintendenten Hildebrandt (einem sehr vorzüglichen Prediger), dem Physiker Wilhelm Weber[1]) (einem der sogenannten Sieben) und dem Konsistorialrate Lücke. In der Gesellschaft dieser Männer, die viel mit Ritter,[2]) Kraut[3]) und Ranke[4]) — wenn er hier ist —, auch mit K. Otfried Müller verkehren, herrscht wirklich ein höchst angenehmer Ton. Interessante, zum Teil sehr belehrende Gespräche, Geist und Witz, dabei großes wechselseitiges Wohlwollen und herzliche Heiterkeit. Eine sehr angenehme Rolle spielen dabei die Damen, vor allem die Ritter, die ich immer mehr verehre, und die in der Tat das einzige Frauenzimmer ist, für das ich mich in Göttingen interessiere. Ich bin schon einige Male der einzige Nichtprofessor in solchen

[1]) Wilhelm Weber, geboren 1804, gestorben 1891. 1827 Privatdozent in Halle, 1831 Professor in Göttingen. Er errichtete mit Gauß zusammen 1833 die erste größere Telegraphenanlage zwischen Sternwarte und physikalischem Kabinett, bei der galvanische Ströme die Zeichen übermittelten. Vom 14. Dezember 1837 ab seines Amtes entsetzt. Blieb als Privatmann in Göttingen in engem Verkehr mit Gauß. 1842—1849 Professor in Leipzig, dann wieder in Göttingen.

[2]) Heinrich Ritter, geboren 1791, gestorben 1869, Schüler Schleiermachers, machte als Freiwilliger den Befreiungskrieg mit. 1817 Privatdozent in Berlin, 1833 ordentlicher Professor in Kiel, 1837 in Göttingen. Nahe befreundet mit Leopold v. Ranke. Roscher widmete sein „Leben, Werk und Zeitalter des Thucydides" 1842 Ranke und Ritter (s. Preußische Jahrbücher 1908, S. 383).

[3]) Wilhelm Theodor Kraut, seit 1828 Professor des deutschen Privatrechts, geboren 1800, gestorben 1873. Sein berühmtes Hauptwerk: „Die Vormundschaft nach den Grundsätzen des deutschen Rechts". 1835—1859.

[4]) Leopold v. Ranke, geboren 1795, gestorben 1886.

Digitized by Google

Gesellschaften gewesen, spiele natürlich eine bescheidene Rolle und habe mich in der Regel dabei recht wöhnlich gefühlt. Beim Abendessen werden dann auch wohl allerhand Trinklieder gesungen, solo und im Chor, und ich singe dabei keineswegs am schlechtesten: was auf die Sängertugend der übrigen schließen läßt. Mein großer Lehrer, Ranke, soll bei solchen Gelegenheiten, wie ich höre, niemals ein anderes Lied haben singen können als: „Kein Feuer, keine Kohle" usw.

Wir haben hier kürzlich die Bestattung des alten Apen gehabt. Mit dem ist ein Hauptrepräsentant des alten Göttingens abgeschieden. Er war Mitglied von siebzig gelehrten Gesellschaften, was in der gelehrten Welt ungefähr ebensoviel sagen will, als wenn in der politischen ein Staatsmann alle europäischen Orden besitzt. Viel über 100 000 Reichstaler soll übrigens die Erbschaft doch nicht betragen. Auch sind die Sammlungen noch keineswegs, wie früher behauptet wurde, für die Universität angekauft."

Göttingen 1842.

„Mein Publikum habe ich am Montage beendigt und werde auch die beiden anderen Kollegien übermorgen schließen.

Im nächsten Sommer will ich ein großes neues Kolleg lesen, Geschichte von Deutschland in den drei letzten Jahrhunderten. Sowohl von den Vorarbeiten hierzu als von der Vorlesung selbst verspreche ich mir große Freude." [1])

---

[1]) Nach den Göttinger amtlichen Vorlesungs-Verzeichnissen kündigte Roscher in den ersten Semestern seiner dortigen Wirksamkeit folgende Vorlesungen an:

W. 1840/41: Grundsätze der Geschichtswissenschaft nach dem Vorbilde des Thucydides 2 Stunden. Nationalökonomie und Finanzwissenschaft 6 Stunden.

S. 1841: Geschichte der politischen Theorien von Platos Vorläufern bis zur Gegenwart 1 Stunde. Nationalökonomie 5 Stunden.

W. 1841/42: Politik, Lehre von den Entwicklungsgesetzen der Staaten überhaupt, und Statistik für Hörer aller Fakultäten 5 Stunden. Nationalökonomie 5 Stunden.

S. 1842: Politik und Statistik mit kurzer Darlegung des Völkerrechts für Hörer aller Fakultäten 5 Stunden. Nationalökonomie 5 Stunden.

Vom Sommer 1844 ab hielt er wiederholt Übungen einer Gesellschaft für Staatswirtschaft und Politik ab. In demselben Sommer las er 2 Stunden über die Geschichte der Kirchenreformation und des Dreißigjährigen Krieges und 1 Stunde über Staatswirtschaft nach seinem 1843 erschienenen „Grundriß der Staatswirtschaft nach geschichtlicher Methode".

S. 1845. Geschichte der politischen Theorien mit besonderer Beziehung auf Sozialismus und Kommunismus 2 Stunden.

W. 1845/46: Finanzwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der Finanzstatistik der Hauptmächte 3 Stunden.

S. 1846: Geschichte der politischen Theorien von Machiavelli bis zu den Sozialisten und Kommunisten 2 Stunden.

Die Vorlesungsverzeichnisse erschienen noch 1848 in lateinischer Sprache, z. B. S. 1841: Critica theoriarum politicarum historia (inde a Platonis antecessoribus usque ad nostram aetatem) 1 h. gratis. W. 1841/42: Doctrina politica et statistica priv., auditoribus omnium ordinum accomodata 5 h.

Digitized by Google

Wahren, 8. Oktober 1842.

Am 24. muß ich in Berlin sein. Mir hat nämlich Ranke gesagt, daß der preußische Kultusminister mein Buch[1]) mit Beifall gelesen und ernstlich an mich denke. „Ihre Aussichten in Preußen stehen so gut, daß ich bald, wenn man Sie in Hannover nicht ernstlich festhält, Sie als Preußen hoffe begrüßen zu können."

Im Herbst 1842 siedelten Wilhelm Roschers Mutter und unverheiratete Schwester nach Göttingen über. Seitdem wohnten sie bis zum Tode der Mutter (1857) in Göttingen und Leipzig immer in demselben Hause mit ihm.

II

Briefe an seine Gattin 1846—1884

Für Wilhelm Roschers Entwicklung ist es bezeichnend, daß er die Grundlinien seiner späteren wissenschaftlichen Tätigkeit, die zu einer Umgestaltung der ganzen Volkswirtschaftslehre führte, schon als Sechsundzwanzigjähriger (1843) in seinem berühmt gewordenen kleinen „Grundrisse zu Vorlesungen über die Staatswirtschaft nach geschichtlicher Methode" klar und umfassend zeichnete. Seine spätere reiche Tätigkeit als Forscher, Lehrer und Schriftsteller ist nur eine Durchführung der damals ausgesprochenen Grundgedanken. Von diesem Grundrisse sagt Lujo Brentano, daß er „eine ganz neue Auffassung in seine Wissenschaft einführte und an Originalität, Geist, Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Auffassung der behandelten Probleme kaum seinesgleichen hat".

Dieselbe frühzeitige Klarheit und Entschiedenheit bewährte er auch bei der Wahl seiner Lebensgefährtin, Konstanze Neuendorff aus Güstrow in Mecklenburg, mit der er in einer volle fünfzig Jahre dauernden, das Ehepaar und dessen Kinder beglückenden Ehe verbunden blieb. Als Neunzehnjähriger lernte er sie im Hause ihrer an einen Mecklenburger Rittergutsbesitzer verheirateten Schwester kennen. Sie zählte damals erst etwas über zwölf Jahre.

„An jenem Tage," schrieb er sechs Jahre später (1842), „bin ich für immer gefangen worden. Ich wollte selbst nicht daran glauben: es ist ein Kind, dachte ich. Aber das Bild dieses Kindes macht seitdem unwandelbar den Mittelpunkt meines ganzen Lebens aus. Alle Arbeiten, alle Pläne, alle Erfolge schienen mir nur um dieses Kindes willen Wert zu haben. Als ich sie vor drei Jahren wiedersah, fand ich, daß ich mich nicht geirrt hatte." — „Ich habe dies Mädchen, so ruhig, klar und weiblich groß, diese zarte und doch so starke Seele, nicht bloß lieb, sondern verehre sie wie eine Heilige."

Sie blieb zeitlebens, wie er später bekannte, „sein höchstes Glück, sein bester Schatz auf Erden". Als seine Frau später zur Kur in Ems weilte,

[1]) „Leben, Werk und Zeitalter des Thucydides" 1842.

Digitized by Google

schrieb er ihr: „Ich lese jetzt oft und mit großem Vergnügen in Deinen Brautbriefen. Wenn man die jetzigen inhaltreichen, klaren und zärtlichen Briefe damit vergleicht, so merkt man doch auf die schönste Weise, daß Du inzwischen reif geworden. Aber, gottlob, die süße, nützliche Frucht hält in jeder Hinsicht, was die reizende Knospe und Blüte versprochen hat."

Auf einer Reise nach England erwähnt er seiner Frau den Tag seiner bevorstehenden Abreise von London mit dem Bemerken: „Es ist mir ein zu behagliches Gefühl, auf meiner Reise von Deinen liebenden Gedanken wie von guten Engeln umflogen zu sein."

Die Briefe der späteren Jahre sind noch auf denselben liebevollen, zärtlichen Ton gestimmt, wie die des Bräutigams und jungen Ehemanns.

Die Verlobung fand Ende Februar 1842, in dem Jahre des Erscheinens seines Thucydides, die Hochzeit fand am 23. April 1844 statt.

Roschers Witwe überlebte ihren am 4. Juni 1894 heimgegangenen Gatten um fast zwanzig Jahre. Sie starb am 17. März 1914. Geistig frisch bis zuletzt, konnte sie drei Wochen vor ihrem Tode, umgeben von Kindern und Enkeln, ihren 90. Geburtstag dankbar begehen. Hell blieben ihre Augen, so daß sie ohne Brille lesen und schreiben konnte, lebendig blieb ihre Anteilnahme an allen Familiengliedern und an den zahlreichen Personen, die das Haus ihres Gatten im Laufe der mehr als fünfzig Jahre seiner Wirksamkeit in Göttingen und Leipzig aufgesucht hatten. Bis ins höchste Alter bewahrte sie ein edles Gut, das im Alter leicht verloren geht, ihre Anmut.

In den „Geistlichen Gedanken eines Nationalökonomen" spricht Roscher aus: „Daß alle Werke Gottes „sehr gut" sind, aber von der menschlichen Sünde verdorben werden können, sieht man besonders klar bei der Ehe, die ja für jede tiefer eingehende Betrachtung eine immer größere Fülle der liebevollsten, segensreichsten göttlichen Erziehungsgedanken enthält."

Die aus Leipzig an seine Frau gerichteten Briefe betreffen vorwiegend Erlebnisse in der Familie, soweit sie aus der Fremde stammen, Reisebeobachtungen und -Erlebnisse. Von letzteren seien einige Proben angeführt.[1])

Gent, 25. September 1846.

„Hier in Gent kann man Rubens im vollsten Maße kennenlernen. Die Galerien zu München, Dresden usw. zeigen ihn fast nur in seinen späteren Ausschweifungen. In Gent dagegen erscheint er wirklich als der nordische Raffael, der Shakespeare der Malerei. Ich bin vielfach von ihm hingerissen worden. Alle Ecken und Winkel von Antwerpen sind voll Bilder von ihm und seiner Schule: alles im Zusammenhange, an dem Orte, wo die Meister

[1]) Eine Buchausgabe des wissenschaftlichen Briefwechsels Wilhelm Roschers wird von Herrn Dr. W. Ed. Biermann, Professor an der Universität Greifswald vorbereitet, dem zahlreiche Unterlagen bereits zur Verfügung stehen und leihweise Überlassung weiterer Unterlagen willkommen sein würde.

Digitized by Google

gelebt haben, in den Kirchen, von denen sie bestellt worden sind, usw. Das macht einen ungleich erfreulicheren Eindruck als die bunt zusammengewürfelten Galerien der meisten anderen Länder. Belgien steht in dieser Hinsicht Italien nahe." —

„Den Montag war ich in Brügge, wo sich wieder, wie in Löwen, nur in noch höherem Grade, der Verfall mittelalterlicher Größe studieren läßt. Allenthalben wird man angebettelt. Ein Kerl hat mich zwei Stunden lang verfolgt, um mir seine Dienste als Kommissionär anzubieten. Selbst an die Tables d'hote dringen Zitherspielerinnen. Das merkwürdigste hier ist das St. Johannes-Spital der barmherzigen Schwestern, noch ganz in derselben Weise eingerichtet wie im Mittelalter und reich an wahrhaft bewundernswerten Gemälden von Memling, dem größten nordischen Künstler im 15. Jahrhundert." —

„Den Dienstag habe ich in Ostende zugebracht, freilich bei furchtbarem Wetter, aber doch gebadet. Wie denn alles seine gute Seite hat, so verschaffte mir der heftige Wind den großen Genuß, eine sturmbewegte See zu betrachten, wahrhaft empört, mehrere Stunden lang. Wie ein feuriges, starkes Pferd am besten aussieht, wenn es von einem Reiter beherrscht und gezügelt wird, so dies wilde Meer, wenn ein Schiff in stolzer Ruhe es durchschneidet. Ich habe dies mit großem Vergnügen zu Ostende an einem Londoner Dampfschiffe betrachtet. In acht Stunden hätte ich London erreichen können! Freilich sind in den letzten acht Tagen drei Schiffe in Ostende gestrandet, wovon ein Wrack noch zu sehen war."

Kiel, 6. September 1847.

„Gestern abend wohnte ich noch, von Stein geführt, einem höchst anziehenden politischen Meeting der Schleswig-Holsteiner bei, welches gegen den Vorstand gerichtet war. Dieser hat nämlich, auf Befehl des Königs, unterlassen, zwischen den übrigen deutschen Fahnen auf der Festhalle (der Land- und Forstwirte) auch die schleswigsche aufzuziehen, und dadurch fühlten sich alle „Deutschgesinnten" der hiesigen Lande gekränkt. Wenigstens 500 Personen waren anwesend; ich habe hier mehrere aus den Zeitungen bekannte Personen kennengelernt, u. a. Lorentzen, Tiedemann usw., und bin ganz überrascht von dem hohen Grade parlamentarischer Disziplin, Ordnung und Gesetzlichkeit, die hier mit allem Eifer und vieler Beredsamkeit verbunden sind. Darin sind die Schleswig-Holsteiner doch wohl allen übrigen Deutschen überlegen."

London, 1. September 1849.

„Ich habe weite Ausflüge durch die City gemacht. Ich könnte viel davon erzählen. Denn selbst die wenigen Stunden auf der Straße bieten mannigfach Gelegenheit dar, dieses seit der Römerzeit größte Volk sowohl in seiner Tüchtigkeit und Macht, wie in seiner Sonderbarkeit und Geschmacklosigkeit anzustaunen."

London, 15. September 1849.

„In Birmingham, wohin ich in Begleitung des bekannten Statistikers Porter reiste, habe ich vier sehr angenehme und nützliche Tage verbracht. Die

Digitized by Google

große British association for the advancement of sciences, an deren Verhandlungen ich teilnahm, war mir natürlich schon an sich interessant, obschon sie meine Idee vom Zustande der englischen Wissenschaft ziemlich verkleinert hat. Man konnte hier den religiösen, aber sonst auch nur auf praktischen Nutzen gerichteten Sinn der englischen Gelehrten recht deutlich sehen. Dagegen habe ich bei dieser Gelegenheit ein großes Zweckessen, bei dem ich durch Bunsen einen sehr guten Platz erhielt, und einen Rout nach englischer Weise kennengelernt, habe manchen interessanten Persönlichkeiten nähertreten können und durch meine Verbindung mit der Assoziation Erlaubnis erhalten, die wichtigsten Birminghamer Gewerbe zu studieren. In der letzten Beziehung war auch die schöne Industrieausstellung aus den Grafschaften Stafford und Warwick von großem Nutzen für mich, die erste, die in England gehalten wird. ... Die britische Industrie wird mir noch zu manchen Erzählungen Stoff geben, da ich alles, was ich sehen wollte, mit größter Liberalität gezeigt erhalten habe."

„Von Shakespeare habe ich drei Stücke gesehen: „Sturm", „Kaufmann von Venedig" und „Maß für Maß". Shakespeare hat sich in London auf ein kleines Winkeltheater, Sadlers Wells zu Islington, flüchten müssen. Übrigens denke ich doch auch, der Notiznahme halber, ein neueres Stück auf einer größeren Bühne zu besuchen."

„Von den Dingen, die ich in den letzten Tagen gesehen habe, ist mir nichts so interessant gewesen als der Kriegsschiffbau und das ungeheure Artilleriedepot zu Woolwich, welches letztere allein gegen 10000 fertige Kanonen enthält. Ich habe hier Kriegsschiffe halbfertig, ein Viertel fertig usw. bis in die ersten Anfänge ihres Daseins zurück, und zwar mit völlig hinreichender Genauigkeit und Muße gesehen. Überdies ist jede Themsefahrt schon an sich ein großes Vergnügen."

„Am Dienstag besuchte ich zuerst den berühmten Smithfieldmarkt, wohl die schönste Viehausstellung der Welt und für mich in hohem Grade lehrreich. Ich ersehe aus den Zeitungen, daß an jenem Tage über 200 Schweine, 200 Kälber, dagegen 4500 Ochsen und über 31000 Schafe dort gewesen sind. Und solche Märkte gibt es allwöchentlich zwei!"

London, 23. September 1849.

„Sonntags ist man hier ausschließlich auf die Kirche und Natur angewiesen. Alle Läden geschlossen, keine Merkwürdigkeit zu sehen, kein Theater! Und die Kirche mit ihrer langweiligen Liturgie und dem ganz erbärmlichen Gesange hat für unsereinen sehr wenig Erbauliches. Man empfindet da zwiefach den Wert des Hauses. Wie unendlich gerne brächte ich den heutigen Tag in Leipzig hin!"

Leipzig, 6. Juni 1851.

„Heute morgen ging ich früh vor 7 Uhr mit den beiden Knaben nach Buenretiro, wo wir erst frühstückten und ich sie nachher ganz allein eine

Digitized by Google

Stunde lang auf dem Teiche fuhr. Wo wir stillhielten, da erzählte ich ihnen die Geschichte von Ali Baba und den 40 Räubern."

Roscher konnte seinen Kindern auf Spaziergängen wundervoll erzählen. Seine Fähigkeit, sich in die Verhältnisse anderer zu versetzen, seine Vielseitigkeit und sein riesenhaftes Gedächtnis machten diese Freiluft-Erzählungen zu einem Hochgenuß.

Straßburg, 21. August 1852.

„Bei dem Zwecke meiner Reise ist es notwendig, bald in der zweiten, bald in der dritten Klasse der Eisenbahn zu fahren, um so den verschiedenen Schichten der Bevölkerung näherzutreten. Da ist es denn gegen frühere Zeiten eine höchst auffallende Beobachtung, wie man in der zweiten Klasse fast gar kein politisches Gespräch hört; ab und an einmal einige konterrevolutionäre Behauptungen, doch seltener als vor Jahresfrist, und denen gegenüber das Stillschweigen der anderen wohl nicht immer als Zustimmung zu deuten ist. In der dritten Klasse schweigen deren eigentliche Bewohner, zumal die Landleute, regelmäßig von solchen Sachen ganz still. Die Höhergebildeten führen dagegen sehr lebhafte Reden in wirklich destruktivem Sinne. So habe ich z. B. einige Gießener Studenten und einen jüdischen Kaufmann in dieser Hinsicht beobachtet: dem jetzigen Zustande wissen sie nur Ironie (wobei ihnen der Kladderadatsch hauptsächliche Dienste leistet) und Auswanderung nach Amerika entgegenzustellen; aber sie fließen noch immer von Verachtung Gagerns und ähnlicher Männer, von Bewunderung vor Zitz, Blum, Voigt usw. über. Der Glaube an Gott, oder wie sie es nennen, an einen persönlichen Gott, wird als völlig unbegründet vorausgesetzt; daneben viel Hochachtung für die Naturwissenschaft affektiert. Charakteristische, aber für alle Freunde Deutschlands, was sonst ihre Ansichten sein mögen, traurige Zustände!"

„Mit welchem Entzücken ich gestern den Münster noch einmal betrachtet habe, kannst Du Dir leicht denken. Du kennst ihn ja selber und hast Sinn für dergleichen Schönheit. Der Turm scheint neuerdings allenthalben abgeputzt zu sein, vermutlich für die Ankunft des Präsidenten, wo er ja auch illuminiert war."

Paris, 31. August 1852.

„Gestern abend war ich zum erstenmal im Théâtre Français, wo ich mit wahrem Entzücken eine sehr gute Aufführung des „Tartüffe" und des „Médecin malgré lui" von Molière gesehen habe. Das ganze dauerte von 8 bis 11 Uhr. Es paßte die letztgenannte geistreiche Farce sehr gut zum Beschlusse des ernsten feinen Hauptstückes. Solche Aufführungen im Théâtre Français vollenden das Bild vom Zeitalter Ludwigs XIV., welches dem Beschauer von Versailles entgegentritt, zur größten Lebendigkeit. Denn in Versailles ist dies weitaus die Hauptsache, das wirklich großartige Ensemble des Schlosses, in seiner Art schön, obwohl die beständig hindurchblickende Absicht, den einen König zu feiern, ja zu vergöttern, zuletzt anwidert. Das napoleonische Frankreich bildet dann wieder eine Mumie für sich, und das

Digitized by Google

jetzige —! Fast mußte ich lachen, als ich unter den historischen Bildern zu Versailles, worin die großen Kriegstaten der Nation verherrlicht werden, die jüngsten sah: ganze Wände mit der Besiegung der armseligen, buchstäblich nackten Beduinen."

Leipzig, 14. Julius 1853.

(Nach einer Predigt über die Speisung der 4000 Mann in der Universitätskirche.)

„Es ist doch ein sehr schönes Evangelium, dieser Text! Mir fielen in diesen letzten Tagen besonders zwei Züge des unerschöpflichen Gemäldes lebhafter auf, die für unsere Zeit gar sehr zu beherzigen wären. Welch schönes Vorbild für den Staats-Haushalter, der so schwer zwischen Verschwendung und Knauserei die rechte Mitte hält! Daß hier der Herr, der unbeschränkte Welt-Haushalter, jedesmal bei den freien Schöpfungen seiner Wundermacht die Brocken sammeln heißt, „auf daß nichts umkomme!" Ebenso ist es in unseren Tagen so äußerst gewöhnlich, daß man die Menschen durch materielle Prämien für das Reich Gottes zu ködern, förmlich zu bestechen sucht: die Armen durch „christliche" Almosen, die Kandidaten durch Ämter, zu denen „gute Gesinnung" erfordert wird, usw. Ganz anders der Herr, der wohl weiß, daß die Heuchler seine schlimmsten Feinde sind. Der zieht in die Wüste, um zu predigen; drei Tage läßt er die Zuhörer leiblich hungern, damit ja alle fleischlich Gesinnten erst abfallen, und nun gibt er den übrigen trockenes Brot und Salzfische, also ein sehr einfaches Mahl, damit ja keiner um des irdischen Brotes willen zu ihm kommen soll, nur um des himmlischen Brotes willen."

Bern, 30. August 1854.

„Was ich Dir schreiben soll, weiß ich kaum: meine Seele ist zu voll von dem, was ich in diesen letzten Tagen gesehen habe, und ich möchte beinahe sagen, mir ist doch eine neue, wesentlich neue und bedeutende Seite der Welt aufgegangen. In diesen wundervollen Hochgebirgen fühlt man sich doch wirklich freier als sonst, den Urquellen des Daseins näher. Es reißt den Beobachter, wenn er so unter dem Gipfel der Jungfrau und ihrer Umgebungen hinreitet, gar mächtig am Herzen, als wenn Schwingen herausbrechen wollten, um jene ewige Klarheit und Reinheit zu erfliegen. Die Gipfel selbst freilich sind absolut unfruchtbar, tot und kalt; aber gegen das herrliche Grün der Matten, den tiefen Ernst des Waldes und die warmen bunten Farben der Täler in der Tiefe bilden sie einen wahrhaft begeisternden Gegensatz. Und wie viele andere schöne Kontraste noch! So beruht der Reiz der Alpenseen gewiß hauptsächlich darauf, daß in ihnen die vollkommenste Ebene dicht neben die Bergriesen tritt, und der vollkommenste Wechsel in Wellen, Farben und Lichtreflexen dicht neben die starrste Unbeweglichkeit der Massen. Ich bin während der letzten Tage, zumal wenn ich zu Pferde saß, in wahrhaft andächtiger Stimmung gewesen. Das Klopstocksche „Halleluja, der Tropfen am Eimer rann aus der Hand des Allmächtigen auch!" klang wie Glockenton durch mein Inneres. Lies doch gelegentlich einmal der guten Mama Klop-

Digitized by Google

stocks Ode an den Züricher See vor. Auch freue ich mich sehr, daß mir die aus Büchern wohlbekannte Geschicklichkeit der Gebirgspferde über jede Ängstlichkeit weghalf, wenn ich so auf ganz schmalen Wegen an Abgründen hinritt, die vier bis fünf Thomastürme tief waren. Ein Fehltritt des guten Tieres, und es hätte von uns heißen können, wie in dem schönen Bernerischen Gemsenjägerliede: „D'Ebbikeit ertrolet er".

(Roscher machte diese Schweizerreise mit seinem Freunde Liebner, der 1837—44 Professor und Universitätsprediger in Göttingen, 1844—51 Professor in Kiel, 1851—56 in Leipzig und 1856—71 Oberhofprediger in Dresden war.)

Mailand, 8. September 1854.

„Von meiner bisherigen Reise war die Fahrt über den Simplon und der folgende Tag am Lago Maggiore wohl das schönste. Die Macht der Natur, welche die Berge und Abgründe der Simplonstraße geschaffen hat, ist in einem solchen Maße wild und schauerlich, daß man glauben könnte, Teufel hätten das alles hervorgebracht; es wird aber verklärt durch die stellenweise hervortretenden herrlichen Aussichten, so namentlich auf der Höhe des Passes, kurz vor dem Hospiz (6000—7000 Fuß hoch), durch den rahmenartig eingeschlossenen Blick auf die gesamten Berner Alpen, welche ich da zum letzten Male begrüßte. Fast noch mehr kann sich der Betrachter durch die Straße selbst über die Schreckniſse der Natur erheben, welche den sichtlichsten Beweis ablegt, wie der menschliche Geist zum Herrn der materiellen Natur bestimmt ist. Ein merkwürdiger Eindruck, wenn man so turmtief unter sich die Schlangenwindungen der Chaussee in ein förmliches Mäuseloch auslaufen sieht und hernach mit dem hochbepackten Wagen in dieses Mäuseloch einfährt, das nun als eine weitläufige Felsengalerie erscheint, über und unter welcher gewaltige Wasserfälle in den Abgrund stürzen. Das ist ein echt napoleonisches Werk! — Der Lago Maggiore, dem wir den ganzen Dienstag und den Morgen des Mittwochs widmeten, übertrifft doch an Schönheit jeden Schweizersee, besonders durch die Mannigfaltigkeit seines Charakters. In seiner nördlichen Hälfte steigen die Alpenberge dicht vom Wasser auf, so wie es beim Vierwaldstätter See der Fall ist. Von der Mitte an wird das Ufer milder, bleibt aber doch immer noch weit pikanter als z. B. das des Züricher Sees. Dabei treten im Hintergrunde, je mehr man gegen Süden kommt, immer mehr eigentliche Schneegebirge über den Gesichtskreis: auf den Borromeischen Inseln erblickt man von diesen nur die Simplongletscher, im Süden aber auch die gewaltige, imposante Masse des Monte Rosa, der dem Montblanc kaum nachsteht. Fast allenthalben sind die Berge, was den schönsten Lichteffekt hervorbringt, wie Theaterkulissen hintereinandergestellt, so daß man je in der Vertiefung zwischen zweien eine Partie einer ferneren Bergkette sieht. Ich habe dies auf dem Lago Maggiore stellenweise vier-, ja fünffach hintereinander gefunden! Dazu der ganz eigentümliche Zauber der südlichen Vegetation: die Weinreben nicht in langweiliger Symmetrie an Stöcken gezogen, sondern an Bäumen

Digitized by Google

bis zum Gipfel hinauf und in Girlanden von Baum zu Baum ſich ſchlingend. Auch der Himmel in tieferen Farben als bei uns, die fernen Berge nicht blau, ſondern violett, und die zahlreichen Städte ſowie die ganz ſtädtiſch ausſehenden Dörfer in der maſſiven, alle ſpitzen Winkel vermeidenden italieniſchen Bauart. Die Borromeiſchen Inſeln, die wir im vollen Sonnenlichte betraten und beim Scheine des Vollmondes verließen, haben mir weit mehr gefallen, als ich nach den Schilderungen der meiſten Bücher glaubte. Du kannſt Dir Iſola bella am beſten nach Art des Keilſchen Gartens denken, da wo das Treibhaus ſteht; nur daß ſie terraſſiert iſt bis zur Höhe von 120 Fuß. Ich finde ſolche Gärten, die durchaus an Architektur erinnern, gar nirgends der ſich ſelbſt überlaſſenen Natur gleichen wollen, unter einer Bedingung ſchön: daß nämlich eine wirklich freie, großartige Natur in Ausſicht umherliegt. Das iſt hier nun in höchſtem Grade der Fall. Die Inſel bildet gleichſam das Blumenparterre beim Schloſſe, wozu der See mit ſeinen Ufern und weiterhin die Alpenwelt den Park ausmachen."

Leipzig, 16. Julius 1856.

„In der Augsburger Zeitung Nr. 195 vom 12. Juli habe ich letzten Montag einen langen Artikel, ohne Zweifel von Robert Mohl,[1]) über mein jüngſtes Buch[2]) geleſen, welcher Dir, falls Du ihn dort bekommen kannſt, Vergnügen machen wird. In derſelben Richtung war es mir auch erfreulich, was mir Wolowſki[3]) erzählte, daß alle drei öſterreichiſchen Miniſter, die er zu Wien beſucht, meine „Grundlagen der Nationalökonomie"[4]) auf dem Tiſche liegen gehabt und ihm gezeigt hätten, alle drei auch ihr Bedauern geäußert, daß ich nicht für Öſterreich zu gewinnen geweſen. Er hatte die Tatſache meiner Berufung nach Öſterreich eben nur auf dieſem Wege erfahren. Die drei Miniſter waren Thun,[5]) Bruck und Bach geweſen."

---

[1]) Robert v. Mohl, geboren 1799, geſtorben 1875. 1824—1845 Profeſſor in Tübingen. Entlaſſen wegen ſcharfer Kritik von Regierungsmaßregeln. 1847 Profeſſor in Heidelberg. 1861—1871 badiſcher Geſandter in Frankfurt und München. 1871 Präſident der badiſchen Oberrechnungskammer.

[2]) Roſchers Kolonien 1856. Mohl rühmt von dem Buch zwei Eigenſchaften: einmal den echt wiſſenſchaftlichen Inhalt, ſcharfſinnige Grundgedanken, genaue Kenntnis des Standes der Lehre und kerngeſunden Menſchenverſtand, ſodann das reiche geſchichtliche Wiſſen, wie es unzweifelhaft keinem anderen in der Volkswirtſchaft zu Gebote ſtehe.

[3]) Wolowſki, 1810 in Warſchau geboren, ſeit 1839 Profeſſor der Gewerbegeſetzgebung und ſeit 1859 nach Blanquis Tode auch der politiſchen Ökonomie am Pariſer Conservatoire des arts et métiers.

[4]) „Die Grundlagen der Nationalökonomie", 1854. Später ins Franzöſiſche von Wolowſki, ins Engliſche, Polniſche, Ruſſiſche, Serbiſche und Ungariſche überſetzt. 25. Auflage von 1917.

[5]) Graf Leo Thun, von 1849—1860 Kultusminiſter. Karl Ludwig Freiherr v. Bruck, 1855—1860 Finanzminiſter, Alexander Freiherr v. Bach, 1849—1859 Miniſter des Innern.

Digitized by Google

Trier, 1. September 1856.

„Von Stolzenfels habe ich mit Rührung den Mund der guten Lahn betrachtet! Ich war bei der Rückkehr von diesem herrlichen Punkte so heiter, zumal ich am Abend vorher mit heftigen Reise-Kopfschmerzen eingeschlafen war und mich nun so schön wohlfühlte, daß es mich ordentlich trieb, in einer offenstehenden Kapelle am Wege Gott zu danken. An dem Orte war es ganz unmöglich, weil vier Mönche dort ihre Litanei vortrugen, an Inhalt ein solcher Götzendienst mit Maria, an Form zugleich ein so „heidnisches Geplapper", daß man keinen vernünftigen Gedanken dabei fassen konnte. Beiläufig gesagt, habe ich soeben im hiesigen Dome, wenn auch nicht den heiligen Rock selbst, doch den Schrank gesehen, aus welchem er alle Jahrhundert einmal hervorgenommen wird; der Geistliche, der mich führte, gab zu verstehen, daß die Erhaltung dieses schwachen, stellenweise merklich abgetragenen Kleides nur durch ein fortlaufendes Wunder erklärlich werde. Übrigens sieht man in der Rheinprovinz, wie falsch die Sage ist, welche den König von Preußen zum heimlichen Katholiken stempelt. Auf Stolzenfels läßt er in seinem eigenen Zimmer allsonntäglich evangelischen Gottesdienst halten, der wegen der Örtlichkeit stark besucht wird und offenbar als eine Art Leuchtturm wirken soll. Ebenso wird hier (bei kaum 1500 protestantischen Einwohnern) eine altrömische Basilika mit der größten Pracht auf seine persönlichen Kosten zur evangelischen Kirche ausgebaut, was den Rockgläubigen, die kein gleiches Gotteshaus besitzen werden, gewiß vielen Anstoß gibt.

Trier ist übrigens ein herrlicher Ort. In dem kleinen Museum der hier ausgegrabenen Altertümer habe ich heute nachmittag u. a. zwei römische Meilensteine betrachtet, mit wahrer Ehrfurcht. Welch ein System, von dem sie Teile bilden! Mit Ausnahme von Nimes und Pola finden sich diesseits der italienischen Grenze wohl nirgends mehr solche römische Trümmer wie hier.

NB. Unsere beiden kleinen Lateiner mögen ihre Übersetzungskunst und Kritik an der Aufschrift meines uralten Gasthofes üben: Ante Romam Treviris (Trier) stetit annis mille trecentis. Perstet et aeterna pace fruatur! Amen."

'sGravenhage, 8. September 1856.

„So bin ich nun also mitten in diesem merkwürdigen Lande, welches meine Studien schon so lange interessiert hat. Am Sonnabend-Vormittag fuhr ich auf dem niederländischen Rhein, dessen Gabelung ich recht wohl beobachten konnte, fast immer zwischen Wiesen mit herrlichen Kühen und Bauernhäusern, die ganz an die Gemälde der holländischen Schule erinnern. Das Land allenthalben so reich an Wasser, daß es einem vorkommt wie lauter Inseln. Auch die Bewohner noch ebenso schalkhaft wie zur Zeit von Ostade und Teniers, wie denn z. B. die Bauernjungen immer nach dem Dampfboote mit Steinen warfen, sobald sie es nah genug glaubten. Ich habe das berühmte Schloß gesehen, woraus Hugo Grotius durch die List und Kühnheit seines treuen Weibes gerettet wurde; weiterhin das „verdronken" Land, Biesbosch geheißen, wo früher

Digitized by Google

gegen 100 000 Menschen wohnten, das aber jetzt seit einer Sturmflut[1]) aus lauter Wasser und Binsenwerdern besteht, woraus die Trümmer eines alten Schlosses einsam und schauerlich hervorragen. Ferner das theologisch und politisch so berühmte Dordrecht: man möchte den Klieföthern ins Ohr rufen, daß der Saal, in welchem ihresgleichen unter den Reformierten die damaligen Unionsmänner (Hugo Grotius usw. — jene sind fast vergessen!) niederschimpften und abstimmten, jetzt kein Wallfahrtsort für Gläubige, sondern ein Theater für umherziehende Schauspieler ist. — Rotterdam ist zwar bei weitem der wichtigste Handelsplatz der heutigen Niederlande, aber doch an Lebhaftigkeit, von London gar nicht zu reden, Hamburg unvergleichlich nachstehend. Es kam mir vor, als wenn fast nur Rheinschiffe und Schiffe aus den holländischen Kolonien den herrlichen Hafen erfüllten.[2]) Überhaupt macht das ganze Land wohl den Eindruck eines großen, aber stillgestandenen Lebens. Selbst die Nase merkt dies: überall Torfgeruch, während die anderen fortgeschrittenen Länder nach Steinkohlen duften. Eine Menge von Einrichtungen, die Holland Jahrhunderte früher gehabt als wir, stehen jetzt, eben weil sie die neuesten Fortschritte nicht mitgemacht haben, auffallend hinter den unserigen zurück. Dies erinnert fast an China, dessen Hauptteil wirklich das asiatische Holland ist, ebenso die etwas peinliche Regelmäßigkeit und Sauberkeit aller hiesigen Dinge. Soweit das Auge reicht, alles Land in Vierecke geteilt, alle Gewässer geradlinig, fast alle Bäume in Alleen; in den Städten findet man schwer zurecht wegen der großen Einförmigkeit aller Häuser. Auch die Reinlichkeit wird philiströs: dem berüchtigten Quispeldoor auf den Tischen entsprechen gewisse Trichter an allen Straßenecken, ja fast allen Häuservorsprüngen, die uns viel unanständiger scheinen, als das, was sie verhüten sollen, und deren ich allein an einer Kirche zu Rotterdam 16 gezählt habe. Jeder anständige Holländer geht Sonntags im Visitenanzuge mit weißen Glacéhandschuhen usw. zur Kirche, behält dann aber während der Predigt seinen Hut auf; doch habe ich gestern abend in der hiesigen Hofkirche wieder puritanische Formen bemerkt. Aber höchst behaglich ist Holland. Die reinlichen Backsteinhäuser, dunkelrot mit gelben Sandsteinverzierungen, grünen Jalousien und sehr dunkelleuchtenden Fenstern, alles Messingwerk blank wie Gold und offenbar für jede Familie ein eigenes Haus; die stillen, dunklen, aber reinen Kanäle in den Straßen, wo irgend möglich mit schönen Alleen eingefaßt; die blühende Gesichtsfarbe und gute Kleidung fast aller Menschen, die einem begegnen, die steten Glockenspiele auf den Kirchtürmen: alles macht einen angenehmen Eindruck. Auch darf man die glorreiche Geschichte als Folie nicht übersehen; wird man doch in jeder Kirche beinahe daran erinnert! Ungemein gefiel mir in der Groote Kerk zu Rotterdam das Grabmal des Admirals Kortenaer, der im Sunde siegte und fiel. Seine Ge-

[1]) Vom 19. November 1421.

[2]) Neuerdings anders! 1911 gingen im Auslands-Seeverkehr ab von Hamburg 11 993 Tausend, von London 11 172 Tausend, von Rotterdam 10 599 Tausend Registertonnen netto.

Digitized by Google

stalt ruhet auf einem Bette von Fahnen, der Kopf ist auf eine Kanone gestützt. Die herrliche Inschrift wirst du leicht verstehen, wenn ich sie schreibe, wie sie ausgesprochen wird: De Held der Maas, verminckt an't oog en rechte hand. En echtert (trotzdem) oog van't ruur (Steuer), de veust van't vaderland. De groote Kortenaer, de schrick van't Veiands flooten, D' ontsleuser (Aufschließer) van de Sondt leyt in dit graf beslooten."

De Helder, 13. September 1856.

„Ich schreibe diese Zeilen auf der äußersten Nordspitze der Provinz Holland. Vor meinem Fenster liegt der Hafen voller Handels- und Kriegsschiffe, der für Amsterdam ungefähr das ist, was Bremerhaven für Bremen, Warnemünde für Rostock. Biege ich mich zum Fenster hinaus, so breitet sich rechts, so weit das Auge reicht, die Zuidersee aus; links schimmert wie ein Stern der Leuchtturm, den ich eben, als er angesteckt ward, verlassen habe, 6 Meilen weit in die Nordsee hinaus sichtbar, d. h. also auf einen Umkreis von etwa 110 Quadratmeilen. Die Gegend weit und breit ist eine ungeheure Festung, wohin sich die Holländer, wenn einmal die Franzosen wiederkommen sollten, zurückziehen und hier in Ruhe englische oder deutsche Hilfe abwarten können. — Von hier geht meine Reise gottlob rückwärts, und ich komme also meinem lieben Hause und der noch viel lieberen Hausfrau wieder näher. Hoffentlich ziemlich schnell. Man kann doch in Holland mit den sogenannten Sehenswürdigkeiten rascher durchkommen, als ich glaubte. Um in Familien Zutritt zu erhalten, hätte ich zuvor gehörige Empfehlungen anschaffen müssen. Ein alter Staatsrat zu Amsterdam, den ich auf der Mosel mit seinen zwei Töchtern (Agathe und Ännchen ins Holländische übersetzt) kennen lernte, hat mich zwar sehr freundlich zu sich eingeladen; allein der Mann hat keine Zähne und spricht daher so undeutlich, daß ich weder sein Französisch und Holländisch noch gar sein Deutsch verstehen kann. Meine Fachgenossen sind alle zum Kongreß in Brüssel, wohin ich eigentlich auch sollte. Ich habe deshalb auch in Leyden keinen Versuch gemacht, die Existenz großer holländischer Nationalökonomen im 17. Jahrhundert zu verfolgen, an die ich aus mancherlei Ursachen glaube, während die jetzigen holländischen Gelehrten sie aufs entschiedenste in Abrede stellen. — Übrigens sind die Holländer noch immer ein nettes Volk. Auf der Landstraße sowie in kleinen Städten grüßt mich jedermann, was bei diesem Volke, seit vielen Jahrhunderten das freieste auf dem Festlande, gewiß von Gutmütigkeit zeugt. Auch die hohen Preise aller Bedürfnisse hier kommen nicht von Prellerei, sondern haben denselben Grund wie die Teuerung auf hohen Bergen. An den großen Helderdeichen habe ich noch heute gesehen, wie man hierzulande aus Norwegen erst Felsenblöcke hat herbeischaffen müssen, um nur den Boden, worauf man wohnt, arbeitet und produziert, nicht von den Wogen verschlingen zu sehen."

Leipzig, 9. Julius 1857.

„Den größten Teil des Sonnabends habe ich recht interessant in Gesellschaft Herrn Wolowskis zugebracht, der nach Karlsbad reiste. Seine

Digitized by Google

Übersetzung meines ersten Bandes ist vollendet, und wird der Druck sofort nach seiner Rückkehr beginnen. Ein angenehmer und gewiß sehr braver Mann mit etwas militärischer Haltung. Ich bin mit ihm dermaßen in das Französisch-sprechen hineingekommen, daß ich sogar zwei Calembourgs selber gemacht habe: L'empire s'empire und Les ultramontains sont en général des ultramondains. Herr Wolowski ist warmer, aber zugleich sehr freisinniger und toleranter Katholik."

Leipzig, 24. Julius 1858.

„Uns geht es gottlob immer noch gut. Ich lasse die Knaben jetzt während ihrer Ferien öfter ins zoologische Museum und in die Bildergalerie gehen, wo sie dann beliebige Gegenstände aufmerksam besehen, nachher schriftlich beschreiben und vor Tische den Aufsatz vorlesen müssen. Ich denke sie damit im Beobachten zu üben."

Die Söhne waren damals dreizehn und zwölf Jahre alt. Der ältere, Geh. Hofrat Dr. W. H. Roscher, Herausgeber des seit 1884 erscheinenden „Lexikons der griechischen und römischen Mythologie" (Leipzig, B. G. Teubner), bekannte später, daß ihm die vom Vater damals empfohlene eingehende Betrachtung von Kunstwerken Beobachtung und Urteil geschärft habe und ihm später bei archäologischen Studien sehr zugute gekommen sei. Der jüngere, Ministerialdirektor Dr. Karl Roscher, gab 52 Jahre später mit 17 anderen Kunstfreunden einen „Führer durch die Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden, gemeinverständliche Anleitung zum künstlerischen Verständnis und Genuß ihrer Hauptschätze" (Dresden 1910, Gerh. Kühtmann) heraus. Wilhelm Roscher hatte eine reiche Sammlung von guten, großen Photographien nach Meisterwerken der Malerei. Alltäglich wurde auf einer Staffelei im Wohnzimmer ein anderes Bild vorgeführt, das den Tag über Gegenstand liebevoller Betrachtung war. Gute Nachbildungen von Meisterwerken ersten Ranges waren ihm wertvoller als eigenhändige Werke von Künstlern niederen Ranges.

Leipzig, 3. August 1858.

„Neulich besuchte mich der jüngere Bredt, um mir im Namen des Onkels Rudloff nebst dessen Grüßen auch ein Exemplar seines eben fertig gewordenen Buches „Lehre vom Menschen auf dem Grunde der göttlichen Offenbarung" zu überbringen. Ich habe das Buch mit vielem Interesse schon größtenteils durchgelesen. Es zeugt von einer Geistesfrische, die bei dem 76jährigen Manne wunderbar heißen könnte, wenn nicht gerade in unserer (angeblich so trostlosen!) Zeit ähnliche Beispiele, wie E. M. Arndt (geb. 1769), der eben auch (89 Jahre alt) sein bestes Buch: „Wanderungen und Wandelungen mit Reichsfreiherrn v. Stein" veröffentlicht hat, Humboldt usw. öfter vorkämen. Mit vielen Gedanken in des Onkels Buche stimme ich sehr überein, so z. B. fast mit allem, was er aus Bibel und Natur der Seele über den Zustand nach dem Tode vorträgt. Oft bin ich wahrhaft erbaut und gerührt worden, so u. a. durch sein Hervorheben von Evangelium Joh. 6, 37: „Wer

Digitized by Google

zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen," eine Stelle, deren trost- und gnadenreiche Bedeutung mir früher niemals so aufgefallen war.[1]) Sehr erfreulich ist auch die echt christliche Milde, welche das ganze Buch beseelt, so recht herrnhuterisch im Gegensatze aller Pfaffentyrannei. Anderseits hat das Werk aber einen höchst dilettantischen Charakter: von Kritik, sowohl in bezug auf Schriftbenutzung wie auf anderweitige Fragen, keine Spur. Neben einem wirklich frommen Glauben zugleich der unsinnigste, in einer nicht so milden Hand gefährlichste Aberglauben."

(Generalmajor Karl Gustav v. Rudloff, Bruder der Mutter Roschers, geb. 1782 zu Schwerin, war anfänglich Regierungsassessor in Mecklenburg, trat 1811 in dessauische Militärdienste, marschierte 1812 mit nach Danzig und Rußland, trat dann in die russisch-deutsche Legion und 1816 ins preußische Leibinfanterie-Regiment ein, wurde 1818 auf Grund seiner systematischen Darstellung der preußischen Militärjustiz in das preußische Kriegsministerium berufen, gab 1826 ein Handbuch des preußischen Militärrechts heraus und wurde 1848 in Disposition versetzt, zog nach Niesky und wurde 1851 Mitglied der Brüdergemeine. Von ihm rührt der erste Entwurf des preußischen Militärgesangbuchs her. Er starb am 19. November 1871 [89 Jahre weniger zwei Tage alt]. Seine „Lehre vom Menschen, auf dem Grunde der göttlichen Offenbarung" erschien 1863 in zweiter Auflage bei Perthes in Gotha.)

(Schluß folgt)

Aus meinen Erinnerungen an Eugen Richter

Von

Professor Richard Eickhoff

Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze. Aber auch der Parlamentarier teilt das gleiche Schicksal. Wo sind sie geblieben, die Namen der großen Parlamentarier aus der klassischen Zeit des preußischen und deutschen Parlamentarismus, der Schulze-Delitzsch, Waldeck, Harkort, Hoverbeck, Forckenbeck, Ludwig Bamberger, Eduard Lasker, Bennigsen, der Gebrüder Reichensperger, der Windthorst, Mallinkrodt, Schorlemer-Alst und so vieler anderer, einst gefeierter Führer des Volkes? Sie sind dem Ge-

[1]) Dieser Spruch wurde, Roschers Wunsche entsprechend, auf seinem Grabsteine angebracht. In den „Geistlichen Gedanken eines Nationalökonomen" (3. Auflage 1917, Dresden, v. Jahn & Jaensch) sagt Roscher: „Ich möchte hierdurch für jeden, der mein Grab sieht, Zeugnis ablegen, aus welchem Grunde allein, aber gottlob auch mit voller Zuversicht, meine Hoffnung des ewigen Lebens steht; möchte zugleich auch meiner felsenfesten Überzeugung von der Echtheit des Johannis-Evangeliums, dieser Krone der ganzen Heiligen Schrift, Ausdruck geben."

Digitized by Google

dächtnis der Lebenden nahezu fremd geworden, und nur selten noch wird des einen oder anderen unter ihnen dankbar gedacht!

Doch einer von ihnen, der schon seit den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — fast vierzig Jahre lang — in der vordersten Reihe der Kämpfer stand, ist auch heute noch unvergessen: der Abgeordnete für Hagen, Eugen Richter, und ich meine, gerade in unseren Tagen verdient der Mann ganz besonders dem jüngeren Geschlecht vor Augen gestellt zu werden, der sein Leben lang nicht müde wurde, die sozialistischen Irrlehren in Wort und Schrift zu bekämpfen, die Ideen des Marxismus zu zerpflücken, dessen Zusammenbruch in unserer Zeit einer Weltkatastrophe, wo sie endlich verwirklicht werden zu sollen schienen, selbst dem blödesten Auge nicht verborgen geblieben ist.

Mich knüpfen zahlreiche Erinnerungen — schon von den Tagen meiner Jugendzeit her — an diesen Mann, an dessen Seite ich von 1898 an im Reichstage, von 1903 an — bis zu seinem im Jahre 1906 erfolgten Tode — auch im preußischen Landtage gesessen habe, und so darf ich aus dem reichen Schatze dieser Erinnerungen den Lesern der „Deutschen Revue" einiges mitteilen, was mir für die Persönlichkeit dieses echten und rechten Volksmannes besonders charakteristisch zu sein scheint.

Eugen Richter stand im Jahre 1898 schon im 60. Lebensjahre; aber seine Geistes- und Körperkräfte waren noch ungebrochen, und nichts an ihm schien zu verraten, daß er die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte: noch stand er auf der vollen Höhe seiner Schaffenskraft. Es war Ende des Jahres 1899, wo im Reichstage das Tirpitzsche Flottengesetz auf der Tagesordnung stand, gegen das sich Richter mit der ganzen Kraft seiner parlamentarischen Beredsamkeit wandte. Unvergeßlich ist mir dieser 14. Dezember 1899, wo er vielleicht die beste Rede hielt, die er jemals im Parlament gehalten hat. Es war — trotz der Länge der Rede — für das ganze Haus, das seinen Worten von Anfang bis zu Ende aufmerksam lauschte, ein wahrer Genuß, ihm zuzuhören: Freunde und Gegner waren darin einer Meinung und liehen ihr offenen Ausdruck. Noch sehe ich den alten Kardorff,[1]) der schon zu den Veteranen des Parlaments zählte, vor mir, wie er auf die linke Seite des Hauses herüberkam, damit ihm kein Wort von Richters Rede entginge, der, wie gewöhnlich, von seinem Platze aus sprach; denn mit seinem mächtigen Organ beherrschte er leicht den ganzen Saal.

Volle zwei Stunden fesselte er das Haus durch seine Ausführungen, in denen er nach seiner Gewohnheit Humor und Sarkasmus in glücklichster Weise mit Ernst und Pathos mischte. Er wandte sich in dieser Rede u. a. gegen eine in Hamburg gehaltene Rede des Monarchen, dem nach einem bekannten

[1]) Der alte Kardorff — und sein Sohn ist seinen Fußtapfen gefolgt — unterhielt überhaupt zu den Vertretern der freisinnigen Linken stets kollegiale, um nicht zu sagen: freundschaftliche Beziehungen. So hatte er mit Albert Träger schon als Hallenser Student demselben Korps angehört.

Digitized by Google

Worte des Fürsten Bismarck die „ministeriellen Bekleidungsstücke“ fehlten. „Da können wir doch nicht,“ — so rief er aus — „wie das Volk in dem bekannten Stück von Ludwig Fulda, erheucheln, daß wir die Bekleidung sehen da, wo sie nicht vorhanden ist.“ Damals wurde in einem Berliner Theater allabendlich Ludwig Fuldas „Talisman“ gespielt, und ich war selbst Zeuge, wie die Worte des Dichters zündeten:

„Und magst du noch so sehr dich drob erbosen,
Du bleibst ein König doch in Unterhosen.“

Jene Hamburger Rede hatte wieder einmal die ganze Welt in Aufregung versetzt, und Eugen Richter lieh in dem angeführten Satze nur der Stimmung Ausdruck, die in den weitesten Volkskreisen herrschte, wie denn seine Rede die treffendsten Bemerkungen über Wesen und Charakter des unglücklichen Herrschers enthielt, der Krone und Reich für immer verloren hat. Eugen Richter wandte sich in dieser Rede gegen die auswärtige Politik des „neuesten Kurses“, gegen diese „phantasievolle“, um nicht zu sagen „phantastische“ Weltpolitik, der er mit dem größten Mißtrauen gegenüberstand. Daß manches von dem, was er vor zwei Jahrzehnten mit prophetischem Blick vorausschaute, inzwischen zum Unheile unseres Vaterlandes Wirklichkeit geworden ist, wird auch derjenige nicht leugnen können, der zwar nicht jene „phantasievolle“ Weltpolitik des neuesten Kurses, wohl aber im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung unseres Außenhandels und damit unserer gesamten Volkswirtschaft eine Weltwirtschaftspolitik für notwendig hält, die uns unseren Anteil an den Gütern der Welt sichert, ohne den wir nun einmal nicht leben können. Für eine solche besonnene, allen imperialistischen Gedankengängen abholde, eminent friedliche Weltpolitik hatte auch Eugen Richter, der in den Traditionen der Freihandelsschule aufgewachsen war, von jeher ein volles Verständnis und vertrat sie in Wort und Schrift unermüdlich. Wenn er sich aber im Parlament in allen Fragen der Weltpolitik eine gewisse Zurückhaltung auferlegte und sich auf eine scharfe Kritik ihrer Auswüchse beschränkte, so ist die Erklärung dafür in der Tatsache zu suchen, daß nach dem Ausscheiden des Fürsten Bismarck aus seinem Amte und der Entlassung seines um unsere Handelspolitik so verdienten Nachfolgers die auswärtige Politik Deutschlands immer mehr Wege einschlug, die für uns verhängnisvoll werden mußten. Wer wollte heute noch bestreiten, daß jener „Zickzackkurs“, den Eugen Richter unablässig geißelte, uns zum Verderben geworden ist? Dazu kam noch ein anderes. Eugen Richter war noch der Sohn einer älteren Generation, die die Erinnerungen an die Konfliktszeit frisch im Gedächtnis bewahrte. Im Parlament hielt er es daher für seine vornehmste Pflicht, die Rechte der Volksvertretung gegenüber der Regierung zu wahren, zumal diese Regierung in ihrem „neuesten Kurse“ ihm auch in der auswärtigen Politik das größte Mißtrauen einflößte, nachdem der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Graf Bülow, ganz im Stile unserer alldeutschen

Digitized by Google

Phantasten, die ihm Beifall zollten, von einem „größeren Deutschland" gesprochen hatte, das neu erstehen müsse. Eugen Richter karikierte diese Äußerung des damaligen Staatssekretärs mit dem ihm eigenen glücklichen Humor, indem er in seiner Rede vom 14. Dezember 1899 meinte: „Meine Herren, wenn ich diese Proklamation des Herrn Grafen v. Bülow mit früheren Zeiten vergleiche, so muß ich sagen: was war doch der Ernst Moritz Arndt für ein kleiner, bescheidener Mann! (Heiterkeit.) Er wollte bloß ein Deutschland, „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt"; aber Graf Bülow erkennt keine Grenze an, als die Endgrenzen der Welt ..." Und dann wandte er sich unter wiederholter Heiterkeit des Hauses, in die auch Graf Bülow einstimmte, gegen die damalige Kolonialpolitik der Regierung, die allerdings die schärfste Kritik herausforderte. Als Graf Bülow Reichskanzler und Fürst geworden war, hat er sicherlich ganz anders über ein „größeres Deutschland" gedacht wie im Dezember 1899: oft genug hat er sich der alldeutschen Angriffe im Reichstage erwehren müssen, und dies, wie ich hinzufügen möchte, mit großer Eleganz und nicht minder großem Erfolge, auch zur Freude Eugen Richters, getan. Daß dieser selbst mit seinen Anschauungen in den freisinnigen Reihen nicht ungeteilte Zustimmung fand, ist bekannt — ich brauche hier nur den Namen Georg Siemens zu nennen, der in den Fragen der Kolonialpolitik anders urteilte. Aber mochte man in dieser oder jener Frage auch anderen Sinnes sein als Eugen Richter: was diesen aufrechten, unbeugsamen Mann vor vielen anderen Politikern stets ausgezeichnet hat, was auch seine Gegner an ihm achten und ehren mußten, das war die unbestreitbare Tatsache, daß er sich in seinen politischen Überzeugungen, denen er von seiner Jugend an gefolgt war, durch nichts in der Welt irre machen ließ, daß er darum auch den Imperialismus auf der einen, den Marxismus auf der anderen Seite mit den Waffen des Geistes zu bekämpfen nicht müde wurde, mochten ihn die Machtpolitik dort, der riesengroße Erfolg hier auch scheinbar ins Unrecht setzen. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni!

So steht Eugen Richter auch nach seinem Tode als einer der größten politischen Charaktere unserer Zeit vor uns und wird im Andenken des deutschen Volkes fortleben, dem er ein langes Leben voll Mühe und Arbeit geweiht hat.

Digitized by Google

Über die Wahrscheinlichkeit eines Fortbestehens nach dem Tode

Von

Walter Süring (Hamburg)

Die Frage hinsichtlich eines Fortbestehens nach dem Tode resp. einer Wiedervereinigung mit früher Verstorbenen liegt wohl unzähligen Menschen mehr am Herzen als irgend etwas anderes. Wenn nun vielfach angenommen wird, daß man diesbetreffend nur auf Glauben und Hoffen angewiesen ist, und daß es im übrigen unmöglich ist, diese Frage erfolgreich zu erörtern, so ist diese Ansicht nicht ganz stichhaltig. Es ist nicht ausgeschlossen, über Dinge, welche sich der direkten Wahrnehmung entziehen, doch durch bloßes Nachdenken, indem man diese Dinge zu anderen Geschehnissen in Beziehung setzt, zu Schlußfolgerungen zu gelangen, welche eine zwingende Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen können.

In bezug auf die vorliegende Frage ist die vielfach geltend gemachte Annahme eines göttlichen Funkens im menschlichen Geiste nicht nachweisbar, und deshalb werden alle Hoffnungen, welche man auf dieser Grundlage aufbaut, immer wieder auf Zweifel stoßen. Anders ist es, wenn man davon ausgeht, daß der menschliche Geist entsteht, indem er durch dieselbe Kraft entwickelt wird, welche den Körper aufbaut. Dieses ist keine Annahme, sondern eine Tatsache, welche auf Erfahrung beruht. In Verbindung mit dieser Erwägung möge uns als Grundgedanke der Umstand dienen, daß nichts im Weltall verloren geht.

Nur ein Beispiel: Das Wasser verwandelt sich in Dampf und kehrt als Schnee oder Regen ohne Verlust eines Tröpfchens wieder zur Erde zurück. In ähnlicher Weise verhält es sich bei allen anderen Stoffen, kein Atom geht jemals verloren. Der Stoff an sich ist unsterblich.

Ebenso ist es aber auch bei allen Naturkräften. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie (Mayer-Helmholtz) büßt keine Kraft im Kreislauf der Welt jemals auch nur ein Atom ihres Bestandes ein.

Da wir nun also wissen, daß die Materie sowie alle Kräfte ewig sind, können wir da zweifeln, daß überhaupt irgend etwas im Weltall nicht ewig ist? Gewiß nicht, im Gegenteil, wir können mit Sicherheit folgern, daß sich alles und jedes in irgendeiner Umformung fortsetzt; also auch das Leben, es kann gar nicht anders sein.

Die Erfahrung lehrt uns, daß sich der Körper und mit ihm die geistigen Fähigkeiten infolge einer unbekannten Kraft entwickeln.

Der durch diese Kraft hervorgebrachte Körper nutzt sich allmählich ab und der Körper tritt mit dem Tode in das Reich des unbelebten Stoffes und unterliegt den hier geltenden Naturgesetzen. Die körperliche Materie wird also in andere leblose Substanzen umgewandelt.

Wo aber sind die geistigen Fähigkeiten geblieben? Im Gegensatz zu den körperlichen Organen, welche sich im Laufe des Lebens abnutzen, sind die geistigen Fähigkeiten vielfach im höchsten Alter so klar und frisch wie in der Jugend. Wenn sie es nicht mehr sind, so liegt eine Beeinträchtigung der Gehirntätigkeit infolge Krankheit oder Abnutzung der körperlichen Organe, wie Arterienverkalkung, Nervenerkrankung usw. zugrunde. Ebensowenig, wie z. B. die Elektrizität an sich eine Veränderung erleidet, wenn die Elektrisiermaschine schadhaft geworden ist, so werden auch die menschlichen Empfindungen und Gedanken, als etwas nicht Körperliches, durch eine Krankheit der körperlichen Organe nur in ihren Äußerungen beeinträchtigt. Auch wenn wir im Schlaf verworrene Dinge geträumt haben, sind nach dem Erwachen die Gedankenzusammenhänge wieder vollkommen normal.

Digitized by Google

Die Erfahrung zeigt uns, daß unsere Empfindungen und Gedanken vermittelst der körperlichen Organe, also der Lebenskraft, erzeugt, und in Form von Erinnerung im Gehirn aufgespeichert werden, gleichsam wie Elektrizität vermittelst der Elektrisiermaschine in einer Leidener Flasche aufgespeichert wird.

Stellen wir uns nun vor, eine Leidener Flasche würde zerbrechen, so würde es doch niemand einfallen zu behaupten, daß die darin angehäufte Elektrizität nun plötzlich aufhöre zu existieren, sondern es ist uns ganz selbstverständlich, daß die Elektrizität dann eben entweichen würde. In gleicher Weise dürfen wir annehmen, daß das im Gehirn aufgespeicherte Substrat der Lebenskraft, die Erinnerung, nicht beim Aufhören der Gehirnfunktionen mit dem Tode einfach verschwindet, sondern irgendeine Fortsetzung, etwa in Form von Ausstrahlung, haben wird.

Durch den kreisenden Blutumlauf des Lebensprozesses waren die Organe aufnahmefähig für jegliche Empfindung von außen; hören die körperlichen Lebensfunktionen mit Eintritt des Todes jedoch auf, so müssen natürlicherweise auch die Empfindungen aufhören. Aber die aufgespeicherten Empfindungen und Gedanken, welche als Erinnerung eine aufgespeicherte Energie bedeuten, können nicht verloren gehen.

Die Erinnerung ist ein Produkt der Lebenskraft. Wir wissen, daß in einem geschlossenen System, wie es das Universum ist, keine Kräfte verloren gehen, folglich kann die Erinnerung mit dem Tode nicht ohne weiteres verschwinden.

Geht aber die Erinnerung bei dem einen Menschen nicht verloren, so geht sie bei dem anderen auch nicht verloren, und man kann sich sehr gut vorstellen, daß analog dem Vorgang der aufeinander abgestimmten elektromagnetischen Wellenlängen der drahtlosen Telegraphie die gleichen Erinnerungen Verstorbener durch die gleiche Wellenlänge ihrer Schwingungen in Kontakt gelangen.

Welche Perspektiven würden sich hierdurch eröffnen! Eine Wiedervereinigung mit unseren Lieben, gegründet auf reale Voraussetzungen; und die Trauer um den Verlust unserer Lieben wird gemildert durch eine wunderbare Vorfreude auf ein Wiedersehen.

Bei dieser Gelegenheit könnte man in bezug auf eine Wiedervereinigung noch vergleichsweise an den Zustand des Traumes denken. Während unsere Erinnerungen im Wachbewußtsein des Lebens vielfach blaß und lückenhaft sind, jedenfalls nicht entfernt mit den Vorgängen selbst zu vergleichen sind, erleben wir im Traum, wo das Wachbewußtsein ausgeschaltet ist, Begebenheiten genau so, als wenn wir tatsächlich handelten, es ist in bezug auf die Lebhaftigkeit der Handlung nicht der geringste Unterschied gegen die Wirklichkeit, wir befinden uns wirklich in einer Landschaft, ohne da zu sein, wir sind bei unseren Lieben, sprechen mit ihnen, ganz wie in Wirklichkeit. Im Schlaf resp. im Traum ist für die Geistesfunktionen Raum und Zeit ausgeschaltet; wir erleben im Traum lange Begebenheiten im Verlaufe weniger Minuten, während wir andererseits viele Stunden lang nichts träumen und sich der Geist gewissermaßen in einem anabiotischen Zustande befindet. Vielleicht ist es nach dem Tode ähnlich wie im Traum, aber vollkommener, weil die Behinderungen des Körpers fortfallen.

Ich komme auf den Grundgedanken zurück, daß in den wunderbaren Einrichtungen des Weltalls sich alles in irgendeiner Umformung fortsetzt, und damit könnte man ein Fortbestehen des Lebens auch nach dem irdischen Tode nicht nur als nicht unmöglich, sondern vielmehr mit zwingender Notwendigkeit als sehr wahrscheinlich bezeichnen.

Der alte Grabspruch wird doch recht haben:

Was wir bergen in den Särgen,
Ist der Erde Kleid,
Was wir lieben, ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Ueber Verjüngung und Verlängerung des persönlichen Lebens. Von Paul Kammerer. Mit 17 Textabbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 7.50.

Oberflächlich popularisierende Darstellungen und laienhaft schiefe Vorstellungen haben Steinachs Theorien und Experimente über Verjüngung und Lebensverlängerung diskreditiert und nach übertriebenen, oft lächerlichen Hoffnungen ein unberechtigtes Mißtrauen gegen die tatsächliche Bedeutung der Entdeckung und gegen Steinachs wissenschaftlichen Ernst hervorgerufen. Es ist daher zu begrüßen, daß jetzt ein ernster, hochangesehener Gelehrter, der Wiener Physiologe Paul Kammerer, in weiteren Kreisen besonders durch sein ausgezeichnetes Buch „Allgemeine Biologie" bekannt geworden, das Wort in dieser Sache ergreift, wozu er schon darum besonders berufen ist, weil er als Laboratoriumsgenosse Steinachs die Entdeckung aus eigener Anschauung sich entwickeln sah; ein Augenzeuge, der die Objekte kennt und nicht bloß deren Beschreibung. Der Wert der Schrift wird erhöht dadurch, daß Steinachs Versuche an Menschen, in ihren allgemein biologischen Rahmen hineingestellt, mit den Gegenstücken aus dem Tier- und Pflanzenreich in Zusammenhang gebracht werden. Kammerers Schrift beruht also auf streng wissenschaftlicher Grundlage und verdankt ihre Gemeinverständlichkeit nur der anerkannten Meisterschaft des Verfassers, schwierige wissenschaftliche Probleme klar zu formulieren. Sie verdient darum die weiteste Verbreitung und ernsthafteste Beachtung.

Scheffels Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe mit Scheffels Leben, drei Bildnissen, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Panzer. Vier Bände. Geh. M. 28.—. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Was Scheffel uns ist, darüber brauchen wir ja nichts mehr zu sagen, auch das nicht, daß man bei ihm schon recht gründlich unterrichtet sein muß, um sich auf den verschlungenen Pfaden seiner Dichtungen überall zurechtzufinden. Dem Leser kann deshalb nur eine Ausgabe genügen, die über gelegentliche Schwierigkeiten leicht und kundig hinweghilft. Dieser Forderung entspricht die in Meyers Klassikersammlung erschienene, von Professor Panzer bearbeitete Ausgabe in jeder Beziehung. Sie enthält nichts, was den Leser unnötig aufhalten und stören könnte, dagegen sind alle Rätsel, die uns im Texte des Dichters begegnen, still und bescheiden gelöst, sodaß einem jeden Verständnis und Genuß gesteigert wird. Der Lebensabriß von Panzer läßt Scheffels Entwicklung, Ringen und Schaffen verstehen, und die Einleitungen zu den einzelnen Dichtungen führen in diese vortrefflich ein. Die äußere Ausstattung ist gut. H.

Die Leistungen der deutschen Flotte im Weltkriege. Mit zahlreichen Bildern nach Originalaufnahmen und zwei Karten von Dr. Ernst Bischoff. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 4.—.

Als Deutschland noch Aussicht hatte, zu siegen, konnte Bischoff auch im Verlage O. Füßli noch dieses Buch veröffentlichen, das in anerkennenden Worten von den Taten unserer ehemaligen Flotte im Weltkriege berichtet. Knapp und klar wird hier zunächst das Stärkeverhältnis der englischen zur deutschen Flotte dargelegt, woran sich ein Ueberblick über die Tätigkeit der deutschen Seestreitkräfte bis zur Besetzung der Ostseeinseln, also bis Ende 1917, anschließt. Mag unser Urteil über unsere Marine durch die letzten Kriegsereignisse noch so schwankend geworden sein, das eine lehrt uns dieses Buch: Während des größten Teiles des Krieges hat sie unter Einsetzung aller Kräfte ehrlich daran mitgearbeitet, den Sieg zu erringen. Besondere Beachtung verdient die Auseinandersetzung des Verfassers mit dem Engländer Macneile Dixon über die Schlacht vor dem Skagerrak.

Schn.

Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens. Von Carl Kindermann. München, Callwey.

Der Verfasser dieses in hohen Tönen geschriebenen Buches wünscht uns keinen starken Mann, den alle Welt sonst ersehnt, sondern die Entfesselung und Mitarbeit der Schöpferkraft des ganzen deutschen Volkes in allen seinen Ständen, Parteien, Klassen und einzelnen. Große Männer erzeugen leicht kraftlose Nachtreter; wir brauchen aber die Arbeit von Millionen und Abermillionen. Nötig ist ein Real-Idealismus, der die Wirklichkeit ins Auge faßt und nicht in Träumen sich verliert, aber auch ferne und hohe Ziele kennt. Der Verfasser betrachtet dann die einzelnen Gebiete, auf

Digitized by Google

welchen die Schöpferkraft sich betätigen soll, Religion, Kunst, Staat und Wirtschaft. Ob es aber ohne starke Männer und Führer geht, möchte doch recht zweifelhaft sein. E.

Völkerrechtsverletzungen Großbritanniens. Nach englischen Parlamentspapieren von Dr. L. Bendix. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller). M. 8.—.

Zur richtigen Zeit hat der Verfasser, ein Berliner Rechtsanwalt, die Völkerrechtsverletzungen Englands in seinem Buche behandelt. Es ist heute leider nicht nur im Auslande, sondern auch in weiten Kreisen Deutschlands üblich geworden, alles, was in dem unglücklichen Kriege an Unrecht geschehen ist, Deutschland in die Schuhe zu schieben. Der Verfasser führt in klarer, leidenschaftsloser und daher um so mehr überzeugender Weise den urkundlichen Beweis, daß die größten Völkerrechtsverletzungen von England ausgegangen sind. In Anknüpfung hieran macht er wertvolle Ausführungen zur Charakteristik des englischen Wesens und gibt eine tiefere Erklärung über die Gründe der Weltstellung, die England sich im Laufe der Jahrhunderte erworben hat. Ein Hauptvorzug des Buches ist neben dem guten Deutsch die streng folgerichtige Durchführung seiner Gedanken. Schn.

Im Dämmer des Rimba. Sumatras Urwald und Urmensch. Von Wilhelm Volz. Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau. Geb. M. 7.50.

Der ausgezeichnete Kenner Sumatras, das er kreuz und quer durchwandert hat, führt uns in dem vorliegenden Buche durch den Urwald und versucht es, ihn uns näher zu bringen, was er ist und was er dem Menschen ist. Von Palembang, dem malaiischen Venedig, führt er uns ins Innere des Landes, und wir lauschen seinen fesselnden Schilderungen, in denen er uns den ganzen Stimmungsgehalt des schwülen Urwaldes, seine finstere und feindselige Gewalt übermittelt. Ein feines Buch, dem wir viele dankbare Leser wünschen. H.

Vom Roten zum Schwarzen Prinzen. Von Prinz Ludwig Windischgrätz. Berlin und Wien, Ullstein & Co. 459 Seiten.

Um es gleich zu sagen: seit Jahren habe ich kein Buch gelesen, das mich so gepackt und aufgewühlt hat wie dieses. Auch wenn man den einseitig madjarisch-nationalen Standpunkt des Verfassers nicht teilt, auch wenn man Bedenken gegen die zuweilen allzu selbstbewußte, absprechende Art des Verfassers hegt, bleibt der Eindruck dieser Lektüre doch ein ganz außerordentlicher. Tiefer in die dunkeln Hintergründe des österreichischen und ungarischen Zusammenbruchs hat bisher wohl noch kein Autor hineingeleuchtet; es ist überhaupt das erste Buch, das diese erschütternde Tragödie ungekürzt und anscheinend auch nicht ad usum publici zurechtkastriert sich vor unseren Augen abspielen läßt. Es ist darum nicht bloß der bisher interessanteste, sondern auch der inhaltreichste Kommentar zur Geschichte der letzten Jahre; ob er auch immer richtig ist, wird sich später zeigen. Th. v. S.

Das Jahr auf dem Gottesmorgen. Novellen von Margarete Windthorst. Augsburg, Verlag von Haas & Grabherr. Geb. M. 15.—.

Die westfälische Dichterin hat mit dem vorliegenden Buche ein Werk geschaffen, das ganz aus dem kräftigen Boden der roten Erde gewachsen ist und den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt in seinen Bann zwingt. Mit erstaunlicher Wucht weiß die Verfasserin schwerste Lebenskonflikte in all ihren Voraussetzungen, Entwicklungen und Folgen so unmittelbar darzustellen, daß man sie mitzuerleben glaubt. Manchmal ist ihre Sprache etwas gesucht herb, aber das wird sich wohl mit der Zeit ausgleichen, denn Margarete Windthorst hat in ihren Gedichten gezeigt, daß sie die Sprache zu meistern versteht. H. H.

Eva. Ein Spiel vom ersten Sterben in fünf Aufzügen. Von Ludwig Rüdling. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 3.—.

Der Verfasser, als dramatischer und lyrischer Dichter bekannt, hat in dieser neuen Dichtung einen Stoff behandelt, der schon manchen Dichter begeistert hatte. Er hat es verstanden, sein biblisches Vorbild weiter auszuführen und mit seinen eigenen Gedanken zu schmücken. Dadurch ist der Stoff anziehender und spannender geworden. Ob dies freilich überall der Fall ist, ist nicht leicht zu entscheiden. Man kann in dem einfachen Bericht der Bibel ja manches zwischen den Zeilen lesen, aber darum gilt es, um so vorsichtiger zu sein, um keinen falschen Sinn unterzulegen. E. M.

Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung. Von Hans Plehn. München und Berlin, R. Oldenbourg. Geh. M. 28.—.

Der frühere Korrespondent des Wolffbureaus in London, der Ende 1918 aus Trauer über das Schicksal seines Vaterlandes freiwillig aus dem Leben geschieden ist, füllt mit dieser von Otto Hötzsch herausgegebenen Arbeit eine schmerzlich empfundene Lücke der historischen Literatur aus.

Digitized by Google

Wir besaßen bisher keine befriedigende ausführliche Darstellung dieses Stoffes. Plehn verfügt über eine erfreuliche Kenntnis der riesigen Einzelliteratur. Vor allem beherrscht er die englischen Quellen, die ja teilweise uns heute nur sehr schwer zugänglich, wenn nicht völlig verschlossen sind. Ein Nachteil ist allerdings, wie auch der Herausgeber in seinem Vorwort hervorhebt, daß die zahlreichen Enthüllungen des letzten Jahres, durch die wir so viel besseren Einblick gewonnen haben, nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Infolgedessen ist an einzelnen und zwar ganz entscheidenden Stellen das Buch bereits überholt. Trotzdem bleibt es als Gesamtleistung wertvoll und begrüßenswert. Z. B. die Darstellung der Kriegsgefahr von 1875 und dann die der bulgarischen Krise sind überaus nützlich und gleichzeitig ein Beweis, mit wie gutem außenpolitischem Blick der Verfasser selbst ausgestattet war.

W. W.

Geschichte der russischen Revolution. I. Teil. Von Professor A. Freiherr v. Freytag-Loringhoven. München, J. F. Lehmanns Verlag. 211 S. M. 6.60.

Verfasser gibt in diesem ersten Teil die Geschichte der russischen Revolution vom 12. März 1917 bis zum 7. November gleichen Jahres. Klar herausgearbeitet ist die allmähliche Linksentwicklung von der bürgerlichen Regierung des Fürsten Lwow mit Miljukow als Außenminister über das sozialrevolutionäre Regiment Kerenskis mit ihren kriegerischen und imperialistischen Gelüsten bis zum Siege der Bolschewisten, die es geschickt verstanden hatten, die Friedenssehnsucht und den Landhunger der Massen für ihre Zwecke dienstbar zu machen. Besonders aber versucht Freytag-Loringhoven die Schwäche Miljukows wie Kerenskis zu zeigen, die sich nur vom Strom der Ereignisse treiben ließen, ohne die Fähigkeit zu besitzen, selbst bestimmend einzugreifen. Beeinträchtigt wird der Wert des Buches als rein geschichtlicher Darstellung durch die immer wieder durchscheinende Parteistellung des Verfassers, die es ihm vielfach unmöglich macht, sich zu einer rein sachlichen Betrachtung der Ereignisse durchzuringen. Schn.

Narren der Arbeit. Novellen von Hans Roselieb (Firmin Coar). Verlag von Haas & Grabherr in Augsburg. Geb. M. 12.—.

Hans Roselieb zeigt in den drei im vorliegenden Bande vereinigten Novellen, wohin der blinde Drang über die Bescheidenheit des schlichten Schaffens in der Spekulation des Kapitals führt, wie dieses Jagen nach dem papierenen Zauber einer bunten Fassade allem Echten, Seelischen, Ursprünglichen den Atem raubt. Diese Narren der Arbeit sind fein und mit einem Stich ins Humoristische gezeichnete Charakterbilder. H.

Belgien und Holland vor dem Weltkriege. Von Karl Hampe. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. M. 2.40.

Auf eine Anregung des deutschen Generalgouvernements in Brüssel entstanden, und großenteils auf bisher nicht zugängliche Akten aufgebaut, versucht die Schrift eine Reihe wichtiger belgisch-holländischer Einzelprobleme, die nicht nur in der Vergangenheit eine große Rolle gespielt haben, sondern vermutlich auch für die Zukunft ihre Bedeutung behalten, in den Gesamtzusammenhang der beiderseitigen Beziehungen einzustellen. Sie werden bezeichnet etwa durch die Schlagworte Zollunion und militärisch-politisches Bündnis, Scheldedurchfahrt und Vlissingen-Befestigung, Rhein-Schelde-Kanal und Maas-Kanalisation, großbelgische Annektionswünsche und großniederländische Kulturideale. Indem der Verfasser in solcher Weise ein neues Licht auf vor dem Kriege viel erörterte Fragen wirft, liefert er mit seiner selbständigen und grundlegenden Studie zugleich einen Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges und zur Prüfung der durch ihn aufgeworfenen Zukunftsfragen. Z.

Die Ursachen unserer Niederlage. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkriege von General der Infanterie Alfred Krauß. München, J. F. Lehmanns Verlag. 320 S. Großoktav. Geh. M. 16.—.

Es ist eine mißliche Sache, über ein Buch, dessen Besprechung einen umfangreichen Aufsatz erfordern würde, nur innerhalb eng gesteckter Grenzen berichten zu dürfen; um so mehr, wenn es sich, wie in diesem Fall um ein Werk handelt, das für die Geschichte des Zusammenbruchs des Habsburgerreichs jedenfalls eine wichtige Quelle darstellt, auch wenn der Historiker auf einem politisch ganz anderen Standpunkt steht als der Verfasser. Es ist ein vernichtendes Urteil, das General Krauß über die politische Leitung nicht bloß Oesterreichs-Ungarns, sondern auch Deutschlands fällt, weil sie ihrer großen Aufgabe gar nicht gewachsen gewesen seien. Aber auch die militärische Oberleitung der Donaumonarchie kommt schlecht weg, bei aller Wertschätzung Feldmarschall Conrads als ehrenwerten Charakters und hervorragenden militärischen Denkers. Eine verhängnisvolle Ueberschätzung des taktischen Moments und ge-

Digitized by Google

wisser, zu fixen Ideen erstarrter taktischer Leitgedanken — so des Angriffs im Hochgebirge statt in den Tälern — ist es, was Krauß Conrad vorwirft. Schwerer noch scheinen uns zwei andere, gegen das k. u. k. Armeeoberkommando erhobene Vorwürfe: das unselige Zaudern Serbien gegenüber bei Kriegsbeginn und der ziellose Vorstoß nach Rußland mit unzulänglichen Kräften im August 1914. Man wird aber erst Conrads Kriegserinnerungen abwarten müssen, bevor man ein Urteil fällt. In Serbien wenigstens sind es gewiß Erwägungen politischer Natur gewesen, die ihm in den Arm fielen und namenloses Unheil anrichteten. Unvergleichlich härter und keineswegs einwandfrei ist das Urteil des Verfassers über Czernin, in dem er einen Hauptschuldigen des Zusammenbruchs sieht. Sonst aber verdient die Logik und Klarheit seiner Darstellung volle Anerkennung. Besonders aber muß die Unparteilichkeit hervorgehoben werden, mit der der alldeutsch gesinnte Verfasser die argen Fehler und namentlich das vielfach ungerechte Vorgehen der deutschen Heeresleitung gegenüber dem österreichischen Bundesgenossen beurteilt und verurteilt. Aus der Feder eines Mannes, der sich nicht gescheut hat, das ehemalige k. u. k. Offizierskorps dem angestammten Kaiserhause abtrünnig machen zu wollen, und der sich mit Nachdruck als Alldeutscher bekennt, fällt ein solches Urteil doppelt ins Gewicht. Th. v. S.

Goethes Ehe. Von Klara Hofer. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. Geh. M. 20.—, geb. M. 29.—.

Art und Ende der Freundschaft Goethes mit Charlotte v. Stein, sowie seine erst nach Jahrzehnten als Ehe legitimierte Verbindung mit Christiane Vulpius haben das Interesse der Mit- und Nachwelt stets in außerordentlichem Maße und mit Recht in Anspruch genommen. Denn der enge Zusammenhang zwischen dem Leben und dem Schaffen dieses Dichters verleiht jenen beiden Beziehungen eine erhöhte Wichtigkeit nicht nur für die psychologische Erfassung seiner Persönlichkeit, sondern auch für das Verständnis eines bedeutenden Teils seiner Werke. — Neuerdings mehrfach hervorgetretenen Versuchen, eine frühere einseitige Parteinahme für Charlotte v. Stein in eine ebenso einseitige Verherrlichung Christianens zu verkehren, stellt nun Klara Hofer auf Grund des in den letzten Jahren wesentlich bereicherten Quellenmaterials eine Untersuchung und Darstellung entgegen, die einzig und allein getragen sein soll von dem reinen Streben, die Wahrheit zu suchen und zu finden, keinem zuliebe und keinem zuleide. Wir machen alle Goethefreunde auf das wertvolle Buch aufmerksam, das sie lebhaft interessieren wird. H.

Der kleineuropäische Gedanke. Von Dr. Karl Hoffmann. 3. Aufl. Leipzig, F. W. Grunow. 190 S. M. 4.50.

Den Traum Mitteleuropa hat schon Naumann geträumt. Diesen Gedanken nimmt Verfasser wieder auf; er unterscheidet zwei Hauptrichtungen: Die koloniale, wie sie vor dem Kriege von Kaiser Wilhelm II. besonders gefördert wurde, und die kleineuropäische, die er befürwortet. Aber er erweitert diesen Gedanken dahin, daß er ein Europa haben will, das sich insgesamt mit Mitteleuropa als Machtzentrum zusammenschließen soll zu einem Block gegen Amerika und England, dessen Doppelcharakter als Weltreich und europäischer Nationalstaat der Verfasser scharf herausgearbeitet hat. Wenn auch die Verwirklichung dieser Gedanken vorläufig unmöglich erscheint, so können sie doch vielleicht zielsetzende Gedanken sein, also das, was der deutschen Politik vor und während des Krieges hauptsächlich fehlte, auf jeden Fall stellen sie eine Frage, mit der sich jeder deutsche Politiker auseinandersetzen muß. Das Buch besitzt also jedenfalls einen erheblichen Wert zur Klärung dieser wichtigen Angelegenheit. Von besonderer Bedeutung ist auch das nach dem Kriege geschriebene Nachwort, das eine geistvolle Erklärung des Kampfes bringt, den wir geführt haben (S. 179), und die Aufgaben erörtert, die wir jetzt zunächst zu lösen haben.

Schn.

Der Tragödie zweiter Teil. Der Friedensschluß. Von Georg Brandes. Gotha, Perthes. „Brücken", vierter Band. M. 5.—.

Der Band enthält eine Sammlung von Aufsätzen aus der Zeit vom Oktober 1918 bis September 1919, in denen Brandes seine Auffassung der Geschehnisse niedergelegt hat. Auch schon die ersten bieten nach den verschiedensten Richtungen hin hohes Interesse; den eigentlichen Wert aber gewinnt das Buch für uns Deutsche durch die Beurteilung des Versailler Vertrags. Der Verdammung von feindlicher Seite her, die durch Keynes wesentlich von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus erfolgt ist, können wir nun dies neutrale Urteil, das sich mehr auf Politisches und Allgemeinmenschliches gründet, an die Seite stellen. Und es besitzt um so höheren Wert, als hier ein Bewunderer französischer Kultur, ein persönlicher Freund Clemenceaus spricht. Brandes kann nicht als für Deutschland befangen beiseite geschoben werden; dem stehen seine Haltung während des Krieges

Digitized by Google

und viele Stellen auch dieses Buches entgegen. Um so mehr ist zu hoffen, daß sein Mahnruf dazu beitragen wird, die Vernunft wieder zur Herrschaft zu bringen.

W. W.

Lebensbilder aus der Tierwelt Europas. Herausgegeben von Hermann Meerwarth und Karl Soffel. Vierte, umgearbeitete Auflage, bearbeitet von K. Soffel. Mit ungefähr 600 photographischen Abbildungen freilebender Tiere. — Säugetiere. I. Bd. — Leipzig, R. Voigtländer. In Pappband M. 28.—, in Leinenband M. 33.—.

Die „Lebensbilder", vor zehn Jahren zum erstenmal erschienen, haben sich in dieser Zeit, um mit dem Vorwort zu sprechen, als rechter Trost für viele, als eine frohe Ausschau auf Unverlierbares, als ein stiller Freund, der sie wegführt von der Not des Tags, in solchem Maße bewährt, und die neue Ausgabe hat so bedeutende Erweiterungen erfahren, daß ein erneuter nachdrücklicher Hinweis auf das prächtige Werk als mehr denn berechtigt, als eine Pflicht erscheint. Es wird jetzt vier Bände umfassen, von denen der erste vorliegt. Er führt den Titel: „Von Affen, Fledermäusen, Insektenfressern, Raubtieren, dem Walroß und den Robben" und enthält 23 Tiergeschichten von Fritz Bley, Martin Braeß, E. v. Kapherr, Hermann Löns, H. Meerwarth, E. Schäff, Else und Karl Soffel, außerdem 64 Tafeln mit 127 photographischen Abbildungen, die uns die Tiere bei ihrem Leben und Treiben im Freien belauschen lassen. Wenn diese Photographien fast durchweg kleine Meisterwerke, d. h. große Meisterwerke der Lichtbildkunst in kleinem Maßstab sind, so sind unter den Textbeiträgen, wofür ja Namen wie Löns und Bley bürgen, nicht minder Meisterstücke dichterisch-volkstümlicher Natur- und Tierdarstellung, auf dem Boden liebevollster und wissenschaftlich geschulter Beobachtung erwachsen. Den herzerquickenden, erfrischenden Reichtum des Buches in einer kurzen Anzeige zu umschreiben, ist unmöglich; es ist wohl auch unnötig, denn es gehört zu jenen, die gleichsam sich selbst empfehlen, die ohne sozusagen epidemischen, explosiven Erfolg sich einen immer wachsenden Kreis dankbar begeisterter Leser werben. Und so kann man nichts Besseres zum Lob dieser „Lebensbilder der Tierwelt" sagen, als daß man die feste Ueberzeugung aussprechen darf, sie werden ihren Zweck in stets größerem Maßstab erfüllen, den Zweck, den das schon zitierte Vorwort trefflich umschreibt: „Sehen lehren, Hören lehren, Lieben lehren, Naturgeschehen (jenseits egoistischer Interessen) näher ans Herz rücken!" — Möchten allen äußeren Schwierigkeiten zum Trotz die folgenden Bände in nicht allzu weit bemessenen Zeitabständen folgen; sie werden von jedem, der diesen ersten Band kennen gelernt hat und besitzt, mit Ungeduld erwartet werden!

v.

Die Feuer von Tenochtitlan. Roman aus vergangenen Tagen. Von Otfried von Hanstein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 18.—.

Geschichtliche Erinnerungen, aber auch die Kämpfe der unmittelbaren Gegenwart, die auf eine endgültige Entscheidung über das Schicksal des immer unruhigen Landes hindrängen, halten auch in dem von eigenen Sorgen so stark beschäftigten Europa das Interesse an Mexiko wach, ein Interesse, das sich namentlich in zahlreichen geschichtlichen wie dichterischen Darstellungen der kühnen Unternehmung des Fernando Cortez ausdrückt. Auch der vorliegende Roman führt uns in das Land der Azteken, aber — und das unterscheidet ihn von seinen Vorgängern — er zeigt uns Land und Volk in einer Zeit, die mehrere Jahrhunderte vor der spanischen Eroberung liegt. Gründliche Studien der aus der spanischen Zerstörung geretteten Zeugnisse mexikanischer Kultur und Geschichte, sowie eine ungemein lebhafte, anschaulich gestaltende Phantasie haben O. von Hanstein ein Bild voll überzeugenden Lebens, voll eigenartiger Farbenpracht und packender Kontraste schaffen lassen. Eine hochgesteigerte, in mancher Beziehung raffinierte Kultur und Ueberlieferungen einer barbarischen Vorzeit, darunter als die schrecklichste massenhafte Menschenopfer, treffen in düster grellen Gegensätzen aufeinander und werden zum seelischen Konflikt und persönlichen Schicksal in der Gestalt eines Jünglings, der, als „Sonnenjüngling" selbst zur Opferung bestimmt, diesem grausamen Ende entgeht durch eigene Tatkraft und durch den Ausbruch eines entscheidenden Kampfes zwischen den Anhängern der alten blutgierigen Religionsform und den Anhängern neuer, milderer Sitten, ihnen voran der König Motecuhzoma, „der Gute", selbst und die sagenhafte Gestalt des mexikanischen Heilands, Quetzalcoatl. In letzterem besonders verkörpert sich das starke ethische Moment, das zu den treibenden Faktoren der Handlung gehört und dem Roman Hansteins eine höhere Bedeutung gibt.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Amonn, Prof. Dr. Alfred, Die Hauptprobleme der Sozialisierung. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. Geb. M. 5.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Bd. 192: Mielke, Robert, Das deutsche Dorf. Mit 51 Abbildungen. Bd. 639: Stimming, Manfred, Deutsche Verfassungsgeschichte vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bd. 644: Reuschel, Karl, Deutsche Volkskunde im Grundriß. I. Teil: Allgemeines — Sprache — Volksdichtung. Bd. 740: Diels, Dr. Paul, o. Professor an der Universität Breslau, Die Slawen. Bd. 756: Bartmann, Dr. Hermann, Heimatpflege (Denkmalpflege und Heimatschutz). Ihre Aufgaben, Organisation und Gesetzgebung. Bd. 820: Schwemer, Richard, Deutsche Geschichte 1862—1871. Vom Bund zum Reich. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner.

Birnbaum, Karl, Psycho-Pathologische Dokumente. Selbstbekenntnisse und Fremdzeugnisse aus dem Seelischen Grenzlande. Berlin W 9, Julius Springer. Geh. M. 42.—, geb. M. 49.—.

Böckenhoff, Dr. Karl, weil. o. ö. Professor des Kirchenrechts an der Universität Straßburg, Katholische Kirche und moderner Staat. Neubearbeitet von Dr. Albert M. Koeniger, o. ö. Professor des Kirchenrechts und der Kirchenrechtsgeschichte an der Universität Bonn. Köln, J. P. Bachem Verlagsbuchhandlung.

Briefs, Prof. Dr. Goetz, Untergang des Abendlandes, Christentum und Sozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 7.50 und Zuschläge.

Decken, Claus von der, Von den Kräften im Deutschtum. Gedanken über Kultur und Politik. Hannover, Verlag von Heinrich Feesche. M. 2.—.

Deetjen, Prof. Dr. Werner, Sie sollen ihn nicht haben! Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahr 1840. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. Geh. M. 6.—.

Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung. Laiengedanken eines Berufsoffiziers. Berlin SW 11, Verlag Georg Bath. Geh. M. 20.—, geb. M. 23.—.

Devin, Dr. G., Oberstabsapotheker im Reichswehrministerium Berlin. Die deutschen Militärapotheker im Weltkriege. Ihre Tätigkeit und Erfahrungen. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen. Berlin, Verlag von Julius Springer. Geh. M. 36.—, geb. M. 44.—.

Dörzbacher, Dr. Erwin, Die deutsche Sozialdemokratie und die nationale Machtpolitik 1914. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 18.—.

Erinnerungen von Joseph Fouché, Polizeiminister Napoleons I. Deutsch von Paul Aretz. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann. Geh. M. 20.—, geb. M. 28.—.

Fuchs-Liska, Robert, Die verscherzte Himmelsmacht. Roman. Leipzig, Hesse & Becker. Geh. M. 12.50, geb. M. 16.50.

Gebhardt, Albert, Woher kommt die Valutakrisis und was bedeutet sie für mich? Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 3.—.

Gottberg, Otto v., Kaiserglanz. Roman aus den Tagen des alten Herrn. Berlin, Buch-Verlag der Täglichen Rundschau. Geb. M. 16.—.

Harnack, Dr. phil. Axel v., Friedrich Daniel Bassermann und die deutsche Revolution von 1848/49. (Historische Bibliothek, Bd. 44.) München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg. Geh. M. 12.— zuzügl. Sortiments-Teuerungszuschlag.

Hasler, Eugen, Hochland. Gedichte. Leipzig, H. Haessel, Verlag. Brosch. M. 7.50, geb. M. 10.—.

Heilmann, Dr. Alfons, Seelenbuch der Gottesfreunde. Perlen Deutscher Mystik. Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H. Geh. M. 18.60, geb. M. 22.60 und Zuschläge.

Imberg, Dr. Kurt Ed., Der Nikaraguakanal. Eine historisch-diplomatische Studie. Berlin und Leipzig, Theodor Lißner Verlag. M. 15.—.

Kohne, Gustav, Hooge-Veld. Roman. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. Geh. M. 17.50, in Geschenkband M. 24.—.

Krauß, Rudolf, Friedrich Theodor Vischer. Aussprüche des Denkers, Dichters und Streiters. Mit 14 Abbildungen. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann. Geh. M. 12.—, geb. M. 15.—.

Melville, Edgar de, Vermittlung und gute Dienste in Vergangenheit und Zukunft. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 14.—.

Muckermann, Hermann, S. J., Neues Leben. Ethisch-religiöse Darlegungen. Erstes Buch: Der Urgrund unserer Lebensanschauung. Freiburg i. Br., Herdersche

Digitized by Google

Verlagshandlung. Geh. M. 5.60, geb. M. 7.60.

Nötzel, Karl, Tolstoi und Wir. München, Musarion Verlag. Geh. M. 6.—, geb. M. 9.—.

Paulsen, Friedrich, Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Mit Bildnis. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). Geh. M. 25.—, geb. M. 30.—.

Pieper, Dr. August, Gemeinschaftsgeist im Wiederaufbau. Freiburg i. Br., Herder & Co. M. 2.20 und Zuschläge.

Plenge, Staatswissenschaftliche Musterbücher. II. Dietzel, Heinrich, Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und Kommunismus. IV. Bagehot, Walter, Das Herz der Weltwirtschaft. Die Lombarden-Straße. Preis je M. 10.—, zuzüglich 20% Buchhändlerzuschlag. Essen (Ruhr), G. D. Baedecker, Verlagshandlung.

Ploetz, Hermann, Wein und Brot. Gedichte. München, Kunstwart-Verlag, Georg D. W. Callwey. Geh. M. 12.50, geb. M. 18.—.

Rachel, Hugo, Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute. Berlin SW 11, Paul Parey. Geb. M. 38.— und 25% Verleger-Teuerungszuschlag.

Salomon, Prof. Dr. Felix, Die deutschen Parteiprogramme. Heft 3. Von der Revolution bis zum neuen Reichstag 1918—1920. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner. Kart. M. 4.80.

Scholz, D. Dr. Heinrich, ord. Professor der Philosophie an der Universität Kiel, Der Unsterblichkeitsgedanke als philosophisches Problem. Geh. M. 5.—. Zum Untergang des Abendlandes. Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler. Geh. M. 3.—. Berlin, Verlag von Reuther & Reichard.

Schulpolitik und Volksbildung: Schriftenwesen des Preußischen Lehrervereins. Heft 5: Die Landschule. Mit Beiträgen von Oekonomierat Fr. Lembke, Lehrer E. Heywang, Seminar-Oberlehrer Dr. Walter Popp, Oberlehrer E. H. Wohlrab, Lehrer F. Lindemann. Osterwieck-Harz, Verlag A. W. Zickfeldt. Geh. M. 4.—.

Solmssen, Georg, Deutschlands Lage, im Rückblick und Ausblick. Ein Mahnruf an das deutsche Bürgertum. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Stundenschläge. Letzte Gedichte von Adolf Frey. Leipzig, H. Haessel, Verlag. Brosch. M. 7.50, geb. M. 10.—.

Stiehl, Otto, Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, Die Baukunst, ein Werkstein zum Neuaufbau des deutschen Geistes. Festrede zum Schinkelfest des Architekten-Vereins zu Berlin 13. März 1920. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann. M. 3.—.

Thoden van Velzen, Dr. S. K., Psychoenzephale Studien. Joachimsthal i. d. Mark, Verlag Velzen. M. 8.—.

Verdroß, Dr. Alfred, Legationssekretär, Die völkerrechtswidrige Kriegshandlung und der Strafanspruch der Staaten. Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann.

Vogt, Prof. Dr. Friedrich und Prof. Dr. Max Koch, Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Dritter (Schluß-)Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Drei Bände, in Halbleinen geb. M. 205.—.

Was kann Deutschland leisten? Deutschlands wirtschaftliche Lage angesichts der Forderungen der Entente. Drei unveröffentlichte Regierungsdokumente nebst Auszug aus dem Weißbuch über Spa. Berlin SW 48, Verlag Reimar Hobbing, M. 12.— und Teuerungszuschlag.

Wenck, Lene, Das singende Meer. Novelle. Leipzig und Hamburg, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick). In Pappband geb. M. 8.—.

Wissen und Wehr. Zweimonatsschrift. Jahrgang 1920. Juli. Ausgegeben im Juli 1920. Berlin, Verlag E. S. Mittler & Sohn. Preis jährlich M. 25.—, einzeln je M. 5.—.

Zobel von Zobeltitz, Dr. Max, Der deutsche Geist und die Form. Gedanken und Betrachtungen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Geh. M. 6.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Die Völkerrechtsakademie im Haag

Von

Theodor Niemeyer (Kiel)

Der im Sommer 1914 zur Reife gediehene Plan einer 1915 im Haag zu eröffnenden „Académie du droit international" („Hague-Academy") wurde durch den Weltkrieg vereitelt. Es ist aber nicht zu bezweifeln und man muß dringend wünschen, daß die Ausführung nur aufgeschoben, nicht aufgehoben ist.

Das öffentliche Interesse hat sich der Angelegenheit niemals in dem wünschenswerten Maße zugewendet. Die Ursache liegt einerseits in der Nichtkenntnis der Tatsachen, andererseits in der herrschenden Unterschätzung alles dessen, was sich auf internationales Recht bezieht. Insbesondere in Deutschland scheint man immer noch nicht gelernt zu haben, welche nationale Schädigungen sich aus der nationalen Interesselosigkeit gegenüber dem internationalen Recht ergeben und wie gewaltig die Bedeutung des internationalen Rechtes für die politische und soziale Gestaltung der Welt geworden ist.

Einige Bemerkungen über die Haager Akademie zu dem Zwecke, die Aufmerksamkeit auf dieses wichtige Problem zu lenken, sind deswegen vielleicht nicht überflüssig.

Der Gedanke einer Akademie des internationalen Rechtes wurde zuerst von dem Göttinger Völkerrechtslehrer L. v. Bar, in Barths „Nation", 15. Oktober 1898, angeregt, dann in der „Deutschen Revue" von Richard Fleischer 1907 April, Artikel von O. Nippold, aufgenommen, und auf der Haager Friedenskonferenz 1907 von deren Präsidenten, dem russischen Gesandten in Paris, Nelidoff, ebenso von dem russischen Völkerrechtslehrer v. Martens, „der Seele der Konferenz", sowie von dem rumänischen Staatsmann D. Sturdza mit Lebhaftigkeit vertreten, und zwar in Gestalt einer mit dem internationalen Schiedsgericht im Haag zu verbindenden völkerrechtlichen Weltschule, einer Art „Asklepion", wie Nelidoff sagte.

Der Londoner Jurist Dr. W. R. Bisschop hat dann in Verbindung mit dem holländischen Staatsmann und Völkerrechtler T. M. C. Asser den Plan nachdrücklich verfolgt. Die International Law Association faßte 1910 in London, 1912 in Paris eine Resolution zugunsten der Akademie. In Holland

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

bildete sich unter Assers Leitung ein Propagandaausschuß. Endlich bewilligte 1911 die Carnegie-Stiftung auf Antrag von Professor James Brown Scott 40000 Dollar unter der Bedingung, daß eine geeignete Organisation zur Ausführung komme. Im Jahre 1912 beschäftigte sich in Christiania das Institut de droit international mit der Organisation, die sodann von dem Direktor der Carnegie-Stiftung, Professor James Brown Scott, in enger Verbindung mit dem Institut de droit international und unter besonderer Beteiligung von T. M. C. Asser rasch gefördert wurde. Mit der Eröffnung des Friedenspalastes im Haag, September 1913, wurde ein aus 12 Mitgliedern bestehendes Kuratorium eingesetzt, zu welchem folgende Persönlichkeiten gehörten: Professor A. Alvarez (Chile), Baron Descamps (Belgien), Minister Carl Goos (Dänemark), Professor Harburger (Deutschland), Minister Hagerup (Norwegen), Minister Th. Heemskerk (Holland), Gesandter Ch. E. Lardy (Schweiz), Lord Reay (England), Professor Dr. L. Renault (Frankreich), Professor J. B. Scott (Amerika), Baron v. Taube (Rußland). Die Zusammensetzung entsprach dem engen Zusammenwirken der Carnegie-Stiftungsverwaltung mit dem Institut de droit international, innerhalb dessen namentlich Louis Renault entscheidenden Einfluß übte. Staatsrat Asser war kurz vorher gestorben.

Das Kuratorium und die von ihm angegangene holländische Regierung betrieben den Plan mit dem Erfolge, daß im Sommer 1914 die Vorbereitungen zu den für Sommer 1915 im Friedenspalast beabsichtigten Akademiekursen dem Abschluß nahe waren. Im Juli 1914 erhielt ich von Renault die bündige Bestätigung eines Abkommens, nach welchem ich in den Monaten Juli, August, September 1915 Vorlesungen und Seminarübungen über Seekriegsrecht an der Akademie übernahm. Dann brach der Krieg aus. Seitdem ist nichts anderes Zuverlässiges über die Akademie verlautet, als die Mitteilung im Jahrbuch der Carnegie-Stiftung, daß für den Fall des Inslebentretens der Akademie die Stiftung die für sie beschlossenen Mittel verfügbar halte. Da Professor Scott im Sommer 1920 im Haag war, werden dort Besprechungen über die Akademiefragen stattgefunden haben. Wahrscheinlich machen die politischen Verhältnisse Schwierigkeiten, nicht so sehr die Spannungen zwischen der Entente und den Mittelmächten, als die Unstimmigkeiten zwischen Amerika und Frankreich sowie der Gegensatz des Genfer Völkerbundes und des „Werkes vom Haag". Es ist kein Zweifel, daß Frankreich die gesamte Entwicklung der internationalen Beziehungen, soweit sie nicht in Paris gelenkt werden, einschließlich des Völkerrechts dem Völkerbund in Genf überantworten will und daß England dieses Streben einstweilen nicht ernstlich bekämpft, während Amerikas traditionelle und nach dem Scheitern Wilsons neubelebte Sympathie für die Haager Friedenseinrichtungen, wie in dem Haager Gerichtshof so auch in der Haager Akademie bessere Bürgschaften für internationale Verständigung und Weltfrieden erblickt als im Genfer Völkerbund.

Digitized by Google

Schon in den Verhandlungen über die Akademie, welche vor dem Krieg geführt wurden, hat der politische Einschlag nicht gefehlt. In den vertraulichen und formlosen diplomatischen Verhandlungen, welche die niederländische Regierung 1913 mit anderen Regierungen wegen der Akademie geführt hat und wobei die Beschickung der Akademie mit staatlichen Stipendiaten als Hörern, aber auch die Meinung der Regierungen über die Qualifikation der zu berufenden Lehrer in Verbindung mit den Geldzuschüssen in Frage kam, wurde die politische Seite mit größter Vorsicht gestreift. Aber wenn jährliche Sommerkurse mit staatlich entsendeten Hörern gebildet werden (Diplomaten, Offizieren, Verwaltungsbeamten, jüngeren Dozenten, Politikern) und mit Lehrern, die doch nicht sämtlich freie Privatgelehrte sein können, sondern teilweise, ja wohl meist urlaubbedürfende Staatsbeamte (Professoren, Verwaltungsbeamte, Diplomaten) sein werden, so ergibt sich unvermeidlich das Bedürfnis wie die Möglichkeit staatspolitischen Einflusses auf die Wahl der Hörer und Lehrer. Daß dieses Moment in der gegenwärtigen Weltlage stärkere Kraft besitzt als vor dem Kriege, ist von vornherein wahrscheinlich. Die englische Regierung wird heute noch ungerner als früher einen kontinentalen Seekriegsrechtler auf dem Katheder im Haag sehen, und Washington wird einen Anhänger Clemenceaus nicht gern zu Vorträgen über den Völkerbund zulassen. Mit der französischen Regierung wird für längere Zeit nicht leicht fertig zu werden sein, wenn nicht der französischen Völkerrechtswissenschaft eine monopolartige Stellung eingeräumt wird, wozu ebensowenig die amerikanischen Gönner der Akademie als England und Holland die Hand zu bieten geneigt sein werden.

Kurz, da stehen Wolken am Himmel, welche kein gutes Wetter für die Akademie bedeuten. Die Initiative der Nächstbeteiligten scheint in der Tat durch diese Umstände gehemmt zu sein.

Diese Lage ist bedauerlich. Denn es ist kaum eine Einrichtung denkbar und ausführbar, welche in demselben Grade wie eine wirklich internationale Akademie des Völkerrechts, und zwar im Haag, geeignet wäre, die gähnenden Klüfte zwischen den völkerrechtlichen Grundanschauungen der Nationen allmählich auszufüllen, welche vor dem Weltkrieg von den Eingeweihtesten vereinzelt deutlich bemerkt, von niemand völlig erkannt waren, durch den Weltkrieg aber bloßgelegt und in bedauerlicher Weise erweitert worden sind.

Im Jahre 1916 schrieb ich in einer Denkschrift zur Begründung des im Kieler Institut für internationales Recht errichteten Völkerrechtsarchivs:

Der Weltkrieg hat auf dem Gebiet des Völkerrechts in einer auch für Staatsmänner, Historiker, Völkerrechtsforscher überraschenden, man muß sagen erschreckenden Weise Irrtümer, Mißverständnisse, Unzulänglichkeiten dargetan, welche das Schlagwort vom Zusammenbruch des Völkerrechts zwar nicht rechtfertigen, aber erklären. Ganz abgesehen von der Zahl und Tragweite der wirklichen oder angeblichen Völkerrechtsverletzungen ist eine Verwirrung der völkerrechtlichen Anschauungen offenbar geworden, welche sich

Digitized by Google

keineswegs bloß durch die nach menschlicher Art aus der Verschiedenheit der Interessen entspringenden Vorurteile und Leidenschaften erklärt. Vielmehr liegen der Verwirrung allgemeinere Ursachen zugrunde, deren beherrschende Erkenntnis gewiß erst späterer Zeit vorbehalten ist.

Es ist eine Aussprache und Verständigung erforderlich über die allgemeinen Begriffe und Grundlagen des Völkerrechts, über welche die Meinungen so völlig auseinandergehen, wie man es bis dahin nicht gewußt hat.

Und ferner: Der Weltkrieg hat die Erkenntnis vor jedermanns Augen gestellt, daß das Völkerrecht eine Ausstrahlung der Staatenpolitik ist, welche nur im allgemeinen Zusammenhang der zwischenstaatlichen Verhältnisse begriffen werden kann. Das Verhältnis des internationalen Kriegsrechtes zu der internationalen Friedensordnung kann nicht verstanden werden ohne die vertiefte Erkenntnis in das Wesen der letzteren, als der Anwendung des Rechtsgedankens auf das Verhältnis der Staaten. Die soziologische und ethologische Erweiterung des Rechtsgedankens im Verhältnis der Staaten führt zu der Einbegreifung der allgemeinen kulturellen und ethischen Beziehungen der Völker und Staaten in die völkerrechtliche Betrachtung. Der Weltkrieg hat dieses Verhältnis in grelle Beleuchtung gestellt durch die Verwendung des Rassenhasses, der Lüge, der Kulturverhetzung, des Wirtschaftskrieges als Kriegsmittel. Das Gegenstück sind die Bestrebungen zur Erhaltung des Friedens auf der Grundlage einerseits der Interessensolidarität der Staaten, andererseits unter dem Gesichtspunkt der ethischen Forderung. Die ganze Reihe dieser Erscheinungen berührt das Völkerrecht. Die Völkerrechtswissenschaft kann an den Bestrebungen für internationale Kulturgemeinschaft und andererseits an den entgegengesetzten Bemühungen ebensowenig vorbeigehen wie an der Frage von Krieg oder Frieden. Für den Krieg aber und dessen völkerrechtliche Begrenzung sind Fragen wie diejenige der Wirksamkeit oder Verzichtbarkeit des Handelskrieges, also insbesondere die Statistik des Verkehrs, der Rohstoffe und der Lebensmittel, ebenso entschieden von Bedeutung wie etwa die Wirksamkeit oder Verzichtbarkeit der Brunnenvergiftung sowie der völkerrechtliche Maßstab für die Anstiftung von Aufständen im feindlichen Lande und für den politischen Mord. Daraus ergibt sich die Erstreckung der Aufgabe über die überlieferte formaljuristische Seite des Völkerrechts hinaus auf Politik, Wirtschaft, Kultur, Völkerethik.

Zu diesem Programm bekennen sich jetzt Völkerrechtler und Politiker aller Länder.

Wenn man diese Betrachtungsweise anwendet, so erscheint wenig genützt mit Sommerkursen, welche von Lehrern abgehalten werden, die mehr oder weniger nach staatspolitischen und anderen einseitigen Gesichtspunkten alljährlich ausgesucht und durch die Umstände ihrer Wahl bewußt oder unbewußt mehr oder weniger beeinflußt sind. Wer in den letzten Jahren vor dem Kriege die Verhältnisse auf den Tagungen der großen Völkerrechtsgesellschaften mit ihren transparenten nationalpolitischen Hintergründen ge-

Digitized by Google

nauer beobachtet hat, wird diese Bedenken nicht übertrieben finden. Die angedeuteten Gefahren werden um so bedenklicher sein, je stärker der Wechsel der Persönlichkeiten ist, die von Jahr zu Jahr präsentiert und aus der Zahl der Kandidaten ausgewählt werden, welche alle gerne einmal an die Reihe kämen. Diese und andere Erwägungen begründen die Forderung, daß an Stelle der Sommerkurse eine ständige Akademie mit festangestellten Lehrern eingerichtet werde. An diese können sich Gastvorträge in beliebiger Zahl anschließen, bei denen dann jeder Richtung, jedem Bedürfnis, jeder Art von Strebsamkeit Genüge geschehen kann. Die Grundlage für eine solche Akademie kann das Institut de droit international bilden, wenn es sich wieder zu echter Internationalität und wissenschaftlicher Objektivität zurückfindet, was zu hoffen ist, nachdem die 1919 in Paris unternommene Rumpftagung dem geschlossenen Protest der englischen Mitglieder begegnet ist. Es ist ganz bestimmt möglich, und zwar schon bald, eine gewisse Anzahl von staatsmännisch erfahrenen Wissenschaftsvertretern zu gewinnen, welche als Senatoren, Professoren, Dozenten der Haager Akademie Vorträge, Kurse, Übungen im Sinne breit angelegter Wissenschaftspflege abzuhalten geeignet und erbötig sind. Vielleicht werden am besten zunächst Angehörige der neutralen Länder in den Mittelpunkt gestellt, und aus den kriegsbeteiligten Ländern werden nicht die ältesten, angesehensten, aber doch meist auch in älteren Anschauungen stehenden und weniger anpassungsfähigen Männer zu wählen sein, sondern jüngere Persönlichkeiten, welche den echten Völkerbundgeist mit der eindringenden Kraft soziologischer Erkenntnis und mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug vereinigen, das aus der Tiefe der menschlichen Zusammenhänge für neue Methoden und für neue Ziele gewonnen ist.

Die derzeitige Steuerpolitik

Ein Brief an die Redaktion der „Deutschen Revue"

Von

Geh. Hofrat Prof. Dr. Wilhelm Stieda

Leipzig, am 31. Januar 1921.

Sehr geehrte Schriftleitung!

Das Wirtschaftsleben Deutschlands ist nach dem Frieden alles weniger als befriedigend. Wenn auch die Ernährung eine bessere geworden ist, als sie in den letzten Kriegsjahren war, so muß sie doch teuer erkauft werden. Drückt dieser Umstand auf die breiten Massen, so ist seelisch noch verhängnisvoller die innere Zerklüftung und die unaufhörliche Bedrohung bald durch die alten Gegner im Westen, bald durch die neuen Feinde im Osten. Kommt jetzt die täglich mehr zum Bewußtsein kommende Belastung durch

Digitized by Google

Steuern hinzu, so ist es kein Wunder, daß viele verzweifelnd die Hände ringen und sich aufs äußerste besorgt fragen, wohin wir eigentlich treiben?

Steuerzahlen ist unbedingte Pflicht für jeden, der in staatlicher Gemeinschaft leben will. Und die Erhöhung der Abgaben wird für unser Volk eine traurige Notwendigkeit. Schon Montesquieu lehrte, daß nur freie und gebildete Völker hohe Steuern ertrügen, weil nur sie sich klar gemacht hätten, daß sie zu ihrem Besten verwandt würden. So ist denn auch seither im deutschen Volke eine weitreichende Bereitwilligkeit, Lasten zu tragen, zu erkennen gewesen. Gegenüber den größten Opfern, die der Staat gefordert, an Menschenleben und Entsagungen aller Art, an Blut und Gut, hat man nicht gemurrt, sondern, ob auch seufzend, das schwere Schicksal getragen. In der Goldablieferung, in den Kriegsanleihen, in den Gelderſatzmitteln und zunächst auch gegenüber den aufkommenden Kriegssteuern ist eine Opferfreudigkeit zutage getreten, die der Heldenhaftigkeit auf dem Schlachtfelde ebenbürtig war.

Indes auf die Besteuerung, wie sie in den Jahren 1919 und 1920 verhängt worden ist, war kaum jemand vorbereitet. Sie tritt mit einer Härte auf, wie niemand sie vermutete. Wenn wir seit Adolf Wagner gewöhnt worden waren, an die Durchführung der Steuer einen sozialpolitischen Maßstab zu legen statt des rein fiskalischen, d. h. der Besteuerung den Gedanken untergeschoben sahen, mit ihr zwischen ungleichen Einkommen und Vermögen ausgleichend wirken zu wollen ... was wir jetzt erleben, überschreitet das Maß des Zulässigen und Angemessenen erheblich.

Dem Reich standen bei seiner Begründung nach der Verfassung drei Einnahmequellen zur Verfügung: die Einnahmen aus dem Betriebe von Post, Telegraphie, Eisenbahnen, nebst solchen aus gewerblichen Unternehmungen (Reichsbank, Reichsdruckerei), d. h. das sogenannte privatwirtschaftliche Einkommen, die Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchsabgaben, sowie die Matrikularbeiträge. Die letzteren waren immer nur als subsidiäres Deckungsmittel ins Auge gefaßt. Sie sollten erst dann erhoben werden, wenn die aus den anderen Quellen fließenden Einkünfte nicht ausreichten. Das war leider sehr bald der Fall. Infolge ausgedehnter Ausgaben sowie Ablehnung zeitgemäßer Erschließung neuer ergiebiger Steuerquellen (Ablehnung des Tabakmonopols) geriet das Reich in arge Schulden, und es mußte mehrere Male ein Anlauf zu durchgreifenden Reformen genommen werden. Namentlich in den Jahren 1906 und 1909 strebte man neue Steuern an. Aber man hat nicht nötig, den Reichstag um seine damaligen Einfälle zu beneiden. Die Reform blieb Stückwerk. Auf verschiedenen Wegen suchte man das Ziel zu erreichen, blieb jedoch zum Teil auf halbem Wege stehen. So bei der Erbschaftssteuer, die sich nicht entschließen konnte, auch Deszendenten und Ehegatten steuerpflichtig zu machen. So bei der Besteuerung von Frachturkunden, die man anfangs ablehnte, obwohl sie einige 60 Millionen einzubringen versprach.

Ernsthaft wurde schon damals die Einführung von Reichseinkommen- und Vermögenssteuern erwogen. Verfassungsrechtliche Bedenken, wie manche

Digitized by Google

annahmen, standen einer solchen Neuerung nicht entgegen. Wohl aber wurden schwerwiegende volkswirtschaftliche Gründe gegen sie geltend gemacht. Fast alle deutschen Länder hatten damals Einkommensteuern angeordnet und waren mit dem Ergebnis zufrieden. Indes die Gesetzgebung war eine verschiedene, die Handhabung nicht einheitlich. Sollte nun die Besteuerung des Einkommens vom Reich in Anspruch genommen werden, dann mußten überall die gleichen Grundsätze zur Anwendung kommen. Folglich hätten die Bundesstaaten auf ihre historisch überkommenen Einrichtungen verzichten oder für die Berechnung des zur Reichssteuer zu veranlagenden Einkommens andere Grundlagen wählen müssen, beides außerordentlich schwierig. Auch die Wahl des Steuerfußes verursachte die größten Bedenken. Wandte man einen niedrigen Steuerfuß an, so konnte man ein für die Reichsfinanzen befriedigendes Ergebnis nicht erwarten. Wählte man eine ansehnlich steigende Progression, so wurde die Belastung für die Angehörigen der Bundesstaaten zu empfindlich.

Auf diese Weise blieb denn der Charakter der Reichsbesteuerung der gleiche wie bisher. Sie stützte sich auf die indirekten Abgaben, die einige 60, im Jahre 1913 69,37 Prozent aller Einnahmen ausmachten. Im letzten Friedensjahre warfen die Zölle 10,74 Mark, die Verbrauchs- und Aufwandsteuern 11,84 Mark pro Kopf der Bevölkerung ab. Auf die Matrikularbeiträge entfielen 87 Pfennig, auf die Erbschaftssteuern 69 Pfennig, auf direkte Steuern 4,82 Mark pro Kopf. Die letzteren wären nicht so hoch ausgefallen, wenn nicht unterdessen die Tantiemesteuer und der Wehrbeitrag eingeführt worden wären. Indes machte sich immerhin eine Neigung geltend, den Besitz stärker heranzuziehen, indem die Verkehrssteuern pro Kopf 3,69 Mark ergaben. Die Verkehrssteuern knüpfen allerdings an Vorgänge des Vermögensverkehrs an, aber sie treffen gewisse Arten und Teile des Besitzes. Hauptsächlich sind sie wohl direkte Steuern, insofern sie, abgesehen von dem Stempel auf Frachturkunden, der mehr den indirekten als den direkten Steuern in ihrer Wirkung zuzuteilen ist, Vermögen oder Einkommen belasten. Im wesentlichen handelt es sich bei ihnen um Änderungen des Reichsstempelgesetzes, um eine Erhöhung des Effektenstempels, um die Einführung der Zinsbogensteuer, die Abgabe bei Übertragung von Grundstücken usw. Schwerlich wird jemand daran gedacht haben, daß dieses sanfte Hinübergleiten in die Besitzsteuern schließlich zu so starker Betonung der direkten Besteuerung sich auswachsen würde.

Die Finanzreform, die durch die sogenannte kleine Weimarer Reform im Sommer 1919 einsetzte, hat nun zwar nicht die indirekte Besteuerung völlig verworfen, aber sie läuft in unerhörter Weise auf eine verstärkte Besteuerung von Vermögen und Einkommen aus. Die Kriegsabgabengesetze, die Erhöhung der Tabak-, Zündwaren-, Spielkartensteuer und die Rayonsteuer läßt man sich gefallen. Insbesondere die ersteren entsprangen den in weitesten Kreisen des Volkes gehegten Empfindungen, daß die hohen Gewinne, die viele durch Lieferungen für das Heer, sowie bei anderen, infolge der Zeit-

Digitized by Google

läufte wesentlich anders gearteten Geschäften gemacht hatten, zum Besten der Gesamtheit besteuert wurden. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß mit dem Erlaß dieser Verfügungen nicht so lange gezögert worden wäre, weil über der Vorberatung und Durchführung der Gesetze sehr erhebliche Vermögensteile sich durch die Flucht der inländischen Besteuerung zu entziehen verstanden haben. Jedenfalls kann man sich in Anerkennung der schweren Finanznot, in der das Deutsche Reich steckt, mit diesen direkten Abgaben sowie den Verbrauchssteuern auf Kohlen, der Erhöhung der Zölle auf Kaffee und Tee, dem Branntweinmonopol, der Verstärkung der Biersteuer befreunden. Ohne stärkere Belastung, die nach mehreren Richtungen dem deutschen Volke sparsamere Verwendung oder gar Verzicht gewisser Genußmittel aufdrängt, kann man in Zukunft auf lange Jahre hinaus nicht mehr hoffen auszukommen. Die Umsatzsteuer gehört in diesen Kreis nur zum Teil hinein. Denn die hohen gemutmaßten Erträge — man erwartet 4 Milliarden — sind durch die entsetzlichen Umständlichkeiten und Belästigungeu des Publikums doch wohl nur zu teuer erkauft.

Das Verhängnis liegt zumeist in der Erbschaftssteuer vom 10. September 1919, dem Reichsnotopfer vom 29. März 1920 nebst Kapitalertragssteuer und Körperschaftssteuer. Sie haben in ihren überaus hohen Steuersätzen einen wahren Sturmlauf gegen das Kapital eingeleitet und bedrohen nicht nur die Vermögenderen, sondern treffen die arbeitenden Klassen gleichfalls zu stark. Eine fast auf 60 Prozent ansteigende Progression in der Besteuerung des Einkommens ist in der Steuergeschichte aller Länder nicht nachweisbar, und eine Kapitalertragssteuer von 10 Prozent, die keine Rücksicht nimmt auf kleine Rentner und aus bestimmten Gründen beschäftigungslos gebliebene Personen, muß notwendigerweise lähmend auf die Bildung neuer Kapitale einwirken. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß durch die Entwertung des Papiergeldes die Lage der kleinen Rentner ohnehin bereits eine sehr geschwächte geworden ist. Nun wird mit der hohen Kapitalertragsteuer die Produktivkraft des Landes aufs äußerste erschüttert. Mit solchen Steuern wird die Henne geschlachtet, die die goldenen Eier legt. Denn nach Maßgabe, wie das Kapital sich vermindert, sind keine Mittel vorhanden, neue Schöpfungen ins Leben zu rufen oder vorhandene auszubauen. Die Sozialisierung der Unternehmungen, abgesehen davon, daß man sich allmählich von ihrer Undurchführbarkeit im geplanten Umfange hat überzeugen müssen, wird niemals in der Lage sein, die Produktivität derart auszugestalten, wie Privatunternehmer es vermögen. Man vergißt immer, daß die Großindustrie, die seit 1871 sich so großartig bei uns entwickelte, erst möglich gewesen ist durch die Mitgift, die notgedrungen die neue Republik dem neuen Kaiserreiche zahlen mußte. Somit werden in der Folge die Arbeiter selbst in hohem Maße leiden, weil die Arbeitsgelegenheit bei geringeren Kapitalvorräten abnehmen muß.

Indes auch unmittelbar wird die arbeitende Klasse durch die neue Einkommensteuer hart betroffen. In Preußen, um denjenigen Staat heraus-

Digitized by Google

zugreifen, der in der Bewilligung von Steuervorteilen gegenüber den handarbeitenden Schichten der Gesellschaft am weitesten ging, begann früher die Einkommensteuerpflicht erst bei 900 Mark. Das würde bei dem heutigen Stande unserer Valuta einem Betrage von 9000 bis 10000 Mark entsprechen. Jetzt sind nur 1500 Mark steuerfrei und dieser Betrag wird durch Ehefrau und bei etwa zwei Kindern unter sechzehn Jahren auf höchstens 3400 Mark erhöht. Die Novelle zur Einkommensteuer sieht freilich für die Jahre 1920 und 1921 eine Erhöhung der der Ehefrau und den Kindern zugestandenen Vergünstigung vor, so daß, wenn sie Gesetz würde, der steuerfreie Betrag sich auf 4500 Mark vergrößern würde. Angesichts der sehr viel kostspieligeren Lebenshaltung und der beträchtlichen indirekten Abgaben, die ebenfalls wieder auf die notwendigsten Nahrungsmittel drücken, wird die Lage des Arbeiters schwieriger. Auch darf man nicht übersehen, daß die stärkeren Vergünstigungen für Frau und Kinder nur bis zu einer bestimmten Grenze, nur für Einkommen unter 10000 Mark vorgesehen sind. Früher, bemerkt ein Aufsatz im „Deutschen Ökonomist" (38. Jahrgang, Nr. 1980), konnte ein Familienvater sich mit einem Einkommen von 900 Mark mit Frau und zwei Kindern durchschlagen. Heute braucht er an Ernährungskosten für eine vierköpfige Familie 12000 Mark. Von jenem Einkommen entrichtete der Steuerpflichtige 6 Mark, nach heutigem Geldwerte etwa 60 Mark. Heute muß er von dem höheren Einkommen 1200 Mark bezahlen, mithin erleidet er die zwanzigfache Steuerbelastung von ehemals.

Ebenfalls eine Verschlechterung bedeutet die Besteuerung des Familieneinkommens. Es werden nämlich die Einkommen eines jeden Mitglieds des Haushalts nicht jedes für sich besteuert, sondern alle zusammen in einem Betrage. Dadurch erwächst bei der heutigen starken Progression der Familie eine um so stärkere Last. Einer anregenden Betrachtung des Dr. Alexander Hoffmann über den „Gerechtigkeitsgedanken in der Reichseinkommensteuer" (in der Zeitschrift für die Sozialwissenschaft 1921) entnehme ich ein charakteristisches Beispiel, das mit den gegenwärtigen Sätzen, noch nicht mit denen der geplanten Novelle rechnet. Ein Familienvater, der selbst 12000 Mark zu den Haushaltskosten einschießt, während die Frau 10000 Mark verdient und jedes seiner beiden minderjährigen Kinder je 9000 Mark Zinsen bezieht, hat von dem sich auf diese Weise ergebenden Gesamteinkommen in Höhe von 40000 Mark — nach Abzug der zulässigen steuerfreien Beträge tatsächlich nur 37000 Mark — 9030 Mark an Steuern zu entrichten. Der Steuerbetrag würde sich auf nur 4710 Mark belaufen, wenn jedes Haushaltsmitglied einzeln veranlagt würde. Ist es gerechtfertigt, die Familie als solche in doppelt so hohem Betrage zu belasten? Gerade wenn man über den sittlichen und wirtschaftlichen Wert des Familienlebens sehr hoch denkt, sollte man dieses begünstigen, aber nicht in derartigem Umfange stärker belasten. Beziehen die beiden Kinder je 9000 Mark aus ihrer Arbeit, und der Fall wird selbst bei minderjährigen heute nicht zu den Seltenheiten gehören, so werden sie einzeln veranlagt.

Digitized by Google

Dann zahlen Vater und Mutter 3840 Mark, die beiden Kinder je 1170 Mark, im ganzen also die Familie 6180 Mark an Steuern. Das bedeutet immerhin eine Erleichterung gegenüber den 9030 Mark. Es wäre demnach einmal eine Besteuerung des Familienzusammenhangs und andererseits auf höhere Belastung des fundierten Einkommens abgesehen. An sich ist die letztere gewiß gerechtfertigt, in dieser Höhe aber verstößt sie gegen gesunde volkswirtschaftliche Grundsätze.

Die zehnprozentige Kapitalertragssteuer geht sicher viel zu weit. Sie bedeutet bei einer fünfprozentigen Verzinsung des Kapitals einen fünfmal so hohen Betrag als er früher bei der Vermögenssteuer in dem Satz von 1 pro Mille gefordert wurde. Nicht nur, daß jedoch die neuen Steuern eine für die Schultern der meisten viel zu hohe Besteuerung einschließen und damit die Gesamtheit in der Weiterbildung des Volksvermögens gefährdet wird, der Grundsatz der Gerechtigkeit in bedenkliches Schwanken geraten ist, kommt hinzu die Unmasse von Umständlichkeit und Widerwärtigkeit, die mit der Durchführung verknüpft ist. Ein zahlreiches Beamtenheer hat eingestellt werden müssen. Deklarationen werden von den Steuerpflichtigen verlangt, die längere Vorbereitung voraussetzen, Rückfragen und Eindringen in intime Beziehungen machen sich nötig. Die Vergünstigungen, die für die Zahlung des Reichsnotopfers zugestanden waren, verwandelten sich in wahre Plage für die mit ihnen Bedachten. Stundenlang mußte man warten, ehe man an die Reihe kam, und stimmten die mechanischen Vorschriften nicht genau überein mit der Wirklichkeit, so mußte man zum zweiten Male den Gang auf die Behörde antreten. Bei der Umsatzsteuer werden viele Formulare ins Haus geschickt, bei denen die Voraussetzungen niemals zutreffen. Welche Unmasse von Kraft und Anstrengung geht hierbei verloren, welche Erhebungskosten entstehen in dem Papierverbrauch und den Besoldungen zahlreicher Beamten!

Kann es eine bezeichnendere Erscheinung geben als, daß die Reichseinkommensteuer, ehe sie überhaupt noch in Kraft getreten ist, schon wieder geändert werden soll! Der Entwurf von 1919 war milder als das wirkliche Gesetz, und jetzt plant die ins Auge gefaßte Novelle mehrfache Erleichterungen. Entgegen den Tatsachen des Wirtschaftslebens werden am grünen Tisch Gesetze gemacht, die sich auf die Dauer als unausführbar herausstellen. Gegenüber den heute so komplizierten Tatsachen des Lebens wird es indes doppelt nötig, Fachleute in der Finanzpraxis zu wissen, die wirtschaftlich, nicht formal juristisch, denken gelernt haben. Das arme deutsche Volk ist im Unglück. Aber was ihm an Steuern zugemutet wird, was ihm an Belästigungen täglich aufs neue angesonnen wird, übersteigt die Geduld des schwergeprüften. Wieviel einfacher wäre es, doktrinären Prinzipien zu entsagen, nicht die Erdrosselung und Vernichtung des Kapitals als unveränderliche Heilswahrheiten hinzustellen, sondern es mit den Monopolen zu versuchen! Wenn sie vom Standpunkte der Gerechtigkeit zu wünschen übrig lassen, so sind sie dafür ergiebig und durch die kleinen Teilbeträge, in denen sie entrichtet werden, für die Masse erträglicher.

Digitized by Google

Der ordentliche Haushaltsplan des Deutschen Reiches hatte im letzten Friedensjahre eine Einnahme von 3194 Millionen Mark und eine Ausgabe von 3403 Millionen Mark. Der außerordentliche Etat belief sich in Einnahme auf 190 Millionen und in Ausgabe auf 118 Millionen Mark. Für das Etatsjahr 1919/20 war ein ordentlicher Etat von 15309 Millionen Mark in Einnahme und ebensoviel in Ausgabe vorgesehen. Aber dazu gesellte sich der außerordentliche Etat in Höhe von je 42749 Millionen Mark in Einnahme und in Ausgabe. Demnach war der Haushaltsplan im ganzen auf 58059 Millionen Mark angewachsen. Kann man wirklich hoffen, diese ungeheueren Beträge größtenteils auf dem Wege der direkten Besteuerung den Taschen einer Bevölkerung abzugewinnen, die seit Jahren hungert und darbt, die für die Ernährung ihrer Kinder auf menschenfreundliche Unterstützung neutraler Mächte angewiesen ist? Von den mehr als neun Milliarden, die die Besteuerung der Kriegsgewinne eingebracht hat, ist ungefähr eine Milliarde zur Tilgung der Schulden verwandt worden, der Rest zur Deckung des Defizits im staatlichen Haushalt! Hier offenbaren sich Schwächen unserer Finanzverwaltung, von den leitenden Männern in den Ministerien an bis zu den Vertretern des Volkes, die solche Unerträglichkeiten gutheißen und sich ihre vernichtenden Wirkungen nicht klarmachen wollen oder können.

Bismarcks Finanzehen mit Scholz, Hobrecht und Bitter waren keine glücklichen. Jene Männer waren in doktrinäre Parteiansichten verrannt, oder ihre Stärke lag in ganz anderen Gebieten als dem der Finanzwirtschaft. Des Fürsten für damalige Zeiten gigantischer Plan mit dem Tabakmonopol, der uns das Flickwerk der Jahre 1906 und 1909 erspart hätte, konnte bei der geringen politischen Reife des Volkes und dem Parteiegoismus seiner Vertreter im Reichstage nicht zur Wirklichkeit gelangen. Aber man hatte doch nicht nötig, das Vertrauen auf eine Besserung der Zustände im Hinblick auf die Festigkeit unserer Einrichtungen und auf unser politisches Ansehen aufzugeben. Und heute?

Ungedruckte Briefe des Erzherzogs Albrecht an Kaiser Franz Joseph I.

Mitgeteilt und eingeleitet

von

Eduard v. Wertheimer

Zu den hervorragendsten Mitgliedern des Hauses Habsburg im vorigen Jahrhundert zählte unstreitig Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza. Er war ein würdiger Sohn seines Vaters, des Bezwingers Napoleons I. bei Aspern. Nächst seinen militärischen Vorzügen bekundete der kaiserliche Prinz auch diplomatisches Talent. Dieses befähigte ihn wiederholt zur Ausführung ihm übertragener diplomatischer Missionen. Richtig war es daher,

Digitized by Google

ihn nach Berlin zu senden, um Preußens und Deutschlands tatkräftige Hilfe zu erlangen, als 1859 das absolutistische Österreich von der Gefahr eines Krieges mit Sardinien und Frankreich bedroht wurde. Erzherzog Albrecht hat über seine Mission direkt an den Kaiser berichtet in Briefen, die sich im Staatsarchiv befinden. Da sie nicht eigenhändig geschrieben sind und sich nur auf ein, allerdings sehr wichtiges Faktum beziehen, zog ich es vor, die Schreiben des kaiserlichen Prinzen hier nicht, wie einige aus späteren Jahren, in extenso mitzuteilen. Zum erstenmal erfahren wir Authentisches aus diesen Briefen über die Mission des Erzherzogs nach Berlin.[1]) In Preußen gab es damals verschiedene Parteien, die für und gegen eine Anteilnahme ihres Staates am Kriege gegen Frankreich, den alten Erbfeind Deutschlands, waren, dessen militärische Vorhut Sardinien bildete. In diesem kritischen Momente erfolgte die plötzliche und vollkommen unerwartete Sendung Erzherzog Albrechts nach Berlin, wo sein Erscheinen, wie er selbst bemerkt, eine „große Sensation" bewirkte.[2]) Der französische Gesandte in Berlin faßte den Eindruck der Ankunft des kaiserlichen Prinzen in die Worte: „Sie ist ein Dachziegel, der ihnen (den Preußen) auf den Kopf fiel."[3]) Der französische Diplomat traf insofern das Richtige, als das Erscheinen des Erzherzogs dem Prinzregenten von Preußen, der an Stelle seines geistig erkrankten Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., die Geschäfte des Staates führte, sehr ungelegen kam. Er befand sich im Einvernehmen mit den Österreich nicht wohlgesinnten Mächten Rußland und England, die für die Einberufung eines Kongresses eintraten, der eine allgemeine Entwaffnung aller Mächte beschließen sollte. Davon wollte aber Graf Buol-Schauenstein, der österreichische Minister des Äußern, nichts wissen. Er bestand vielmehr auf der Forderung, daß Sardinien abrüste, noch ehe der Kongreß seine Beratungen beginne. Es hieße — äußert sich Graf Buol-Schauenstein — den Zweck unseres Verlangens vollkommen mißkennen, wenn man davon ausgehen wollte, daß es sich für uns um anderes, als um Sicherstellung gegen einen unvermuteten Angriff von seiten dieses Staates handle, der die Vorhut Frankreichs bildet. Österreich vermag sich friedlichen Beratungen mit Mächten, die sich weigern, dem kriegslustigen Piemont zum Heile Europas die Waffen aus der Hand zu nehmen, nicht mit Vertrauen zu nähern. Wenn — fährt er fort — die italienische Frage ein Knoten ist, den zu durchhauen Frankreich das Schwert bereit hält, so erachtet Österreich einen Kongreß für unnütz und gefährlich. In Turin muß man begreifen, daß die europäischen Mächte Frieden und nicht Krieg beschlossen haben. Wir können nicht — schließt der österreichische Minister des Äußern seine für das

[1]) Was Sybel „Die Begründung des Deutschen Reiches", 2. Band, S. 318, hierüber sagt, beschränkt sich auf wenige Zeilen. Er hat natürlich die Briefe des Erzherzogs nicht gekannt.

[2]) Erzherzog Albrecht an Kaiser Franz Joseph I., 13. April 1859.

[3]) Freiherr v. Koller, österreichischer Gesandter in Berlin an Graf Buol-Schauenstein, Minister des Äußern, Berlin, 12. April 1859. W. St.-A. (Wiener Staatsarchiv).

Digitized by Google

Berliner Kabinett bestimmte Darlegung — in einen Kongreß mit der Aussicht eintreten, daß Frankreich vollkommen gerüstet an einem ihm beliebigen Tage einen Kriegsfall aufstellt und uns den Fehdehandschuh hinwirft.[1])

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der Erzherzog in diesem Sinne seine Mission zu erfüllen.[2]) Gleich bei seiner ersten Begegnung mit dem Prinzregenten von Preußen konnte der Erzherzog aus dessen Mund vernehmen, sein dringender Wunsch sei es, daß Österreich Piemont nicht zur Entwaffnung zwinge, bevor der Kongreß nicht die allgemeine Entwaffnung ausgesprochen habe. Längstens in zehn Tagen, meinte der Prinzregent, werde der Kongreß tagen, und bis dahin könnte Österreichs Vorgehen verschoben werden, „gegen den kleinen Kläffer" (Piemont), wie er sich ausdrückte, „welchen wir (Österreich) mit unserer großen Armee zerquetschen könnten."[3]) Aus seinen Unterredungen mit dem Prinzregenten gewann der Erzherzog den Eindruck, daß, ungeachtet freundlicher Gesinnungen für Österreich, seine Worte nur die von ihm befolgte Politik des Zauderns und Zuwartens widerspiegle, sowie eine gewisse Scheu vor der öffentlichen Meinung, besonders außerhalb Deutschlands, daß er sich unbedingt an England anlehne und sich nach dessen Entschlüssen richte. Der preußische Ministerpräsident,[4]) Fürst von Hohenzollern, gab wohl dem kaiserlichen Abgesandten sein Ehrenwort, daß sein Herr und Gebieter keinen Hintergedanken hege, vielmehr, wenn es kracht, offen und ehrlich mit Österreich gehen werde, wofür schon dessen biederer, ritterlicher Charakter bürge. Aber der Erzherzog ließ sich durch schöne Reden nicht irreführen. Rasch hatte er erkannt, daß sein Auftrag keinen Erfolg erzielen werde. „Aus allem" — berichtet er an den Kaiser — „entnehme ich, daß meine vertrauliche Sendung hierher, wenn sie sechs Wochen früher erfolgt wäre, jedenfalls zu besseren Resultaten geführt hätte; daß Ende Januar eine viel bessere Stimmung für Österreich hier geherrscht hat."[5])

---

[1]) Buol-Schauenstein an den Berliner Gesandten Freiherrn v. Koller, Wien, 6. April 1859. W. St.-A.

[2]) Im Staatsarchiv hat sich die Instruktion für den Erzherzog nicht vorgefunden.

[3]) Erzherzog Albrecht an den Kaiser, Berlin, 13. April. W. St.-A.

[4]) Erzherzog Albrecht an den Kaiser Franz Joseph I., Berlin, 15. April 1859, charakterisiert folgend den preußischen Ministerpräsidenten: „Ohne ein bedeutender Mann zu sein, gilt er doch für einen durchaus ehrenwerten, jeder Falschheit unfähigen Charakter, der zudem nichts Ultrapreußisches an sich hat und sich mehr süddeutschem Wesen zuneigt. Intimer Freund des Prinzen von Preußen und ebenso der ihren Einfluß unmerklich erhöhenden Prinzessin (Augusta, Gemahlin des Prinzregenten)."

[5]) Erzherzog Albrecht an den Kaiser, 15. April. Interessant ist es, daß der ehemalige sächsische Minister als österreichisch-ungarischer Minister des Äußern ein ähnliches Urteil wie der Erzherzog fällte. In seinem Gutachten, Ofen 1868, ohne Tagesdatum, Konzept, von Beust unterschrieben, W. St.-A., sagt er: „Wie bei anderen Gelegenheiten lag die Hauptschuld auch hier nicht an dem Mangel an Informationen, sondern an dem Mangel politischer Leitung. — Es geschahen Fehler über Fehler. — Anstatt rechtzeitiger Verständigung sandte man den Erzherzog Albrecht so spät, daß man durch den gleichzeitigen Abgang des Ultimatums (von Österreich an Sardinien, 19. April 1859) nach Turin sich noch dazu in Berlin in ein falsches Licht setzte."

Digitized by Google

Aus den Briefen des Erzherzogs ergibt sich nicht, daß dessen Mission an der Verletzung des Machtbewußtseins des Prinzregenten gescheitert wäre, indem man ihn durch eine Abstimmung am Bunde zu Frankfurt a. M. zum Kriege drängen wollte. Ebensowenig enthalten die erzherzoglichen Schreiben eine Nachricht darüber, daß man in Preußen grollte, weil man für die beanspruchte Hilfe nicht einmal geneigt war, dem Prinzregenten den Oberbefehl am Rhein zu überlassen.[1]) Der Erzherzog erwähnt nur in einem seiner Briefe, daß der Prinzregent nie selbst die Ernennung zum Bundesoberfeldherrn anregen werde, wohl aber gebe man sich der größten Täuschung hin, wenn geglaubt wird, daß er nicht mit aller Sicherheit auf diese Würde rechne, deren Erreichung seinen Lieblingswunsch bilde.[2]) Der Mangel an Entgegenkommen in dieser Hinsicht von seiten Österreichs mag den Prinzregenten verstimmt haben. Aber gehindert hat es ihn nicht, mit Erzherzog Albrecht ein Abkommen zur Hilfeleistung an Österreich zu treffen, allerdings unter Bedingungen, die offenbar die Vereinbarung als sehr zweifelhaft erscheinen lassen mußten.[3]) Gewiß ist nur, daß die Sendung des kaiserlichen Prinzen in erster Reihe daran scheiterte, weil sich noch vor dessen Ankunft der Prinzregent von Preußen schon mit der Politik Englands und Rußlands verbunden hatte, die für den Kongreß und gegen die vorherige Entwaffnung Piemonts waren. Aus diesem Grunde bat er auch dringend den Erzherzog, seinen ganzen Einfluß in Wien dahin aufzubieten, daß Österreich seine bisherige Politik gegenüber Sardinien nicht fortsetze und den Kongreß beschicke.[4]) Hierauf antwortete der kaiserliche Prinz: „Der Entschluß meines Kaisers war unerschütterlich, als ich abreiste; er ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, wohl wissend, daß wir von Eng-

---

[1]) Friedjung, „Kampf um die Vorherrschaft" I, S. 14 und Anmerkung.

[2]) Erzherzog Albrecht an den Kaiser, Berlin, 13. April.

[3]) In einer dem Briefe vom 16. April beiliegenden eigenhändigen Aufzeichnung des Erzherzogs mit eingestreuten Bemerkungen des Prinzregenten heißt es: Wenn Österreich in Piemont einrückt (Prinzregent: „und Frankreich letzteres unterstützt, so wird dem Bundestag der § 47 zur Beratung gestellt. Wird die Gefährdung außerdeutschen Bundesgebiets ausgesprochen"), so wird das deutsche Bundesheer in seiner vormaligen einfachen Stärke zusammengestellt, und zwar das preußische am Rhein, das österreichische am Schwarzwald. So wie a) deutsches Bundesgebiet, b) die Neutralität Belgiens, c) die Neutralität der Schweiz, einschließlich des durch die Traktate neutral erklärten Teiles Savoyens verletzt wird, so ist es Bruch des Vertrags und casus belli für Preußen und Österreich (Prinzregent: „Wenn nichts durch diplomatisches Einschreiten zu erlangen ist"), was Preußen früher in Paris erklären wird. (Prinzregent: „Früher? Jeden Traktatenbruch, ist Preußen stets als nicht zu dulden erklärt, was bei diesem Bruch also auch geschehen würde.") Dann wird Preußen mit seiner ganzen Macht, höchstens eine oder zwei Divisionen gegen Polen stehen lassend, in voller Stärke auftreten und im Verein mit dem übrigen Deutschland und Österreich, in zwei Gruppen geteilt, zur Offensive bereit sein (Offensive wurde gestrichen und dafür Kampf gesetzt). (Prinzregent: „Die Offensive oder Defensive wird sich nach den Umständen erst ergeben. Wenn diese Zusätze aufgenommen werden, so bin ich einverstanden mit dem Inhalt.")

[4]) Prinzregent an Erzherzog Albrecht.

Digitized by Google

land nicht viel, von Rußland vielleicht nur Feindseliges zu erwarten haben. Es handelt sich um Österreichs Ehre, um Österreichs gutes Recht."[1]) Selbst wenn der Erzherzog, dem Appell des Prinzregenten folgend, für einen Frontwechsel der Politik seines Hofes eingetreten wäre, würde seine Mahnung ein unübersteigliches Hindernis an der Verblendung Graf Buol-Schauensteins gefunden haben, der damals äußerte: „Unsere Freunde sind es, die uns nur die Wahl zwischen Demütigung und Krieg lassen."[2]) Er wählte den Krieg.

Graf Buol-Schauenstein selbst unterzeichnete das an den sardinischen Premier Grafen Cavour gerichtete Ultimatum.[3]) Hätte die Mission des Erzherzogs nicht schon durch die fehlerhafte Anlage der Wiener Politik erfolglos bleiben müssen, so würde ihr, auch wenn sie bisher günstig verlaufen wäre, das an Sardinien gerichtete Ultimatum ein jähes Ende bereitet haben. Der Erzherzog hatte aber bereits Berlin verlassen, als daselbst eine Stunde nach seiner am 20. April erfolgten Abreise die telegraphische Nachricht von der an Sardinien am 19. April ergangenen Aufforderung eintraf,[4]) binnen drei Tagen zu erklären, ob es bereit sei, sein Heer auf den Friedensfuß zurückzuführen. Das Ultimatum blieb ein Schlag ins Wasser.[5]) Österreich, von dem Erzherzog Albrecht voll stolzer Zuversicht gegenüber dem Prinzregenten rühmte, daß es „erforderlichenfalls" Rußland, wenn es eingreifen sollte, zu widerstehen wissen werde,[6]) mußte allein den Kampf mit Sardinien und Frankreich bestehen, der für die Monarchie mit dem Verluste der Lombardei endete. Kaiser Franz Joseph I. hat die Verweigerung jeder Hilfe Preußens tief empfunden,

[1]) Erzherzog Albrecht an den Prinzregenten. Abschrift.

[2]) Graf Buol-Schauenstein an Freiherrn v. Koller, eigenhändig, Wien, 25. April. W. St.-A.

[3]) Friedjung, „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" I, S. 14, der die Darstellung bei Sybel a. a. O., 2. Band, S. 318, erweitert, erzählt, daß der Befehl, das Ultimatum zu stellen, unmittelbar aus der Militärkanzlei des Kaisers erging, daß der Minister des Äußern davon überrascht wurde und seine Entlassung gab, da er den allzufrühen Losbruch mißbilligte. Dem aber widerspricht das von Graf Buol-Schauenstein unterzeichnete Schreiben an Graf Cavour vom 19. April W. St.-A., worin er ihm das Ultimatum stellt, sich binnen drei Tagen für oder gegen die Abrüstung Sardiniens zu entscheiden. Es heißt in diesem Schreiben: „Notre espoir ayant été déçu jusqu'ici, l'empereur, mon auguste maitre, a daigné m'ordonner de tenter directement un effort suprême pour faire revenir le gouvernement de sa Majesté Sarde sur la décision á laquelle il paraît s'être arrêté. Cavour soll seinen — des österreichischen Ministers — Brief in ernste Erwägung ziehen et de me faire savoir si le gouvernement royal consent, oui ou non à mettre sans délai son armée sur pied de paix et á licencier les volontaires italiens."

[4]) Koller an Graf Buol-Schauenstein, Berlin, 21. April. W. St.-A.

[5]) Gutachten Beusts, Ofen 1868. W. St.-A. „Dieses Ultimatum selbst war ein kolossaler Fehler, ein noch größerer aber die Ablehnung des Kongresses, wobei Österreich eine Garantie seines Besitzstandes angeboten und nichts angesonnen wurde, als das Aufgeben der nutzlosen Besetzungsrechte im Kirchenstaate. Zu alledem bedurfte es keiner Information, sondern nur eines halbwegs klaren Blickes."

[6]) Erzherzog Albrecht an den Kaiser, 19. April.

Digitized by Google

wie dies sein Schreiben nach den Niederlagen auf den italischen Schlachtfeldern an den Prinzregenten in bewegter Weise zum Ausdruck bringt. Nachdem er hervorgehoben, daß er es mit seiner Würde unvereinbar halte, sich zu nutzlosen Worten des Bedauerns hinreißen zu lassen, heißt es: „Nur das eine will ich mir nicht versagen, nochmals meiner innigen Überzeugung Ausdruck zu geben, daß sich alles glücklich und ehrenvoll gewendet haben würde, wenn die tapfere preußische Armee an der Seite der meinigen gekämpft hätte und wenn zugleich die Macht des übrigen Deutschlands von uns beiden in engem Einvernehmen und auf der legalen föderativen Basis ins Feld geführt worden wäre." [1]) Der Kaiser hatte auch allen Grund, den Verlust des Feldzuges von 1859 schmerzlich zu beklagen, war er doch die erste Etappe zur Erschütterung der Machtstellung der Monarchie in Deutschland.

*

Im Gegensatz zu den ins Jahr 1859 fallenden Briefen des Erzherzogs Albrecht sind die nachfolgenden durchgehends von ihm eigenhändig geschrieben. Unter dem Vorwand der Anwesenheit bei den Manövern fremder Mächte hatte der Erzherzog gleichzeitig immer irgendeine, ihm unmittelbar vom Kaiser selbst erteilte Mission zu erfüllen. Bei dieser Gelegenheit kam er, wie natürlich, mit den Häuptern der betreffenden Staaten wie den maßgebenden Persönlichkeiten derselben in nähere Berührung, über die er dann in höchst interessanter Weise an seinen Monarchen berichtet.

Die zwei Briefe aus dem Jahre 1870, die sich in der ehemaligen Militärkanzlei des Kaisers Franz Joseph I. befinden, führen uns nach Rußland und bieten äußerst wertvolles Material zur Charakteristik des in kleinen militärischen Tändeleien aufgehenden Zaren Alexander II. Sie sind lehrreich für die Geschichte des Panslawismus und für den Krieg von 1866. In diesen Briefen nimmt der Erzherzog entschieden Stellung gegen Bismarck. Noch allzu frisch war 1870 die Erinnerung an Sadowa. Gerne hätte der Erzherzog, der in dieser Hinsicht eins mit Beust fühlte, Revanche für die Niederlage von 1866 genommen. Bekanntlich hatte er sich auch März 1870 nach Paris begeben, um Napoleon III. einen Plan zu einem Frühjahrsfeldzug der drei Mächte Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien vorzulegen. Kein Zweifel, daß der Erzherzog über seine Unterredungen mit Napoleon und den maßgebenden französischen Militärs pflichtgemäß an Kaiser Franz Joseph berichtet hat, ohne dessen Zustimmung er gewiß nicht nach Frankreich hätte reisen dürfen. Meine Bemühungen, Einsicht in diese, für die Vorgeschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 sicherlich äußerst aufschlußreichen Mitteilungen an den Herrscher Österreich-Ungarns zu erlangen, blieben erfolglos. Sie fanden sich weder im ehemaligen Kabinettsarchiv noch in der früheren Militärkanzlei. Auf meine

[1]) Abschrift des Briefes Kaiser Franz Josephs I. an den Prinzregenten von Preußen, 21. Juli 1859. Von fremder Hand findet sich nach 21 ein? W. St.-A.

Digitized by Google

bezügliche Anfrage im Archive des Erzherzogs Friedrich, des Erben Erzherzogs Albrecht, erhielt ich eine gleichfalls verneinende Auskunft. Hoffentlich gelangen sie zum Nutzen der historischen Forschung doch noch einmal ans Tageslicht.

*

Im Jahre 1873 weilte der Erzherzog abermals in Mission in Warschau. Von welthistorischer Bedeutung ist da der dem ehemaligen Kabinettsarchiv entnommene und nunmehr im Staatsarchiv aufbewahrte, hier im Wortlaut mitgeteilte Bericht des kaiserlichen Prinzen aus dem Jahre 1873 über seine Unterredung mit Graf Schuwaloff, einem der einflußreichsten Männer Rußlands unter Kaiser Alexander II. Überraschend wirken die Äußerungen Schuwaloffs über Bismarck, von dem er behauptet, daß er bereits an Größenwahn laboriere, über die Kronprinzessin Viktoria, von der er prophezeit, daß sie und nicht ihr Gemahl der eigentliche deutsche Kaiser sein werde. Äußerst wertvoll ist auch das Urteil Alexanders II. über den Grafen Julius Andrássy, den damaligen österreichisch-ungarischen Minister des Äußern.

*

Gleich dem Berichte aus dem Jahre 1873 entstammen auch die von 1875 dem früheren Kabinettsarchiv.

Mit großem Interesse wird man die Bemerkungen des Erzherzogs über seinen Aufenthalt in Frankreich lesen, wo er eingehende Gespräche mit dem Präsidenten der Republik, Marschall Mac Mahon, hatte und merken konnte, von welcher Angst die 1875 nicht gerüsteten Franzosen vor der Kriegsbereitschaft des Deutschen Reiches erfüllt waren. Eigentümlich berührt auch, was der Erzherzog, aus Paris nach Deutschland zu den dort stattfindenden Manövern [1]) zurückgekehrt, von der Intrige zu erzählen weiß, die von preußischen Prinzen eingefädelt wurde, um an der von Kaiser Wilhelm zu Ehren seines Gastes, des kaiserlichen Prinzen veranstalteten Hoftafel nicht in österreichisch-ungarischer Uniform erscheinen zu müssen. Mit Mitteilungen der Äußerungen des sächsischen Königs Albert über Bismarck enden die Briefe aus dem Jahre 1875.

Erzherzog Albrecht an den Kaiser.

Den „Aufzeichungen meines Aufenthaltes in Warschau 24. bis 28. Juli 1873" beiliegend:

Gespräch mit Graf Schuwaloff [2]) am 26. Juli 1873 abends. Dieser erscheint nirgends, weil kürzlich sein Vater [3]) starb. Beim Erwarten des Kaisers

[1]) Wie Philipsborn in Vertretung Bismarcks, Berlin, 3. Juli 1875 (W. St.-A.), an den deutschen Botschafter in Wien, General Schweinitz, schrieb, zweifle Kaiser Wilhelm nicht, daß das Erscheinen „des berühmten Heerführers (Erzherzogs Albrecht) der österreichischen Armee zur Erneuerung und Befestigung der alten kameradschaftlichen Gesinnungen beider Heere beitragen werde und ist doppelt erfreut, sich in dieser Überzeugung mit Seiner Apostolischen Majestät (Franz Joseph I.) zu begegnen".

[2]) Peter Graf Schuwaloff, Chef der geheimen Polizei und später, 1878, neben Gortschakoff Vertreter Rußlands am Berliner Kongreß.

[3]) Graf Andreas S., Oberhofmarschall und Präsident des Hofkontors.

Digitized by Google

am Bahnhof gesellte er sich mir zu, und da wir unterbrochen wurden, besuchte ich ihn, wo er dann sehr offen und, wie ich glaube, ganz wahr sich aussprach und ich nur zuzuhören hatte. Beide (Gespräche) waren viel zu lange, um sie in der Reihenfolge der Gegenstände nach und wortgetreu wiedergeben zu können. Das Gesagte stimmte vollkommen mit dem überein, was mir in anderer Weise und Form Herzog Georg von Mecklenburg erzählte. Schuwaloff versichert, daß der Zar vor 1866 durchaus nicht so preußisch gesinnt war wie seither. Während des Krieges 1866 war er in Moskau, tous ses vœux étaient pour l'armée autrichienne, jeder preußische Erfolg regte ihn auf. Nach Königgrätz telegraphierte er fortwährend an Napoleon, um durch gemeinsames Einschreiten ein Ende zu machen. Beide waren nicht fertig, Rußland hätte volle zwei Monate gebraucht. Diese Stimmung des Zaren (Schuwaloff charakterisiert ihn sehr richtig: c'est l'homme des traditions et du cœur) war in Berlin bekannt, und nun arbeiteten Kaiser Wilhelm und Bismarck sehr schlau pour l'accaparer, und letzterer ließ ersteren in obigen zwei Richtungen wirken. Der Zar war immer nur für seine alten preußischen Verwandten, für die preußische Monarchie und noch mehr: die preußische Armee, an die sich seine Jugenderinnerungen knüpfen, nie für das deutsche Heer und das moderne Deutschland. Der Zar haßt bereits Bismarck, besonders seit dem Krieg 1870/71; er sieht in ihm jetzt einen Revolutionär, den Zerstörer der ihm lieben alten Verhältnisse. (Herzog Georg sagte mir, daß der Zar nach 1866 alles getan, die stärksten Briefe nach Berlin geschrieben habe, um die Annexionen [1]) zu verhindern, j'ai [der Zar] tout fait, hormis de leur déclarer la guerre et cela je ne pouvais pas sagte er ihm [dem Herzog] damals.)

Die mannigfachen Intrigen, welche Bismarck spielte, um den Kaiser Alexander im vorigen Herbste vom Erscheinen in Berlin [2]) abzuhalten, erzählte mir Schuwaloff, unter anderem ein Brief, worin es hieß: man müsse dem Kaiser Franz Joseph zu Ehren diesmal diesem die préséance geben, und das wäre für Kaiser Wilhelm sehr peinlich. Daß der Zar doch kam, beweist, wie sehr ihm daran lag, dem Kaiser von Österreich diesen Schritt zu erleichtern. Ich griff das auf, pour abonder dans ce sens und Schuwaloff auf den Empfang seines Herrn in Wien auch seitens des Publikums aufmerksam zu machen, sowie an den Umstand zu erinnern, daß man dort (in Berlin) keine Zeit ließ, um Ernsteres zu besprechen. Schuwaloff wurde letzten Winter nach London geschickt, nicht bloß wegen Chiwa, sondern auch wegen Edinburghs [3]) Heirat; auf dem Heimweg hatte er in Berlin den Kaiser Wilhelm aufzusuchen und ihm Vorstellungen zu machen und Bedenken auszusprechen, daß nicht durch die neue Stellung Bismarcks (bloß deutscher, nicht mehr preußischer Minister)

---

[1]) Die Annexion von Hannover und der übrigen Preußen einverleibten deutschen Länder.

[2]) Gemeint ist die Drei-Kaiser-Entrevue in Berlin 1872.

[3]) Herzog von Edingburgh, Sohn der Königin Viktoria von England, heiratete Januar 1874 die Großfürstin Maria, Tochter Alexanders II.

Digitized by Google

etwa die Beziehungen nach außen sich änderten. Ce bon roi — wie Schuwaloff sagte — antwortete, daß gar nichts Politisches zugrunde liege, Bismarck sitze immer in Varzin, er könne ihn nie sprechen und da habe er ihm erklärt, das ginge ferner nicht, der Ministerpräsident müsse in Berlin bleiben und die Geschäfte ordentlich führen, und daher habe er Bismarck von diesem Posten entfernt. Darauf speiste Schuwaloff bei Bismarck, der ihn nach Tische und vielem Trinken bei sich behielt. Bismarck schimpfte über den König, sagte, daß mit dem alten Preußen nichts anzufangen, daß er deshalb nicht habe bleiben wollen usw. Endlich tat er die Äußerung: je conduis un bateau avec trop de voiles et trop peu de lest, il faut diminuer les voiles et augmenter le lest. Schuwaloff bat um Aufklärung und erhielt sie: die voiles waren die Fürsten und die monarchischen, le lest die liberalen Institutionen. Schuwaloff glaubt, daß Bismarck bereits am Größenwahnsinn laboriere und, geschmeichelt von radikalen Speichelleckern, bis zur Republik zu bringen wäre. Er machte ihm die Äußerung: dem Alten diene ich noch; Schuwaloff glaubt, daß er den Nachfolger für ganz andere Zwecke — Erhebung der deutschen Nation und Zerstörung Preußens — ausnützen werde. Darüber seien alle Altpreußen, alle dortigen Konservative einig. In Ems sprach die Umgebung Kaiser Wilhelms mit größter Besorgnis von dessen Tode und dem, was nachfolgen würde. Unter ihnen herrsche eine wahre Panik. Bismarck habe indessen sich dem Kronprinzen schon früher genähert und sucht dessen Aspirationen auf Süddeutschland zu schmeicheln und im zentralistisch-deutschen Sinne — gegen Preußen — auszunutzen.

Der Kronprinz, früher ordentlich unartig gegen die Russen, sei es diesmal in Ems und Darmstadt nicht gewesen, und die Kronprinzessin, hofft Schuwaloff, würde durch die russisch-englische Heirat milder, wenigstens anständig gestimmt werden, et c'est elle et non son mari qui sera empereur d'Allemagne. Auf meine Frage, ob das preußische Prinzip über das nationalliberale, deutsche wohl siegen werde, noch siegen könne (sic), meint Schuwaloff: Nein! Mit dem Tode Kaiser Wilhelms höre diese Aussicht auf. Auch die Armee fange an, ihren preußisch-monarchischen Charakter immer mehr zu verlieren und einen allgemein deutschen anzunehmen, wo nur noch Disziplin und Gewohnheit des Gehorsams zusammenhalte. Kaiser Alexander habe dieselbe Besorgnis. In Wien habe er hingegen alles über seine Erwartung besser gefunden, auch in der Armee (infolge einer Parade!!).

Schuwaloff sagt, daß sich in ganz Preußen alles vor einem Konflikt mit Rußland fürchte, weil dann jedenfalls Frankreich und wahrscheinlich auch Dänemark losschlüge et l'Autriche serait un point d'interrogation. Ich ließ diesen acquis ganz fallen und frug ihn, wie es denn, da Rußland gewiß nicht Preußen fressen wolle und vice versa dann zu einem Kriege kommen könne? Schuwaloff sagte: wegen der Ostseeprovinzen. Bismarck denke nicht daran, sie erobern zu wollen, aber er habe mehrmals erklärt: wenn von dort über gedrückten Protestantismus geklagt würde, so würde ganz Deutschland fait

Digitized by Google

et cause nehmen et qu'il ne serait pas en état de retenir ce mouvement, Rußland könne keine solche Einmischung in innere Angelegenheiten dulden. Es wäre damit ein Religions- und Rassenkrieg heraufbeschworen. Schuwaloff, der Generalgouverneur dort war, erinnerte mich, daß zwei Millionen Protestanten, von den Russen mit scheelen Augen gesehen, wohnen, daß unglücklicherweise 60 000 Bauern 1845 durch alle möglichen Mittel griechisch gemacht wurden, daß er stets alles anwende, um jede Erneuerung solcher Versuche hintanzuhalten et que ce n'est que la ferme volonté de l'empereur qui sait encore se faire respecter comme nulle part en Europe qui retienne ces aspirations. Er ließ durchblicken, daß diese ferme volonté einst vom Thronfolger nicht zu erwarten, dieser die Deutschen hasse. Ich sprach beruhigend insofern, daß oft die Thronfolger ganz anders reden, als sie dann als Monarch handeln, und drehte es dahin, daß dieser und die Zessarewna in Wien sich zu gefallen schienen und sehr gefallen hätten, was er bestätigte und versicherte, daß nicht nur beide, sondern in ganz Rußland ein merkwürdiger Umschwung zugunsten Österreichs sich vollziehe, die Reise in Rußland des Erzherzogs Wilhelm [1]) habe da sehr genützt (ich merke es auch sehr bei den hiesigen Russen!) que cela faciliterait infiniment ein dauerndes, gutes Einvernehmen beider Reiche, ohne welches, besonders nach Kaiser Wilhelms Tode, alles zur Republik und zum Umsturze treiben würde. Als Beweis, wie der Zar und Bismarck persönlich stehen, folgendes: In Berlin, voriges Jahr, entschuldigte dieser am Namenstage Seiner Majestät mit Unwohlsein sein Nichterscheinen, obwohl er diesen (sic) und denselben [2]) Tag große Diners mitmachte. Zwei Stunden nach Kaiser Wilhelms Ankunft in Petersburg erschien Botschafter Reuß [3]) bei Schuwaloff, damit der Zar — wie er sagte, in Kaiser Wilhelms Auftrage — verhindert werde, diesem gegen Bismarck etwas zu sagen. Schuwaloff durchschaute gleich das Manöver und sagte: Vous venez de Bismarck et non de la part le l'empereur, beruhigte ihn darüber, daß sein Herr sich nicht in die Angelegenheiten des Kaisers mit seinen Ministern mische. Von Graf Andrássy sprach Schuwaloff sehr anerkennend. Kaiser Alexander war gegen ihn mißtrauisch nach Berlin gekommen, namentlich von Preußen aufgehetzt; schon dort habe er ihm mehr gefallen, seither habe Andrássy genau so gehandelt, wie er dort gesprochen und dieser um so mehr das Vertrauen des Kaisers gewonnen, weil die vergeblichen Versuche, denselben in diplomatische Intrigen mit hineinzuziehen, nicht unbemerkt geblieben. Die Besprechungen in Wien [4]) hätten den meisten Eindruck hinterlassen. Ich versicherte Schuwaloff, Andrássy sei vollkommener Gentleman, der stets halte, was er verspricht,

[1]) Jüngerer Bruder des Erzherzogs Albrecht, er war Juli 1872 nach Petersburg gesendet worden.

[2]) Zuerst stand „den Folgen" und dann verbessert in denselben.

[3]) Prinz Reuß, deutscher Botschafter.

[4]) Alexander II. war aus Anlaß der Wiener Weltausstellung 1873 nach der Donaustadt gekommen.

Digitized by Google

Intrigen verabscheut, den Mut seiner Meinung hat und Feind aller republikanischen Aspirationen ist. Schuwaloff sagte, die russische Armee sei noch in der Transformation, sie brauche Ruhe, aber doch könne sie, wenn auch viel langsamer als die Preußen ihre 1 300 000, 1 Million aufbringen; ich versicherte ihm dasselbe mit Bezug auf die unsere, worauf er meinte, zwei Millionen seien nicht zu verachten; ich ließ dies fallen. Von der geheimen[1]) Angelegenheit erwähnte er mit keinem Worte, ich noch weniger. Ist er eingeweiht? Ahnen durfte er sie wohl; vielleicht wollte er mich ausholen oder auf die Probe stellen, denn er sprach sehr intim und von sonst unbekannten Vorgängen in der kaiserlichen Familie, gewissermaßen gleiches Vertrauen herausfordernd. Rekapitulierend das Ganze, ziehe ich das Resultat:

1. Der Zar wußte wohl, warum er so eifrig auf die bewußte Angelegenheit[2]) einging, wenngleich das Mittel im Entscheidungsmomente nichts helfen wird.

2. Königin Olga[3]) hatte doch recht, als sie sagte: „Sascha (Alexander) ist wieder ganz der Alte."

NB. Herzog Georg (von Mecklenburg), der mit Schuwaloff liiert ist, sagt, daß dieser durchaus nicht der Nachfolger von Gortschakoff werden, sondern Valujev,[4]) einen sehr gescheiten, konservativen Mann, dahin bringen will. Schuwaloff selbst würde vom Kaiser jetzt nicht zu entbehren sein; als Ruhepunkt wünsche er sich einen angenehmen Botschafterposten. Die Verehrung des Zaren für Kaiser Wilhelm geht soweit, daß er dessen Hypokrisien für bare Münze nimmt, gegen die anderen, Kronprinz und Bismarck, wird er täglich mißtrauischer.

Noch beim Abschied sagt Schuwaloff: Croyez-moi, Monseigneur, la révolution triomphera plus vite qu'on ne pense en Italie et l'Allemagne suivra. Isolés nous ne saurions lui résister; il faut bien rester unis. Vous seriez peut-être les premiers, parceque vous êtes plus près de ces deux foyers.

Derselbe an denselben.

Trouville, 2. Juli 1875.

Fast muß ich fürchten, mit meinen wiederholten Schreiben lästig zu fallen. Da mir aber das Nachfolgende in einer Art zu Ohren kam, welche es vermuten läßt, daß es eigentlich für Ew. Majestät bestimmt ist, so halte ich es für meine Pflicht, es baldmöglichst zur Allerhöchsten Kenntnis zu bringen, wenngleich dies wahrscheinlich bereits durch die k. u. k. Botschaft geschehen sein dürfte. Oberstleutnant Crusiz, welcher heute mich besuchte, nimmt dieses Schreiben mit, das der nächste Kurier nach Wien bringt.

---

[1]) Unbekannte geheime Angelegenheit.
[2]) Unbekannt.
[3]) Königin von Württemberg, Tochter des Zaren Nikolaus I.
[4]) Russischer Domänenminister.

Digitized by Google

Bei meiner Ankunft in Reims (27. nachmittags) stellte sich mir Oberst Broye, Vertrauensadjutant Mac Mahons [1]) seit 17 Jahren, der mich auch voriges Jahr in Perpignan begrüßte, vor, um mich zu beneventieren und bis Trouville zu geleiten; ich hätte ihn gerne abgebeutelt, aber nach der Art seines Auftrages war dies ohne Unhöflichkeit kaum möglich. Übrigens wurde das Inkognito auf der ganzen Tour: Lille, Amiens, Havre strenge respektiert. Broye erzählte während dieser drei Tage manches zuerst Feldmarschalleutnant Piret, später auch mir und fügte bei einigem hinzu, daß der Marschall [2]) es ihm vor dem Abgehen gesagt, damit ich es erfahre. Dies war folgendes: Um den 16. oder 18. Juni ließ Königin Isabella [3]) dem Marschall, der dasselbe gleichzeitig aus anderer glaubwürdiger Quelle erfuhr, sagen, daß ein Agent Bismarcks in Madrid eingetroffen sei, welcher alle, nur immer nötigen Geldmittel der dortigen Regierung zur völligen und raschen Niederwerfung des Karlistenaufstandes anbot, unter der Bedingung, daß im Falle eines späteren Krieges Deutschlands mit Frankreich die spanische Regierung sich ersterem dankbar erweise. Nach dem Datum muß diese geheime Mission nach der Berliner Entrevue [4]) abgesendet und mit Rücksicht auf die nötige Zeit zur Besiegung der Karlisten jedenfalls für nächstes Jahr oder noch später in Aussicht genommen sein.

Vor einigen Tagen sagte der sonst so vorsichtige und bei der Regierung gutgesehene Botschafter Hohenlohe [5]) jemandem, von dem es Mac Mahon erfuhr: La France a bien joué et eût du succès; elle a gagné la première mouche; nous verrons, si elle ne perdra pas la seconde. Daß ein solcher diplomatischer Cancan mit Wichtigkeit wiederholt wird, beweist nur, wie nervös man jetzt hier ist und wie sehr man sich heute noch vor dem Kriege fürchtet. Kaiser Alexander hatte, wie er es mir in Jugenheim erzählte, ganz eigenhändig dem Marschall geantwortet; diese Attention hat großen Effekt gemacht, und Orloff [6]) brachte einerseits die besten Versicherungen, andererseits die Ermutigung mit, in der bisherigen Abstinenz zu verharren. Da Broye einige Male betonte, welche Dienste der Zar und England dabei geleistet, so ließ ich, der Instruktion Ew. Majestät gemäß, die Bemerkung fallen, daß man bei uns deswegen überzeugt von der Erhaltung des Friedens und ruhig war, weil man die Intentionen Kaiser Alexanders kannte und mit ihm über seine Schritte ganz d'accord war. Broye sagte mir, qu'on n'était nullement prêt á la guerre, qu'il faudrait encore quelques années pour pouvoir y penser, worin ich beistimmte. Darin irrt sich aber Kaiser Alexander, der mir, auf die diesbezüglichen Äußerungen Thiers [7]) bauend, diesem nacherzählte, „daß es

---

[1]) Marschall Mac Mahon, Präsident der dritten französischen Republik.
[2]) Mac Mahon.
[3]) Isabella II., Königin von Spanien, wurde 1868 entthront.
[4]) 1872.
[5]) Fürst Chlodwig, der nachmalige deutsche Reichskanzler.
[6]) Fürst, russischer Botschafter in Berlin.
[7]) Der erste Präsident der dritten französischen Republik.

Digitized by Google

traurig sei, daß die französische Nation für das Gefühl der Schmach und der Revanche eher zu wenig empfindlich sei." In den Pariser Salons und unter den bourgeoisen Anhängern von Thiers mag dies der Fall sein; im Lande hört man bei jedem Schritte Äußerungen des Gegenteils, und bei fortgesetztem Reizen und Nadelstichen von seiten Preußens ist der Fall denkbar, daß die französische Regierung dieser Gefühle nicht mehr Herr werden könnte.

Der englische Militärattaché war kürzlich einige Zeit im Karlistenlager; er behauptet, wie Crusiz mir erzählt, daß die Dauer des spanischen Krieges unabsehbar wäre; die Annahme des Stahlbronzes bei uns erregt bei den hiesigen militärischen Kreisen große Befriedigung.

Mit der Kavallerie soll es nicht recht vorwärts gehen; nur im Sicherheitsdienste soll de Lotte große Fortschritte erzielt haben, wie Crusiz sagte.

Großherzogin Alice [1]) ist mit Antoinette [2]) und Leopoldo [3]) in Deauville, eine halbe Meile von hier, gestern abend angekommen und suchte mich sogleich auf. Sie bleibt drei Monate hier. Wenn man mir gegen meinen Wunsch und Willen auf einer Badereise Konfidenzen wie die früher gemeldeten macht, so tragen unsere und noch mehr die Berliner Zeitungen schuld daran, welche meine Höflichkeitsbesuche am Rhein zu politischen Missionen aufblähten und damit 14 Tage lang nicht aufhörten. (Schluß folgt)

Zur Psychologie der Hypnose und über ihre Beziehungen zur Chirurgie (Hypno-Narkose)

Von

Prof. Dr. A. A. Friedländer (Freiburg i. Br.)

I.

Wenden wir unseren Blick ab von dem, was uns als Einzelwesen und als deutsche Volksgenossen beschäftigt und niederdrückt; versuchen wir die Zeit, in welcher wir leben, als einen Abschnitt im Weltgeschehen, jenes Geschehen zu betrachten, welches nicht nur Europa, nicht nur das Abendland, dessen Untergang vorausgesagt wurde, sondern die ganze Erde in Zuckungen zeigt — so fühlen wir den heißen Atem einer neuen Zeit.

Jeder über den Tag hinaus Lebende und Denkende müßte versuchen, die in rasendem Wirbel sich überholenden Umwälzungen mit dem Auge des Naturforschers, des Sozialpsychologen zu ergründen, verstehen zu lernen — frei von engenden und den Aus- und Überblick beschränkenden, völkischen,

---

[1]) Gemahlin des Großherzogs Ferdinand IV. von Toskana, geb. Prinzessin von Bourbon-Parma.

[2]) Marie Antonie von Neapel, Gemahlin Leopolds II. von Toskana.

[3]) Der unter [2]) erwähnte Leopold II.

Digitized by Google

sozialen, parteilichen oder sonstwie materialistischen Überlegungen. Verstehen zu lernen als organische, darum gemußte, nicht gewollte Änderungen.

Dann erkennen wir im Chaos seelische Kräfte, geladen mit ungeheuren Energien, welche nicht, noch nicht gleich, sondern entgegengesetzt gerichtet sind, so daß sie vorläufig mehr zertrümmern als aufbauen. Gleichrichten könnte sie derjenige, dem es gelänge — so wie Wilson sich einmal gebärdete —, die Herrschaft der kurzsichtigen Politik und „geheimen" Völkerbehandlung zu zerbrechen; dem es gelänge, die Massen (ich denke nicht etwa nur an Arbeitermassen, sondern an alle „Menschheitshaufen", welche nur durch egoistische Interessen, nicht durch ethische Ziele und große Ideen aneinander geschmiedet sind) seelisch zu gewinnen, psychologisch zu richten.

Seit dem Dreißigjährigen Kriege oder seit dem Zeitalter, da abweichende Meinungen durch die Kraft des Scheiterhaufens belehrt wurden, konnten niemals vielseitigere Studien über die Macht und Bedeutung der Suggestion betrieben werden als heutzutage.

Die gleiche Unterschätzung, ja Mißachtung, welche der Suggestion in nationaler und internationaler Beziehung, welche der Völkerpsychologie zuteil wurde, finden wir auch in der Geschichte der Medizin auf dem Gebiete der medizinischen Psychologie, der Psychotherapie. Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich mit einem Zweige der Psychotherapie, mit der Hypnose.

Die Geschichte der Hypnose enthält einen der interessantesten Ausschnitte menschlicher Kulturgeschichte. So alt fast wie der Mensch selbst, ist es bis heute nicht gelungen, die allgemeine Anerkennung der Suggestionslehren zu erwirken. In der Hauptsache trägt hieran Schuld die Vergangenheit der Hypnose, welche erblich schlimm belastet ist und einen Tummelplatz von Irrtum, Täuschung, Leichtgläubigkeit, aber auch von Unbelehrbarkeit und Kritiklosigkeit im Lager der Anhänger wie Gegner darstellt.

Nichts war dem Erblühen der Hypnose, als einem mächtigen Zweige am Baume seelischer Erkenntnisse, hinderlicher als die bewußten und unbewußten Verbindungen, welche man sie eingehen ließ mit Magnetismus, Metallotherapie, Spiritismus, Telepathie, Materialisation, Okkultismus.

Nichts konnte ernste Forscher so sehr abhalten, der Lehre vom Hypnotismus näher zu treten, als die nicht selten stark übertriebenen Anpreisungen der Hypnose, welche an Namen wie Art eines unserer medizinischen Ahnen, an Theophrastus Bombastus Paracelsus gemahnten; als die unzulässigen Schlüsse und Verallgemeinerungen, welche aus „Laboratoriums"-Versuchen gezogen wurden, angestellt an krankhaft veranlagten, in pathologischer Art beeinflußbaren (suggestiblen) Personen; als die Vorführungen auf der Bühne von Spezialitätentheatern und — bedauerlicherweise — auch in Gesellschaftskreisen, deren psychologische Vorbildung noch unter der Schwelle derjenigen Gläubigen steht, welche sich von der Priesterin auf dem dämpfeumwobenen Dreifuß Weisheitssprüche erbaten. (Ich erinnere an die Tatsache, daß der Spiritismus trotz der Entlarvung fast jedes spiritistischen Mediums, jedes Hellsehers,

Digitized by Google

stärker blüht als je zuvor; ich erinnere an die Tischrückepidemie in den amerikanischen Millionärkreisen.) In welcher Weise ein französischer Arzt (Charcot) und deutsche Ärzte die Entwicklung der hypnotischen Lehren gehemmt, der Engländer Braid, die Franzosen Liébault und Bernheim, dann Wetterstrand, van Renterghem, Forel, Preyer, Vogt usw. ihre psychologischen Grundlagen gelegt, und ihre Erscheinungen als natürliche, durch Suggestion herbeigeführt, erklärt haben, kann hier nicht näher ausgeführt werden.

Jeder Mensch, welcher imstande ist, seine Aufmerksamkeit zu sammeln (sich zu konzentrieren), kann hypnotisiert werden. Erste Bedingung also ist: Die Hypnose muß gewollt sein.

Hieraus geht hervor, daß gegen ihren Willen nur gewisse, glücklicherweise nicht sehr zahlreiche Personen in Hypnose versetzt werden können. Dieser Umstand ist für die strafrechtliche Bedeutung der Hypnose von großer Wichtigkeit.

Eine richtig angewendete Hypnose hat demzufolge mit Willensunterjochung, mit „Versklavung" nichts zu tun, sie soll sich im Gegenteile der selbsttätigen, bewußten Mitarbeit des Kranken versichern. Wir erreichen dies am besten dadurch, daß wir vor Beginn einer hypnotischen Behandlung das Einverständnis des Kranken einholen und diesem eine kurze Erläuterung über das Wesen und Ziel der Behandlung bieten.

Eine sachgemäß durchgeführte Hypnose kann niemals Schaden stiften. Soll sie aber ursächlich wirken und nicht nur Erscheinungen (hysterische Lähmungen) auf „wunderbare" Art verschwinden lassen, so muß sie auf allgemeine seelische Erziehung und Ertüchtigung eingestellt, psychopädagogisch gerichtet sein.

Eine derartige Psychotherapie kann selbst die schwersten Psychoneurosen, Affektstörungen, veraltete Formen von Zwangsvorstellungen, chronische Schlaflosigkeit heilen bzw. so weitgehend beeinflussen, daß die Kranken wieder arbeitsfähig und lebensfroh werden.

Zu einer solchen Behandlung gehört große Geduld von seiten des Kranken und des Arztes.

Der Kranke muß volles Vertrauen haben und restlose Hingabe an die Erfordernisse der Behandlung zeigen; der Arzt muß reiche Erfahrung und Menschenkenntnis besitzen, er muß die seelischen Behandlungsarten in ihrer Gesamtheit beherrschen, um nicht „Nur-Hypnotiseur", sondern geeignet zu sein, zu erkennen, ob der vorliegende Fall für eine Anwendung der Hypnose überhaupt geeignet ist, und wenn, welcher Art sie sein muß.

Die Hypnose wirkt aber auch vorbeugend gegen die Entwicklung des Morphinismus, indem sie schmerzgeplagten Menschen zu Schlaf verhilft ohne Medikamente, oder mit Unterstützung solcher, welche nicht so stark wie Morphium wirken und nicht mit dessen gefährlicher Eigenschaft, Wohlbehagen besonderer Art (Euphorie) auszulösen, behaftet sind.

Digitized by Google

II.

Durch entsprechende Suggestion vermögen wir bei Hypnotisierten eine Herabsetzung bis Aufhebung der Schmerzempfindlichkeit zu erzielen.

Braid war der erste, welcher diesen Umstand dazu benutzte, in der Hypnose Operationen auszuführen.

Seinem Beispiele folgten verschiedene Chirurgen.

Esdaile wagte (seit 1845) Hunderte von großen Operationen, wobei er nur 5½ Prozent Todesfälle zu beklagen hatte.

Diese, für die leidende Menschheit zu damaliger Zeit unschätzbaren Bestrebungen verloren durch die Einführung der Narkose, durch ihre sich seit 1813 (Erfindung des Chloroform) verstärkende Ausbreitung an Bedeutung.

Die Zusammensetzung der Narkosemischungen und ihre Anwendung ist von der Chemie und den Chirurgen in so glänzender Weise ausgebaut und verbessert worden, daß die langwierigsten Eingriffe ohne jene Gefahren vorgenommen werden können, welche als „Narkosetod" in hohem Grade gefürchtet waren. Immerhin sind sie nicht gänzlich ausgeschaltet. Darum bedeutete die Einführung der örtlichen Unempfindlichkeitsmachung (lokale und Leitungsanästhesie) und des Skopolamin-Morphium-Dämmerschlafes (in der Geburtshilfe) einen weiteren sehr bedeutsamen Fortschritt. Die Überlegung, ob es nicht möglich wäre, die Hypnose noch in anderer Weise in den Dienst der Chirurgie zu stellen, als dies durch Braid geschah, lag für den Kenner der hypnotischen Erscheinungen nahe. Sie veranlaßte mich, Kranke vor und während einer Operation, d. h. vor Beginn der Narkose suggestiv (hypnotisch) zu behandeln. Diese Bestrebungen reichen in das Jahr 1905 zurück. In jüngster Zeit haben mehrere Ärzte über ihre Erfahrungen berichtet. Die Vereinigung der Hypnose mit der Narkose nenne ich Hypno-Narkose.

Welches sind ihre Vorzüge?

Besser als manchen Chirurgen sind den Internisten und Neurologen die Operations- und Narkoseangst, die dem Eingriff vorhergehenden und folgenden nervösen und seelischen Begleiterscheinungen bekannt. Der Operateur sieht den Kranken meist nur kurz vor und selten längere Zeit nach dem Eingriff. Die oftmals bestehende Unruhe und Erregung sowie Schmerzen des Kranken, welche häufig zu Schlaf- und Ernährungsstörungen führen, machen die Anwendung von Beruhigungs- oder Betäubungsmitteln notwendig. (Eine der Quellen des chronischen Morphinismus.) Einige oder mehrere Hypnosen vor der Operation stellen ein ausgezeichnetes Mittel dar, den Kranken in eine seelische Gleichgewichtslage zu versetzen. Die eigentliche Hypno-Narkose setzt unmittelbar vor der Operation ein. Der außerhalb des Operationsraumes hypnotisierte Kranke wird langsam narkotisiert, derart, daß sich die Narkose in die Hypnose einschleicht. Die Narkose hört auf, sowie die Operation in der Hauptsache beendet ist, während die Hypnose wieder in den Vordergrund tritt.

Digitized by Google

Bei diesem Verfahren zeigen sich die Vorzüge am unmittelbarsten. Der Verbrauch an Narkosemitteln wird um 2/3 bis 3/5 der sonst notwendigen Mengen herabgesetzt.

Der Kranke befindet sich also weit kürzere Zeit im Zustande der Betäubung; die Vergiftung ist eine geringere. Somit auch die mit ihr zusammenhängenden Folgeerscheinungen. Der Kranke bleibt von der postoperativen Übelkeit verschont. Er erwacht nicht so sehr aus einer „Narkose" als aus einem „Schlafe". Diesen Vorzügen steht nicht der geringste Nachteil gegenüber, es wären denn die an Zeit zu bringenden Opfer. Solche Überlegungen spielen bei dem Arzte aber keine Rolle.

Das gleiche Verfahren ist in der Geburtshilfe anwendbar. Es ist jeder tiefen Betäubung, durch welche die Wehentätigkeit vermindert werden kann, schon dadurch überlegen, daß wir jene bei einer Hypnotisierten durch Suggestion anregen und verstärken können.

Berücksichtigen wir den Umstand, daß die Erzeugnisse der Chemie heute um 100 bis 300 Prozent teurer wurden, so ergibt sich bei grundsätzlicher Anwendung der Hypnonarkose für das Deutsche Reich die Möglichkeit, jährlich eine Summe zu erübrigen, welche der notleidenden Wissenschaft mehr Mittel als alle Aufrufe zuführen würden.

Die hypnotische Nachbehandlung ist wiederum auf die Herbeiführung von Ruhe und Schlaf gerichtet.

Auf diese Weise verhindern oder schränken wir ein: Das Auftreten von Nachblutungen usw. sowie die Angewöhnung an Schlafmittel. Der über Stunden und selbst Tage ausdehnbare hypnotische Dauerschlaf ermöglicht eine ursächliche Behandlung des Kranken (Überernährung, Ruhigstellung in körperlicher und seelischer Beziehung).

Die gegebenen Ausführungen besitzen für den in der Hypnose nicht Bewanderten etwas Neues, Überraschendes und Zweifelauslösendes. Voraussichtlich werden manche Chirurgen Bedenken tragen, an Stelle der Narkose die Hypno-Narkose zu setzen. Die Erfolge aber werden sie veranlassen, dem von anderer Seite bereits gegebenen Beispiele nachzueifern. Die in den Krankenanstalten bisher geübte Methodik der Narkose[1]) wird nur insoweit geändert, als eine hypnotische Behandlung vor und nach dieser zur Anwendung kommt.

Die chirurgische Abteilung benötigt nichts anderes als einen in der Psychotherapie ausgebildeten Assistenten. Die Frage seiner „Ausbildung" aber ist eine entscheidende. Mißerfolge werden nur dann zu verzeichnen sein, wenn die Hypnose nicht in der Weise durchgeführt wird, wie sie an anderer Stelle ausführlich dargelegt und beschrieben wird.[2])

[1]) Ich verweise auf Sauerbruchs Vortrag 1920, und über seine gegensätzliche Stellung zur Lokalanästhesie.

[2]) „Die Hypnose und Hypno-Narkose". Verlag F. Enke, Stuttgart 1920.

Digitized by Google

Die Hypno-Narkose hat eine große Zukunft. Je mehr sie geübt wird, desto größer wird der Nutzen für die Kranken und — in materieller Beziehung — für die Gemeinschaft sein. Sie ist berufen, die Methode des praktischen Arztes zu werden.

Auf dem Gebiete der Psychotherapie begegnen sich alle Ärzte; die Vertreter der verschiedenen medizinischen Sonderfächer werden durch die medizinische Psychologie geeint. Sie stellt für die Therapie, für die Krankenbehandlung im allgemeinen das dar, was die Anatomie für die Chirurgie bedeutet.

Für die Frage, ob das eben gefällte Werturteil eine Überschätzung der medizinischen Psychologie darstellt, ist der Umstand, daß sie an unseren Universitäten noch nicht Lehr- und Prüfungsgegenstand ist, nicht so beweisend, als die Tatsache, daß die medizinische Fakultät Zürich als fünften Lehrsatz schon den aufgestellt hat: „Eine Vorlesung über medizinische Psychologie ist obligatorisch."

Seelenkunde zu betreiben ist nicht nur für Ärzte — „obligatorisch".

Aus den „Petersburger Briefen" von Kurd v. Schlözer an seinen Bruder

Petersburg, 21. März 1862. 6 Uhr.

Heute Mittwoch ist gewissermaßen schon ein Abschiedsdiner bei Gortschakoff für Bismarck.[1])

Vor vier Wochen traf Krause hier ein mit einem Brief von Bernstorff an Bismarck, worin letzterer gebeten wurde, den Überbringer möglichst rasch in die Geschäfte einzuführen, „da ich den Herrn v. Schlözer notwendigerweise im Ministerium haben muß, wo Arbeitskräfte fehlen". Seitdem hat man sich in der Wilhelmstraße anscheinend schon wieder anders besonnen, so daß ich als Erster hier bleiben soll. Nun wird aber Bismarck, seitdem er seine Versetzung sicher weiß, in betreff meines Hierbleibens ganz bedenklich, und zwar in einer ebenso auffallenden Weise, wie er früher, als seine Versetzung noch bezweifelt wurde, mir immer riet, hier zu bleiben. „Sie werden sich mit Goltz[2]) nicht vertragen. Ihre Fluida passen nicht zusammen. Wenn Sie mit Goltz blank stehen, so können Sie Unannehmlichkeiten haben, denn Goltz ist nicht gutmütig, er vergibt nicht, er treibt die Sache auf die Spitze."

---

[1]) Das Abberufungstelegramm war eben eingegangen. Im Mai ging Bismarck als Gesandter nach Paris. Am 23. September wurde er an die Spitze des Ministeriums berufen.

[2]) Graf Robert v. d. Goltz, 1862 Gesandter in Petersburg, dann in Paris.

Digitized by Google

Solches und ähnliches heute Anno 1862 nach den Vorgängen von 1859 aus Bismarcks Mund macht einen ganz schnurrigen Eindruck! Will er mich etwa gern in London haben, wo der langweilige Brandenburg sitzt, von dem Werthern sagt, daß er so eine Art auseinandergelaufener blanc-manger sei?

Bernstorff spricht in einem neuen Brief an Bismarck mit Entzücken von der Kammerauflösung und dem Ausscheiden der liberalen Minister und ist verwegen genug hinzuzufügen, daß er mit voller Entschlossenheit seine Hand zu einer zweiten Kammerauflösung bieten werde. Die Menschen sind wie betrunken in der Wilhelmstraße! Möchte diese Wirtschaft doch bald ein Ende haben! Hohenlohe[1]) will nur zwei Monate bleiben. Als Nachfolger hat man Bismarck in Aussicht genommen. Die Königin soll, wie Bernstorff schreibt, sehr violent über das Ausscheiden Schwerins, Patows usw. sein.

Italien soll nun doch anerkannt werden; aber, wie Budberg schreibt, sollen erst die Wahlen vorüber sein, damit die Ultramontanen nicht schlecht, d. h. contra Ministerium wählen. Zwischen dem Ende der Wahlen und dem Anfange der Kammer soll die Anerkennungsbombe platzen.

*

Petersburg, 28./16. März 1862.

Nun ist auch der alte Nesselrode gestorben und hat noch zu guter Letzt alles in Erstaunen gesetzt durch die Art und Weise, wie er aus dieser Welt geschieden ist. Sein Leiden, Brustwassersucht, die sich während der letzten Jahre herausgebildet haben mag, während das Podagra, an dem er früher litt, zurückging, war der Art, daß er noch monatelang hätte leben können; aber der zweiundachtzigjährige[2]) — man möchte hinzusetzen, leichtsinnige alte Herr läßt zu seiner ersten Ausfahrt bei gelindem Wetter ein Flanellhemd aus, setzt sich nebenbei ans offene Wagenfenster, um die langentbehrte frische Luft in vollen Zügen einziehen zu können, und holt sich dadurch eine Lungenentzündung. Am Mittwoch wird sein Zustand sehr bedenklich. Am Donnerstag sitzt der Kaiser 20 Minuten an seinem Bett und verläßt weinend das Zimmer des Mannes, in dem er von frühester Jugend an die größte Autorität in politischen Dingen verehrt hatte und der ihn nun bald verlassen sollte: „Sire, je ne peux plus vous être utile.“ Donnerstag abend lassen die Kinder den englischen Geistlichen kommen. Der Alte war nämlich bei der Ankunft seiner Eltern[3]) vor Lissabon auf einem englischen Schiff geboren und hat sich immer zur anglikanischen Kirche gehalten. Als der Geistliche eintritt, erklärte

---

[1]) Unter dem Präsidium von Adolf Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen war am 18. März ein konservatives Ministerium eingesetzt, dem u. a. der Kriegsminister v. Roon und Graf Bernstorff angehörten.

[2]) Graf Nesselrode war am 14. Dezember 1780 geboren.

[3]) Der Vater, russischer Gesandter in Lissabon und Berlin, war vermählt mit Luise geb. Freiin v. Gontard.

Digitized by Google

Nesselrode, er sei noch nicht genügend vorbereitet. Er läßt sich ein Gebetbuch bringen, bittet den Geistlichen, morgen früh wiederzukommen. Als dieser nun am Freitag abermals bei ihm erscheint, frägt der Alte zunächst, ob er auch unrasiert und unangezogen, wie er sei, die heilige Handlung vornehmen könne. Nachdem er das Abendmahl genommen, dankt er dem Geistlichen mit den Worten: „Ich hoffe, Ostern wieder in Ihre Kirche zu kommen." Zu Chreptowitsch[1]), der ihm die Liste der neuen Berliner Minister vorliest, sagt er: „Ce ne sont que des doublures"; zum alten Ribeaupierre,[2]) der von ihm Abschied nehmen will: „Non non, pas à dieu, mais à revoir." Daß er den Großfürsten Konstantin gebeten hat: „Monseigneur, sauvez la Russie" — für Alexander II. nicht schmeichelhaft — gebe ich mit einem „on dit" wieder. Die Nacht vorher hatte er noch Gefahr gelaufen, zu verbrennen: er duldete nämlich nicht, daß jemand bei ihm wachte. Nachts brauchte er Licht. Ein Zündholz will nicht brennen; er wirft es weg. Aber das Zündholz glimmt, ohne daß der Alte es merkt; das Kopfkissen fängt Feuer, und der Brandgeruch ruft noch zur rechten Zeit den Sohn aus der Nebenstube ans Bett. Am Freitag abend kommt Stieglitz[3]) zu ihm; er spricht mit ihm von Geschäften und Handel und Wandel — sein Lieblingsausdruck — und erinnert ihn daran, daß er ein Buch von Gentz noch nicht zurückerhalten, welches er dem Baron vor drei Monaten geliehen hatte. Der alten Meyendorff sagt er in bezug auf einen Band Varnhagen, der neben seinem Bett liegt: „Schade, es fehlen nur noch hundert Seiten." Am Sonntag vormittag diktiert er die Bestimmungen wegen seiner Beerdigung, die höchst einfach sein sollte, und liest das Geschriebene genau durch. Dann schreibt er selbst der Baronin Seebach[4]) einen Brief. Um 4 Uhr nachmittags verliert er allmählich die Besinnung; abends 8 Uhr entschlummert er.

Gestern morgen 10 Uhr haben wir den alten Herrn bei prachtvollem Wetter ohne vielen Glanz auf dem Smolensker Kirchhof begraben. Der englische Geistliche sprach in der Anglikanischen Kirche nur ein kurzes Gebet. Dann folgten einige Orgelakkorde, dann Schlußgebet. Ein Russe sagte zu diesem einfachen Ritus: „C'est une farce."

Vier Wochen vor seinem Tode, am 25./13. Februar — Dienstag in der Butterwoche[5]) — habe ich noch mit Chreptowitsch und Frau, Plessen und Könneritz ein unvergeßliches Diner beim Grafen eingenommen. Er war an

---

[1]) Graf Chreptowitsch, der Schwiegersohn des Kanzlers, war 1856 bis 1862 russischer Gesandter in London, dann Oberhofmeister der Großfürstin Konstantin.

[2]) Graf Alexander Ribeaupierre, Oberkammerherr, Mitglied des Reichsrats, früher Gesandter in Konstantinopel und Berlin, von Jugend an mit Graf Nesselrode befreundet.

[3]) Baron Stieglitz, Direktor der russischen Reichsbank.

[4]) Der sächsische Gesandte Freiherr, später Graf v. Seebach war vermählt mit der zweiten Tochter des Grafen Nesselrode, die Eltern des ehemaligen Generaldirektors der K. musikal. Kapelle und der Hoftheater in Dresden.

[5]) Der russische Karneval.

Digitized by Google

jenem Tage so gesprächig, daß die Chreptowitsch mir nach Tisch sagte, sie habe ihren Vater selten so gesehen.

Kurz vor meiner Berliner Herbstreise hatte ich ihm meine Schrift über die Familie Meyern[1]) gegeben. Nach meiner Rückkehr redete er mich sogleich darauf an: „Wir müssen einmal wieder zusammen essen, um unsere historischen Unterhaltungen fortzusetzen. Wir haben noch zu sprechen über „Meyern“, Baireuth, den Westfälischen Frieden usw.“ Darüber wurde er Ende Januar krank und so leidend, daß man schon damals seinen Tod erwartete. Die Brustwassersucht stellte sich immer deutlicher heraus. Ich gab die Hoffnung auf, ihn wieder zu sehen.

Am 24./12. Februar, Montag, ging ich gegen 4 Uhr nachmittags am Sommergarten spazieren. Die Chreptowitsch fährt im Schlitten vorbei, läßt halten und fragt, ob ich ihr Billett empfangen, welches sie den Morgen vom Arbeitskabinett ihres Vaters aus an mich geschrieben. Da ich mehrere Stunden nicht zu Hause gewesen war, so wußte ich von dieser Einladung nichts. Ich fiel aus den Wolken.

Am folgenden Tage fuhr ich $5^1/_4$ Uhr mit Könneritz[2]) zum Grafen. Statt einen Sterbenden anzutreffen, fanden wir den alten Herrn äußerlich ganz unverändert. Er saß im Hausrock in seinem grünen Kabinett. Dort steht in der einen Ecke ein Sofa, in der andern sein Arbeitstisch. Hinter letzterem hängen Suworow, Wellington, Rossini und Schiller. Er liebte nämlich Schiller über alles; wenn er nach Kissingen ging, nahm er von Büchern hauptsächlich Schillers Werke mit. Neben dem Arbeitstisch stehen auf einem kleinen Schrank Miniaturporträts von Chreptowitsch, Ehepaar Seebach und Frau v. Kalergis. Im übrigen ist das Kabinett einfach und ernst, ohne Schmuck und Pracht.

Wir speisten in dem kleinen grünen Eßzimmer, in dem die Porträts des Vaters des alten Grafen und seines Schwiegervaters, des Finanzministers Graf Gurieff, hängen.

Der Alte ließ sich anderthalb Blinis sehr gut schmecken, trank nach der Suppe seinen Madeira, dann Moselle mousseux, der ihm vortrefflich mundete, und aß von den meisten Speisen. Wir konnten uns von unserem Erstaunen nicht erholen. Kein Husten, keine Beängstigung, kein Zeichen der früheren Leiden. Das merkwürdigste aber war seine geistige Frische. Die jüngsten Debatten über die hessische Frage, die er aufmerksam in der von ihm hochgepriesenen „Kreuzzeitung“ verfolgte, sowie die neue Kreisordnung u. a. hatten ihn alle die Tage sehr beschäftigt. Er erkundigte sich nach Schulze-Delitzsch.[3]) „Ein Engländer,“ äußerte er, „hat einmal einem Preußen gesagt, daß Eng-

[1]) „Die Familie v. Meyern in Hannover und am markgräflichen Hof zu Baireuth“ von Kurd v. Schlözer, Berlin 1855. (Der ältere Bruder des Verfassers war vermählt mit Luise v. Meyern.)

[2]) Hans v. Könneritz, sächsischer Ministerresident in Petersburg.

[3]) Abgeordneter und Sozialpolitiker.

Digitized by Google

land gerne sein Selfgovernment aufgeben würde, wenn es dagegen eine Verwaltung wie die preußische erhalten könne. Und diese schöne Verwaltung und das prächtige Heer will man jetzt bei Ihnen ruinieren. Das kann nicht gut gehen; das muß mit einem Staatsstreich endigen."

Jetzt kam Plessen,[1]) der immer seinen Spaß daran hat, mich mit anderen in politische Diskussionen zu verwickeln und in aller Freundschaft dabei Öl ins Feuer zu gießen, dazwischen: „Aber, Herr Graf, Herr v. Schlözer und Könneritz verachten die „Kreuzzeitung"; die sind beide Kinder ihrer Zeit, die nur „Volkszeitung" und „Nationalzeitung" lesen." Da wurde die Unterhaltung — wir hatten uns inzwischen vom Diner erhoben — erst recht lebhaft, denn nun wollte der Graf mich bekehren. Aus allem, was er sagte, leuchtete seine hohe Liebe und Verehrung für Preußen hervor. Wir kamen auf Napoleon I.

„Napoleon," sagte der Graf, „war groß in administrativer und strategischer Hinsicht; im übrigen ein Schurke. Sie hätten das selbst miterleben müssen, wie er z. B. das arme Deutschland gemißhandelt hat." Dabei wurde der alte Herr immer bewegter und rückte jede Sekunde an seiner Brille, ein Zeichen großer Aufregung bei ihm.

Ich entgegnete: „Aber Deutschland ist ihm indirekt vielen Dank schuldig, denn ohne ihn wären wir nicht aus dem Morast des Heiligen Römischen Reichs herausgekommen."

Graf: „Ach, dazu war Napoleon nicht nötig! Glauben Sie mir, das hätte sich alles von selbst gemacht!" (Wie charakteristisch sind diese Worte für den Mann, der dreißig Jahre hindurch so erfolgreich mit Nikolaus gearbeitet, sein eigenes Werk aber noch vor seinem Tode hat zusammenstürzen sehen.) „Aber so sind die Deutschen — heute beten sie für diesen Peiniger."

Obgleich ich des Mißfallens des guten alten Herrn im voraus sicher war, so konnte ich mir doch nicht versagen, ihn jetzt zu fragen: „Also das Wort Rousseaus: „Les grandes pensées viennent du cœur" würden Sie nicht auf Napoleon anwenden?"

Der Graf (sehr gereizt): „du cœur ?!" Und damit stand er auf, ging rasch durch die Stube und stieß verächtlich aus: „Der Mensch hatte kein Herz. Und von wem sind die Worte?"

Ich: „Von Rousseau."

Graf: „Nun gar von Rousseau, der durch seine Schriften so viel Unglück in der Welt angerichtet hat. Wie gesagt, Sie hätten Deutschland nur im Jahre 1806 sehen müssen — dieser Jammer, dieses Elend!"

Erst nachträglich habe ich übrigens gehört, daß obige Worte gar nicht von Rousseau sind, sondern von Vauvenargues[2])

---

[1]) Freiherr v. Plessen, dänischer Gesandter in Petersburg.

[2]) Marquis de Vauvenargues, französischer Moralist. („Réflexions et maximes.")

Digitized by Google

Nachdem wir noch verschiedenes verhandelt hatten, wandte sich plötzlich der Graf zu mir, schlug mit der Hand auf mein Knie, sah mich groß an und sagte mir mit halber Stimme: „Nun will ich Ihnen noch als Ihr Freund und als der Freund Ihrer Familie einen guten Rat geben, es ist der Rat eines alten Mannes. Solange diese Wirtschaft in Preußen dauert, verlassen Sie die diplomatische Karriere nicht, gehen Sie nicht nach Berlin, um nicht in die dortigen Geschichten mit hineingezogen zu werden."

Ich: „Es ist merkwürdig, daß, wie ich Ihnen anvertrauen will, gerade jetzt sehr stark davon die Rede ist, daß ich im Ministerium arbeiten soll."

Graf: „Nun, dann gehen Sie hin. Aber lassen Sie sich nicht wählen, halten Sie keine Reden im Parlament. Das endet dort doch noch damit, daß alles, was voransteht, gehängt wird. Machen Sie, daß Sie bald wieder wegkommen, nach London oder Paris."

Sehr charakteristisch war das Gesicht des Alten, als von den liebenswürdigen Thuns [1]) die Rede war, von dem Reiz ihrer Familie, ihres Hauses, ihrer Repräsentation, von ihrer Frömmigkeit, bei welcher Gelegenheit einer der Anwesenden äußerte, die Gräfin sei so fromm, daß sie immer noch für Österreich eine glückliche Zukunft vorhersage: „Der heilige Leopold wird seinen Mantel über Österreich ausbreiten." Diese Worte wiederholte der alte Nesselrode: „Der heilige Leopold?!"

Bei Erwähnung des Namens Bismarck bestätigte er die Geschichte, daß der damalige Bundestagsgesandte, als er 1852 von Frankfurt nach Berlin zitiert wurde, um dem Zaren Nikolaus vorgestellt zu werden, die Aufforderung erhalten habe, seinen Vollbart abzuschneiden: „Ich muß das wissen, denn ich selbst habe es ihm durch Budberg insinuieren lassen."

Der Graf setzte sich dann mit Chreptowitsch, Plessen und Könneritz zum Spiel. Ich blieb bei der Gräfin Chreptowitsch; sie sagte mir, daß ihr Vater so selten über Politik und Geschichte der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit spreche. Beim Erscheinen des Thiersschen „Consulat et l'Empire" hätte er eine Menge Fehler gefunden, die vielleicht nur er imstande sei, zu widerlegen; die Kinder hätten ihn gebeten, das Betreffende wenigstens aufzuschreiben, umsonst. Um so größer war ihr Erstaunen über die heutige Lebendigkeit des Vaters. Als die Uhr auf 9 ging, erhob sich der alte Herr vom Spieltisch. Wir entfernten uns. Beim Hinausgehen drückte er meine Hand mit den Worten: „Nun, wir haben uns heute ordentlich gekabbelt; das ist gut. Du choc des opinions jaillit la lumière!"

Er war in jedem Wort der Mann der Legitimität, die er 50 Jahre hindurch gegen die Wogen der Revolution verteidigt hat.

Ein paar Tage später sagte mir die Gräfin Chreptowitsch, daß, nachdem wir weggegangen wären, ihr Vater sehr bedenklich, aber freundschaftlich

[1]) Graf Thun-Hohenstein, österreichischer Gesandter.

Digitized by Google

geäußert habe, daß er es für seine Pflicht gehalten, mich zu ermahnen, damit ich nicht etwa ein Girondin werde.

Am Tage nach Nesselrodes Tod wurde hier ein Brief bekannt, den sein Vater im Jahre 1804 an den österreichischen Gesandten im Haag, Baron Fels, geschrieben hat:

Mon cher Baron,

ces lignes vous seront remises par mon fils qui vient d'être attaché à notre légation à la Haye; laissez moi Vous le recommander. Il ne fera jamais grand'chose, mais c'est un bon garçon et Vous pouvez être certain qu'en l'accueillaut chez Vous, outre le plaisir que Vous me ferez, il ne Vous occasionnera aucun embarras.

Nesselrode war damals 24 Jahre alt.

Zwölf Jahre später wurde er Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, um fast ein halbes Jahrhundert deren Leitung in der Hand zu behalten.

Daß er 1856, nach Abschluß des Pariser Vertrages, das Auswärtige abgeben würde, war lange bei ihm festgestellt. Als Castelbajac [1]) ihm 1857 anfing, von den saints lieux zu sprechen, hat er ihn gebeten, diese Frage möglichst noch fünf Jahre ruhen zu lassen; dann könne sie ein anderer besorgen. So wenigstens erzählte mir Fourier.

Die russischen Kanzler Bestuscheff und Nesselrode — zwei Antipoden! Der erstere ein Mann der Intrige und Lüge, von dem man sagt, daß er stotterte, um nicht verstanden zu werden, daß er den Schwerhörigen spielte, um nachträglich alles dementieren zu können, daß er seine diplomatischen Noten absichtlich selbst und undeutlich schrieb, weil sie dann, als unleserlich zurückgegeben, der veränderten politischen Lage entsprechend korrigiert werden konnten, und daß er nach seiner Entlassung plötzlich famös sprach, hörte und schrieb. Im Gegensatz zu diesem Stockrussen der deutsche Staatsmann — der Vertreter einer idealen Politik der Gesinnung, in deren Mittelpunkt Zar Nikolaus I. als Diktator stand. Nur kann das Erhabene wohl eine Zeitlang glänzen, aber auf diesem Kampfplatz irdischer Interessen nicht durch sich allein bestehen.

St. Petersburg, 10. Mai 1862.

Vielen Dank für das Schreiben vom 4. d. M. Daß der Fortschritt aus schlimmen Elementen besteht, glaube ich gern; auch bin ich im unklaren, ob derselbe Regierungs- und Verwaltungsfähigkeiten besitzt. Aber vergessen darf man nicht, daß die Partei seit 1848 viel gelernt hat, gar nicht tumultuarisch ist und daß sie an Einsicht gewonnen haben müßte, während andere womöglich noch hinter 48 und Manteuffel zurückgehen. Wer weiß also, ob bei solchen Veränderungen sich nicht auch im „Fortschritt" politische Köpfe zeigen. Oder siehst Du hier nur abstraktes Denken, Verständnislosigkeit für die Entwicklung

[1]) Marquis de Castelbajac, französischer Diplomat.

Digitized by Google

der Dinge, Prinzipienreiterei? Bismarck hält das deutsche Volk für politisch unreif, man müsse es zur Einheit zwingen.

Goltz[1]) ist sehr angenehm; wir sind viel zusammen. Er erzählt interessante Dinge aus seiner früheren Stellung und aus seiner jüngsten Anwesenheit in Berlin. Vor acht Tagen hat er mir selbst die Erklärung gemacht, daß er sehr wünsche, mich als Ersten hier zu behalten. Ich bin darauf nicht weiter eingegangen. Denn wer weiß, wie jetzt die Dinge sich gestalten. Im Januar hat Wilhelm I. entschieden an Abdankung gedacht, wenigstens für einige Monate; dann sollte der Kronprinz regieren und Gesetze über Ministerverantwortlichkeit u. a. unterzeichnen, die der König sich geweigert anzunehmen. Augusta ist der Ausführung dieses Planes entgegengetreten; es ist auch geltend gemacht, daß, da ein Gesundheitsgrund die Abdankung nicht erfordere, letztere unmotiviert und daher gefährlich sein würde. Ähnliche Gerüchte gelangten damals bereits hierher; die Sache erschien mir unsicher. Jetzt hat Goltz es bestätigt. Die Königin ist Feuer und Flamme gegen Bernstorff, Roon, sogar gegen ihren früheren Protégé Heydt.[2]) Die Herren werden fast nie zu Hofe geladen, da der König das Kapitel der Einladungen der Königin gänzlich überlassen hat. Jetzt hat Augusta Berlin verlassen, weil sie in der Ferne durch Briefe viel besser auf den König zu wirken vermag als durch persönliche Gegenwart.

Vor drei Tagen ist Bismarck abgereist und wird gestern abend in Berlin eingetroffen sein. Er wurde Ende voriger Woche unwohl, gab an, nicht vor Mittwoch reisen zu können. Goltz lächelte und behauptete, es sei von ihm nur darauf angelegt, die Flut in Berlin, die Ratlosigkeit im Palais, die Unentschlossenheit im Ministerium immer höher steigen zu lassen, um schließlich als der Retter in der Not auftreten zu können. Dabei spricht Bismarck Ungeheuerliches! Ganz Petersburg behauptet, er wolle das Ministerium nur unter der Bedingung übernehmen, daß der König ihm vorher Vollmacht zu dreimaliger Kammerauflösung gibt. Vorläufig schwankt der König aber noch, diesem Waghals die Leitung anzuvertrauen.

---

[1]) Robert Graf v. d. Goltz, akkr. 28./16. April.

[2]) v. d. Heydt, Finanzminister im konservativen Ministerium des Prinzen von Hohenlohe.

Digitized by Google

Die Präsidentschaft in Frankreich

Von

Dr. jur. Claus Schrempf

I.

In der Botschaft, die Alexander Millerand anläßlich seiner Wahl zum Präsidenten der Republik an die gesetzgebenden Kammern gerichtet hat, hieß es mit Bezug auf die Verfassungsreform in Frankreich: „Sie werden im Einvernehmen mit der Regierung die geeignete Stunde wählen, um an den Verfassungsgesetzen mit vorsichtiger Hand die wünschenswerten Abänderungen vorzunehmen." Wenn Millerand fortfährt, daß die Nation vor Durchführung der Verfassungsrevision, die „in Ruhe und Heiterkeit" erfolgen müsse, zunächst eine dringendere Aufgabe zu erfüllen habe, nämlich den Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete, so ist das gewiß nur eine um die Ruinen geschlungene Wortgirlande. Denn längst haben die Geschädigten — französisch gesprochen — „eine Ulme gepflanzt und warten in ihrem Schatten, bis Geld und Steine für den Wiederaufbau kommen werden". So lange aber wird Millerand die Verfassungsrevision nicht vertagen können, durch die er sich für sein neues Amt, so wie er es versteht, die nötige Wirkungsfreiheit, insbesondere den bestimmenden Einfluß auf die Außenpolitik und ihre Kontinuität zu sichern gedenkt. Nicht mit Unrecht fürchtet Millerand das Beispiel, das er selbst als herrschgewaltiger Premierminister unter der Präsidentschaft seines körperlich und geistig zusammenbrechenden Vorgängers gegeben hat. Der Fall Deschanel hat mit einer für den Nachfolger fatalen Sichtbarkeit erkennen lassen, wie wenig die Präsidentenwürde bedeuten, auf welches geringe Maß sich ihr Machtinhalt reduzieren kann. Zunächst nahm Millerand den Ausweg, daß er das Ministerpräsidium und das gegenwärtig damit verbundene Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit einem Manne besetzte, der nicht den Ehrgeiz hatte, nach eigener Initiative zu handeln.

Nur zögernd hat Millerand im vorigen Herbst das Ministerpräsidium verlassen, um die Präsidentschaft zu übernehmen; er fürchtete, dadurch aus dem aktiven politischen Leben in die Rolle des „Roi fainéant" gedrängt zu werden. Nach dem Sturze seines Ministerpräsidenten Leygues, in dem die Kammer ein allzu willfähriges Werkzeug Millerandscher Politik erkannt hatte, wird er den Kampf um die selbständige Leitung der Politik nur noch mit Hilfe einer Verfassungsrevision erfolgreich durchführen können.

II.

Über das Wesen der Präsidentschaft und die Aufgabe des Präsidenten bestehen in Frankreich zwei ganz verschiedene Auffassungen, die sich beide bestimmte historische Repräsentanten zum Musterbilde nehmen. In den

Digitized by Google

Anfängen der dritten Republik will die öffentliche Meinung Frankreichs an der Spitze des Staates denjenigen „Citoyen" sehen, der die drei Grundbedingungen des Erfolges seiner politischen Vergangenheit, der Größe seiner dem Staate erwiesenen Dienste und der Unbedenklichkeit seiner gegenwärtigen Politik erfüllt. Adolf Thiers, nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs „Chef der Exekutivgewalt", dann Präsident, und nach seinem Sturze der Marschall von Mac Mahon verkörpern diese ursprüngliche Auffassung. Aber bereits die ersten beiden Präsidenten gerieten bei der Betätigung ihres Machtwillens in Konflikt mit den anderen Faktoren der Staatsgewalt, dem Senat und der Deputiertenkammer. Diese stellte in der Gestalt des Ministerpräsidenten, der die Ansichten der jeweiligen Kammermehrheit vertritt, dem Präsidenten einen Rivalen gegenüber, an den er schließlich fast seine ganze Macht verlor.

Es ist bemerkenswert, daß dasjenige politische Amt, das die Bedeutung des Staatspräsidenten in den Schatten gestellt hat — das Ministerpräsidium —, dem geschriebenen Verfassungsrecht[1]) Frankreichs unbekannt ist. Die französischen Verfassungsgesetze unterscheiden nicht zwischen einem Staatschef und einem Regierungschef. In den Staatsgrundgesetzen vom 25. Februar und 16. Juli 1875 ist durchweg nur von einem Präsidenten der Republik die Rede. Der Ministerrat (conseil des ministres) findet unter seinem Vorsitz statt. Die Minister sind alle von gleichem Rang. Sie sind gegenüber den Kammern solidarisch verantwortlich für die allgemeine Politik der Regierung. Einen Ministerpräsidenten (président du conseil) und einen Kabinettsrat (conseil de cabinet) unter seinem Vorsitz kennt die Verfassung nicht. Und doch hat das Staatsgrundgesetz vom 16. Juli 1875 selbst den Anstoß zur gewohnheitsrechtlichen Entstehung des Ministerpräsidiums gegeben, indem es dem Präsidenten den Zutritt zu den Kammern verwehrte und ihn dadurch zwang, die Regierung vor ihnen auf der Rednertribüne durch einen Minister vertreten zu lassen. Somit trat ein wortführender Minister an die Spitze des Kabinetts. Aus dem Wort wurde die Tat, aus dem Sprecher der Lenker. Die Machtstellung des Ministerpräsidenten gewann auf dem Wege gewohnheitsrechtlicher Expansion ein derartiges Übergewicht, daß schließlich Léon Gambetta, als er 1881 vom Präsidenten Grévy mit der Bildung des Kabinetts betraut wurde, an die Annahme des Auftrags die Bedingung knüpfen zu können glaubte: über seinen Kopf hinweg solle der Präsident die Staatsgeschäfte unmittelbar mit den anderen Ministern nicht behandeln. So kam es, daß, während der Ministerpräsident die von der Verfassung dem

[1]) Die Verfassung Frankreichs ist nicht wie die Deutschlands in einer großen erschöpfenden Verfassungsurkunde, sondern in einer Reihe von Gesetzen niedergelegt, deren wichtigste sind: 1. Gesetz vom 25./28. Februar 1875 über die Organisation der öffentlichen Gewalten. 2. Gesetz vom 24./28. Februar 1875 über die Organisation des Senats. 3. Gesetz vom 16./18. Juli 1875 über die Beziehungen der öffentlichen Gewalten zueinander. Diese drei Gesetze pflegt man als „die Verfassung von 1875" zu bezeichnen.

Digitized by Google

Staatspräsidenten zugedachten Prärogative mehr und mehr an sich brachte, die Rolle des Präsidenten sich auf die beiden Funktionen der Repräsentation des Staates nach innen und außen und der Beratung des Kabinetts beschränkte. Die Kammern wählten nicht mehr den Staatsmann zum Präsidenten, der sich durch seine Laufbahn als „erster Bürger Frankreichs" auswies, sondern den Politiker, der etwa die Summe ihrer eigenen durchschnittlichen Kräfte darstellte und sozusagen den geometrischen Ort der divergierenden Richtungen bildete. Der Präsident ist danach nicht eigentlich mehr der Staatschef, sondern der oberste Beamte der Republik, ein Staatswürdenträger, der die liturgischen Riten seines Amtes zelebriert. Das Elysee hört auf, eine Quelle politischen Antriebs zu sein.

Kennzeichnend für diese zweite — anglisierende — Auffassung von der Rolle des Staatsoberhauptes ist ein Erlebnis, das Raymond Poincaré erzählt: Unter der Präsidentschaft von Félix Faure ereignete es sich, daß der damalige Ministerpräsident, heutige Senatspräsident Léon Bourgeois auf einer Rundreise allenthalben mit dem wütenden Rufe „Nieder mit dem Senat!" empfangen wurde. Poincaré wurde daraufhin von seinen Parteifreunden gebeten, wegen dieser Vorfälle den Präsidenten Faure aufzusuchen, um über die Haltung der Regierung Klage zu führen. Er begab sich ins Elysee, wurde empfangen und angehört. Der Präsident erwiderte jedoch auf sein Vorbringen nichts, lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände und bat Poincaré beim Abschied, den Rückweg durch den Park zu nehmen, um den Zeitungsleuten in den Vorzimmern zu entgehen. Der Präsident begleitete ihn bis zu dem Gartentor der Avenue de Marigny, Poincaré glaubte noch einmal auf den Zweck seines Besuches anspielen zu sollen, um die Stellungnahme des Präsidenten zu erfahren. „Aber, mein Freund," entgegnete ihm Félix Faure, „stellen Sie sich einmal vor, ein Mitglied des Unterhauses wollte zur Königin Viktoria gehen und sie bitten, den Ministern der Krone einen Verweis zu erteilen! Wollen Sie, daß ich mich mit Ihren Klagen befasse? Ich bin die Königin von England!"

III.

Gegenüber denen, die zur Stärkung der präsidentiellen Machtstellung eine Verfassungsänderung durch die Assemblée Nationale (Kammer und Senat in Versailles vereinigt) für erforderlich halten, behauptet eine andere Richtung, daß die bestehenden Verfassungsgesetze, richtig interpretiert, die Rechtsgrundlage für die politische Initiative des Präsidenten darbieten. Diese Ansicht scheint auch Millerand zu unterstützen. Kurz vor seiner Wahl zum Präsidenten erklärte er in einer Kabinettssitzung, daß der Artikel 8 des Staatsgrundgesetzes vom 16. Juli 1875, wonach der Präsident der Republik über die Verträge mit fremden Staaten verhandelt und sie ratifiziert, entweder gar keinen Sinn habe oder aber bedeute, daß das Staatsoberhaupt in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten persönlich handeln könne.

Digitized by Google

Selbst wenn es zutreffend wäre, daß die politische Handlungsfähigkeit des Präsidenten lediglich durch die mangelnde Inanspruchnahme seiner verfassungsmäßigen Rechte verkümmert sei, so wäre es äußerst schwierig, gegen die gewohnheitsrechtliche Machtentäußerung des Präsidenten den Buchstaben des Gesetzes auszuspielen: das Gewohnheitsrecht ist stärker als das geschriebene, weil die Gewalt der Tatsachen hinter ihm steht. So uneingeschränkt ist indessen die Behauptung gar nicht zutreffend, daß der Präsident nur nach seinen Rechten zu greifen brauche, die „droben hangen unveräußerlich". Die Dinge liegen schon rein rechtlich nicht so einfach und unumstritten. Zudem sind in konstitutionellen Fragen die Normen des Rechts und die Notwendigkeiten der Politik so miteinander verflochten, daß es weder möglich noch sinngemäß wäre, sie zu sondern und gesondert zu bewerten.

Gewiß räumt die Verfassung dem Präsidenten bedeutende Rechte ein: Der Präsident hat neben den Mitgliedern der beiden Kammern das Recht der Gesetzesinitiative. Er verkündet die Gesetze, wenn sie von den beiden Kammern angenommen worden sind; er überwacht und sichert ihre Ausführung. Er hat das Recht der Begnadigung. Er verfügt über die bewaffnete Macht. Er ernennt zu allen zivilen und militärischen Stellen. Er leitet die nationalen Feiern; die Gesandten und Botschafter der auswärtigen Mächte werden bei ihm beglaubigt. Aber: alle Verfügungen des Präsidenten müssen von einem Minister gegengezeichnet werden. Der Präsident ist dadurch gezwungen, sich bei seinen Regierungsakten auf Schritt und Tritt des Einvernehmens mit dem Kabinett zu vergewissern. Versagt das Kabinett seine Zustimmung, so ist der Präsident am Ende seiner Macht. Zwar kann er das Kabinett zur Demission drängen, aber doch nur dann, wenn er sich mit der Kammer auf einen neuen Regierungschef einigen kann, der ihm Gefolgschaft leistet. Die ministerielle Gegenzeichnung erstreckt sich jedoch nicht nur auf die obengenannten Akte des Präsidenten, sie erstreckt sich auch auf die Botschaften (messages), durch die der Präsident mit den Kammern verkehrt, sie erstreckt sich auf alle Briefe und Telegramme selbst rein konventionellen Inhalts. Ebenso unfrei ist der Präsident im persönlichen Verkehr mit den ausländischen Geschäftsträgern, sofern ein solcher außer bei Überreichung der Beglaubigungsschreiben überhaupt stattfindet. Der Präsident kann keine bindenden Abmachungen treffen und kann auf Fragen diplomatischer Natur nicht anders als ausweichend antworten. Er ist bei den herrschenden Gepflogenheiten auch materiell außerstande, auf die Außenpolitik im einzelnen bestimmend einzuwirken, da ihm der Quai d'Orsay von den ein- und ausgehenden Depeschen nur unvollständig Kenntnis gibt.

Auch das Recht der Vertragschließung, auf das sich Millerand beruft, gibt dem Präsidenten nicht die Leitung der auswärtigen Politik in die Hand. Denn für die Rechtsverbindlichkeit gerade der wichtigsten Verträge, der Friedensverträge, der Handelsverträge und der Verträge, aus denen sich eine finanzielle Verpflichtung für die Staatsfinanzen ergibt — zu den letzteren

Digitized by Google

gehört beispielsweise das Abkommen von Spa vom 16. Juli v. J. — verlangt die Verfassung die Genehmigung der Kammern, vor denen sie ein Minister zu rechtfertigen hat. Alle anderen internationalen Abmachungen mit Ausnahme der Geheimverträge sind dem Ansturm der Interpellationen in den Kammern ausgesetzt, wo sie wieder nur von einem Kabinettsmitgliede, nicht aber vom Präsidenten zu vertreten sind.

Dem Präsidenten hat die Verfassung die entscheidende Eigenschaft vorenthalten, die ihn zur selbständigen Leitung der politischen Geschäfte befähigen würde: die Verantwortlichkeit. Der Präsident kann nur im Falle des Hochverrats zur Verantwortung gezogen werden. Es ist nicht anders möglich, als daß derjenige, der für die Politik der Regierung gegenüber dem Parlament die Verantwortung trägt, auch bei der Entschlußfassung den Ausschlag gibt. Das ist der Ministerpräsident.

IV.

Wenn man nach den Gründen forscht, warum die Verfassung von 1875 in Gegensatz zu der von den Franzosen so bewunderten Verfassung der Vereinigten Staaten sich gegenüber dem Präsidenten so mißtrauisch, ja mißgünstig zeigt und die ihm zugesprochenen Rechte gewissermaßen heimlich sabotiert, so muß man auf den ersten Präsidenten Frankreichs zurückgehen: Louis Napoleon Bonaparte. Vergeblich hatte nach der Abdankung König Louis Philippes (Februarrevolution 1848) Jules Grévy in der verfassunggebenden Nationalversammlung davor gewarnt, die Wahl des künftigen Präsidenten der französischen Republik dem Volke statt der Nationalversammlung zu übertragen. Die Nationalversammlung entschied sich für die Volkswahl als die demokratischere Methode. In der Tat benützte der zum Präsidenten gewählte Prinz Louis Napoleon den Umstand, daß er sein Mandat vom Volke herleitete, um im Bewußtsein seiner Popularität an das Volk zu appellieren, durch ein Plebiszit die Verfassung zu ändern, seine Amtsdauer auf zehn Jahre zu erstrecken und seine Rechte dergestalt zu erweitern, daß ihm zum Kaiser nur der Titel fehlte. Den Staatsstreich, durch den er sich vom Senat die Kaiserwürde übertragen und damit die Republik umstürzen ließ, wußte er abermals durch ein Plebiszit zu sanktionieren. Damit die innerpolitische Entwicklung nicht abermals diesen unsteten Lauf nehme, wozu nach dem Kriege 1870/71 alle Voraussetzungen gegeben waren, übertrug die Verfassung von 1875 die Wahl des Präsidenten der Assemblée Nationale (Kammer und Senat) und suchte argwöhnisch die präsidentiellen Machtbefugnisse in Schranken zu halten. Auch wurde durch die verhältnismäßig bescheidene Dotierung mit 600000 Franken[1]) jede größere Prachtentfaltung verhindert. Schwer hat die dritte Republik in ihren Anfängen

[1]) Nach dem Budget von 1920 betragen die Aufwendungen für den Präsidentenposten: Dotation 600000 Franken, Hauskosten 700000 Franken, Reisekosten 700000 Franken, insgesamt zwei Millionen.

Digitized by Google

gegen das Wiederaufkommen monarchischer Bestrebungen zu kämpfen gehabt. War doch die republikanische Staatsform nur mit genauer Not zustande gekommen: war doch Casimir Périers Antrag auf endgültige Verkündung der Republik (1874) und Laboulayes gleichlautender Antrag vom 29. Januar 1875 von der verfassunggebenden Nationalversammlung abgelehnt und das am folgenden Tage eingebrachte Amendement Wallon,[1]) das in umschriebener Weise die Republik anerkannte, in erster Lesung nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme angenommen worden. Den endgültigen Sieg des republikanischen Gedankens bezeichnete erst das Gesetz vom 14. August 1884 über die teilweise Revision der Verfassungsgesetze, welches bestimmt: „Die republikanische Regierungsform darf nicht den Gegenstand eines Revisionsvorschlages bilden; die Mitglieder der Familien, die jemals über Frankreich geherrscht haben, sind zur Präsidentschaft der Republik nicht wählbar."

Der mächtigste Präsident Frankreichs, auf den die Revisionisten mit Vorliebe hinweisen, ist ohne Zweifel Adolf Thiers gewesen. Kein anderer hat nach ihm wieder mit solcher Kraft der Präsidentschaft gewaltet; gewiß hat auch kein anderer an die persönliche Bedeutung dieses Staatmannes herangereicht. Es darf dabei jedoch nicht übersehen werden, daß sich die Funktionen des Präsidenten Thiers auf andere Rechtsgrundlagen stützten, denn seine Amtszeit lag vor der Verfassung von 1875. Die am 13. Februar 1871 nach Bordeaux einberufene Nationalversammlung hatte Thiers, der in 27 Departements gewählt worden war, zum Chef der Exekutivgewalt ernannt. Hauptsächlich in drei Punkten wich die Stellung, die Thiers im Staatsleben einnahm, von den in der Verfassung von 1875 festgesetzten Befugnissen des Präsidenten ab: Zunächst war Thiers der Nationalversammlung gegenüber unmittelbar verantwortlich, sodann führte er den Vorsitz im Kabinett selbst, und endlich übte er, gestützt auf sein Mandat als Abgeordneter, das er nicht niederlegte, das Recht der Wortergreifung in der Nationalversammlung. Der Abbau der ausgedehnten Vollmachten Thiers begann mit dem Gesetz vom 31. August 1871, durch das Thiers zum Präsidenten mit Wirkung bis zur Auflösung der Nationalversammlung ernannt, eine von der des Präsidenten unabhängige Verantwortlichkeit des Ministeriums sowie das Erfordernis der Gegenzeichnung für alle Unterschriften des Präsidenten eingeführt wurde. Von seiner Absicht, in der Nationalversammlung zu sprechen, mußte der Präsident künftig ihren Vorsitzenden in Kenntnis setzen. In derselben Richtung bestimmte weiterhin das Gesetz vom 13. März 1873, daß der Präsident mit der Nationalversammlung nur noch durch Noten in Verbindung treten dürfe, die auf der Tribüne von einem Minister zu verlesen sind. Hiervon wurde jedoch in zwei Fällen eine Ausnahme gemacht: bei

[1]) „Der Präsident der Republik wird mit absoluter Mehrheit vom Senat und von der Deputiertenkammer, die zusammen die Assemblée Nationale bilden, auf sieben Jahre gewählt; er darf wieder gewählt werden." Diese Bestimmungen sind in das Staatsgrundgesetz vom 25. Februar 1875 übergegangen.

Digitized by Google

der Diskussion neuer Gesetze und bei Interpellationen über die allgemeine Politik der Regierung konnte der Präsident das Wort ergreifen. Bei Gelegenheit einer solchen Interpellation seitens der Rechten (General Changarnier) hielt Thiers seine letzte berühmte Rede, in der er seine republikanische Politik rechtfertigte, erhielt jedoch ein Mißtrauensvotum und trat sofort zurück. Damit zog er die logische Schlußfolgerung aus seiner staatsrechtlichen Stellung, die ihm die Verantwortlichkeit mit ihren Rechten, aber auch mit ihrer letzten Pflicht übertrug.

Unmittelbar vor seinem Sturze hatte Thiers dem Bureau der Nationalversammlung einen von seinem Justizminister Dufaure gegengezeichneten Verfassungsentwurf eingereicht, dessen Bestimmungen dann in der Verfassung von 1875 großenteils Gesetz geworden sind. Bezeichnend aber sind die Abweichungen. Thiers sagt in seinem Entwurf: „Frankreich muß stärker regiert werden als die Schweiz oder Amerika. Der französische Bürger würde sich nicht in Sicherheit glauben, wenn die öffentliche Gewalt hemmungslos den berühmten Grundsatz: „Laissez faire, laissez passer" betätigen wollte." Und während die Verfassung von 1875 den Präsidenten nur im Falle des Hochverrats verantwortlich macht, wollte Thiers folgende Bestimmung: „Der Präsident der Republik und die Minister, sowohl einzeln als in ihrer Gesamtheit, sind verantwortlich für die Handlungen der Regierung."

Diese Thiersschen Pläne sind noch nicht Geschichte: Der Ehrgeiz Millerands wird sie aus den Archiven heraufbeschwören und die „vierte Republik" in das Zeichen präsidentieller Machtvollkommenheit zu stellen suchen.

Vor dreißig Jahren Landrat in Ostpreußen

Erinnerungen von

Dr. v. Thadden-Trieglaff

Motto: Angedenken an das Schöne
Ist das Heil der Erdensöhne.
(Goethe.)

I. Wie ich Landrat wurde

Im Herbst 1889 war ich seit einem Vierteljahr jung und glücklich verheirateter Regierungsassessor in Münster, als die Zeit heranrückte, daß ich Landrat werden sollte. Eben war ich in Berlin gewesen, um im Ministerium des Innern zu bitten, mich nicht in den Westen und in die Eifel zu schicken, als ich vom Personalienrat, Herrn v. Kitzing, ein Schreiben erhielt, nach welchem mir der Kreis Mohrungen in Ostpreußen angeboten wurde. Die Verhältnisse dort seien aber so eigenartige, daß ich meine Frau nicht mitnehmen dürfe, sondern zunächst allein dorthin gehen müsse. Der Oberpräsident von Westfalen, Studt, war Regierungspräsident in Königsberg gewesen. Ich begab mich des-

Digitized by Google

halb zu ihm, um von ihm möglichst Näheres zu erfahren. Er meinte, daß er den Zweck jener Bedingung nicht verstehen könne, da es sich aber „um den schönsten Kreis der Monarchie handle", riete er mir, sofort wieder nach Berlin zu fahren und dort darzulegen, daß ich meine ihm bekannte Frau nicht zu verstecken brauche, daß sie vielmehr gut nach Ostpreußen passen werde. Als ich nach Hause kam, teilte mir meine Frau mit, unsere aus der Altmark mitgebrachte Köchin habe auf die Nachricht, daß wir vielleicht nach Mohrungen versetzt würden, freudig geäußert: „Mohrungen, ach ja, da wollen wir hin, da ist ja Herder geboren!" Am nächsten Morgen war ich also wieder in Berlin und ging zu ziemlich früher Morgenstunde den Mittelweg der Linden zum Ministerium des Innern entlang, als mir der Minister Herrfurth begegnete. Ich meldete mich bei ihm und trug ihm auf der Straße mein Anliegen vor. Er erwiderte, das sei alles recht schön und gut, die fragliche Bedingung sei aber vom Oberpräsidenten von Ostpreußen, Herrn v. Schlickmann, ausgegangen, der die Verhältnisse genau kennen müsse, und wenn er es für unerläßlich hielte, daß ich zunächst allein dorthin ginge, so müsse dem Rechnung getragen werden. Übrigens sei der Oberpräsident gerade in Berlin und wohne im „Kaiserhof", da könne ich ihm ja meine Einwendungen vortragen. Eine halbe Stunde später ließ ich mich im „Kaiserhof" melden. Seine Exzellenz aber ließ sagen, er wäre bei der Toilette, worauf ich erwiderte, dann würde ich warten. Darauf erfolgte der Bescheid, es würde aber sehr lange dauern, worauf ich wieder melden ließ, dann würde ich sehr lange warten, und dann die Weisung, dann möge ich ins Lesezimmer gehen. Das tat ich. Als ich aber nach einstündigem Warten mich beim Portier erkundigte, sagte mir dieser: Exzellenz sei in den Reichstag gegangen und habe hinterlassen, Herren, die ihn sprechen wollten, möchten ihn dort aufsuchen. Darauf eilte ich zornentbrannt ins Ministerium und erklärte Herrn v. Kitzing, daß ich mich so nicht behandeln ließe und nach Münster zurückkehre. Herr v. Kitzing sagte mir darauf, daß seiner Meinung nach die Bedingung direkt gegen mich gerichtet sei. Der Herr Oberpräsident habe nämlich einen ostpreußischen Kandidaten für den Posten, einen Staatsanwalt v. P., den man aber im Ministerium für weniger geeignet hielte. Wenn ich die Bedingung ablehnte, so erhielte Herr v. P. die Berufung, und das wolle der Herr Oberpräsident eben erreichen, der wisse, daß ich jung verheiratet sei und mich von meiner jungen Frau wohl nicht gern trennen würde. Darauf erklärte ich: Gut, wenn die Dinge so liegen, dann nehme ich die Bedingung an! Dann würde meine Berufung sofort ausgefertigt werden und ich sie morgen schon in Münster erhalten.

Nicht gerade leichten Herzens ging ich wieder die Linden entlang. An der Friedrichstraßenecke kreuzte ich einen mir von Münster her bekannten Husarenoffizier v. Krosigk in Begleitung eines älteren Herrn. Er stellte uns vor, bei dem Straßenlärm waren die Namen aber nicht zu verstehen. Im Weitergehen fragte er mich, was ich denn hier wolle. Ich antwortete: Ach, ich soll jetzt immerzu Landrat werden. Der fremde Herr fragte: Wo denn? Darauf ich: In Mohrungen! Und er: Da geben Sie sich nur keine Mühe, das ist schon

Digitized by Google

besetzt. Und darauf Krosigk: Ach, die Herren haben wohl die Namen nicht verstanden: „Regierungsassessor v. Thadden, der Oberpräsident von Ostpreußen.“ Nehmen Sie denn die Bedingung an? fragte der Herr Oberpräsident, worauf ich erwiderte: Jawohl, Eure Exzellenz, und dann sofort die überraschende Antwort erhielt: Dann werden Sie also Landrat in Mohrungen! Er war dann weiter sehr freundlich, gab mir Auskunft über die Verhältnisse im Kreise und dem Wunsche Ausdruck, daß ich mit möglichster Beschleunigung mein Amt antreten solle.

Demzufolge meldete ich mich wenige Tage später bereits bei ihm in Königsberg und erfuhr, daß ich sofort einen Kreistag abhalten und auf diesem die Kostenbewilligung für den Bau der Staatsbahn Mohrungen—Liebstadt—Wormditt zu erreichen suchen müsse. Auf der Fahrt von Berlin nach Königsberg hatte ich mich aber im oberen Bett des Schlafwagens deshalb schwer erkältet, weil in Berlin Tauwetter war, während in Ostpreußen scharfer Frost einsetzte, der das Bett unbemerkt und allmählich vollständig durchkältet hatte. Ich langte demgemäß in Mohrungen mit hohem Fieber und schwerer Halsentzündung spät abends in dem kleinen Gasthofe „Zum deutschen Hause“ an und erhielt das einzige Gastzimmer zugewiesen, dessen Fenster in der Folge kaum je auftauten. Es war schwer zu heizen, denn die eine Innenwand war nur dünn und das Bett stand an einem Fenster dieser Wand, durch das bei Festlichkeiten Speisen und Getränke in den anstoßenden Saal hereingereicht werden konnten. Das Fenster war mit einer beweglichen Tapete verhängt, die sich aufheben ließ, so daß man vom Bette aus die Vorgänge im Saal verfolgen konnte, wovon ich, als einige Tage später im Saal ein geräuschvoller Bäckerball stattfand und die Paare dicht an mein Bett herantanzten, hier und da Gebrauch zu machen, mir nicht versagte.

Nach einer recht unerfreulichen ersten Fiebernacht ließ ich den Kreisphysikus zu mir bitten, der in hellem Winterpaletot, die Hände auf einen Stock mit silberner Krücke gestützt, an meinem Bette Platz nahm. Nach der Untersuchung fragte er mich: „Was haben Sie denn ausgefressen, Herr Regierungsassessor? Sie müssen doch etwas ausgefressen haben, sonst hätte man Sie doch nicht hierher geschickt. Ein Arzt ist doch so etwas wie ein Beichtvater. Mir können Sie es ja sagen. Hier können Sie nicht bleiben, das ist ganz unmöglich. Hier kann niemand wohnen. Es gibt hier keine Wohnungen, nur Rechtsanwalt Mertins und Zimmermeister Rekittke leben hier menschenwürdig, denn die haben hier eigene Häuser. Die Landräte haben bisher auf ihren Gütern gelebt, eine Landratswohnung gibt es nicht. Das Landratsamt ist in einem alten Ordensschloß untergebracht, das sonst leer steht. Die leerstehenden Räume sind aber große, hohe, ganz leere Säle, die unabgeputzt völlig unbewohnbar sind. Hier müssen Sie gleich wieder weg.“

Und ich muß gestehen, in meinen Fieberschmerzen schrieb ich so etwas Bedenkliches nach Münster, wo meine Frau beim Packen der Sachen war, wegen deren Unterbringung zunächst auch niemand Rat wußte. Zum Glück

Digitized by Google

hatte ich aber, ehe ein tapferer Brief von dorther eintraf, gleich einen zweiten folgen lassen, in dem ich die Absicht ausdrückte, zunächst doch mal erst einen ernsthaften Versuch zu machen.

Meine Erkrankung erwies sich übrigens gleich als ein Glücksfall. Die Regierung hatte es nämlich versehentlich unterlassen, dem zeitigen Landratsamtsverwalter, dem fast achtzigjährigen Kreisdeputierten Graf v. d. Gröben-Ponarien davon zu benachrichtigen, daß ich zum kommissarischen Landrat ernannt worden sei. So war der alte Herr zornerfüllt zum Kreistage gefahren mit der Absicht, den Assessor „aus dem Westen" überhaupt nicht zu Wort kommen zu lassen. Durch meine Erkrankung war dieser Konfliksstoff beseitigt, und nach dem Kreistage kamen verschiedene Herren voller Teilnahme an mein Bett, unter welchen mich ein alter Bekannter, Graf Finkenstein-Simnau, herzlich begrüßte. Ich erfuhr dann auch, daß der Kandidat des Herrn Oberpräsidenten nur wenige Anhänger habe, daß viele einen gelernten Landrat einem sonst noch genannten kreiseingesessenen Bewerber vorziehen würden, den der alte Graf Gröben unterstützte, kurz, ich solle nur rasch gesund werden und dann getrost anfangen.

Das erstere ging nun gerade nicht sehr schnell. Mein erster Besuch in Ponarien hatte dann aber gleich das ebenso überraschende wie erfreuliche Ergebnis, daß meine Frau eingeladen wurde, nach Weihnachten dorthin zu kommen. Damit wurde in die Hauptstellung der Opposition Bresche gelegt, und zwar gerade durch meine Frau, die ich nicht hatte mitbringen sollen. Wir genossen bei dem gütigen alten Herrn und seinen unverheirateten Töchtern in der Folge eine die sprichwörtliche womöglich noch übertreffende ostpreußische Gastfreundschaft. Ich kam, so oft der Dienst es zuließ, herüber, und als auch meine Frau dort nicht unbedenklich erkrankte, wurde ihr eine so liebevolle Pflege zuteil, daß ich noch heute daran dankbar zu gedenken alle Ursache habe. Die Aussicht aus unseren Zimmern ging auf eine malerische Bucht des großen Narienseees und auf ein Denkmal mit dem Eisernen Kreuz von 1813 am Seeufer. Hier hatte der Vater des Hausherrn während der Franzosenzeit nach 1807 gegen seine sonstige Gewohnheit oft schweigsam gesessen und geangelt, und als er gefragt wurde, was er da mache, geantwortet: „Ich denke der Zeit, da Preußen frei sein wird." — Auf der einen Seite des Denkmals steht unter seinem Namen: „Hier saß er oft, das Schwert bereit," und auf der Rückseite: „Er fiel den Heldentod bei Lützen."

Endlich gelang es, in Mohrungen den vierten Teil eines Arbeiterwohnhauses, bestehend aus zwei Stuben, Kammer und Küche zu mieten. Es war recht eng, und nur ein kleiner Teil unserer Möbel konnte dort untergebracht werden. Als eine alte arme Frau aber uns aufsuchte, um sich eine von den Näharbeiten zu holen, die meine Frau für solche vielfach sehr Verdienst bedürftige Wesen bald eingerichtet hatte, in das kleine Wohnzimmer trat und dort einige Ölbilder hängen sah, schlug sie die Hände zusammen und rief bewundernd: „So sieht es gewiß im Himmel aus." Wir waren recht beschämt! Und als dann die Schweine im sehr nahen Stall wieder einmal recht störend laut

Digitized by Google

wurden, kamen wir dahin überein, daß sie doch wohl nicht aus böser Absicht so quiekten.

In dieser Wohnung sollte nun bald der gestrenge Herr Oberpräsident von uns empfangen werden. Er hatte sich zu einer Besichtigung angesagt, zu welcher ich ihn an der Kreisgrenze zu empfangen und dann durch den Kreis zu fahren hatte. Er wollte sich selbst überzeugen, wie es mit meiner Wahl stünde. Die Fahrt dauerte erheblich länger, als vorgesehen, so daß ich eiligst nach Hause fuhr, nachdem ich den hohen Herrn im Hotel zunächst abgesetzt hatte.

Ich fand, wie ich befürchtet hatte, meine kleine Familie — der erste Verwandtenbesuch war gekommen — bereits beim Abendbrot vor. Sie waren gar nicht beeindruckt von der Bedeutung eines solchen ersten Vorgesetztenbesuches. Sie hätten gedacht, wir kämen wohl nicht mehr. Aber die Form mit gebackenem Blumenkohl ließe sich sehr gut noch verwenden. Sie hätten noch nichts davon gegessen und brauchten nur das auf ihren Tellern bereits Befindliche wieder hineinzutun. Das würde dann im Ofen wieder übergebacken.

Kaum war das notdürftig geschehen, als der Herr Oberpräsident in den zugleich als Herren-Arbeitszimmer dienenden Raum hereintrat, sofort sehr gemütlich wurde und auch einer kleinen Bowle wohlwollend zusprach, nachdem sein Bedenken, das wäre zu üppig für einen nur diätarisch angestellten Assessor, damit beseitigt war, daß nur deutscher Schaumwein dabei beteiligt wäre.

Am nächsten Tage revidierte er die Stadtschule, hörte dem Unterricht eine Weile zu, setzte sich dann aber mitten in der Klasse auf einen Schultisch, die Beine auf der Bank davor, und fragte selbst um sich herum in so frischer Weise, daß die Schüler alle Scheu verloren und ebenso antworteten. Bei der Verabschiedung sagte er zum Rektor: „Ich habe mich sehr gefreut," und als der sich dankend tief verneigte — ernüchternd: „An Überbildung leiden Ihre Jungen nicht." —

Herr v. Schlickmann konnte auch weniger liebenswürdig sein. In dieser Verfassung besuchte er einmal meinen Nachbarn in Ortelsburg. Die Familie war allein. Als der anmutigen jungen Hausfrau gemeldet wurde, daß angerichtet sei, fragte sie ihren Gast: Exzellenz erlauben doch, daß die Kinder mitessen? worauf er brummig erwiderte: Essen sie sonst auch mit?

Am nächsten Tage hatte er sich aber so freundlich entschuldigt: Sie haben Ihren alten Oberpräsidenten gestern recht schlechter Laune gesehen —, daß man ihm nicht gram hatte bleiben können.

In einer ähnlichen Aufwallung hatte er in Königsberg seinen großen Oberpräsidentenball vorzeitig abgebrochen, als einige Ballöwen von den Kürassieren sich beim Kotillon unbescheiden viele Buketts errafften und das trotz entsprechender Warnung wiederholt hatten. Da war der Oberpräsident selbst in die Mitte des Saales getreten und hatte die Musik abgewinkt. Die Wagen waren aber erst später bestellt, so daß „ganz Ostpreußen" auf den Korridoren und der Freitreppe des Oberpräsidiums in Pelzen geraume Zeit warten mußte, was zur Folge hatte, daß der Herr Oberpräsident eine Reihe von Entschuldigungs-

Digitized by Google

besuchen im Zylinder machen mußte. Das schadete ihm aber gar nicht, und als er kurze Zeit darauf starb, folgte ganz Ostpreußen in tiefer Trauer dem Sarge eines seiner besten, verdienstvollsten und trotz mancher Eigenheiten doch beliebtesten Oberpräsidenten. Gegen meine Wahl hatte er nach seinem Besuche in der kleinen Arbeiterwohnung nichts mehr einzuwenden gehabt. —

II. Das Schlößchen

Das Schlößchen zu Mohrungen ist ein alter Bau der Deutschordensritter. Es ist ein Teil der Stadtumwehrung gewesen nach außen, einem abgelassenen See zu, in flachem Bogen gebaut und hat nach innen noch einen einspringenden Eckbau, der oben zwei hintereinander liegende große Säle und darunter Pferdeställe enthält. Daran schließt sich ein schmaler Bau, dessen oberes Stockwerk leer stand, und wieder zwei lange, schmale Säle ohne Korridor mit Fenstern nach beiden Seiten enthielt, die auf so starke Außenmauern aufgesetzt waren, daß im Erdgeschoß nur eine Reihe kleiner Räume mit dem Ausgang nach dem Schloßhofe übrigblieben. Dann folgten ein runder Eckturm, in den eine sehr alte Wendeltreppe hinaufführte, und die Verbindung enthielt zu dem dreigeschossigen Hauptbau, in dem Beamtenwohnungen und oben das Landratsamt untergebracht war. In den leeren Sälen des Mittelbaus sollte nun die Landratswohnung eingerichtet werden, was bei ihrer Höhe von 18 Fuß, ihrer Schmalheit, den nur Außenwände bildenden Mauern keine einfache Aufgabe war. Mindestens ebenso schwierig erwies es sich aber, mit dem Eigentümer des Schlößchens, dem alten Grafen zu Dohna-Schlobitten Exzellenz zu einem so langfristigen Mietsvertrag zu gelangen, daß sich der Ausbau der leeren Räume durch den Kreis lohnte. Denn der alte Herr erwog den Gedanken, selbst noch einmal ins Schlößchen zu ziehen, wenn er seinem ältesten Sohne, dem damaligen Vizeoberjägermeister Graf Richard Schlobitten übergäbe. Dieser zeigte sich als ein eifriger Förderer der Vermietung an den Kreis, da er nicht recht daran glaubte, daß sein „Herr Vater", wie er stets sagte, Schlobitten bei Lebzeiten verlassen würde.

Er hatte vor nicht langer Zeit einen schweren Jagdunfall gehabt. Auf einer Kaiserjagd in Liebenberg beim Grafen Eulenburg hatte er sich in seiner großen Gutmütigkeit bereitfinden lassen, den Hauslehrer als Büchsenspanner mit auf seinen Stand zu nehmen, damit dieser die Jagd miterleben konnte. Als nun eine Rotte Sauen zwischen dem Stande des Kaisers und dem des Grafen Dohna hervorbrach, war dem Ungeübten in der Aufregung das geladene zweite Gewehr losgegangen. Der Schrotschuß hatte aus nächster Nähe den Grafen derart von oben in den Fuß getroffen, daß aus der Fuß- und Stiefelsohle eine kleine Streichholzschachtel voll grober Schrote entfernt werden mußten. Der Graf konnte im kaiserlichen Auto sofort nach Berlin in die Klinik gebracht werden, genas, behielt aber zeitlebens ein verkürztes Bein. Sein Freund, Oberst v. Korff, saß, als es ihm besser ging, teilnehmend an seinem Bett und sagte mit leisem Spotte und doch tröstend: „Ich frage mich nur, Richard, wie

Digitized by Google

führt es dich zum Schwarzen Adler?" Eine berechtigte Frage deshalb, weil seit Stiftung dieses höchsten Ordens sämtliche Majoratsbesitzer von Schlobitten ihn getragen hatten, mit Ausnahme eines, der als Oberst in der Schlacht bei Sorr gefallen war. Trotz dieser Anwartschaft, der Freundschaft mit dem Kaiser und des hohen Hofamtes hielt der alte Graf seinen Sohn doch nicht für geeignet, bei den Verhandlungen wegen der Vermietung mitzuwirken. Er mußte, als ich dazu nach Schlobitten gekommen war, uns allein lassen. Graf Richard wurde aber später Vorsitzender des ostpreußischen Provinziallandtages, Kommendator des Johanniterordens, erhielt auch den Schwarzen Adlerorden und wirkte noch im Weltkriege bis zu seinem Tode treu und eifrig bei Hindenburg beim Oberkommando Ost als Etappendelegierter. — Als er Fürst geworden war, fragte mich kurz nachher der Kaiser bei einem Kaisermanöver in Stettin, was ich denn dazu gesagt hätte? Ich erwiderte, ich hätte mich sehr gefreut, da ich wüßte, wie sehr Graf Richard sich darüber gefreut hätte, worauf der Kaiser lachend: „Ja, wissen Sie aber auch, was die ältere Linie (ein Geheimer Regierungsrat Graf Dohna-Lauck) dazu gesagt hat? Er hat gesagt: Mal ein Dohna ein Parvenu geworden!" — —

Es war Zeit, daß der Mietvertrag endlich glücklich zustande kam, denn der Umbau hatte noch kaum begonnen, als meine älteste Tochter geboren werden sollte. Der dazu nötige Umzug ins Schlößchen aus der kleinen Wohnung in der Stadt mußte sehr plötzlich bei Nacht und Nebel auf einer Krankentragbahre erfolgen, und der Einzug bei Laternenschein in den hinteren der allein zur Verfügung stehenden leeren Säle des düsteren alten Schlosses, der als Schlafzimmer eingerichtet war, entbehrte nicht einer gewissen Romantik. Im vorderen Saale war in der Mitte mein gesamtes Mobiliar verstaut bzw. aufgeschichtet, das je nach den Baufortschritten in den benachbarten Räumen untergebracht werden sollte. Da von diesen aber noch nichts fertig war, mußte mein weibliches Dienstpersonal in diesem Saale an den Wänden schlafen. Darunter befand sich die treffliche rundliche Wochenpflegerin Witwe Boldt, die in sehr vielen ostpreußischen Häusern tätig gewesen war, deshalb ganz Ostpreußen kannte und davon sehr belustigend zu erzählen verstand. Sie war mit einem Stadtmissionar wiederverlobt und beabsichtigte, mit diesem nach Südamerika auszuwandern, um dort bei den Indianern ihr segenbringendes Gewerbe auszuüben. Da ich oft genötigt war, von späten Dienstfahrten heimkehrend, den vorderen Saal nächtlicherweile zu durchschreiten und dabei an ihrem Bett vorbeizukommen, bat sie mich, mit Rücksicht auf ihren Brautstand die Lampe so zu halten, daß der Schatten des unzweifelhaft zu kurzen Bettschirms möglichst ausgenutzt würde.

Es war auch gut, daß der Ausbau endlich im Herbst fertig wurde, denn allmählich war es zeitweise doch so kalt geworden, daß meine Tochter in den einzig genügend zu erheizenden Raum der großen Säle, nämlich in die Ofenröhre, hie und da gesteckt werden mußte. Der Ausbau gelang. Die Öfen erhielten die entsprechenden Dimensionen. Ein großer, der alten Architektur

Digitized by Google

angepaßter Kamin, in dem ganze Kloben verbrannt werden konnten, was damals in Ostpreußen noch kein Luxus war, sorgte für behagliche Wärme im Wohnzimmer, wenn die Schneestürme über den See fegten, hohe Schneewehen an den altersgrauen Mauern aufschütteten und an den Fenstern der Veranda rüttelten, die hoch über dem Burggraben in die Kronen dreier aus einer Wurzel gewachsener uralter Ulmen hineingebaut war. Im Sommer gab das einen lauschigen, schattigen Platz mit dem Blick über den dann eine grüne üppige Wiese bildenden See weit hinein ins Land bis zu den den Horizont säumenden blauen Fichtenforsten.

III. Der Dienst

Der Kreis Mohrungen ist ungewöhnlich, über 10 Meilen lang gestreckt, an seiner schmalsten Stelle durch eine Seenkette in zwei ungleiche Hälften geteilt, deren westliche bis zur westpreußischen Grenze den schwereren Boden, die meisten Güter und die höhere Kultur aufwies. Der Kreis war durch Eisenbahnen nur wenig aufgeschlossen, nur die Bahn Güldenbiden—Allenstein führte über Mohrungen schräg durch das nördliche Drittel des Kreises. Auch Chausseen gab es nur wenige. Ihr Bau war durch Steinmangel erschwert. So entbehrten selbst die sogenannten Land- und Heerstraßen, d. h. Straßen, die zwei Städte miteinander verbinden, im Gegensatz zum übrigen Deutschland, zumeist noch jeder Befestigung und wurden im Frühjahr und Herbst regelmäßig streckenweise unpassierbar. Nun war gerade eine Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts ergangen, nach welcher in Ostpreußen die Unterhaltung dieser Land- und Heerstraßen dem Fiskus oblag, woraus die Aufgabe erwuchs, diese Entscheidung für den Kreis nutzbar zu machen. Gleich beim ersten Versuch, den Fiskus anzuhalten, einen schweren Lehmberg im Zuge der Straße Saalfeld—Deutsch-Eylau zu pflastern, bestritt der Fiskus die Notwendigkeit. Ich wartete entsprechende Witterung ab und setzte dann eine Lokalbesichtigung durch, bei der die Regierungskommissare so vollständig versanken, daß sie den Wagen im Lehm stecken lassen und ihren Weg zu Fuß fortsetzen mußten, womit die Besserungsbedürftigkeit der Straße zur Genüge erwiesen war. In ähnlicher Weise wurde der Fiskus an einer ganzen Reihe von Straßen zu Besserungen herangezogen, die ihm auf die Dauer so kostspielig und lästig wurden, daß er sich unter meinem Nachfolger entschloß, die gesamte so festgestellte Unterhaltungspflicht gegen eine hohe Abfindungssumme abzulösen, die dem Kreise später als wertvolle Beihilfe bei Ausbau seines Kunststraßennetzes zugute kam. Hinzu kam, daß der Staat in strategischem Interesse mehrere Bahnen durch den Kreis baute, bei denen der Kreis nur das freie Terrain herzugeben brauchte. Die Bahnen haben bei dem Aufmarsch der Truppen zur Schlacht von Tannenberg sich sehr nützlich erwiesen. Ich lernte dabei, daß man bei den Verhandlungen über den Terrainerwerb für eine neue Bahn zweckmäßig bei dem geringsten und billigsten Boden anfängt. Ich hatte bei der ersten Bahn mit dem größten Objekt angefangen, um die schwierigsten Verhandlungen zunächst zu beseitigen. Das betreffende

Digitized by Google

hochkultivierte Gut wurde so ungünstig geschnitten, daß mit den zu entschädigenden Wirtschaftserschwernissen ein für damalige Zeit hoher Preis von über 1000 Mark für den Morgen herauskam und bewilligt werden mußte. Dieser Preis hatte sich aber nur zu rasch herumgesprochen und wurde mir bei den späteren Verhandlungen auch dann vorgehalten, wenn mäßig kultivierter, sandiger Boden zu enteignen war.

Diese allerdings zeitraubenden Lokaltermine führten mich rasch im Kreise herum und ließen mich Land und Leute kennen lernen, während man die führenden Persönlichkeiten Ostpreußens ebenfalls sehr schnell kennen lernte, wenn man die Königshalle oder das Blutgericht, eine Weinstube im Schloß zu Königsberg, aufsuchte, wo sich eben im Winter „Alles" zu treffen pflegte. Königsberg ist im besonderen Sinne Provinzialhauptstadt. Berlin liegt zu weit entfernt und hat nicht die abziehende Wirkung, die etwa bei Stettin so unverkennbar ist. — Außerdem lagen die drei großen gräflich Dohnaschen Fideikommisse Schlobitten, Schlodien und Lauck zum Teil im Kreise. Einer der damals im Vordergrunde stehenden Politiker, Graf Mirbach-Sorquitten, war nicht selten auf Jagden zu sehen, und Graf Kanitz kam als Reichstagsabgeordneter öfters aus Podangen zu Wahlversammlungen herüber, zu denen ich ihn begleiten durfte. Die langen Fahrten mit diesem bedeutenden, in allen Zoll- und wirtschaftlichen Fragen ganz ungewöhnlich unterrichteten und rednerisch hochbegabten Manne gehören zu meinen wertvollsten Erinnerungen. Es war die Zeit der Caprivischen Handelsverträge, die in Ostpreußen besonders von den genannten Männern scharf bekämpft wurden. Der Kaiser griff selbst in diese Kämpfe ein und lud anläßlich der Manöver eine ungewöhnlich große Zahl von Großgrundbesitzern der Provinz zu einem Mahle im Moskowiter Saal des Königsberger Schlosses ein. Früher waren zu solchen Kaisermanöverdiners stets auch die Landräte befohlen worden. Diesmal sollte das nicht geschehen. Dagegen machte ich das Bedenken geltend, daß durch solchen Ausschluß das Ansehen der Landräte beeinträchtigt werden würde. Es erfolgte demgemäß dann auch nachträglich eine Einladung an die Landräte, die alle zusammen in der Mitte der hufeisenförmigen Tafel an einem besonderen Tisch placiert wurden, was den Vorteil hatte, daß wir die damals viel besprochene Tischrede des Kaisers mit dem scharf betonten Satze: „Eine Opposition preußischer Edelleute gegen ihren König ist ein Unding!" aus nächster Nähe mitanhören konnten. —

Besonders schwierig und doch als wichtigste Aufgabe erwies es sich, die Besserung der gewöhnlichen Landwege durchzusetzen. Die Unfahrbarkeit im Spätherbst wurde als unabänderlich angesehen. Man überließ es dem Frost, die Wege festzumachen, was dann vorteilhaft war, wenn er so scharf einsetzte, daß der „Blodt" — der so breiig gefahrene nasse Lehm, daß es kein Geleise mehr gab — glatt zufror. Brachen die Wagen dann doch noch durch, so wurde freilich das Fahren so lange zur Tortur, bis der Schnee alle Unebenheiten einhüllte, der Schlitten in sein Recht trat. In einem Winter stieg der Schnee allmählich so an, daß jüngere Chausseebäume nur mit den Kronen aus den aus-

Digitized by Google

gedehnten Schneewehen herausſahen. Die Schlittengleiſe auf den Chauſſeen trieben immer wieder zu, die feſte Fahrbahn ſtieg immer höher. Der Schnee daneben blieb loſe. Beim Ausbiegen wurde dann mindeſtens ein Schlitten auf dieſe abfallende weiche Fläche gedrängt und nur zu häufig zum Umwerfen verurteilt. Im Frühjahr gab es dann wieder Grundloſigkeit und bis in den Sommer hinein ſchlechte Wege, die ungern gebeſſert wurden. Als ich mich in einer Gemeindeverſammlung darüber beklagte, entgegnete der Gemeindevorſteher: „Herr Landrat, wir hatten den Weg im Frühjahr ſo ſchön eben gemacht, alle Löcher zu, dann ſind die Ponarier aber mit Holz gefahren. Alles zunicht. Wenn Herr Landrat doch bloß das verfluchte Fahren verbieten wollten.“

Auch im Nachbarkreiſe Preußiſch-Holland ſah es damals nicht viel anders aus. So gab es eine naſſe Stelle im Wege von Schlobitten nach Schlodien, „Exzellenzen Ruh“ genannt. Hier waren nämlich die beiden alten Vettern Grafen Dohna, die ſich gleichzeitig hatten beſuchen wollen, mit ihren Viererzügen derart ſteckengeblieben, daß ſie, die Fenſter ihrer Zuwagen herunterlaſſend, ſich alles Nötige hatten mitteilen können. Als ſie glücklich herausgegraben waren, konnten ſie ſo befriedigt umdrehen und jeder nach Hauſe fahren. —

An erſter Stelle ſtand und ſteht im Kreiſe, begünſtigt durch den gras- und kleewüchſigen oſtpreußiſchen Boden, die Tierzucht, im Weſten des Kreiſes die Rindviehzucht. Es gab ſchöne, hochgezüchtete rotbunte Wilſtermarſch und ſchwarzweiße oſtfrieſiſche Herdbuchherden, die im Sommer auf den üppigen Kleeſchlägen nicht frei weideten, ſondern „getüdert“ wurden. Die Tiere waren angepflockt und lagen oder ſtanden, bei kühler Witterung mit einer Schutzdecke verſehen, in langen Reihen auf den Kleeſchlägen. Es wurde ſo verhindert, daß die Hufe von dem friſchen Gras etwas zertraten. Die Pflöcke wurden erſt weiter vorgeſchoben, wenn die Tiere das vor ihnen befindliche Futter abgeweidet hatten. Sie blieben auch die Nächte draußen und wurden draußen getränkt und gemolken. Nicht ſelten wuchs der Klee ſo raſch hinter ihnen wieder nach, daß, wenn die Herde am Ende des Schlages angelangt war, ſie am Anfang wieder von neuem in der gleichen Weiſe beginnen konnte.

Eine nicht geringe Rolle ſpielte, wie in ganz Oſtpreußen, die Pferdezucht mit den im Frühjahr abgehaltenen Remontemärkten. Es gab mehrere öffentliche, aber auch private Märkte auf den größeren Geſtüten. Unter dieſen war das bedeutendſte das des Herrn v. Reibnitz in Geißeln. Dort waren die jungen Pferde nicht eingekoppelt, ſondern wurden auf den ſchönen lehmigen Wieſen frei von berittenen Hirten geweidet. Er war der erfolgreichſte Züchter. Eine Reihe vorzüglicher, vom Staat angekaufter Vaterpferde ſtammten aus Geißeln, ebenſo aber ſiegreiche Rennpferde in für Halbblutpferde offenen Rennen. Frau v. Reibnitz hatte, wie das in Oſtpreußen nicht ſelten iſt, kein geringeres Verſtändnis für Pferde wie ihr Gemahl. Als dieſem einmal ein junges Pferd von einem Händler zum Kauf angeboten und auf der am Wohnhauſe entlang

Digitized by Google

angelegten schönen, von hohen Fichten umsäumten Vorführbahn sorgfältig gemustert wurde, ging die Hausfrau innen im Hause an den Fenstern vorbei. Sie trat dann auf die Rampe und sagte nur: „Aber das Pferd hat ja eine verletzte Linie." Der Händler aber, der sein Geschäft entschwinden fühlte, rief erschreckt und doch bewundernd: „Gotts Wunder über die schönen Augen der gnädigen Frau!" —

Präses der Remontekommission war der mir von Münster und den 4. Kürassieren befreundete Rittmeister v. Elterlein, ein mit einem ungewöhnlichen Blick und noch ungewöhnlicherem Gedächtnis für Pferde begabter Mann. Wegen seiner jovialen Art war er sehr beliebt, und sein sicheres Urteil, sein willig gegebener Rat in züchterischen Fragen wurden gern gehört, häufig erbeten und immer befolgt. Er hat sich um die Zucht des edlen ostpreußischen Militärpferdes große Verdienste erworben, da er später Präses der wichtigsten Kommission für Litauen und Masuren wurde. Der Markt in Mohrungen selbst war der schlechteste. Die kleinen Besitzer auf den mageren Böden in der dortigen Umgegend hatten nur kleine Stuten. Wenn deren Fohlen nicht etwa noch als Husarenpferde genommen werden konnten, hatten sie nur geringen Verkaufswert. Ich setzte mich deshalb für Gestellung von schweren staatlichen Hengsten in dieser Gegend ein, ohne aber mit diesen Bestrebungen Erfolg zu erzielen. Die Abneigung gegen das Kaltblut war in Ostpreußen eine zu starke. Als bei einer großen landwirtschaftlichen Ausstellung in dieser Zeit in Königsberg einige mächtige prämiierte kaltblütige Hengste mit guten Gängen in den Ring vor den Tribünen geführt wurden, wurden sie mit Ausdrücken tiefster Entrüstung von den dort versammelten ostpreußischen Damen und Herren „wie pfui Deibel! Was sollen die Biester hier? Marsch, nach Belgien!" und ähnlichem begrüßt. Gewiß war und ist das hochgezogene ostpreußische Blut ein kostbarer Schatz, und ein Pferd etwa mit dem berühmten ostpreußischen Gestütbrand, der Elchschaufel auf der linken Hüfte, ein herrlicher Anblick. Diese edlen Kavallerie- und Artilleriepferde haben, was Leistung und Anspruchslosigkeit anbetrifft, auch im Weltkriege wieder bewiesen, daß sie von keiner Pferderasse des In- und Auslandes übertroffen werden können. Dort, wo die guten Stuten aber noch fehlten und von den kleinen Leuten in absehbarer Zeit nicht beschafft werden konnten, wäre man mit kaltblütigen Hengsten zum mindesten für die Ackerei meines Erachtens wohl schneller zu einem brauchbaren Pferde gekommen. Elterlein freilich meinte: das gäbe Kaninchen, die dünnen Beine von der Mutterstute und den dicken Bauch vom Kaltblutvater. Ich habe später bei eigenen züchterischen Versuchen in Pommern dieses vernichtende Urteil über Kreuzungen zwischen Warm- und Kaltblut doch nicht ganz bestätigt gefunden, mußte aber schon damals zugeben, daß in der ausgesprochenen Remonteprovinz Ostpreußen hier besondere Vorsicht gewiß am Platze war. In Mohrungen kaufte die Kommission von den vorgeführten jungen Pferden stets nur sehr wenige, die große Mehrzahl der Bauern mußte sie enttäuscht wieder mit nach Hause nehmen. Elterlein ließ die Pferde sich vorführen, warf einen schnellen, ihm völlig ge-

Digitized by Google

nügenden Blick auf das vor ihm stehende Tier und winkte dann schon das nächste heran. Ich bat ihn im nächsten Jahre, seine Ablehnungen in freundlichere Formen zu kleiden und die Pferde sich mindestens auch noch im Trabe zeigen zu lassen. Die Tiere wären bei den kleinen Leuten sozusagen in der Wohnstube großgezogen und würden von ihnen doch gewiß sehr schön und geeignet gefunden. Das tat er bereitwilligst, ließ traben und sagte dann etwa: „Nettes Pferd, aber leider zu klein," oder „leider für mich nicht geeignet". Als dann aber einmal so ein unscheinbares Pferdchen noch mit allerlei, auch dem Laien in die Augen springenden Fehlern behaftet, herangeführt wurde, sagte er mit einem Seitenblick leise zu mir: „Muß ich das auch noch traben lassen?" was ich lachend verneinte.

Beim darauf folgenden üblichen Frühstück erlebte ich dann eine Probe seines erstaunlichen Gedächtnisses, das ihn schon als Eskadronchef befähigte, die sämtlichen Pferde seiner Schwadron zu erkennen und richtig zu benennen, wenn sie ihm im Kühlstall an der Reitbahn so gezeigt wurden, daß er von der Reitbahn aus jedesmal nur das rechte Ohr jedes Pferdes sehen konnte.

Hier trat ein Züchter an ihn heran und sagte: „Sie haben, Herr Rittmeister, mein Pferd nicht genommen, darf ich, nicht um an Ihrer Entscheidung Kritik zu üben, sondern lediglich in züchterischem Interesse, um den Grund bitten?" Elterlein erwiderte: „Was war das für ein Pferd?" und als ihm geantwortet war, eine braune Stute: „Ich habe heute dreißig braune Stuten gesehen, Sie müssen mir das Tier näher beschreiben." — „Die rechte Hinterfessel weiß." Sofort kam der Bescheid: „Das Pferd ist ja ganz überbaut." Der Pferdebesitzer staunte, mußte aber das Urteil als berechtigt anerkennen.

Bei diesem Gedächtnis war es nicht so leicht, der Kommission ein ausgemustertes Pferd in demselben Jahr noch einmal an einem anderen Ort vorzustellen. Als das später doch einmal versucht war, nachdem das betreffende Pferd durch Beschlagen der Hufe und Stutzen der Mähne nach Möglichkeit verändert nach geraumer Zeit, auch noch in möglichst weiter Entfernung vom ersten Musterungsorte, wieder vorgeführt wurde, soll Elterlein doch sofort geäußert haben: „Das Pferd kommt mir so bekannt vor, das muß ich schon mal gesehen haben!" —

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Riesen und Zwerge im Weltall

Von

Dr. J. Hopmann (Bonn)

Wie unendlich oft hat man in den letzten Jahren Worte wie Weltkrieg, Weltrevolution gehört. Für den heutigen Westeuropäer sind eben dieser Kontinent und die ihm ähnlich kultivierten Länder die Welt, wie es den Hellenen Griechenland und die östlichen Mittelmeerländer war. Den Astronomen überkommt dann oft der Gedanke, wie unrichtig diese Bezeichnungen sind, wie klein all die Ereignisse der letzten Jahre im Vergleich zu den Vorgängen im Universum sind, wie bescheiden wir eigentlich zu sein haben. Von den Dimensionen der Weltkörper soll nun im folgenden die Rede sein, wobei ich aber nicht nur die von den Astronomen erhaltenen Zahlen anführen und miteinander vergleichen will, sondern vor allem auch darlegen will, wie sie bestimmt werden, daß sie nicht Ausgeburten der Phantasie oder Spekulation, sondern Ergebnisse mühevollster genauester Messungen sind.

Ein von dem großen Mathematiker Gauß vor zirka 120 Jahren angegebenes Rechenverfahren gestattet uns, aus den Zahlen einer Beobachtungsreihe selbst unparteiisch und unvoreingenommen zahlenmäßig die Sicherheit anzugeben, die das Ergebnis der Beobachtungen besitzt (z. B. der Durchmesser des Erdäquators beträgt 12 756,500 Kilometer ± 0,200 Kilometer).

Von wenigen Ausnahmen abgesehen finden Arbeiten, deren Resultate nicht mit diesem „wahrscheinlichen Fehler" versehen sind, für die exakte Wissenschaft nur geringe Anerkennung. Auch im folgenden sind so mehrfach zahlenmäßig die Grenzen unseres heutigen Wissens angegeben. — Zur Veranschaulichung der ungeheueren kosmischen Dimensionen wählt man gerne allgemein faßbare Vergleichsmaßstäbe und wendet relative Begriffe wie Riesen und Zwerge auf die Himmelskörper an.

In unserem Sonnensystem nimmt man natürlich die Erde als Vergleichsmaßstab. Ein Riese ist dann die Sonne, Zwerge, wie wir unten sehen werden, sind z. B. die Kometen.

Den ersten Versuch, die Größe der Erde zu bestimmen, machte der „Professor an der Universität Alexandria" Eratosthenes (200 v. Chr.). Er fand nämlich, daß zur Zeit der Sommersonnenwende in Syene (heute Assuan am mittleren Nil) die Sonne mittags senkrecht in einen tiefen Brunnen schien, während sie gleichzeitig in dem 5000 Stadien nördlicher gelegenen Alexandria $7\,^1/_2$ Grad südlich des Zenits stand. Die 5000 Stadien entsprachen also einem Bogen von $7\,^1/_2$ Grad auf der Erdkugel, woraus er dann leicht den Umfang und Durchmesser der Erde berechnen konnte. Leider ist die genaue Länge seines Stadiums nicht bekannt, so daß ein Vergleich mit den heutigen Ergebnissen

Digitized by Google

nicht möglich ist.[1]) In unseren Tagen ermittelt man auf astronomischem Wege die geographische Länge und Breite zweier entfernter Punkte auf der Erde (z. B. in Berlin und Dresden), und erhält damit ihren Abstand in Graden. Gleichzeitig wird durch die Methoden der Landesvermessung ihre Entfernung in Kilometern bestimmt, wodurch dann die Dimensionen der Erde in Kilometern gewonnen werden. (Von der Komplikation der Aufgabe infolge der Abplattung der Erde sei hier abgesehen; ebenso sind in den folgenden Beschreibungen der Forschungsmethoden nur die Grundideen skizziert und jede Einzelheit fortgelassen.)

Sind uns umgekehrt zwei Punkte der Erdoberfläche ihrer Lage nach durch Länge und Breite bekannt, so können wir mit den, wie oben beschrieben, ermittelten Erddimensionen jederzeit den Abstand beider Punkte in Kilometern berechnen, sei es längs der Erdoberfläche oder geradlinig durch sie hindurch. Das gibt uns die Grundlage für die Bestimmung der Entfernung unseres nächsten Nachbarn im Weltall, des Mondes. Zwei Sternwarten, z. B. die in Berlin und die am Kap der Guten Hoffnung, beobachten nach Verabredung gleichzeitig seine Stellung zu umliegenden Sternen, die für jeden Beobachtungsort eine andere ist. (Zur Veranschaulichung halte man einen Bleistift oder dergleichen in etwa ein Meter Abstand vom Kopfe und beachte seine Verschiebung zum Hintergrunde je nach der Beobachtung mit dem linken oder rechten Auge.) In dem Dreieck Berlin—Kapstadt—Mond sind dann die Winkel und die Länge einer Seite bekannt, so daß wir die Strecke Berlin —Mond oder Kapstadt—Mond in Kilometern berechnen können, und damit allgemein die Entfernung des Mondes von der Erde (384 100 Kilometer). Mißt man weiter den scheinbaren Durchmesser des Mondes in Graden, so gibt uns nun eine kurze Rechnung seine Größe $3480 \pm 0{,}5$ Kilometer. Der Durchmesser des Mondes ist also rund $^3/_{11}$ der Erde, sein Volumen entsprechend $^1/_{50}$.

Bei bekanntem Durchmesser können wir das Volumen der Erde in Kubikkilometern ausdrücken. Andererseits hat man durch feinste Messungen mit der Wage ermittelt, daß das spezifische Gewicht der Erde etwa 5,53 beträgt, d. h. im Durchschnitt ist ein Raumteil der Erde 5,53mal so schwer als das gleiche Volumen Wasser (also zwischen Eisen 7,6 und Gestein 3,0). Das 5,53fache des Volumens der Erde in Kubikkilometern gibt uns das Gewicht derselben in Milliarden Kilogramm, doch seien die ausführlichen Zahlen ihrer Unvorstellbarkeit halber nicht weiter mitgeteilt. Wie bekanntlich Newton gezeigt hat, ziehen sich alle Körper gegenseitig an entsprechend ihren Massen und umgekehrt entsprechend dem Quadrate ihrer Entfernung. Demzufolge beeinflußt der Mond die Bewegung der Erde in ihrem Laufe um die Sonne, was sich durch passend angestellte Beobachtungen zahlenmäßig feststellen läßt. So ist man dann in der Lage, aus diesen Störungen der Erdbewegung die

[1]) Die Lehre des Pythagoras und Aristoteles, daß die Erde eine Kugel sei, ist mit dem Ende des Hellenismus verloren gegangen.

Digitized by Google

Masse (das Gewicht) des Mondes zu ermitteln. Sie ist $^1/_{81}$ der Erdmasse. Da das Volumen aber $^1/_{50}$ ist, muß das spezifische Gewicht des Mondes viel kleiner sein (3,4).

Können wir den Mond im Vergleich zur Erde einen Zwerg nennen, so ist ein gewaltiger Riese die Herrscherin unserer irdischen Welt, die Sonne. Um ihre Größe zu ermitteln, müssen wir erst ihren Abstand von der Erde kennen. Hier ist die oben beim Mond geschilderte Methode nicht mehr anwendbar; denn die der Beobachtung von zwei entlegenen Erdpunkten entsprechende Verschiebung wird um so kleiner, also um so schwerer zu messen, je weiter der beobachtete Himmelskörper von uns entfernt ist. Wie sich gezeigt hat, ist die Verschiebung nur etwa der 400ste Teil der beim Monde gemessenen. Nun lassen sich an der Sonne aus begreiflichen Gründen nicht so genaue Messungen machen wie beim Monde, und man war zur Ermittelung der Sonnenentfernung auf folgende indirekte Methode angewiesen.

Eine mathematische Folgerung des Newtonschen Gravitationsgesetzes sind die Keplerschen Gesetze der Planetenbewegung. Durch sie sind wir in der Lage, die Entfernungen der Planeten von der Sonne oder voneinander in einem beliebigen Maßstab sehr genau anzugeben. Indem wir z. B. die Entfernung Erde—Sonne = 1 setzen, ist die Entfernung Jupiter—Sonne = 5,20 280 oder die des Mars von der Erde am 1. Mai 1920 gleich 0,584 104, wobei die letzte Dezimale noch sicher ist. Wenn wir also die Entfernung des Mars oder eines anderen Planeten von der Erde in Kilometern messen, kennen wir auch die Distanz Erde—Sonne in Kilometern, die für alle astronomischen Angaben grundlegend ist. Außer den bekannten acht großen Planeten gibt es im Sonnensystem nun noch viele Hundert kleine, die im Fernrohr dem Aussehen nach sich nicht von den übrigen Sternen unterscheiden. Bei diesen läßt sich die beim Mond besprochene Methode der Entfernungsbestimmung sehr gut anwenden und so die Distanz Erde—Sonne ermitteln. Der beste auf diesem Wege erhaltene Wert ist 149 455 000 ± 42 500 Kilometer. Diesem Wert entspricht eine Änderung der Stellung der Sonne unter den Sternen — wenn zwei Beobachter an entgegengesetzten Punkten des Äquators sich befinden —, von 17,605" ± 0,005". Aus bestimmten, hier nicht zu erörternden Gründen werden diese Art Beobachtungen meist mit Fernrohren von zirka 3 Meter Länge angestellt. Bei diesen ist nun ein Millimeter gleich 60", die ganze Verschiebung also etwa ein Viertel Millimeter, und es entspricht die Unsicherheit des Ergebnisses etwa einem zehntausendstel Millimeter. Der Leser ahnt vielleicht so, wie schwierig die Bestimmung dieser astronomischen Grundzahl ist, und daß schon viel erreicht ist, wenn wir heute die Entfernung der Sonne von uns auf einige 50 000 Kilometer genau kennen, das vierfache der Größe der ganzen Erde.

Wir sind nunmehr in der Lage, die Abstände der Glieder des Sonnensystems von uns auch in Kilometern jederzeit anzugeben. Werden ferner die Winkel gemessen, unter denen sie von uns aus sichtbar sind, d. h. ihre schein-

Digitized by Google

baren Durchmesser, so führt eine einfache Rechnung uns auf ihre wahre Größe in Kilometern. Überschlagsweise mag dies an der Sonne gezeigt werden. Der oben angegebene Wert 17,605" ist der Winkel des Erddurchmessers von der Sonne aus gesehen. Umgekehrt erscheint uns die Sonne unter einem Winkel von etwas mehr als $^1/_2$ Grad, genauer 1919,26"; es ist dies rund das 109fache der ersten Zahl, d. h. der Durchmesser der Sonne ist 109mal so groß wie der der Erde! Führwahr ein Riese uns gegenüber. Da die entsprechenden 1 391 000 Kilometer dem Leser wohl nicht viel sagen, wollen wir uns durch andere Angaben die Größe unseres Zentralgestirns veranschaulichen. Die mittlere Entfernung des Mondes von uns beträgt 384 000 Kilometer. Würden Erde und Mond plötzlich in den Mittelpunkt der Sonne versetzt, so würde der Mond noch tief im Inneren der Sonne seine Bahn um die Erde beschreiben. Die kleinsten Objekte sodann, die unsere Fernrohre auf der Sonne zeigen, sind immer noch 1000 Kilometer groß (Luftlinie Köln—Königsberg, bald das Doppelte der Westfront). Ferner hat der Leser gewiß zuweilen von dem Auftreten von Sonnenflecken gehört. Es sind dieses riesige glühende Gaswirbel, die zugleich starke magnetische Kraftfelder darstellen. Ihre Wirkung auf die Erde zeigt sich im stärkeren Auftreten von Nordlichterscheinungen und elektrischen Strömen in der Erdoberfläche, die störend den Telegraphen und Fernsprechbetrieb beeinflussen, ja mitunter völlig unmöglich machen. Sind die Flecken „nur" so groß wie die Erde, so ist hiervon nichts wahrzunehmen. Die Störenfriede müssen schon mehrmals so groß sein wie unsere ganze Welt.

Im Verhältnis zur Sonne sind alle Planeten Zwerge, manche viel kleiner, andere nahezu gleich groß wie die Erde, andere aber ihr gegenüber ebenfalls Riesen. Statt langer Zahlenangaben will ich alles auf ein anschauliches Maß reduzieren. Die Erde sei dargestellt durch einen Globus von 37 Zentimeter Durchmesser. Die Globen der übrigen Glieder des Sonnensystems haben dann folgende Maße:

Venus 35 Zentimeter, Mars 20 Zentimeter, Merkur 14 Zentimeter, und der Mond 10 Zentimeter sind gut mit uns zu vergleichen. Uranus 1,5 Meter und Neptun 1,6 Meter wären schon unbehaglich große Globen, erst recht die Kugeln von Jupiter 4,1 Meter und Saturn 3,5 Meter, die schon recht geräumige Zimmer für sich beanspruchen würden. Die Sonne aber mit 40 Meter Durchmesser hätte gerade Platz in der Kuppel des Berliner Doms.

Noch stärker aber werden die Unterschiede dieser Riesen und Zwerge, wenn wir nun ihre Massenverhältnisse betrachten. Die Art der Bestimmung der Planetenmassen kann ohne einige mathematische Begriffe bzw. Formeln nicht dargestellt werden. Nur der Weg dazu sei angedeutet. Eine Folge des obengenannten Newtonschen Gravitationsgesetzes ist es, daß die zeitlichen Änderungen der Abstände der Planeten voneinander und von der Sonne, d. h. ihre wahren und damit auch die von der Erde aus zu beobachtenden scheinbaren Bahnen, abhängen werden von diesen Abständen selbst und den Massen der einzelnen Himmelskörper. Die alles überragende Sonne zwingt die Pla-

Digitized by Google

neten, sie in Ellipsen zu umkreisen, wobei die Abstände und Umlaufzeiten in fester mathematischer Beziehung zueinander sind. In dieser elliptischen Bewegung „stören" sich nun gegenseitig die Planeten, so daß ihre Bahnen ein wenig, aber gut meßbar, von der Ellipse abweichen. In den mathematischen Ausdrücken für diese Störungen stecken die Massen der Planeten einzeln drin, so daß eine entsprechende Bearbeitung des Beobachtungsmaterials uns letztere liefert. Es zeigt sich, daß die Masse der Sonne das 333 432fache der Erdmasse ist, und ähnliche Zahlen ergeben sich für die anderen Planeten. Zur Veranschaulichung sei das obige Modell der Globen weiter ausgebaut. Das Gewicht des Erdglobus sei ein Kilogramm. (Die Herstellungsart und das Material sei der Phantasie des Lesers überlassen; massiv dürfte die 37 Zentimeter große Kugel jedenfalls nicht sein, denn eine elfenbeinerne solcher Größe wiegt fast genau ein Zentner, und selbst eine Korkkugel derart ist noch etwa 13 Pfund schwer.)

Es ergibt sich dann als Gewicht von Venus 0,82 Kilogramm, Mars 0,14 Kilogramm, Merkur 60 Gramm, Mond 12 Gramm! Weiter Uranus 14,6 Kilogramm, Neptun 17,3 Kilogramm (etwa das Gewicht einer 10-Zentimeter-Granate), Saturn 95,2 Kilogramm (Geschoß des 21-Zentimeter-Mörsers), Jupiter 318 Kilogramm (ein 42-Zentimeter-„Brummer"). Die Zahl für die Sonne steht schon oben. Um diese 333 000 Kilogramm zu verladen, brauchte man etwa einen mittelgroßen Güterzug. Man vergleiche hiermit noch einmal unser Ausgangsmaß, die Erde = 1 Kilogramm! Die Sicherheit dieser Zahlen ist bei der indirekten und schwierigen Bestimmungsweise nicht so groß wie bei den bisherigen Werten. Die eingehendsten Bearbeiter dieser Probleme waren Leverrier um 1850 und Newcomb um 1900. Die von ihnen erhaltenen Werte differieren immerhin im allgemeinen nur um 2 Prozent, sind also genauer als manche physikalisch technische Angabe unseres Alltagslebens.

Von der Sonne abgesehen sind zwar die 8 Planeten an Größe und Masse recht verschieden, aber alle doch Riesen gegenüber den übrigen Mitgliedern des Sonnensystems, die nunmehr zu besprechen sind. Zunächst kreisen um das Zentralgestirn ebenfalls in mäßig gestreckten Ellipsen viele kleine Planeten oder Planetoiden. Bald an tausend sind bis heute bekannt. Aber nur bei den größten war es möglich, den Durchmesser zu bestimmen. So ergab sich für Ceres 779 Kilometer, Vesta 489 Kilometer, Pallas 391 Kilometer. In unserem Globusmodell entsprechen dem etwa 1 Zentimeter große Kugeln. — Die Dimensionen der kleineren unter diesen Zwergen mußten auf einem längeren Umwege ermittelt werden, da sie im Fernrohr völlig den Fixsternen gleichen, die auch bei stärkster Vergrößerung nicht als Scheiben, wie der Laie denken mag, erscheinen, sondern helleuchtende Punkte sind. Nachstehend sei diese Methode mit kurzen Worten gekennzeichnet. Wie man in der Beleuchtungsindustrie die Helligkeit aller Art Lampen angeben kann, so sind auch die Astronomen in der Lage, die Lichtintensitäten genau zu messen, welche die Sterne uns zusenden. Die Planeten leuchten nun nicht in eigenem Lichte, sondern

Digitized by Google

reflektieren das der Sonne mehr oder weniger vollständig, während der Rest von der Oberfläche des Planeten verschluckt wird. Das Reflektionsvermögen des Planeten, d. h. das Verhältnis des zurückgeworfenen Sonnenlichtes zum auffallenden hängt von der Beschaffenheit der Oberfläche ab, in ähnlicher Weise wie Wolken und Schnee stark reflektieren, weniger Sand und Gesteine, am geringsten Ruß und andere dunkle Stoffe. Bei Planeten von bekanntem Durchmesser können wir die Menge des auffallenden Sonnenlichtes berechnen, die des zurückgestrahlten am Fernrohr messen, und so das Reflektionsvermögen bestimmen. Nachstehend die von Zöllner erhaltenen Werte und als Vergleich die entsprechenden Zahlen für einige irdische Dinge: Merkur 0,11, Venus 0,62, Mond 0,12, Mars 0,27; frischer Schnee 0,78, weißer Sandstein 0,24, Tonmergel 0,16, Quarz 0,11, feuchte Ackererde 0,08. Auf Grund anderweitiger Beobachtungen muß man annehmen, daß Venus von dichten Wolken umgeben ist, womit das hohe Reflektionsvermögen gut übereinstimmt. Wie ferner aus der kinetischen Gastheorie folgt, müssen kleine Himmelskörper eher ihre Atmosphäre verlieren, bzw. eine dünnere haben, als große. So sehen wir bei Mond, Merkur und Mars durch eine sehr zarte Lufthülle direkt auf die Oberfläche, die beim Mond sicher, beim Mars und Merkur sehr wahrscheinlich, aus irgendwelchen Gesteinen besteht. Folgerichtig werden die Planetoiden nur große Steinmassen sein, ohne Atmosphäre wie unser Mond, und dann auch nahezu das gleiche Reflektionsvermögen besitzen. Unter dieser Annahme können wir aus der gemessenen Helligkeit eines kleinen Planeten auf seinen Durchmesser schließen. Man kommt so zu zirka 10 Kilometer für die kleinsten unter ihnen, oder in unserem Modell zu $^1/_2$ Millimeter. Über die Masse der Planetoiden ist nichts Näheres bekannt, die Gesamtmasse aller bisher entdeckten wird etwa auf $^1/_{900}$ der Erdmasse geschätzt.

Sind so diese Zwerge des Sonnensystems in unserem Bilde gewissermaßen Geröll oder grober Sand, so sind die Meteore und Sternschnuppen, die ständig zahlreich auf die Erde niederfallen, allerfeinstes Pulver. Erstere können 1 bis 2 Meter groß werden, letztere sind etwa erbsengroß (in natürlichem Maße) und nur einige Gramm schwer.

Eine Klasse von Himmelskörpern gehört noch zu unserem Sonnensystem, die stets das Interesse weitester Kreise hervorrufen, die Kometen. Im Aussehen und entsprechend in ihren Dimensionen zeigen diese die größten Verschiedenheiten. Weitaus die Mehrzahl von ihnen ist nur in großen Instrumenten sichtbar, und dann ein kleiner unansehnlicher verwaschener Fleck. Selten wird ein Komet für das freie Auge gut sichtbar und enttäuscht auch dann meist die große Menge, der, wie noch erinnerlich 1910 beim Halleyschen Kometen, von nichtkompetenter Seite die unsinnigsten Dinge durch die Zeitungen vorerzählt werden.[1]) Die Kometenkerne sind eine verhältnismäßig kompakte Masse

[1]) In ähnlicher Weise tauchen allsommerlich (in der saueren Gurkenzeit) Mitteilungen über drahtlose Signale vom Mars u. dgl. auf; an die große Seeschlange glaubt eben niemand mehr.

Digitized by Google

meteorsteinartiger Körper. Unter dem Einfluß der Sonnenstrahlung erhitzen sich diese und entwickeln Gase, die den Kern umhüllen und dann meist in von der Sonne abgewandter Richtung sich von dem Kern entfernen (Schweif). Die Gase des Kometenschwanzes sind so zart, daß die Sterne ungehindert durch sie hindurchschimmern. Wegen ihrer Geringfügigkeit hat sich die Masse eines Kometen bis heute nicht bestimmen lassen. Die Größe in Kilometern ist sehr verschieden, der Kopf (Kern und Gashülle) übertrifft die Größe der Erde oft mehrfach, und erst recht der Schweif. Unserem Bilde entspricht wohl am ehesten ein Räucherkerzchen, das dichte Schwaden entwickelt, die vom Winde dann, noch weithin merkbar, abgetrieben werden.

Riesen und Zwerge im Weltall. Unter diesem Gesichtspunkt haben wir die Forschungen über die Teile des Sonnensystems betrachtet und sind dabei, astronomisch gesprochen, doch nicht über unsere engste Nachbarschaft hinausgegangen. Unter all den vielen mit freiem Auge sichtbaren Sternen sind nur fünf (von Kometen und Sternschnuppen abgesehen), die gleich der Erde der Sonne untertan sind. Alle übrigen sind selbstleuchtend, wie unser Zentralgestirn. Die Frage nach ihrer wahren Größe führt zu ganz neuen Problemen und Arbeitsmethoden, denen wir uns nunmehr zuwenden wollen.

Wir haben gesehen, daß die Dimensionen der Erde gerade ausreichen, um mit eigener Sicherheit die Größe des Sonnensystems in Kilometern zu messen. Für die Bestimmung der Entfernungen der Fixsterne, die ungeheuer viel weiter fort sind, müssen wir Standpunkte haben, die um das Tausendfache und mehr der Größe der Erde voneinander Abstand haben. Die einzige Möglichkeit der Art ist für uns folgende. Ein heller, d. h. uns wahrscheinlich relativ naher, Fixstern wird in seiner Stellung zu schwachen, d. h. sehr fernen, Sternen an zwei Tagen, die etwa $^1/_2$ Jahr auseinanderliegen, beobachtet. Die eine Stellung der Erde ist dann von der anderen um das Doppelte der Distanz Erde—Sonne entfernt, d. h. um rund 300 Millionen Kilometer. (Diese riesige Strecke entspricht den 6,5 Zentimetern Augenabstand in dem obigen Vergleich mit dem Bleistift.) Die Verschiebung des hellen Sterns gegen die schwachen ist dann das Maß der Entfernung desselben von uns (seine Parallaxe). — Erstmalige genauere Versuche in dieser Richtung unternahm Ausgang des 16. Jahrhunderts der berühmte dänische Astronom Tycho de Brahe. Seine Beobachtungsgenauigkeit betrug 1 Bogenminute, $^1/_2$ Millimeter auf ein Meter oder 1:3400. Sie waren vergeblich und zeigten nur, daß auch die hellsten Fixsterne über das 3000fache der Entfernung Erde—Sonne von uns stehen. Nicht besser erging es dem Engländer Bradley um 1750, der die Genauigkeit seiner Beobachtungen auf 1 Bogensekunde brachte ($^1/_{200}$ Millimeter auf 1 Meter). Nach seinen Messungen stand kein Fixstern uns näher als das 200 000fache der Sonnenentfernung. Erst mit Beginn des 19. Jahrhunderts steigerte der Klassiker der astronomischen Meßkunst Bessel in Königsberg die Genauigkeit derart, daß die Bestimmung von Fixsternparallaxen möglich wurde. Es gelang ihm dies erstmalig bei 61 Cygni, einem

Digitized by Google

ziemlich schwachen Sterne, der aber durch seine starke Bewegung unter den übrigen Sternen verriet, daß er uns nahe steht. (So wie ein Gegenstand in greifbarer Nähe seine Richtung rascher ändert, als ein gleichschnell bewegter in größerer Ferne.) Die Parallaxe von 61 Cygni beträgt nach Bessel 0,348" ± 0,014", oder diese an einem Fernrohr von 3 Meter Brennweite gemessene Verschiebung ist $^1/_{200}$ Millimeter ± $^1/_{5000}$ Millimeter. Daraus folgt als Entfernung dieses Sternes 885 000 000 000 00[1]) Kilometer ± 3 550 000 000 000 Kilometer. Um zu kleineren Zahlen zu kommen, wählt man vielfach in der Astronomie als Einheit der Entfernung das Lichtjahr, d. h. die Strecke, welche ein Lichtstrahl während eines Jahres zurücklegt (300 000 Kilometer gleich 8 mal um die Erde in einer Sekunde, $8^1/_4$ Minuten von der Sonne bis zur Erde). Obige Zahlen lauten dann 8,8±0,3 Lichtjahre. Der Leser sieht sowohl deutlich, daß der Astronom diese ungeheuere Genauigkeit, Tausendstel Millimeter u. dgl., beim Beobachten nötig hat, um für die Aufstellung von Theorien über den Bau des Weltalls die sicheren Grundlagen zubekommen. Bis zum heutigen Tage ist man auf dem Besselschen Wege fortgeschritten, wobei allmählich noch die Genauigkeit verzehnfacht wurde. Heute kennen wir von zirka 500 Fixsternen mehr oder weniger genau die Entfernungen, wobei diese z. T. über 100 Lichtjahre betragen. Naturgemäß hat man sich bei solchen Arbeiten auf die Sterne beschränkt, welche eine meßbare Parallaxe erwarten ließen. Immerhin ergeben sich so weitreichende Unterlagen, um die Entfernungen der übrigen abzuschätzen, worauf aber hier nicht näher eingegangen werde. Benutzen wir zur Veranschaulichung nochmals das obige Globusbild.[2]) Die 40 Meter große Sonnenkugel denken wir uns in die Kuppel des Berliner Doms versetzt. Die Erde (37 Zentimeter) durchläuft dann einen Kreis der am Bahnhof Tiergarten vorbei und über das Tempelhofer Feld geht. Unser Mond begleitet die Erde in 15 Meter Abstand. Jupiter (4 Meter) geht durch Spandau und Neubabelsberg, Neptun durch Stettin, Magdeburg und Leipzig. Und der nächste Fixstern? Er käme erst in 700 000 Kilometer Entfernung, dem doppelten Abstand des Mondes von uns, trotz des kleinen Maßstabes! Nun ist es wohl nicht mehr erstaunlich, daß ein so kleines Ding wie die Erde vom nächsten Fixstern aus auch im mächtigsten Fernrohr nicht mehr sichtbar ist, ja schon kaum mehr an den Grenzen unseres Planetensystems, vom Neptun aus!

Nach vorstehender langer, aber unbedingt nötiger Abschweifung kehren wir zu unserem Thema, Riesen und Zwerge im Weltall, zurück. Als Vergleich wollen wir nun nicht mehr die Erde, wie bisher, sondern die Sonne setzen. Bald nach den ersten Parallaxenmessungen hatte man gefunden, daß die Größe der Fixsterne sehr verschiedenartig sein müsse. Zum Beispiel ist die Helligkeit von 61 Cygni der 400. Teil der Intensität des Sirius, des für uns

---

[1]) 88 500 Milliarden = 88,5 Billionen.
± 3550 „ = 3,55 „

[2]) Zum Teil nach Scheiner, der Bau des Weltalls.

Digitized by Google

hellsten Fixsterns. Beide sind aber in ungefähr gleicher Entfernung von uns. Da die Spektralanalyse gezeigt hatte, daß alle Fixsterne in eigenem Lichte leuchten, nicht wie die Planeten in reflektiertem, müssen also Sirius und 61 Cygni absolut genommen von sehr verschiedener Helligkeit sein, also auch wohl an Durchmesser und Masse sehr stark differieren.

Um von der Größe der Fixsterne eine richtige Vorstellung zu bekommen, denkt man sich alle in gleiche Entfernung von uns gesetzt. Als Einheit ist international die einer Parallaxe von 0,1" = 30,6 Lichtjahren entsprechende gewählt worden. Die scheinbar hellen, aber nahen Sterne werden damit vergleichbar gemacht den schwachen und entfernten. Aus solcher Distanz betrachtet, leuchtet die Sonne wie ein Stern fünfter Größe,[1]) dagegen sind dann Sirius und Arktur erster Größe, wenn auch schwächer als wir sie jetzt sehen. Antares ist aber gar so hell wie Jupiter, also weit über dem Durchschnitt der Sterne erster Größe. 61 Cygni, für uns sechster, wird dann achter Größe usw. Erwähnt sei noch ein von Barnard in Amerika gefundener Stern, mit der größten bisher bekannten Eigenbewegung (zu einer Richtungsänderung, die dem scheinbaren Monddurchmesser entspricht, braucht der Stern bloß etwa 200 Jahre). Bei einer Entfernung von nur 6 Lichtjahren gehört er zu unseren nächsten Nachbarn; für uns zehnter Größe, ist er in der Normalentfernung dreizehnter Größe. Vorstehende Größenklassen sind den Laien wohl ungewohnt, weshalb dafür Lichtintensitäten eingeführt seien. Die Leuchtkraft der Sonne setzen wir gleich 1, dann ist die absolute Helligkeit von Sirius 30, Arktur 44 und Antares 1600 (!) mal größer, und die von 61 Cygni $^1/_{14}$, von dem Barnardschen Schnelläufer $^1/_{2000}$. Der Helligkeit nach also auch hier Riesen und Zwerge.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bezüglich der Massen der Sterne. Da auch hier ohne mathematische Entwicklung das Verfahren ihrer Bestimmung nicht dargelegt werden kann, seien nur die Ergebnisse mitgeteilt. Wir kennen viele Sterne von $^1/_{10}$ bis zum 10fachen der Sonnenmasse. Auch einige stärkere Verhältniszahlen sind berechnet worden, doch sind für dieses Problem die nötigen sicheren Unterlagen noch nicht genügend beschafft. Auch über die Durchmesser der Fixsterne wissen wir erst wenig. Nur bei den sogenannten veränderlichen, spektroskopischen Doppelsternen konnten sie berechnet werden. Das klassische Beispiel hierfür ist der Stern Algol im Perseus. Er besteht aus einem hellen und einem schwach leuchtenden Stern von nahezu gleicher Ausdehnung, die in etwa zwei Tagen umeinander laufen. Ihre Durchmesser sind 2,1 und 1,7 Millionen Kilometer, wobei die Zahlen auf zirka 5 Prozent sicher sind. Die Sterne sind also etwa $1^1/_2$ mal größer als unsere Sonne.

Im ganzen können wir schon heute folgendes als gesichertes Wissen der Astronomie bezeichnen. Alle die vielen, mit freiem Auge gut sicht-

[1]) Vom Neptun aus gleicht die Sonne schon, mit freiem Auge gesehen, völlig einem Stern, dessen Helligkeit aber die des Vollmondes um das 1000fache übertrifft. In der 10000fachen Entfernung der Erde von der Sonne ist sie auch im Fernrohr nur ein besonders heller Stern erster Größe.

Digitized by Google

baren, Sterne sind heller und größer als unsere Sonne, durchschnittlich etwa 100mal. Erst bei der fünften Größe, die ohne Glas schon schwierig zu sehen ist, finden wir Sterne, die der Sonne gleich oder kleiner sind. Außerhalb des Sonnensystems ist uns kein einziges Objekt bekannt, das auch nur entfernt der kleinen Erde vergleichbar wäre. Umgekehrt wäre deren Existenz nur in einem sehr engen Bezirk des Weltalls nachzuweisen. Sie ist einer der winzigsten Himmelszwerge.

Durch viele, verschiedenartige Gebiete der Astronomie habe ich den geduldigen Leser geführt. Nicht immer war es möglich, das Wesen unserer Arbeitsmethoden darzulegen, eine Folge der Schwierigkeit des Stoffs und des verfügbaren Raumes. Tunlichst wurde ferner bei den mitgeteilten Zahlen deren Sicherheit angegeben. Man kann wohl sagen, daß wir über die Entfernungen und Größen der Riesen und Zwerge des Weltalls besser unterrichtet sind, als über viele irdische Dinge (sei es der Politik oder des Alltagslebens).

Mit voller Absicht habe ich nur Tatsachen mitgeteilt und mich von jeder Spekulation fern gehalten (z. B. über Werden und Vergehen, Bewohnbarkeit der Sterne, Bau des Alls usw.). Es würde dies leicht auf Abwege führen, wie wir sie, oft zum Schaden der guten Sache, so häufig in Büchern und Zeitungen wahrnehmen. Hoffentlich hat der freundliche Leser so ein Bild von den Aufgaben und Schwierigkeiten der astronomischen Forschung erhalten. Eingedenk der Kleinheit unserer irdischen Welt, sei an die Worte des großen Königsberger Philosophen erinnert:

„Zwei Dinge gibt es, die das Gemüt immer mit neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen, je öfter und anhaltender der Geist sich mit ihnen beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das ethische Gesetz in mir."

Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr

Von

Georg Heinrich Hartmann

(Fortsetzung)

II

Aus dem Kriege gegen die Esten

Die Freude, daß Riga nun wieder unser war, konnte keine vollkommene sein. Im Stoßtrupp herrschte tiefste Trauer und das Gefühl einer grenzenlosen Verlassenheit überkam wohl die meisten. Die elektrisierende Persönlichkeit des Führers, die Ziel- und Richtlinien zu geben verstand, fehlte. Was sollten wir noch tun? Nach der Niederlage bei Riga hatten die Bolschewiki fluchtartig den größten Teil Livlands geräumt. Die deutschen Truppen durften

Digitized by Google

nicht weiter. Nachdem der äußere Feind geschlagen, wandten sich alle mit banger Sorge den Fragen der inneren Politik zu. Und die sah trübe genug aus. Trostlos waren die Zustände in Riga. Eine unbeschreibliche Not und Teuerung herrschte. Täglich durchzogen Begräbnisprozessionen die Straßen und gaben Kunde von dem, was hier geschehen. Viele, die das Blei der Bolschewiki verschonte, kehrten mit dem Todeskeim behaftet aus der Gefangenschaft zu den Ihrigen zurück. Der Flecktyphus raffte Unzählige hin. Es gab in der ganzen Truppe wohl keinen einzigen, der nicht nächste Angehörige zu betrauern hatte. Von materiellen Verlusten gar nicht zu reden. Alles war ja nationalisiert, d. h. geraubt worden. Der Anzeigenteil der Zeitungen bestand durch Wochen nur aus Todesanzeigen.

Das Offizierkorps der Stoßtruppe bat den Bruder des gefallenen Kommandeurs, dessen Nachfolger zu werden. Schweren Herzens übernahm dieser, ebenfalls gewesener bayerischer Kavallerieoffizier, das dornenvolle Amt, Erbe eines großen Namens zu sein. Unter schwierigsten Umständen hat er seinen Mann vollauf gestanden. Die Truppe bestand damals aus einer Kavallerie-, fünf Infanterieschwadronen, einer Batterie, einem Minenwerferzuge, einer Kraftfahrabteilung und anderes mehr. Der Stab war verhältnismäßig stark, da die Truppe auf sich selbst angewiesen war. Später wurde er wesentlich verkleinert.

Um diese Zeit war die Lage der gegen die Bolschewiki kämpfenden Gruppen etwa folgende: von der Murmanküste aus drangen unter englischem Kommando (General Ironside) stehende Truppen nach Süden östlich des Ladogasees vor. Sie bestanden aus Ententesoldaten und russischen Freiwilligen. Admiral Koltschak rückte über die Hänge des Ural auf die Wolga zu und war nahe daran, sie zu erreichen. Er und die Engländer waren zeitweise in Fühlung. Von Koltschak wurde Großes erwartet. Aller Augen richteten sich auf ihn. Wie Koltschak von Osten nach Westen, so rückte Denikin, aus dem Kaukasus kommend, von Süden nach Norden vor. Er hatte ein sehr großes Territorium gewonnen. Denikin und Koltschak nahmen allmählich Fühlung. An Denikins linken Flügel schlossen sich die Ukrainer Petljuras. Manchmal seine Bundesgenossen, manchmal seine Gegner. Von West nach Ost marschierten die Polen. Dann kamen in derselben Richtung die wenig leistungsfähigen Litauer. An diese schlossen sich die reichsdeutschen Truppen, deren äußersten linken Flügel die Landeswehr bildete. Während wir Kurland, Teile Litauens und Südlivlands befreiten, hatte sich im nördlichen Baltikum folgendes abgespielt: das ganze Land überflutend, waren die Bolschewiki bis fast vor die Tore Revals gelangt. Besonders in Dorpat hatten sie entsetzliche Greuel verübt. Im Laufe des Winters und Frühjahrs gingen die Bolschewiki vor den estnischen Truppen, der nordbaltischen Landeswehr und einem starken finnländischen Freikorps hinter die Narwalinie zurück. Ein sehr großes Verdienst gebührt den Finnen. Ihre Leistungen wurden mit Undank belohnt, und erbittert über die Haltung der Esten kehrten sie in ihre Heimat zurück. Aus

Digitized by Google

kleinen Anfängen entstand die sogenannte russische Nordwestarmee. Sie kämpfte mit wechselndem Erfolge im Raume zwischen Narwa und Pleskau. Ihr Führer wurde der alte, der Entente genehme General Judenitsch, „der Held von Erzerum". Diese Armee war von der estnischen Regierung vollständig abhängig und wurde von ihr in jeder Weise behindert. Im Finnischen Meerbusen operierte ein englisches Geschwader. In der Richtung Wiborg-Petersburg und in Karelien fochten finnische Truppen, die wiederum in Verbindung mit den von der Murmanküste vorgehenden standen. Stellt man sich das hier Dargelegte auf der Karte vor, so wird man sehen, daß die Bolschewiki vollständig eingekesselt waren. Natürlich darf man sich die Abschnitte der einzelnen Armeen nicht nach der starren Westfront des Weltkrieges vorstellen. Die Entfernungen waren ungeheure und im Vergleiche hierzu die Truppenmengen sehr klein. Moderne Hilfsmittel, wie Aeroplane u. dgl., auch schwere Artillerie waren in geringem Maße vorhanden. Panzerzüge und Autos sowie später Tanks spielten allerdings eine Rolle. Kriegsschauplatz war ein zum Teil durch den Weltkrieg ruiniertes Land mit zerrüttetem Transportwesen und großem Pferdemangel. Die Truppen waren von verschiedenster Qualität. Neben sehr guten, wie den Finnen, den beiden Landeswehren, einem großen Teil der Reichsdeutschen, gab es aber auch miserable, wie die russische Nordwestarmee, die Litauer und Ukrainer. Die Bolschewiki hatten den Vorteil, daß sie auf der inneren Linie operierten und eine einheitliche politische und militärische Oberleitung hatten. Trotzdem wäre ihr Schicksal besiegelt gewesen, wenn nicht unter ihren Gegnern die denkbar größte Uneinigkeit geherrscht hätte. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, ein militärisches und politisches Bild vom Kriege gegen die Bolschewiki zu geben. Dazu würde man Bände brauchen. Das Unglück war, daß der soziale Weltanschauungskrieg, den man gegen die Bolschewiki zu führen hatte, ständig von nationalistischen Tendenzen und Rivalitäten aller Art durchkreuzt wurde. Alle Rußland bekämpfenden sogenannten Randstaaten waren untereinander verfeindet. Solange der Bolschewismus sie in ihrem Dasein bedrohte, wehrten sie sich. War der eine siegreich, so hemmte ihn das Mißtrauen der anderen. Wäre die regelnde Hand Englands nicht gewesen, so hätten die Randstaaten sich längst in Kleinkriegen untereinander zerfleischt. Aber auch die englische Politik war nicht ausschließlich auf die Vernichtung des Bolschewismus gerichtet. Wenn Koltschak, Denikin oder ein anderer als Sieger in Moskau einzog, wenn der Bolschewismus am Boden lag, dann gaben sich Deutschland und Rußland die Hand. Dann kam der zweite Weltkrieg. Dies fürchtete England, das fürchteten die Randstaaten, deren Tage einem starken Rußland gegenüber gezählt waren. Deutschland drängte England unbewußt in diese Richtung. Alle sogenannten nationalistischen deutschen Kreise sprachen davon. In kindlichster Weise enthüllten sie ihre Wünsche, Pläne und Bestrebungen. Sie drängten England und die Randstaaten zueinander und zu der von ihnen befolgten Politik. Diese Interessengemeinschaft aber übersah, daß man das rote Rußland nicht bekämpfen kann wie einen Staat, den man

Digitized by Google

schwächen, aber nicht vernichten will. Als Staat ist das rote Rußland nichts wert. Mächtig und gefährlich ist es als eine Brutstätte von Ideen, die unsere ganze Kultur zerstören und ein entsetzliches Chaos über das Abendland bringen kann. Einen Staat kann man einkreisen und unter einem mehr oder weniger starken Drucke halten. Einer Idee gegenüber ist dies nicht möglich. Seit dem Tage, da Deutschland Lenins Reise nach Moskau zuließ und förderte, haben sich Deutschland und England am Entstehen und Bestehen des Bolschewismus schuldig gemacht. Mögen das erstere die eigene furchtbare Lage und die Unkenntnis über das Wesen des Bolschewismus, England die Notwendigkeit, seinen schwer errungenen Sieg zu sichern sowie Rücksicht auf eigene innere Verhältnisse zur Entschuldigung anführen, die Tatsache steht fest. Aus eigener Kraft waren die weißen russischen Armeen nicht fähig, ihr Vaterland zu erlösen. Alle Versuche eines gewaltsamen Umsturzes im Innern wurden durch den roten Terror, von dem man sich in Europa keine Vorstellung machen kann, unmöglich gemacht. Amerika und Frankreich waren ausgesprochen antibolschewistisch. Ersteres aber wollte und konnte nicht aktiv hervortreten. Die Gefahr des Bolschewismus aber scheint es ziemlich klar erkannt zu haben, denn es unterdrückt jede Regung dieser Art mit erstaunlicher Energie. Frankreich war zu schwach und dieselben Gedanken, welche England in bezug auf Deutschland beherrschten, lähmten auch seine Politik. Es ist merkwürdig, daß die Entente nicht auf den einzig gangbaren Ausweg verfiel, nämlich Deutschland ein Mandat zur Niederwerfung des Bolschewismusses zu geben und es danach mit gewissen Teilen des früheren russischen Reiches so zu entlohnen, daß eine deutschrussische Verständigung so gut wie unmöglich wurde. Der Mangel jeder aktiven Politik der deutschen Regierung und die eigentümlich kurzsichtige Art gewisser, wenn auch noch so vaterländisch denkender Kreise aber hätte das Betreten eines solchen Weges sogar für weitsichtigere Männer, als Lloyd George es ist, in hohem Maße erschwert.

So ungefähr lagen die Dinge, als wir Riga nahmen. Die meisten rechneten mit Bestimmtheit auf ein baldiges Wiedererstehen Großrußlands und endlichen Frieden. Nur wenige teilten diese Gedankengänge nicht. Aber sie schwiegen. Denn wer hatte das Recht, die Vielgeprüften um eine Hoffnung ärmer und damit zu weiterem Ausharren in der Heimat mutloser zu machen. Im schönen Gebäude der Gilde wurde ein großes Werbebureau errichtet. Wir erhielten an 2000 neue Mannschaften. So freudig dieser Zuzug begrüßt wurde und so tapfer er sich bewährte, so mußten die jetzt Eintretenden sich manchen Tadel von den Altgedienten gefallen lassen. Nicht mit Unrecht erklärten diese, daß wenn die Landeswehr bei ihrer Aufstellung um so viel stärker gewesen wäre, man Riga sehr viel früher hätte erobern können. Damals sahen nicht wenige die Gründung der Landeswehr als ein phantastisches Unternehmen an. So geht es immer. Die wenigen wagen etwas und wenn sie Erfolg haben, so machen die vielen mit und glauben, es sei ihr Werk. Verschiedene deutsche Freikorps unterhandelten mit uns und wollten zur Landeswehr übertreten, zum Teil hatten sie sich ihr bereits taktisch unterstellt. Reichsdeutsche Offiziere

Digitized by Google

und auch Mannschaften meldeten sich beim Stoßtrupp. Rekrutendepots wurden errichtet und eifrig eingeübt. Der östliche rechte Flügel der Deutschen schob sich langsam vor. Im April war das Ministerium Ulmanis gestürzt worden und hatte dem gemäßigten, auf ein Zusammengehen mit den Balten hinarbeitenden Ministerium Needra Platz gemacht. Man schöpfte einige Hoffnung für die Zukunft. Die Bolschewiki hatten den Esten verhältnismäßig schwache Truppen entgegengestellt, da sich ihr Schicksal mit dem unserigen entscheiden mußte. Nach der Einnahme Rigas drangen die Esten auch nach Süden vor, im Verein mit den Truppen des Obersten Semitan. Dies waren Letten aus dem nördlichen Teile des Landes, die sich taktisch den Esten angeschlossen hatten. Um an die bolschewistische Front zu kommen, da diese weit zurückgezogen worden war, blieb uns nur ein schmaler, der Düna parallel laufender Korridor, der täglich enger wurde. Ende Mai oder Anfang Juni bekamen wir den Befehl zum Vormarsch, wobei wir die nördlichste der drei Kolonnen bildeten. Wir mußten naturgemäß mit den Esten zusammentreffen. Es war der Befehl gegeben, nach Fühlungnahme und Rücksprache mit ihnen gemeinsam gegen die Bolschewiki vorzugehen. Dieser Auftrag und die Möglichkeit seiner Durchführung begegnete bei der Stoßtruppleitung mit Recht den allerschwersten Bedenken, die auch nicht verschwiegen wurden.

Es war ein wunderschöner Morgen, als wir uns auf der Esplanade, dem Rigaer Paradeplatz, versammelten. Unsere Kolonne bestand aus zwei Kavallerieschwadronen (der des Stoßtrupps und der sogenannten Schwadron Drachenfels), der 5. Infanterieschwadron der Stoßtruppe und zwei Gebirgsgeschützen der Batterie Medem. Wir führten eine kleine Funkenstation mit uns. Die Hauptkräfte des Stoßtrupps blieben in Riga mit wesentlichen anderen Teilen der Landeswehr als Garnison zurück. Ich war dem Stabe zugeteilt. Wir zogen durch die endlose Alexanderstraße. Sie wies noch Spuren des kürzlich stattgehabten Kampfes auf. Die Stimmung war keine so gehobene wie sonst bei unseren Vormärschen. Was wollten wir noch? Der Feind war ja so gut wie vertrieben. Zogen wir als Polizei durchs Land, so waren wir zu stark und hätten uns in kleine Trupps auflösen müssen. Zogen wir zum Kampfe an die Front, so waren wir zu schwach und hatten keine rückwärtige Verbindung. Wo lag die Front? Unser Marschziel war Baltinowo oder ein ähnlich lautender Name eines kleinen Fleckens in Polnisch-Livland, 150 Kilometer in der Luftlinie von Riga entfernt. Wir marschierten auf der schnurgeraden nach Wenden führenden Chaussee. Hinter dem Kommandeur ritt auf riesigem Rappen ein sechs Fuß hoher Meldereiter im Stahlhelm, Träger eines alten in der baltischen Geschichte bewährten Namens. Der Wind spielte mit seinem weißen Lanzenfähnchen, auf dem sich das schwarze Kreuz deutlich abhob. Ich mußte an die Vergangenheit denken. Ein Ordensritter, der wieder erstanden war. Es kam mir vor, als wenn die dazwischen liegende Zeit ausgelöscht wäre. Wir ritten den ganzen Tag. Eigentümlich aussehende Menschen kamen uns entgegen. Weiber mit frechen, feindseligen Blicken. Flüchtlinge nannten sie sich, heimkehrende Flintenweiber waren es. Deserteure der roten Armee zeigten sich in

Digitized by Google

Scharen. Wer unter ihnen war einem mühsam ertragenen Joch entronnen, wer kehrte zurück, um eine günstige Konjunktur abzuwarten? Die Erfahrung hatte gelehrt, daß das skeptischste Urteil meist das richtigste war. Am späten Nachmittag kamen wir an die livländische Aa. Es erwies sich, daß die Holzbrücke niedergebrannt war. Auf einer kleinen Fähre dauerte das Übersetzen mehrere Stunden. Wir freuten uns der schönen bewaldeten Ufer. Ein junges Mädchen kam gelaufen und flehte um einen Arzt. Ihr Vater sei am vorhergehenden Tage von einer Bande überfallen und schwer verwundet worden, erzählte sie. Gleich hinter der Aa kamen wir in die sogenannte tote Zone. Kein Haus steht dort, kaum ein Mensch fristet sein Leben in Höhlen. Während des Weltkrieges wurde sie von der deutschen Heeresleitung zum Schutz vor russischen Angriffen geschaffen. Sie soll sich später als unnötig erwiesen haben. Blühende Blumen und Sträucher überwucherten die Ruinen. Dort sah ich meinen Schulfreund R. nach Jahren zum ersten und in dieser Welt zum letzten Male. Er war gerade nach seinem nahe gelegenen Gute hinübergeritten und hatte es in Trümmern gefunden. Er klagte nicht, wie ich fast nie einen Balten habe klagen hören. Als es dunkel wurde, kamen wir nach dem Schlosse Cremon. Das Gutshaus war vollständig ausgeplündert, wie alle, die wir während dieses Marsches betraten. Sogar Türen und Fenster fehlten. Bei Kameraden der 3. Schwadron fand ich freundliche Aufnahme. Anderen Tags ging es weiter. Wir zogen durch die sogenannte livländische Schweiz. Auf uns schauten die Reste des Festungsdreiecks aus der Ordenszeit Cremon, Treiden und Segewoldt herab. Wunderten sie sich über das Fähnchen mit dem schwarzen Kreuz, das unter ihnen auf und nieder wippte? Erkannten sie das Zeichen an unseren Mützen, das sie früher auf den weißen Mänteln ihrer Bewohner gesehen? Unser Ziel war Wenden. Vor mehr als vierhundert Jahren hatten sich dort Ritter, Lehensleute mit ihren Frauen und deutsche Knechte in die Luft gesprengt. Es war die letzte Heldentat des untergehenden Ordens. Wir wußten nicht, daß innerhalb weniger Tage uns an derselben Stelle ein Halt zugerufen werden sollte und wir scheitern würden an dem, was die baltische Geschichte so tragisch macht — an der Unzulänglichkeit der Mittel im Vergleich zur Fülle der Gaben. Es war beabsichtigt, in den Schlössern Groß- und Klein-Roop zu übernachten. Sie lagen kaum einen Kilometer voneinander entfernt. Besonders Groß-Roop zeichnet sich durch eigenartige Schönheit aus. 1905, während der ersten Revolution, wurde es niedergebrannt, aber bald darauf wieder aufgebaut. Klein-Roop enthielt seltene und zum Teil uralte Kunstschätze. Beide Schlösser erwiesen sich als völlig ausgeraubt. Ihre Besitzer, die Barone Rosen und Meyendorf, waren Mitglieder der kaiserlichen Reichsduma gewesen. Es waren geachtete Persönlichkeiten von humaner, liberaler Gesinnung. Baron Meyendorf, politisch sehr links stehend, war als Vizepräsident der Duma durch seine Reden weiten Kreisen bekannt geworden. Der Stab sollte in Klein-Roop Quartier nehmen. Auf dem Wege dahin erfuhren wir, daß es von Truppen unbekannter Nationalität besetzt sei. Als wir in den Schloßhof ritten,

Digitized by Google

umzingelten uns verwahrlost aussehende, bewaffnete Gestalten. Sie trugen keine Uniform, sondern nur eine Kokarde an der Mütze, an welcher wir sie als „Semitanleute" erkannten. Als sie merkten, daß wir nicht allein waren, verschwanden sie ziemlich plötzlich. Im Hause selbst fanden wir den Führer, der erklärte, hierher gesandt worden zu sein, um die Bevölkerung zu mobilisieren. Am nächsten Tage zogen wir auf der hügeligen Straße nach Wenden weiter. Es war uns gelungen, einige bekannte bolschewistische Missetäter dingfest zu machen. Kurz vor Wenden begegneten wir einer starken estnischen Kavalleriepatrouille. Obgleich wir ihr keine Hindernisse in den Weg legten und uns sehr zuvorkommend benahmen, machte der Führer einen äußerst mißtrauischen und unsicheren Eindruck. Die Brücke über die livländische Aa war bei Wenden notdürftig wieder hergestellt. Die Wache ließ uns passieren. Es waren eben eingezogene Leute, die über mangelnde Bekleidung und Nahrung klagten und einen sehr kriegsmüden Eindruck machten. Wir ließen gleichfalls einen Posten zurück. Als wir in Wenden einzogen, fühlten wir, daß die Lage sich zuspitzte. Aus jedem Fenster schauten Soldaten und maßen uns mit haßerfüllten Blicken. Durch die Straßen marschierten starke Formationen. Unsere Kavallerie saß auf dem Marktplatz ab. Davor lag die estnische Kommandantur. Der Kommandeur begab sich hinein und bat um Quartiere. Die estnischen und lettischen Offiziere[1]) erklärten, die Stadt sei überfüllt, wir sollten uns wo anders welche suchen. Ihre Haltung war ablehnend, geradezu feindselig. Man hatte das untrügliche Empfinden, ab ob etwas gegen uns geplant würde. Wir bestiegen unsere Pferde, machten Kehrt, um die Stadt zu verlassen, jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig. In den engen Straßen und bei der vielfachen Übermacht wären wir unfehlbar bis auf den letzten Mann niedergemacht worden. Was wir in Wenden an Truppen sahen, machte militärisch einen schlechten und moralisch einen bolschewistischen Eindruck. Alles atmete auf, als man endlich die Stadt hinter sich hatte. Ein Schuß krachte. Hoch über unseren Köpfen pfiff eine Kugel. Es erfolgte nichts weiter. Die müden Pferde mußten uns noch hohe Berge hinauf und hinab bis zum Gute Karlsruhe schleppen. Wir merkten, daß man uns beobachtete und ergriffen alle Vorsichtsmaßnahmen. Gegen Morgen wurde ein Mann verhaftet, der aussagte, einer Abteilung angehört zu haben, die sich in der Nacht zu „Übungszwecken" in unserer nächsten Nähe aufgehalten hatte. Er wurde freigelassen und beauftragt, seinen Vorgesetzten mitzuteilen, daß derartige Übungen zur Zeit besser zu unterbleiben hätten. Es erschien ein Gemeiner zu Pferd und überbrachte dem Kommandeur einen mit Bleistift geschriebenen zettelartigen Brief, in dem dieser in unhöflichem und befehlsmäßigem Ton aufgefordert wurde, binnen 24 Stunden hinter die livländische Aa zurückzugehen, widrigenfalls die Feindseligkeiten eröffnet werden würden. Später stellte sich heraus, daß die Führer der beiden anderen Kolonnen ebensolche Ultimata erhalten hatten. Alle gaben dieselbe Antwort, indem sie sich als nicht befugt zur Entgegennahme anderer Befehle als von

[1]) Wie ich eben erfahre, war es Semitan selbst, der diese feindselige Erklärung abgab.

Digitized by Google

ihrem direkten Vorgesetzten erklärten und die Schreiben an den Befehlshaber nach Riga sandten. Wir wußten nicht, wo sich die beiden anderen Kolonnen befanden. Zu unserer Freude stellten wir fest, daß die mittlere an der Bahn nur 8 Kilometer von uns entfernt stand. Ich wurde mit einem Auftrage nach Riga gesandt. Der Führer dieser Kolonne meinte mir gegenüber, daß die Esten und Semitanletten die allerschlimmsten Absichten in bezug auf uns hätten, aber zögerten, weil sie sich noch nicht stark genug fühlten. Ich langte gegen Abend in Riga an. Unser Zug begegnete mehreren Truppentransporten. Der Stoßtrupp war nicht darunter. Man mußte vorsichtig fahren, denn Weichen und Signale waren noch nicht in Ordnung. Bei der Ankunft in Riga traf ich den Adjutanten des Befehlshabers. Er fuhr an die Front, um mit den Esten zu verhandeln und sie für ein gemeinsames Vorgehen gegen die Bolschewiki zu gewinnen. Er hatte keinen Erfolg gehabt. Zu den Verhandlungen fuhren die Esten mit Panzerzügen in unsere Linie.

Von Riga fuhr ich mit zwei Kameraden von der 1. Schwadron zur Truppe zurück. Wir benutzten einen Transport, der aus der Maschinengewehrkompagnie eines deutschen Freikorps bestand. Der Führer nahm uns freundlicherweise in seinen Wagen. Ich glaube, er hieß Leutnant Fischer. Am nächsten Morgen fiel er. Auch meine beiden Begleiter leben nicht mehr. Ein feiner Regen rieselte. Die deutschen Mannschaften, die gekommen waren, die Bolschewiki zu bekämpfen und zum erstenmal in ihrem Leben das Wort Esten hörten, schienen mir mißmutig. Die verwickelte politische Lage konnten sie naturgemäß nicht begreifen. Unser Zug war endlos lang. Ich konnte nicht schlafen. Sorgen um die Zukunft verließen mich nicht. Am Morgen kamen wir auf der letzten Station vor Wenden an. Es wurde sehr rasch ausgeladen. Man hörte fernes Schießen. Ich ging ins Stationsgebäude. Dort lagen Verwundete der 2. Stoßtruppschwadron. Die Esten hatten am vorhergehenden Tage die Feindseligkeiten eröffnet. Die 5. Schwadron hatte ein Gefecht mit einem estnischen Panzerzuge gehabt, dessen Führer getötet und ihn zum Rückzuge gezwungen, aber selbst sehr schwere Verluste erlitten. Wir fuhren auf der Chaussee in Richtung Wenden. Das Schießen verstärkte sich. Man hatte den Eindruck, daß wir nicht vorwärts kamen. Mitten auf der Chaussee, die an dieser Stelle unter Feuer lag, stand der Rittmeister v. Jena,[1]) welcher befehligte. Die Maschinengewehrkompagnie wurde sofort eingesetzt. Ich suchte zu den Stoßtruppschwadronen durchzukommen, was mir nicht gelang. So blieb ich bei der Batterie Barth. Das Feuer wurde immer stärker. Die Granaten der Panzerzüge schlugen bei uns ein. Barth war ein tüchtiger Artillerist. Stunde auf Stunde verging. Wir bildeten ungefähr das Zentrum der Stellung. Ich sah unsere Leute mehrmals vor- und zurückgehen. Endlich ließ das Feuer des Gegners nach. Wir drangen vor und besetzten Wenden. Obgleich der Feind

[1]) Jena war der Nachfolger des Grafen Eulenburg. Während des Vermontunternehmens ist er bei Friedrichstadt gefallen. Er war ein tapferer und beliebter Soldat.

Digitized by Google

stärker war, hatten wir ihn zum Rückzuge gezwungen. Unsere eigenen Verluste waren erhebliche. Besonders beim Stoßtrupp und der deutschen Maschinengewehrkompagnie, die sich sehr tapfer gehalten hatte. Wir merkten jetzt, daß wir es mit einem sehr gefährlichen Gegner zu tun hatten. Die wenigen Gefangenen wurden freigegeben und ihnen erklärt, daß wir nicht dazu da seien, als Weiße gegen Weiße zu kämpfen, sondern vereint gegen die Roten. Niederdrückend war das Verhalten der eben noch als so tapfer bewährten deutschen Soldaten. In schamloser Weise brachen sie in die Häuser, um zu plündern, wobei die Handgranate zu Öffnungszwecken nicht verschmäht wurde. Die Offiziere taten, als ob sie nichts sähen. Wollten oder konnten sie nicht eingreifen? Dieselben Plünderer verteilten später ihre Brotrationen gutmütig an die hungernde Bevölkerung. Warum ist noch kein Buch über die Psychologie des deutschen Söldners im 20. Jahrhundert geschrieben worden?

Auf dem Marktplatz lagen ein paar Tote. Die Stadt hatte wenig gelitten, da wir sie möglichst geschont hatten. Nach einigen Tagen griffen die Esten wieder an, wurden aber zurückgeworfen. Es wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, auf den näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Vertreter der Entente beteiligten sich. Es war um die Zeit der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages. Indem die Esten anfingen uns einzukreisen, brachen sie den Waffenstillstand. Nun begannen wir mit einer Gegenoffensive. Die Landeswehr unter Fletscher drang unter ständigen Kämpfen bis auf wenige Kilometer von Wolmar vor. Sie bildete den rechten, die Eiserne Division den linken Flügel. Das Terrain war sehr unübersichtlich. Der Gegner zog immer neue Verstärkungen heran. Wir hatten wachsende Verluste. Die Begeisterung, wie sich sich den Bolschewiki gegenüber äußerte, fehlte. Der Prozentsatz der kaum ausgebildeten, seelisch und körperlich in der roten Schreckenszeit mitgenommenen jungen Soldaten war groß. Die Gebirgsbatterie von Medem wurde fast aufgerieben. Wir gingen zurück, erst langsam, dann immer schneller. An diesen Kämpfen war der Stoßtrupp nicht beteiligt. Jetzt wurde die letzte sogenannte Stellung vor Riga bezogen. Den linken Flügel an der livländischen Aa bildeten die Trümmer der Landeswehr und deutsche Freikorps, den rechten zwischen der Düna und Jegelsee die Eiserne Division. Die Schlüsselstellung hatte der Stoßtrupp mit vier bis fünf deutschen Batterien zu halten. Das war die eigentliche Jegelstellung. Jegel heißt der Fluß, welcher die beiden Seen verbindet. Wenn der Feind hier durchstieß, so war zum mindesten der linke Flügel und Riga verloren. Die Vorteile der Stellung (zahlreiche Seen und Flüsse, Anlehnung an das Meer und die Düna) wurden durch die Nachteile aufgewogen: dahinterliegende große Stadt mit zum Teil unzuverlässiger Bevölkerung, Gefahr der Absperrung der Wasserversorgung, Rückzug durch die Stadt über die vom feindlichen Feuer bedrohten Dünabrücken. Es war nichts zu machen. Wenn man Riga verteidigen wollte, so mußte man diese Nachteile in den Kauf nehmen. Tagelang ist die Jegelstellung gegen eine gewaltige zahlenmäßige und artilleristische Übermacht gehalten worden. Immer wieder

Digitized by Google

rannte der Feind gegen das Zentrum an und immer wieder wurde er zurückgeschlagen. Seiner schweren Artillerie hatten wir nichts entgegenzustellen. Unsere Leute hatten zum Teil keine Mäntel. Der Stellungskrieg war ihnen vollkommen fremd. Es fehlte an Spaten u. dgl. Es hat sich später herausgestellt, daß die Esten 28 000—30 000 Mann gegen uns in Marsch gesetzt haben. Davon verloren sie allein 200 Offiziere. Die Esten schlugen sich tapfer. Zuletzt aber sank ihre Angriffslust. Es ist anzunehmen, daß wenn wir uns nur noch einige Tage hätten halten können, sie sich zu für uns nicht ungünstigen Verhandlungen bereitgefunden hätten. Die estnische Presse schrieb später, daß die eine Woche (in Wirklichkeit waren es ungefähr drei Wochen) Krieg gegen die Landeswehr ihrer Armee mehr gekostet habe als der ganze bisherige Bolschewikifeldzug. Ich habe an den Segelkämpfen nicht teilgenommen, sondern befand mich in Riga.

Der Kanonendonner kam täglich näher. Der Menschen bemächtigte sich eine große Unruhe. Vor kaum vier Wochen waren sie einer Gewaltherrschaft entronnen und nun drohte eine neue. Alles, was in diesem Lande geschah, bekam ein bolschewistisches Gesicht. Die Esten und Letten hassen sich seit langem. Nur auf kurze Zeit haben sie sich zusammengefunden. Wenn die Esten in die Stadt drangen, drohte das furchtbarste Blutbad. Die zusammengebrochenen Nerven der unglücklichen Bewohner ertrugen die neue Belastung nicht mehr. Die Lebensmittel wurden noch knapper. Die Wasserversorgung hörte auf. Der Wasserturm war außerhalb unserer Stellung und wurde beschädigt. Dabei herrschte eine glühende Hitze ... Heulend kamen die ersten schweren Granaten gezogen und schlugen am Pulverturm ein. In seinen Mauern steckten aus früheren Zeiten runde Steinkugeln. Wenn ich als Schüler an ihm vorüberging, mußte ich immer an das denken, was er gesehen, und malte mir aus, was er noch erleben könnte. Schon die ersten Treffer töteten friedliche Menschen. Die Straßen leerten sich schnell. Ein kleines Mädchen stand verlassen da und weinte fassungslos. Die Furcht dieses Kindes wirkte seltsam ansteckend auf mich. Vorsichtig drückte ich mich an den Häusern entlang. Das eigentümliche Singen in der Luft verstärkte sich. Der Tod kam, man konnte es deutlich spüren. Wo es einschlug, fing es auch an zu brennen. Immer neue dieser großen bösen Vögel flogen über die Stadt und suchten nach Beute. Sie zerhackten den Sand der Esplanade, wo kaiserliche, Kerenski-, bolschewistische, lettische, deutsche und baltische Soldaten exerziert hatten. Ein brandiger beißender Rauch erschwerte das Atmen. Niemand löschte. Zitternd saßen die Menschen in ihren Behausungen und ersehnten die Nacht. Gegen Abend begab sich eine Deputation angesehener Bürger zum Chef der amerikanischen Mission. Er funkte nach Paris und Reval, um der unglücklichen Stadt zu helfen. Die übermütigen Esten stellten das Feuer nur zeitweise ein.

Die Vertreter der alliierten Mächte in Libau entsandten den französischen Obersten du Parquet, um einen Waffenstillstand zu vermitteln. Mit den Vertretern des deutschen Generalkommandos in Riga verständigte er sich rasch.

Digitized by Google

Mit Lebensgefahr gelang es, ihn über die Segel zu schaffen. Die Brücke war bereits niedergebrannt. Unzufrieden über das Verhalten der Esten und ohne etwas erreicht zu haben, kehrte er nach einigen Stunden zurück.

(Fortsetzung folgt)

Ferdinand Gregorovius und seine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter

Von

Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Paul Kehr (Berlin)

Vor kurzem hat sich der Geburtstag von Ferdinand Gregorovius (geboren 19. Januar 1821) zum hundertsten Male gejährt. Nicht unbemerkt ist dieser Tag in Deutschland und in Italien hingegangen.[1]) Und mit besonderer Dankbarkeit gedenkt, wer wie ich, fast ein Menschenalter lang auf den Spuren Gregorovius' wandelnd, sich der Erforschung des mittelalterlichen Italiens und der Aurea Roma gewidmet hat, des Verfassers der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, die immer eines der eigenartigsten Werke, unter den großen historischen Darstellungen bleiben wird. Indem ich ihm diesen posthumen Nachruf widme, will ich auch in etwas gutzumachen versuchen, was ihm früher mit unfreundlicher Kritik nachgesagt worden ist.

Freilich ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter nicht einmal Gregorovius' bestes und reifstes Werk ist, denn als literarische Kunstwerke steht sein Buch über Korsika und stehen seine „Wanderjahre in Italien" unzweifelhaft höher. Aber es ist und bleibt sein Hauptwerk, an dem für alle Zeiten sein Name haften wird, trotz aller Mängel, weil sich darin eine große Idee verkörpert, und von dem er selbst eingesteht: „diese große Arbeit ist mein wahrhaftiges Leben", — in deren Vollendung er seine Lebensaufgabe gesehen hat. „Wenn irgendeines Autors Werk auch dessen eigene Geschichte ist", sagt er einmal, „so müßte das meinige dies sein." Es ist durchaus etwas Besonderes in der ganzen

[1]) Die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart, bei der die Geschichte der Stadt Rom erschien, hat zur Feier des hundertsten Geburtstages einen stattlichen Band, „Ferdinand Gregorovius, der Geschichtschreiber der Stadt Rom", von Johannes Hönig herausgeben lassen, der nach einer eingehenden Darstellung von Gregorovius' literarischer Tätigkeit eine große Zahl von Briefen an Cotta, Franz Rühl u. a. bringt, die, obwohl sie an Bedeutung mit den Briefen an Hermann v. Thile sich nicht vergleichen können, doch die älteren Veröffentlichungen von Fr. Althaus (Römische Tagebücher von Ferdinand Gregorovius, 2. Aufl., 1893), Sigmund Münz (Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli 1896), und von Herman v. Petersdorff (Briefe an den Staatssekretär Hermann v. Thile 1894) in erwünschter Weise ergänzen. — Die hier folgenden Ausführungen sind der erste Teil einer von mir in der Festsitzung der deutsch-italienischen Vereinigung in Berlin am 30. Januar gehaltenen Gedenkrede.

Digitized by Google

historischen Literatur, sowohl durch die Größe des Stoffes wie durch die ihn durchdringende Idee und durch die künstlerische Form, die der Autor ihm gegeben hat. Es konnte nur von einem Manne wie Gregorovius geschrieben werden, einem Menschen, der dichterischer Visionen fähig war, von einem tiefen melancholischen Charakter, von einem deutschen Römer, der seine besten Jahre in der ewigen Stadt zugebracht hat unter den großen Denkmälern des Altertums und des Mittelalters, die er auf sich wirken und zu sich sprechen ließ, und die er kannte so gründlich wie ein römischer Antiquar, und die er liebte wie nur irgendein deutscher Romantiker, von einem poetischen, im letzten Grunde unhistorischen Geist, dem die Geschichte nicht als eine Folge von Geschehnissen erschien, die der kritische Verstand erforscht und deren Zusammenhänge er aufzuhellen versucht, sondern als ein großartiges Drama. Er sah sein Rom an mit den Augen des Dichters und Sehers. „Wenn Du mich fragst," so schrieb er einmal an einen Freund, „was Rom denn eigentlich ist, so sage ich Dir: es ist der Tod. Diese feierliche Majestät der Stadt ist überwältigend. Ein Blick in sie hinein von dem Monte Pincio, wo ich wohne, oder von den Thermen des Caracalla macht Dich mehr zum Philosophen als hundert Winterabende hinter dem Aristoteles." Die Idee dieser Chronik des mittelalterlichen Rom ist ganz sein eigen, und er hütete eifersüchtig sein Urheberrecht daran. Er rühmt sich, sie sei über ihn gekommen wie eine Inspiration, die er begriffen und gestaltet habe. In der Tat, sie ist einer Art von Vision entsprungen, wie er selbst erzählt, da er an einem Herbsttage des Jahres 1854 auf der Tiberbrücke, die die Isola mit den beiden Ufern des Stromes verbindet, in die Betrachtung der ihn umgebenden mittelalterlichen Monumente versunken, stand. Die uralte Brücke selbst; auf der Insel die auf den Ruinen eines Äskulaptempels errichtete Basilika San Bartolommeo, die Kaiser Otto III. dem Andenken seines böhmischen Freundes, des heiligen Adelbert, des Missionars seines Preußenlandes, weihte; am linken Ufer des Tiber das sogenannte Haus des Crescentius, dessen blutiger Schatten aus den Tagen Ottos III. vor seinen Augen aufstieg, und das Ghetto, das seine Aufmerksamkeit besonders erregte; auf dem rechten Ufer die Häuser und Kirchen von Trastevere, wo im Palast der Anicier die heilige Cäcilie lebte, der er einen seiner schönsten Nachrufe gewidmet hat; hinter sich die Höhe des Aventin, wo einst des phantastischen Ottos III. Kaiserpfalz sich erhob; am Horizont die großen Konturen des Vatikan und der Peterskirche: unter diesen Monumenten einer tausendjährigen Vergangenheit ist ihm die Idee gekommen, die Geschichte des mittelalterlichen Rom in ihrer Beziehung zur allgemeinen Geschichte darzustellen. Drei Prinzipien verkörperten sich nach seiner Anschauung in Rom und fanden in ihm ihre historische Gestaltung: die Papstgewalt, das Prinzip der städtischen Republik und die Idee des Kaisertums (Imperium, Respublica und Ecclesia). Rom wurde ihm so die hohe Warte, von der aus er die Bewegung der ganzen mittelalterlichen Welt zu übersehen meinte: so wollte er sie beobachten und darstellen.

Digitized by Google

Aber diese Idee erweiterte sich in diesem zur synthetischen Konzeption wunderbar veranlagten Kopfe zu einer noch großartigeren. Die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes erschien ihm in drei großen Zentren verkörpert: „Drei Städte," sagt er in der Einleitung, „glänzen in der Geschichte der Menschheit durch die allgemeine Bedeutung, welche sie für dieselbe haben: Jerusalem, Athen und Rom. Alle drei sind im Prozeß des Weltlebens mit- und durcheinander wirkende Faktoren der menschlichen Kultur. Jerusalem, die Hauptstadt des machtlosen Judenvolkes, war der Mittelpunkt jener rätselhaften Theokratie, aus welcher das Christentum hervorging, demnach die Metropole der Weltreligion. Neben dieser Stadt des einen Gottes der Menschheit glänzt das polytheistische Athen auf einem anderen Gipfel des geschichtlichen Lebens als erster Mittelpunkt des abendländischen Geistes, seiner Wissenschaft, Philosophie und schönen Ideale. Dann steigt die große Roma auf, die Gesetzgeberin der politischen Welt. Athen und Rom aber sind miteinander unzertrennlich verbunden. Sie entsprechen einander wie Geist und Wille, wie Gedanke und Tat. Sie sind die klassischen Formen der Welt ..." Große Worte! Aber sie waren Gregorovius Ernst, und diese Idee, die Geschichte der Menschheit in jenen drei Metropolen darzustellen, hat Gregorovius bis in sein hohes Alter begleitet. —

Mit einer fast religiösen Ergriffenheit machte Gregorovius sich an die Arbeit. In sein Tagebuch schreibt er am 12. November 1856: „Heute um 9 Uhr des Morgens habe ich den ersten Band der Geschichte Roms im Mittelalter zu schreiben angefangen, im fünften Jahr meines Aufenthalts in Rom, meines Lebens im fünfunddreißigsten, im elften des Papstes Pius' IX." Die Arbeit packte ihn mit dämonischer Gewalt. „Sie steht in meinen Nächten über mir wie ein fernes Gestirn. Sollte mir das Schicksal doch verstatten, sie zu vollenden, so würde kein Leid der Welt groß genug sein, daß ich es nicht standhaft ertrüge." Sie wurde ihm zum innersten Erlebnis. Wir können an der Hand seiner Tagebücher und seiner Briefe siebzehn Jahre hindurch seine Arbeit verfolgen, wie er mit dem Stoffe ringt, oft von den Sorgen um das tägliche Brot gequält — denn er lebte von dem Ertrag seiner Feder —, wie er mit unendlichem Fleiße aus den Bibliotheken und den Archiven das Material herbeizuschaffen sich abmüht — einmal im Archiv in Bologna bricht er in die Worte aus: „Ich habe noch nie soviel im Staub gewühlt; ich war von ihm bedeckt wie ein Maurer. Mich ekelte; die Muse sträubte sich in mir. Verfluchtes dumpfes Mauerloch!" —, wie ihm dann aber der Blick auf Rom, das zu den Füßen seiner Wohnung in der Via Gregoriana Nr. 13 sich hinstreckte, immer neue Kraft einflößte, wenn seine Feder zu erlahmen drohte. Denn es ist ein anderes, in ruhiger gleichmäßiger Forscherarbeit seine Tage hinzubringen, des langsamen Fortschreitens nach dem sicheren Ziele zu gewiß und froh, als im dichterischen Ringen mit einem gewaltigen Stoff, getrieben von dem leidenschaftlichen Verlangen nach höchster Vollendung, heute erschöpft von der Anstrengung der Materialarbeit, morgen

Digitized by Google

wieder emporgehoben zu höchstem Seelenschwung, sich zu verzehren. „Rom ist der Dämon, mit dem ich ringe", so klagt er.

Wie kann nach alledem jemand zweifeln, daß Gregorovius in erster Linie ein Dichter gewesen ist, ein Epiker von hohem rhetorischem Pathos? Er gesteht es selbst. 1859 schrieb er an seinen verehrten Lehrer Karl Rosenkranz in Königsberg, den Philosophen: „Ich bildete mir einst ein, Ihnen auf der steilen Bahn des Denkens folgen zu können, aber diese Sphäre stand zu hoch über mir; die poetische Anlage, nicht schwach genug, sich dem Verstande völlig unterzuordnen, verstellte mir den Weg. Nicht stark genug, um selbständig für sich zu bestehen, begab sie sich in den Dienst der geschichtlichen Betrachtung, und die Muse besucht mich nur, wenn sie ernstere Arbeiten zu belohnen kommt." Welche wunderbare und seltene Einsicht in das eigene Wesen und in die eigene Begabung! Und später, als er über die zwanzig Jahre seiner römischen Zeit zurückblickte, schrieb er die Worte nieder: „Ich habe mein Werk nicht um einen Lohn von irgendwelcher Seite her verfaßt. Ich schrieb es um meiner selbst und des Gegenstandes willen, von dem ich mit einer leidenschaftlichen Glut erfüllt war. Ich habe nicht rechts noch links gesehen; ich war selbst ganz darin und es war mein Leben, was ich darin niederlegte. Ich tat es auch nicht um der abstrakten Wissenschaft willen; diese als solche hat mich stets kalt gelassen; ich habe sie nie um ihrer selbst willen geliebt; mein Verhältnis zu ihr war stets ein persönliches und künstlerisches. Arbeiten nur um der Arbeit willen habe ich nie vermocht. Der wissenschaftliche Stoff hat für mich nur Bedeutung als Material für die gestaltende Idee ... Aber ich bin doch zufrieden, ein römisches Epos verfaßt zu haben, welches doch auf dem festen Grunde der umfassendsten und gediegensten Studien in den Archiven ruht. Vielleicht wird sich an ihm der Ausspruch Wilhelms v. Humboldt bewahrheiten, daß nur der ein lebendiges Geschichtswerk schreiben kann, der die Gabe des Dichters besitzt." „Was den Geschichtschreiber ausmacht, ist die Phantasie," so schreibt er in sein Tagebuch, „welche Kunstwerke erzeugt." Bedarf es da noch weiterer Zeugnisse? Er hat sich in seinen Tagebüchern und Briefen noch oft darüber ausgesprochen und sich über die Natur seines Werkes Rechenschaft gegeben: daraus geht immer wieder hervor, daß ihm alles auf die künstlerische Gestaltung ankam; fast nie spricht er über kritische Probleme in seinem Stoffe, an denen es wahrlich nicht fehlte; um so häufiger und lieber spricht er über das Wesen und die Konturen des großen historischen Stiles. Historische Kritik hat er eigentlich nie geübt. Aber er suchte sich mit der Gewissenhaftigkeit des deutschen Arbeiters des historischen Stoffes zu bemächtigen; er verwandte die größte Mühe darauf; aber die Hauptsache war ihm, den Stoff mit seiner großen Fähigkeit für historische Komposition zu dramatischer Wirkung zu gestalten. Er schrieb mit innerer Leidenschaft, nicht mit der Leidenschaft des Parteimannes, sondern mit der des Poeten. „Es liegt so nahe," schreibt er wohl an den ihm eng befreundeten Staatssekretär Her-

Digitized by Google

mann v. Thile, „daß der Autor bei einem ihm für das Leben so wichtigen Werke, welches sein einziges Besitztum und der höchste Gegenstand seiner Leidenschaft ist, und das er in Betracht so großer Hindernisse nicht ohne einen gewissen heroischen Mut angegriffen hat, daß er bei einem solchen, die kühle Welt vergessend, plötzlich in menschlichen Zungen zu reden beginnt und etwas von der persönlichen Erschütterung und seinen persönlichen Beziehungen offenbart, in denen sein Leben und sein eigenstes Gefühl zu seinem Werke steht." Immer wieder reißt ihn seine Phantasie zu großartigen Antithesen hin. „Die Geschichte der Stadt Rom," ruft er aus, „ist das fortgesetzte Drama des Widerspruches der Individualität gegen das System"; aber dies ist, däucht mich, nicht der Schrei der Roma aeterna, sondern der Schrei seines eigenen Herzens.

Die Natur seines Stoffes als eine monumental-historische verlangte nach seiner künstlerischen Empfindung durchaus jene monumentale Sprache, die seine Leser oft ergriffen und hingerissen, in ihrer pathetischen Monotonie manchmal wohl auch ermüdet hat. Besonders wenn er große historische Figuren schildert, erhebt sie sich zu heroischem Ausdruck. Da beschwört er die blutigen Schatten des Boetius, des Crescentius, des Rienzi und der anderen Märtyrer Roms und der Freiheit herauf, da malt er auf dem düsteren Hintergrund hier eines barbarischen, dort eines überfeinerten Jahrhunderts die dämonischen Gestalten der Theodora und Marozia oder die der Lucrezia Borgia, da zeichnet er mit großen und starken Strichen die Gestalten Gregors VII., Innozenz' III., Bonifaz' VIII. Die heroische Größe des Stoffes macht ihn alles vergessen, selbst seine radikal-liberalen und ghibellinischen Überzeugungen; niemals hat das mittelalterliche Papsttum und haben jene großen Päpste einen begeisterteren Herold gefunden. „Die Geschichte," ruft er im Epilog des achten Bandes aus, „hat nicht Heroentitel genug, um sie auf die Pyramide des Papsttums zu schreiben und mit ihnen die weltumfassende Wirksamkeit, die großen schöpferischen Taten und den unvergänglichen Ruhm der Päpste auch nur annähernd zu bezeichnen . . . Ihre lange Reihe wird am Himmel der Kulturgeschichte ein System bilden, dessen Glanz alle anderen Reihen von Fürsten und Regierern der Zeiten überstrahlt."

Ich bin oft gefragt worden, ob die Geschichte Roms von Gregorovius auch für den Historiker von Wert, ob sie historisch zuverlässig sei und ein treues Bild jener Zeiten wiedergäbe. Das ist nun freilich so, wie wenn jemand fragt, ob eine Serie von besonders schönen Porträts von hohem Kunstwert, aber nicht nach der Natur, sondern aus der Erinnerung oder gar der Phantasie gemalt, auch wirklich ganz ähnlich sei. Im Detail — von der Auffassung ganz abgesehen — gewiß nicht. Und dies ist am Ende gar nicht einmal Gregorovius' Schuld. Er hat, wie ich schon bemerkte, sich die größte Mühe gegeben, des historischen Stoffes quellenmäßig Herr zu werden. Er hat sich mit rührendem Eifer in die Archive Roms, die ihm zugänglich waren, gestürzt, in die Archive der fürstlichen Häuser Colonna, Orsini und Caetani,

Digitized by Google

in das Archivio capitolino und in das Archiv der Notare der Stadt Rom, und er hat fleißig in den Bibliotheken der Stadt, der Vaticana, der Angelica, der Casanatense, der Sessoriana, und in den zahlreichen Archiven und Bibliotheken Italiens von Verona bis Palermo gearbeitet. Aber die wichtigsten römischen Archive waren ihm verschlossen. Die Öffnung des wichtigsten von allen, des vatikanischen, fällt erst nach Gregorovius' römischer Zeit, und auch die großen Kirchenarchive der Stadt, auf deren Urkunden die mittelalterliche Topographie und Geschichte Roms zum guten Teil beruht, sind erst in neuerer Zeit und, wie ich nicht ohne wehmütige Erinnerung sagen kann, unter meiner Mitwirkung erschlossen worden. Auch die großen Ausgrabungen im mittelalterlichen Rom datieren erst aus neuerer Zeit — ich brauche nur an die Namen von Wilpert, P. Ehrle, von Duchesne und Hülsen zu erinnern —, da kann es nicht wundernehmen, wenn von den Kapiteln über die Topographie des mittelalterlichen Rom, über die Verfassung und Verwaltung der Stadt, über das Beamtenwesen der Kurie und der Kommune nicht viel bestehen bleibt. Und auch die Geschichte des mittelalterlichen Papsttums, wie Gregorovius sie auffaßte und darstellte, entspricht, trotz seiner gründlichen archivalischen Studien, besonders im Gonzaga-Archiv in Mantua und im Estensischen Archiv in Modena, längst nicht mehr dem Stande der heutigen Forschung. Aber das ist das Los einer jeden historischen Darstellung. Und ich stehe auch nicht an auszusprechen, daß die einst an Gregorovius' Werk von einigen zünftigen Historikern geübte Kritik weder dem Kunstwerke noch seiner Forschungsarbeit gerecht geworden ist. Das Verdienst wird ihm jedenfalls bleiben, daß er den römischen Forschungen einen großen Anstoß gegeben und den Ehrgeiz der römischen Historiker und Archäologen geweckt und angeregt hat, die vor ihm lange vernachlässigte Topographie und Geschichte des mittelalterlichen Rom gründlich zu durchforschen; auch ich bekenne gern, daß ich für meine eigenen Arbeiten oft bei ihm Rat geholt habe. Und mag sie auch längst überholt und veraltet sein, diese Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter besitzt auch heute noch einen eigenen Schimmer von Jugend und unvergänglichem Reiz. Sie ist selbst ein historisches Monument geworden und ein Stück einer Zeit, die nun hinter uns versunken ist.

Denn Gregorovius' Geschichtswerk war seinerzeit ein eminent aktuelles Buch, durch und durch politisch empfunden und von den Beziehungen zur damaligen Gegenwart und zu den umstürzenden Ereignissen der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durchaus beherrscht. Die Einigung Italiens ergriff ihn auf das stärkste; diese große nationale Strömung riß ihn fort; er sah darin die Erfüllung eines großen Schicksals, dessen Vorgeschichte er selbst schrieb. Gregorovius war Ghibelline und schrieb als Ghibelline, und bei aller Bewunderung für das mittelalterliche Papsttum und seine große historische Mission, der Sturz des weltlichen Papsttums erfüllte ihn mit Freude und Genugtuung. „Die politische Gestalt des Papsttums," so ruft er aus, „ward in der sich erneuernden Welt zum Anachronismus und zur

Digitized by Google

Anomalie, und ihr Fall zum Urteilsspruch der Geschichte selbst." Sein Schlußkapitel im achten Bande ist eine Grabrede auf die alte päpstliche Kirche. Von der Einnahme Roms durch die Italiener datierte er eine neue Epoche in der Weltgeschichte; er vermeinte ein neues Zeitalter heraufziehen zu sehen.

So gestaltete sich ihm der geschichtliche Stoff zu einer großartigen Synthese. Und wie hätten ihm da die merkwürdigen Analogien und Beziehungen zwischen der deutschen und der italienischen Geschichte entgehen können? Seine Geschichte stellte die Herrschaft des mittelalterlichen Papsttums dar, aber sie war zugleich die Geschichte von der Eroberung und Plünderung Roms durch die Goten an bis zur Erstürmung der Mauern der Leostadt durch die deutschen Landsknechte Georg Frundsbergs. Gleichzeitig aber sah er mit der Einigung Italiens auch Deutschlands Einigung erreicht, und beglückt ruft er aus: „Italien und Deutschland, diese beiden feindlich verketteten Schicksalsgeschwister der Geschichte, aus deren wechselseitiger Beziehung im Mittelalter die Kultur Europas wesentlich entstanden ist, wurden durch die Freiheit voneinander abgetrennt und endlich miteinander versöhnt!" So ganz persönlich faßte er sein Amt als Historiker von Rom auf, und nicht ohne Teilnahme liest man seine letzten Worte am Schlusse seines Werkes: „Ein seltenes Glück gab es mir, nicht allein diese Geschichte in Rom selbst zu schreiben und zu vollenden, sondern auch an ihrem Schlusse die endliche Sühne eben jener Schicksale und Leiden Roms, Italiens und Deutschlands zu erleben, welche in diesen Büchern verzeichnet stehen."

Briefe Wilhelm Roschers an seine Mutter und an seine Gattin

Mitgeteilt von Wirkl. Geheimer Rat Dr. Karl Roscher

(Schluß)

Lyon, 24. August 1858 (Bartholomäusnacht!).

Bisher ist auf meiner Reise gottlob alles recht gut gegangen, obschon ich doch schon mehrmals von meinem vorher gemachten Plan abzuweichen genötigt war. So z. B. kam ich doch schon gleich den ersten Abend bis nach Basel, während ich den zweiten (bei strömendem Regen!) nicht über Biel hinausbringen konnte. In der Schweiz wird es für die Eisenbahn- und Dampfschiff-Direktionen oberster Grundsatz sein müssen, den Gastwirten des nächsten Örtchens ja keinen Gast zu entführen. Die dritte Nacht habe ich freiwillig nicht im überfüllten Genf, sondern im stillen, mir durch Matthissonsche Erinnerungen werten Nyon zugebracht. Der Abend am See war schön, obwohl es doch kein „purpurfarbener Duft" heißen konnte, was „um Savoyens dunkle Tannenhügel webte". Aber wie doch selbst die ausgezeichnetsten Menschen so bald von ihrer Stätte nicht mehr gekannt werden! Denke Dir,

Digitized by Google

mein Herz, das alte Schloß, worin zur bernerischen Zeit der vortreffliche Bonstetten als Landarzt lebte und Männer wie Matthisson, Salis, Johannes v. Müller, eine Zeitlang Carnot u. a. um sich versammelte, Bonstetten selbst unstreitig der Bedeutendste in diesem Kreise, ist jetzt in der demokratischen Zeit ein — Zuchthaus geworden!"

„Einen sehr angenehmen Vormittag habe ich zu Basel im Missionshause verbracht, namentlich auch als Zuhörer bei den Lektionen, die mir in hohem Grade zusagten.[1]) Das Haus selbst macht den erfreulich-peinlichen Eindruck, daß es für die jetzige Größe der Anstalt in jeder Hinsicht zu eng geworden ist. Die beiden mir bekannten Vorstandsmitglieder waren in Geschäften verreist; ich wurde aber doch sehr freundlich eingeladen, im Hause zu logieren, wo man für dergleichen „Freunde" immer ein paar klösterlich einfache Zimmerchen bereithält. Da ich nächstens hoffe, in dem großen Karthäuserkloster bei Grenoble zu logieren, so hätte ich gern den Gegensatz wirklicher Mönche und protestantischer würdiger Analogien so recht in der Nähe erfahren."

Lyon, 26. August 1858, früh.

„Man fühlt und sieht hier doch schon recht, daß man im beginnenden Südeuropa ist. So z. B. die stark abgeflachten Dächer, der fast gänzlich massive Häuserbau, mit steinernen Treppen, Fußböden usw., die große Verwendung des Marmors in den Zimmern: alles dies erinnert schon stark an Italien. Ebenso das häufige Arbeiten der Werkleute (Schneider usw.) vor ihrer Haustüre, das lazzaronihafte Bummeln und Gaffen der niederen Volksklasse, zumal am Abend; die geschmückten Frachtpferde, die großen und schönen Esel, das Korndreschen mit Pferden, die herrlichen Früchte, z. B. Aprikosen, größer und saftiger als unsere besten Pfirsiche. Auf eine sehr angenehme Art auch der Eisluxus. Man bekommt hier in den prachtvollsten Cafés für 60 Cent. (4 Ngr. 8 Pf.) eine Masse des herrlichsten Eises, dreimal so groß wie bei Felsche für 3 Ngr.; dazu einen großen Rollkuchen und eine Flasche Wasser mit einem großen Stücke Eis darin. So daß man sich, wenn man um 4 oder 5 Uhr zu Mittag gegessen hat, recht wohl für den Abend hieran sättigt. — Besonders italienisch fühlt man sich aber gestimmt durch die vielen römischen Altertümer. Ich habe gestern in Vienne und vorher noch im hiesigen „Palais des Arts" gegen drei Stunden mit dem Anschauen der in hiesiger Gegend aufgefundenen antiken Grabsteine zugebracht. Wie ein römischer Gottesacker, freilich alles in heidnischem Sinne! Hier setzt ein alter Soldat seinem Kameraden ein Denkmal, wobei nicht vergessen wird, daß beide aus ihrer Legion ehrenvoll entlassen worden. Dort erhält ein Gemeindevorsteher mit Aufzählung aller seiner Würden von seinen Erben ein Denkmal, das er selbst noch testamentarisch verordnet hat. Am meisten

[1]) Roscher war lange Jahre Vorsitzender des Leipziger Zweigvereins der Baseler Mission.

Digitized by Google

rührte mich eine Inschrift, die ein Ehemann seiner „unvergleichlichen, mit hoher Keuschheit begabten" Frau widmet; sie sei 24 Jahre alt gewesen und habe ihn während einer achtjährigen Ehe niemals betrübt. Bei Soldaten ist gewöhnlich ein umgestürztes Schwert auf dem Steine eingehauen. Fast überall die Andeutung, das Denkmal sei der verklärten Seele und dem ewigen Gedächtnisse des und des gewidmet, letzteres oft mit dem Zusatze, „solange dieser Stein dauert". Sonst aber von einer Beziehung auf die Götter keine Spur! Freilich war es ein aus der Fremde überkommener Kultus, den die Gallier besaßen, und überhaupt Zeiten des tief gesunkenen Heidentums, woraus diese Inschriften stammen."

„So erlebe ich hier manches Interessante zur Auffrischung und zum Teil auch Erweiterung meiner Landes- und Volkskenntnisse, wovon ich noch vieles mündlich erzählen werde: so z. B. über meine Beobachtungen im hiesigen Theater, abends in den Kaufmannsstraßen, gestern mit einem katholischen Curé zu Vienne usw. Letzterer wußte von katholischen Sachen augenscheinlich viel weniger als ich, war aber doch von hohem priesterlichem Selbstgefühl."

St. Laurent du Pont, 29. August 1858.

„Heute bin ich auf der Grande Chartreuse gewesen, dem Sitze des Père général des bekanntlich so strengen Kartäuserordens, herauf zu Maulesel geritten, um den Weg nicht zu verfehlen; herunter, da es nur etwa 2 Meilen sind, zu Fuß gegangen. Die Partie ist wunderschön, ganz ähnlich solchen Schweizergegenden, wie die Gotthardstraße, nur daß man keine Gletscher und weniger Schneekuppen sieht. Aber wie armselig nüchtern die französische Sprache und Auffassung auch hier! In allen Büchern hatte ich von einem Désert gelesen, worin das Kloster (so groß wie ein Städtchen!) läge; und denselben Ausdruck hatten auch mündlich alle Franzosen gebraucht, mit denen ich davon gesprochen. Nun ist es wirklich aber die großartigste und dabei frischeste Wald- und Felseneinsamkeit, die man sich denken kann; alle großen Bäume üppig mit Schlingpflanzen umrankt, und in der Tiefe schäumt ein mächtiger Waldstrom, der recht ins Herz hineinrauscht. — Den armen Mönchen scheint die Gegend jedoch nicht wohl zu bekommen; die ich sah, hatten alle bleiche, kränkliche Gesichter. Die Regel ist sehr hart. Und doch, was hilft dergleichen, wenn seine Zeit vorüber ist! In Lyon hatte ich die Aufschrift gesehen: Dépôt principal des produits de la Gr. Ch. Ich dachte, es wären Erbauungsbücher, mindestens Rosenkränze; aber nein, es sind Liköre — die allerdings sehr doux et spirituels schmecken. Auch ihre Gastfreiheit in der Wildnis, die ich heute mittag erprobt habe, ist ganz zu einer großen Gastwirtschaft geworden. Damen dürfen zwar nicht ins Kloster kommen; statt dessen hat man dicht daneben ein eigenes Logierhaus für sie gebaut. Was wohl der heilige Bruno sagte, wenn er das sehen könnte?"

Orange, 30. August.

„Aus diesem Orte schreibe ich eigentlich nur um des Namens willen, der allen Gutschmeckern ebenso wohl klingt, wie den Freunden geschichtlich-

Digitized by Google

protestantischer großer Erinnerungen. Auch kann ich mit Rührung aus meinem Fenster, vom Monde beleuchtet, den römischen Triumphbogen sehen, um deswillen ich hier abgestiegen bin: ein Denkmal des Sieges, den Marius über unsere Urväter, die Teutonen, hier in der Nähe gewonnen hat. Übrigens ist das Land der alten Troubadours, in welches ich heute eingetreten bin, durchaus nicht schön. Zwar haben die Franzosen recht, wenn sie meinen, der eigentliche Midi beginne erst bei Montélimar. Hier liegen die Städte ganz in italienischer Weise fast alle auf Anhöhen und sehen von ferne wegen der platten Dächer, Türme usw., sowie der gehauenen Steine, woraus sie gebaut sind, wie Ruinen aus. Außer dem Maulbeerbaum herrscht die Pappel vor; aber auch Ölbäume und Zypressen zeigen sich in solcher Massenhaftigkeit, daß sie die Landschaft charakterisieren. Die Ferne schwimmt abends in rosenfarbenem Dufte; in der Nähe, wo die Sonne scheint, wimmelt der Boden von niedlichen Eidechsen. Aber die Berge sind unangenehm kahl. Wie man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so bewohnt man noch weniger ungestraft ein Land, das schon vor 1800 bis 2000 Jahren dicht bevölkert und hochkultiviert war. Infolge davon allenthalben das trübseligste Hervorblicken des nackten Felsengrundes und Steingerölles. Ich bin in Zeit von ein bis zwei Stunden über zwei große Brücken gefahren, deren Flußbett vollständig ausgetrocknet war. Und so ist die ganze Gegend. Auch die Flüsse, die Wasser haben, wie Rhone und Isère, entsetzlich flach und reißend. Wohnen möchte ich hier doch in keinem Falle!"

Nimes, 4. September 1858.

„Ich habe soeben unter dem klaren Sternenhimmel und in köstlich warmer Abendluft (die Morgen sind kühl, die Mittage stechend heiß) als Schluß des Tages eine demi-tasse de café noir getrunken, dicht gegenüber dem vollkommen erhaltenen inneren Teile eines unter August gebauten römischen Tempels von hoher Schönheit. Dabei, im sonderbarsten Gegensatze, mich an den Klängen des französischen Zapfenstreichs erfreut! So sehr die französische Militärmusik im allgemeinen der deutschen, zumal österreichischen nachsteht, so ausgezeichnet ist sie im Trommeln. Ich hätte nie geglaubt, daß man so schön trommeln könnte, wie ich seit Lyon fast jeden Abend höre. Auch echt französisch! Sonst reiset es sich hier überhaupt gut. Wenn der Franzose im allgemeinen der ideale Kellner und Unteroffizier ist, in beiden Fächern gleich sehr über dem deutschen Gemisch von Steifheit, Blödigkeit und Unverschämtheit steht, so gilt dies vornehmlich von dem Südfranzosen, der überhaupt viel geist- und gemütvoller ist, als der im Auslande mehr bekannte Nordfranzose und Pariser. Südfrankreich ist zwar als Masse weniger organisiert, auch weniger bevölkert, reich und poliert; aber es hat u. a. bei weitem mehr hervorragende Männer geliefert. So z. B. waren Louis Philippes bedeutendste Minister Guizot aus Nimes, Thiers aus Marseille, der größte Staatsmann der Restauration Villèle aus Toulouse, usw. An nationaler Eitelkeit sind sie freilich den Parisern gleich, was viel Schädliches und Komisches, aber doch auch beinah

Digitized by Google

ebensoviel Nützliches hat. Dabei kann ich hier die schönsten religiösen Studien machen und habe wirklich meine Kunde katholischen Wesens hier schon sehr bereichert. Der Südosten Frankreichs darf, soweit statistische Maßstäbe reichen, als das religiöseste Land der katholischen Welt bezeichnet werden. Man ist hier Rom fern genug, um sich nicht daran zu ärgern, dabei von zu vielen und zu gebildeten Protestanten durchsetzt, um dogmatisch einschlafen zu können. In diesem Augenblicke tagt hier gerade eine Versammlung von französischen, schweizerischen und schottischen Protestanten. Der katholische Klerus ist durch die Revolution verarmt, leidet also nicht an dem vielen überflüssigen Fette, das in vielen anderen Ländern seine Tätigkeit so früh zu hemmen pflegt."

Arles, 5. September 1558.

„Ein Stiergefecht sah ich heute in Arles. Eine merkwürdige Nachahmung des hier so nahen Spaniens, wovon ich mündlich noch mancherlei erzählen kann, und freilich ganz dem gutmütigen und lärmmacherischen Charakter der Franzosen entsprechend, wie die spanischen Stiergefechte dem finstern und blutdürstigen der Spanier. Das Lokal war herrlich: die wohlerhaltene altrömische Arena von Arles; die sog. Stiere (zum Teil nur Ochsen, ja einige bloß Ochsenkälber!) ganz miserabel. — Auch die Vaucluse habe ich sehr unter meiner Erwartung gefunden. Merkwürdig allerdings und ökonomisch für die Gegend höchst nützlich; um sie aber so schön zu nennen, wie Petrarca, muß man schon den Geschmack des Südländers besitzen, der zumal in öder Gegend von jeder großen Menge frischen, klaren Wassers entzückt wird. Dagegen hat mich die riesenhafte römische Wasserleitung über den Gardfluß, die ich gestern mit zwei englischen Seeoffizieren von Nimes aus besuchte, tief bewegt: ein gewaltiges historisches Denkmal inmitten der großartigsten Einsamkeit und Stille der Natur. So mögen die Ruinen von Palmyra in der syrischen Wüste sprechen!"

Kopenhagen, 28. August 1863.

„Meine Seefahrt von Travemünde hierher auf dem schwedischen Dampfer Ellida war so schön, wie man es irgend wünschen konnte: herrlicher Mond, das Meer von leichtem Südwinde bewegt, die Luft warm, auch die Gesellschaft (zum Teil dänische Offiziere, zum Teil westschweizerische Gouvernanten) so dünn, daß man reichlichen Spielraum hatte. Ich teilte meine „hytte", wie es im Schwedischen heißt, mit einem tappern Landsoldaten, der übrigens nicht schlimm war. Man kann wirklich keinen schrofferen Gegensatz denken, als diese weichen, redseligen, lebendigen und höflichen Dänen zu den harten, schweigsamen, trocken spöttischen, aber unendlich viel energischeren Deutschen des äußersten Nordens. Vieles erklärt sich daher, daß z. B., wie ich höre, selbst hier in Kopenhagen, wenn ein Deutscher ein Geschäft betreibt, es den Dänen äußerst schwer wird, mit ihm zu konkurrieren. Ähnlich mit den Schweden, wie denn z. B. fast alle Schiffsverbindungen zwischen Dänemark

Digitized by Google

und Schweden trotz des mittelalterlich dänischen Seeruhmes nicht dänische, sondern schwedische sind, und man sich hier selbst politisch mit einer Art von Krampfhaftigkeit an Schweden anklammert."

„Übrigens lebt es sich in Kopenhagen sehr angenehm. Die Gegend ist reizend, in der Stadt die Orientierung leicht, der ganz deutsche Gasthof, in dem ich wohne, gut, und die Sammlungen zum Teil so vortrefflich, daß sie dem kleinen Staate zu größter Ehre gereichen. Dies gilt namentlich von der großen Sammlung von Gerätschaften usw. der Völker, die wohl nur in Leyden ihresgleichen hat, und von dem ganz unvergleichlichen Museum for nordiske Oldsager (nordische Altsachen, d. s. Antiquitäten), die mir beide vom Direktor sehr freundlich erläutert wurden. Die Königl. Gemäldesammlung ist wenig bedeutsam; dagegen kann Thorwaldsen in seiner ganzen Pracht wohl nur in Kopenhagen erkannt werden, und ich habe viele überaus schöne Stunden im Anschauen seiner 648 Werke, die hier (Original oder Abguß) sind, zugebracht. Ein Mann, der auch an Fleiß dem Raffael nahekommt."

„Auf Kopenhagen im ganzen möchte ich dasselbe anwenden, was mir ein Franzose in Genua sehr treffend von Turin sagte: Une très jolie petite grande-ville! Theater ist hier im Sommer gar nicht; dagegen läßt sich der Abend in einer ganzen Menge schöner Gärten (Tivoli, Alhambra, Sommerlyst usw.) verbringen, die für eine Mark (3 Ngr. 1 Pf.) unglaublich viel bieten: kleine Theater, Ballette, wobei die Zuschauer im Freien stehen, mehrere Stunden Konzert (im Tivoli Herr „Kriegsrat" Lumbye Musikdirektor!), Jongleurs usw. Alles dies von 5 bis 11 Uhr."

Krakau, 27. August 1864.

„In Prag stürmte und stäubte es am Mittag arg genug, kam aber doch nicht zum wirklichen Regen, der nur immerfort drohte. Ich bin hier von 7 bis 12 Uhr vormittags und dann wieder von 3 bis 7 Uhr nachmittags ununterbrochen umhergelaufen; zwischen 7 und $9^1/_2$ war ich im böhmischen Theater, wo der Freischütz in czechischer Sprache, musikalisch recht gut, gegeben wurde. Prag ist, seit ich es zum ersten Male sah, viel größer, industrieller und czechischer geworden. Die neu zugebauten Teile starren von hohen Essen und sind mit Rauchwolken bedeckt, während der Kern, sowohl die Burg mit Dependenzen auf der Höhe wie die Altstadt, Neustadt und Judenstadt architektonisch ziemlich unverändert geblieben sind. Fast überall sah ich die Straßennamen, Geschäftsfirmen und Plakate zugleich böhmisch und deutsch, oft auch bloß böhmisch. Wie gemacht aber das ganze Streben ist, kann man in den kleineren böhmischen Städten oder gar in Mähren sehen, wo an derlei kaum gedacht wird. Während doch sonst gerade Landvolk und Kleinstädter das Besondere, Nationale und Lokale am zähesten festhalten.

Wie auf dem platten Lande Böhmens kolossale Grundbesitzungen des wenig zahlreichen Adels vorherrschen, so ist Prag die Stadt der Paläste, die meist groß, aber wenig schön und eigentümlich sind. Man sieht daran deutlich, wie der größte Teil des jetzigen böhmischen Magnatentums aus den kaiser-

Digitized by Google

lichen Offizieren und Beamten des Dreißigjährigen Krieges entstanden ist. Ich besah im Innern den ungeheuren Waldsteinschen Palast, den Wallenstein nach seiner Absetzung in königlicher Pracht bewohnte und dessen Einrichtung in ihrem barbarisch-soldatischen, aber doch großartigen Prunke mir sein Bild recht vergegenwärtigte. In einem Zimmer steht das ausgestopfte Pferd, das ihm bei Lützen unterm Leibe weggeschossen wurde. Der jetzige Eigentümer, ein Abkomme von Wallensteins Bruder, hat nur neun Schlösser mit Herrschaften in Böhmen und drei in Ungarn. Er kann aber sehr reich werden, falls er den merkwürdigen Prozeß gewinnt, den er mit dem Staate führt und der sich um die Frage dreht, ob Wallenstein rechtmäßig (als Hochverräter) oder unrechtmäßig (auf grundlosen Verdacht hin) seines Lebens und seiner Güter beraubt worden.

Eben komme ich (1 Uhr mittags) von meinem ersten Krakauer Spaziergange heim. Eine echt polnische Stadt mit gegen 20 000 Juden. Fast der dritte Bewohner gehört diesem edlen Volke an, dessen mir, trotz meiner Judenliebe, doch hier etwas zu viel wird. Selbst im Gasthofe die Kellner zur Hälfte Judenjungen. Heute am Sabbat konnte ich sie in ihrer Judenstadt (Kasimierze) in vollem Glanze sehen, mit seidenen Röcken, turbanähnlichen Pelzmützen usw., schmalen Haarlocken, ohne durch ihr zudringliches Anbieten belästigt zu werden. Selbst Knaben, so klein wie Thereschen (7 Jahre alt), gehen in langen Kaftans und schwarzen Zylinderhüten gravitätisch einher. Die Stadt ist doch schon mit einem viel stärkeren Zusatz von Barbarei gebaut als Prag. Bei den nicht kirchlichen Gebäuden aus der großen Zeit Polens herrscht entschieden die Kistenform vor. Bei den Türmen die sonderbarsten Zieraten, goldene Kronen um die Zweidrittel-Turmhöhe und dergleichen mehr."

Brühl, 3. September 1864.

„Nach meinem letzten Briefe, den Du aus Krakau wirst erhalten haben, setzte ich meine Krakauer Spaziergänge fort, machte in der Schloßkirche dem silbernen Sarge des heiligen Stanislaus (Schutzpatrons von Polen) meinen Besuch, erfreute mich an dem Denkmale Joh. Sobieskis daselbst mit der Inschrift (die Wilhelm Dir verdeutschen wird): electione Polonicus, Lithuanicus, Curonensis etc., liberatione Austriacus, Hungaricus, Germanicus etc. victoria Turcicus, Tataricus, Scythicus etc. und bezeugte den Gräbern Sobieskis, Kosciuszkos und Poniatowskis in der Krypta meinen Respekt. Von dem Kosciuszkohügel aus, der eine Stunde vor der Stadt von Menschenhänden 300 Fuß hoch auf einem natürlichen Berge aufgetürmt ist, besah ich die schöne Umgegend, die einerseits bis zu den schneebedeckten Karpathen reicht, andererseits sich nach dem unglücklichen russischen Polen hin zur unübersehbaren Ebene verliert."

Paris, 18. September 1867.

„Was ich hier erwartet habe, finde ich in der Ausstellung reichlich. Die Sachen außerhalb des Gebäudes sind meistens Humbug, die Moscheen,

Digitized by Google

altägyptischen Häuser, chinesischen und tunesischen Wirtschaften usw. bloß für den feinen und unfeinen großen Haufen anziehend, nicht viel anders als die Schaubuden unserer Messe. Aber in der eigentlichen Ausstellung finde ich nach zwei Seiten hin meine Rechnung. Einmal um meine Kenntnisse von der Wirtschaft der verschiedenen europäischen Völker durch eine Menge von Anschauungen zu beleben; sodann um meine industriellen Ideen durch Ansicht des Besten in jeder Sache zu heben. Für jemand, der gar keine Vorkenntnisse mitbringt, ist eine so riesenhafte Ausstellung kaum lehrreich, sondern verwirrend. Viele Länder haben zur bloßen Parade hierher Dinge geschickt, die sie nur mit Schaden für den Handel hervorbringen könnten, die also ein geradezu falsches Bild geben. Dagegen ist es in der zweiten Hinsicht äußerst lehrreich für mich, z. B. ein ganzes Haus voll echter Kaschmirschals, echter persischer Teppiche, Brüsseler Spitzen usw. zu sehen, die z. B. durch die vielen goldenen Medaillen, welche sie bekommen haben, klar genug zeugen, wie sie zu den ausgezeichneten ihrer Art gehören."

*

Es folgen noch Auszüge aus einigen Briefen Wilhelm Roschers an seine Kinder:

Florenz 1868.

„Schon oft habe ich Euch unterwegs zu uns gewünscht. Dich, lieber Wilhelm, besonders heute morgen, wo wir die Mediceische Bibliothek besahen mit ihren schönen, von Michelangelo gebauten und geschmückten Räumen und ihren (nach Angabe des Kustoden) 9000 wohlgeordneten Handschriften, die höchst bequem auf Pulten liegen. Der König dieser Handschriften ist wohl die berühmte der Pandekten, die vortrefflich gemacht und erhalten scheint. Vielleicht machst Du selbst noch einmal fruchtbare Studien hier, wie uns denn auch der Kustode auf unsere Frage, ob die Sammlung viel benutzt würde, antwortete: Solamente per pochi dotti Tedeschi. — Dich, liebes Bertchen, würde wohl noch viel mehr interessiert haben die schöne Capella degli Spagnuoli im Kreuzgange der Kirche S. Maria Novella, deren Wände bis auf die kleinsten Ecken des Gewölbes von Schülern des Giotto, also von Zeitgenossen Dantes, ausgemalt sind. Hier ist der ganze Ideenkreis des höchstgebildeten späteren Mittelalters in einer wirklich Dante ähnlichen großartigen Weise zusammengefaßt: Papst und Kaiser, Kirche und Staat, alle Versuchungen des Lebens und die geistlichen Mittel dagegen, alle Wissenschaften und Künste, Himmel und Hölle, und das alles auf Grund der neutestamentlichen Geschichte wirklich höchst interessant. Da mir Eitelberger[1]) sagt, daß diese schönen Bilder

[1]) Rudolf Eitelberger v. Edelberg, geboren 1817, gestorben 1885, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Wien, der Begründer und Leiter des österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Roscher und Gattin machten diese italienische Reise in Gemeinschaft mit Eitelberger und dessen Gattin, einer Tochter von Roschers nahem Freunde, Professor Franz Lott in Wien.

Franz Karl Lott, Philosoph und Schulmann, geboren 1807 zu Wien, gestorben

Digitized by Google

noch nicht publiziert sind, so hätte ich große Lust, entweder durch die Jablonowskische Gesellschaft oder beim Könige als Dantefreunde eine bescheidene Herausgabe mit wissenschaftlichem Kommentar, der eine rein historische Arbeit sein müßte, zu beantragen. — Unserem guten Kätzchen würde ich, wenn ich reich wäre, gern einen der hiesigen Esel mitbringen, in die ich förmlich vernarrt bin. Unsere deutschen Esel sind gleichsam mißlungene Pferde; man sieht sie nur an mit einem Zweifel, ob man sie mehr bedauern oder sich über sie ärgern soll. Die hiesigen dagegen sind wirklich ideale Esel, welche die Schönheit und Munterkeit des „Esels, wie er sein soll", in wahrhaft erfreulicher Weise darstellen."

Rom, 2. September 1868.

„In der Peterskirche, die wir wohl bei jedem Vatikanbesuche einmal durchwandern und durchträumen werden, würdet Ihr alle, selbst unser kleines Nesthäckchen nicht ausgenommen, viel zu bewundern finden. Zwar kann ich das Gebäude nicht eigentlich schön heißen; und die einzelnen in den Kapellen aufgestellten Kunstwerke, mit Ausnahme der berühmten marmornen Pietà von Michelangelo, lassen manche Kritik zu. Aber ein regelmäßiges Gebäude von so kolossaler Größe hat immer etwas Imposantes und Erhebendes. Nicht bloß die weitaus größte christliche Kirche auf Erden, sondern wohl überhaupt der größte von Mauern und Bedachung umfaßte Einzelraum. Wenn man in einer Kapelle sieht, daß ein Stück des sogenannten wahren Kreuzes der Kaiserin Helene darin verwahrt wird, so ist zwar sehr zu bezweifeln, daß dies von dem wirklichen Kreuze Christi herrührt, aber so gut wie sicher, daß es schon zu den Zeiten Konstantins des Großen dafür gegolten hat. Man bekommt dabei ein Gefühl von der bald zweitausendjährigen Tiefe der geschichtlichen Wurzeln der Macht, der man hier gegenübersteht und die schon eine Weltmacht war, als noch an keinen der jetzt in Europa bestehenden Staaten gedacht wurde. Und von der Breite dieser Wurzeln gibt es gleichzeitig keinen übeln Eindruck, wenn man die zahlreichen Beichtstühle sieht, auf denen mit goldener Schrift steht, daß hier in deutscher, dort in spanischer, griechischer, kurz, in allen europäischen Sprachen Beichte gehört wird. So ist auch der mit riesigen goldenen Buchstaben rings im Innern der Kirche beschriebene Fries mit großem Geschick aus den an Petrus gerichteten Worten Christi zusammengesetzt, nicht ohne große Wirkung, so falsch die Katholiken diese Worte auch deuten mögen:

1874, war mit dem Archäologen Friedrich Wieseler der nächste Freund Roschers. Lott studierte in Wien die Rechte, dann seit 1834 unter Herbarts Leitung in Göttingen Philosophie. 1842 wurde er Privatdozent, 1848 Professor in Göttingen, 1849 in Wien. 1872 trat er in den Ruhestand. Er war einer der scharfsinnigsten Vertreter der Herbartschen Philosophie, faßte aber die Realen Herbarts als ewige Tätigkeiten Gottes auf. Seine Gattin war ebenso wie Wieselers Gattin mit Roschers Gattin eng befreundet, ebenso wie Lotts Töchter Jeanette Eitelberger v. Edelberg, die Gattin des Kunstgelehrten Rudolf Eitelberger v. Edelberg und Marie Lorenz, die Gattin des Historikers Ottokar Lorenz.

Friedrich Wieseler, geboren 1811, gestorben 1893, Archäologe und Philologe in Göttingen.

Digitized by Google

„Du bist Petrus und auf diesen Felsen... Was du auf Erden bindest... Weide meine Schafe... Stärke deine Brüder" u. dgl. mehr. Gerade Petrus, der zwar als biblischer Schriftsteller dem Paulus und Johannes sehr nachsteht, ist unstreitig der in dieser unmittelbaren Beziehung zu Christo am meisten hervortretende Apostel, und insofern für den Gebrauch, den Rom davon macht, vorzüglich geeignet."

Leipzig, 14. Januar 1881.

„In den kürzlich erschienenen „Grundzügen der Steuerpolitik" von Schaeffle findet sich gegen Schluß des Ganzen ein sehr interessanter Abschnitt über Zwangsversicherung der Arbeiter von Reichs wegen. Ich werde das Buch auf Schaeffles Bitte demnächst im Zentralblatte rezensieren und dabei außer seiner wirklichen wissenschaftlichen Bedeutung insbesondere auch hervorheben, daß es von den reichsfeindlichen und sozialistischen Allüren, die man gewöhnlich dem Verfasser zuschreibt, gänzlich frei ist. Schaeffle ist, immer aus objektiven und wissenschaftlichen Gründen, ein entschiedener Gegner vieler Bismarck zugeschriebenen Pläne: sehr gegen Kornzölle, Wehrsteuer usw.; darum ist es aber auch desto bedeutsamer, wenn er z. B. dem Tabakregal, der Einbeziehung der Freihäfen in die Zollinie und der Arbeiter-Zwangsversicherung entschieden das Wort redet. Er hebt von der letzteren namentlich auch hervor, daß sie das Reich zu einem unzerreißbaren Ganzen verstärken werde."

Leipzig, 8. Februar 1883.

„An der Sitzung, die der Landeskulturrat am Montag und Dienstag halten wird, kann ich in dem jetzigen vorgerückten Stadium des Wintersemesters unmöglich teilnehmen, da ich es nicht verantworten könnte, zwei Vorlesungstage jetzt ausfallen zu lassen. Mir tut dies insofern leid, als ich gern der bimetallistischen Agitation, die sich jetzt, wie der hannoverschen Bauernvereine so auch des Sächsischen Landeskulturrates als Sprachrohr bedienen möchte, einen sehr entschiedenen Protest entgegengerufen hätte. Natürlich würde dies auf die Abstimmung keinen Einfluß haben und mein animam salvare kann ich auch durch einen Brief an den Generalsekretär abmachen. Ich bitte Dich aber, wenn die Sache ans Ministerium kommt (vorher natürlich nicht), den betreffenden Herren, also dem Minister, Geheimrat Schmalz oder wer sonst dabei interessiert ist, mitzuteilen, daß ich an einer solchen bimetallistischen Resolution, die nur wegen ihrer völligen Aussichtslosigkeit unschädlich ist, keinen Teil habe. Mir scheint auch der Landeskulturrat in dieser Angelegenheit, die zu den verwickeltsten und schwierigsten Fragen der Handelspolitik gehört, formell und sachlich genau ebenso kompetent zu sein wie etwa die Leipziger Handelskammer, wenn diese wichtige Änderungen in der bisherigen Fruchtfolge der sächsischen Domänen vorschlagen wollte!"

Leipzig, 5. November 1883.

Die Nachricht von der Augenkrankheit des guten B. hat mich sehr betrübt, wenn auch die Art, wie er sein Unglück trägt, wieder etwas Schönes und Er-

Digitized by Google

hebendes besitzt. Ich habe das einigermaßen so von ihm erwartet, da ich ihn als einen wahrhaft christlich gesinnten Menschen kannte. Hoffentlich ist sein Gesundheitszustand doch nicht so schlimm, wie es uns und ihm selbst in diesem Augenblicke scheint. So wenig wir uns anmaßen dürfen, die weisen Erziehungspläne unseres himmlischen Vaters zu durchschauen, so habe ich doch oft gefunden, daß seine Züchtigungen möglichst milde sind; daß also, wer sich durch die bloße Drohung eines Übels hinlänglich bessern läßt, von dem wirklichen Vollzuge der Drohung gnädig verschont bleibt. Im größten Stile hat das G. F. Händel erfahren, der etwa im fünfzigsten Jahre von einem Schlagflusse getroffen, dem sein rechter Arm gelähmt und die Erblindung nahegerückt wurde. Sein gewaltiger Körper überwand das mittels einer sehr „heroischen" Kur in Aachen, worauf sein erster Gang in die dortige Kathedrale war, um auf der Orgel Gott zu danken, in einer Weise, daß die anwesenden Nonnen seine Heilung für ein Wunder ansahen. Er hat dann aber die weltliche Musik fast ganz verlassen, und seine eigentlichen Meisterwerke, die unsterblichen Oratorien, erst in der Zeit nach seiner Genesung verfaßt."

Freitag, 11. Januar 1884.

„Hast Du die Broschüre des Geheimen Kommerzienrats Delbrück gegen den Aktiengesetzentwurf[1]) gelesen? Nötigenfalls könnte ich sie Dir schicken. Herr Delbrück kehrt das Verhältnis zwischen Generalversammlung und Direktoren geradezu um. Ihm sind die Direktoren eigentlich die Hauptperson, die Gesamtheit der Aktionäre eigentlich nur die nichtstuenden, kuponabschneidenden Drohnen, die „das tote Geld" dem lebendigen Geiste zur Verfügung gestellt haben. Der Fehler des bisherigen Aktiengesetzes liegt nur darin, daß es immer noch zu viel reglementieren wollte. Eine Hauptgefahr der vom jetzigen Entwurfe angebahnten Öffentlichkeit sieht Delbrück darin, daß nun wertvolle, aber unpatentierte Geschäftsgeheimnisse den Konkurrenten bekannt werden könnten! (Als wenn Geschäfte, in denen solche Geheimnisse eine große Rolle spielen, überhaupt für eine Aktiengesellschaft paßten!)"

Literarische Berichte

Erinnerungen. Von Ernst v. Plener. Zweiter Band: Parlamentarische Tätigkeit 1873—1891. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 40.—, in Halbleinen geb. M. 50.—.

Als der erste Band dieser Erinnerungen erschien, stand das Habsburgerreich noch als ein wenn auch von innerem Zwist durchwühlter, so doch nach außen einheitlicher und starker Staat da. Nun ist das kunstvolle und künstliche Gebilde auseinandergebrochen; Oesterreich-Ungarn gehört nur noch der Geschichte an. Was somit Ernst v. Pleners Erinnerungen an aktuellem Wert eingebüßt haben mögen, gewinnen sie an Bedeutung als Geschichtsquelle. Indem sie über die letzten Jahrzehnte der Monarchie berichten, beleuchten sie gerade die Zeit, in der die Katastrophe zwar langsam, aber entschieden und unausbleiblich heranreifte;

[1]) Adalbert Delbrück, Bemerkungen zu dem Entwurf eines Gesetzes, betreffend Kommanditgesellschaften auf Aktien und Aktiengesellschaften, 1883 (Sammlung volkswirtschaftlicher Zeitfragen). Das Reichsgesetz wurde am 18. Juli 1884 erlassen.

Digitized by Google

und speziell der vorliegende Band, der die Geschichte des letzten verfassungstreuen Ministeriums, die bosnische Okkupation und die durch Ernennung des Ministeriums Taaffe herbeigeführte, schicksalsschwere Wendung enthält, gewinnt dadurch, daß in ihm die böhmischen Dinge naturgemäß einen besonders breiten Raum einnehmen, heute, wo die Tschechen ihre österreichfeindlichen Ziele erreicht haben, besondere Bedeutung. Und wenn sie einerseits das staatszersetzende Treiben der Tschechen klar beleuchten, so bezeugen sie andererseits aufs neue, wie allein noch im deutschen Lager, bei den in den Zielen und in der Form des politischen Kampfes gemäßigten Politikern von Pleners Art und Richtung ehrlicher Wille zum Staat vorhanden war. Wenn dank dem vorzüglichen Quellenmaterial, über das Plener verfügt, und dank seiner Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe das Plenersche Memoirenwerk sachlich so Wertvolles zu bieten hat, so freuen wir uns nicht minder der Persönlichkeit, die uns aus ihm entgegentritt. Als ein Mann von vornehmster Gesinnung und gründlicher, vielseitiger Bildung erscheint Plener in dem Selbstbildnis, das, neben dem Zeitgemälde, seine Erinnerungen bieten, und als ein Schriftsteller, der durch Sachlichkeit und Wärme zugleich den Leser fesselt.

Um Main und Donau. Ein Heimatbuch. Von Florian Asanger und Karl d'Ester. Mit Zeichnungen von Hans Oertle. Leipzig, Verlag von Friedrich Brandstetter. Geb. M. 12.—.

Die Herausgeber des vorliegenden Buches hatten sich die Aufgabe gestellt, die reichen Schönheiten des alten Kulturgebietes „Um Main und Donau", seine wirtschaftlichen und kulturellen Werte in erlesenen allgemeinverständlichen Aufsätzen meist heimischer Schriftsteller vor Augen zu führen. Sie haben diese Aufgabe in vollem Umfange erfüllt: Das beinahe in Ueberfülle Gebotene zeigt uns das herrliche Land in seiner ganzen Schönheit und macht uns mit seiner Eigenart bekannt, so daß wir bedauern, das Buch bei unseren eigenen Fahrten durch das Land noch nicht gehabt zu haben. Aber auch jetzt weckt es liebe Erinnerungen und läßt uns das früher Genossene noch einmal erleben. In den nächsten Jahren werden, da uns das Reisen ins Ausland sehr erschwert ist, gerade Main und Donau das Ziel zahlreicher Ausflügler sein, diese mögen sich das Buch als Führer erwählen, sie werden von ihrer Reise doppelten Genuß haben. Im gleichen Verlage erschien ein weiteres Heimatbuch „Die Ostmark", herausgegeben von Fritz Braun, auf das wir ebenfalls empfehlend aufmerksam machen möchten. H.

Czernin und die Sixtusaffäre. Von August (Graf) Demblin. München, Drei-Masken-Verlag. 102 S. Oktav. Geh. M. 5.50.

Auch dieses kleine Buch wird man als Dokument zum Zusammenbruche Oesterreich-Ungarns nicht außer acht lassen können und dürfen. Im schärfsten Gegensatze zur Auffassung General Krauß' stellt sich Demblin die Aufgabe, Czernin gegen die Angriffe zu verteidigen, deren Ziel dieser geworden ist, namentlich wegen seines Verhaltens in der unseligen Briefaffäre Kaiser Karls. Die durch verschiedene Dokumente belegte Arbeit ist mit unleugbarem Geschick gemacht; dennoch ist es sehr fraglich, ob der Verfasser damit auch seinen Zweck erreicht. Auch dieses Werk bedürfte einer ausführlichen Erörterung, die sich zu einer ganzen Broschüre auswachsen würde. Es hat auch sehr scharfe und für Graf Czernin sehr belastende Erwiderungen zur Folge gehabt: ein Minister, der seinem Kaiser und sogar dessen Gemahlin vorschlägt, gemeinsam Selbstmord zu begehen, wie dies Czernin in seiner Erregung über die Briefaffäre getan haben soll, kann von dieser Stunde an wohl nicht mehr ernst genommen werden. So grundsätzlich verschieden die Arbeiten Demblins und Krauß' aber auch sind, in einem Punkte begegnen sie sich: in ihrem harten Urteil über Kaiser Karl; nur mit dem Unterschiede, daß das Demblins weit härter, um nicht zu sagen gehässiger ausgefallen ist. Wenn es seine Absicht gewesen — wie es den Anschein hat —, dem Kaiser zu schaden, so mag er sie bis zu einem gewissen Grade — vielleicht! — erreicht haben: sicher aber hat er Czernin nicht genützt, worum ihm so sehr zu tun gewesen ist. Nichtsdestoweniger bleibt seine Arbeit um ihres Tatsachenmaterials willen ein ernst zu nehmender Kommentar zur Zeitgeschichte.

Theodor v. Sosnosky.

Der Weltkrieg 1914 bis 1919. Volkstümliche Darstellung des Krieges zu Lande, zur See, in den Schutzgebieten. Von Oberst Friedrich Immanuel. Berlin, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 26.—, geb. M. 32.—.

Das Buch ist die erste zusammenfassende Darstellung, die über das erschütternde Drama des Krieges vorliegt und diesen unter Wahrung strenger Sachlichkeit sowie unter kritischer Verwertung der in- und ausländischen Berichte und namentlich der Erinnerung der Heerführer und Politiker beschreibt. Die entscheidenden Krisen des Weltkrieges treten greifbar und mit überzeugender Deutlichkeit aus dem Gange des Weltenringens heraus, so daß der Leser die großen Wendepunkte des Krieges gleich-

Digitized by Google

sam nochmals miterlebt. Das Buch ist vortrefflich geeignet für jeden, der sich schnell über den Gesamtverlauf der Zusammenhänge der Handlungen oder die wichtigeren Einzelheiten des Krieges unterrichten will. Es bildet für die Mitkämpfer ein wertvolles Erinnerungsbuch und wird für weitere Volkskreise, namentlich auch in den Schul- und öffentlichen Büchereien als zuverlässiges Geschichtswerk willkommen sein. H.

Es will Abend werden. Bilder vom Lebenswege. Von Edna. Kempten, Jos. Kösel und Fr. Pustet. Geheftet M. 15.—, gebunden M. 18.—.

Die Verfasserin ist durch die Lady Blennerhassett zum Niederschreiben ihrer Eindrücke angeregt worden und hat den Band, in dem sie diese vereinigt, dem Andenken der edlen Frau und geistvollen Schriftstellerin gewidmet. Das erweckt für das Buch schon ein günstiges Vorurteil, und dieses wird nicht enttäuscht, wenn man die anspruchslosen, aber von echter Herzenswärme belebten Bilder an sich vorüberziehen läßt, die „Edna" aus der Erinnerung an ihr eigenes Leben und an fremde Schicksale heraufruft. Aus katholischer Familie stammend, aber nach dem frühen Tod der Mutter ganz von einem absolut freigeistigen Vater erzogen, ein paar Jahre lang in der Zugehörigkeit zum Protestantismus Erfüllung ihres religiösen Bedürfens suchend, findet sich die Verfasserin endlich — der Ausdruck ist hier ganz unpolemisch zutreffend — zur katholischen Kirche zurück. Die tiefinnerliche seelische Kultur, in schöner Harmonie mit der feinsten gesellschaftlichen Kultur, macht die Kapitel, in denen „Edna" über diese ihre innere Entwicklung berichtet und von frommen Priestern und Weltleuten, die ihr auf ihrem Weg hilfreich die Hand boten, besonders anziehend; aber auch sonst enthält das durchweg mit der spezifischen Gabe fürs Autobiographische geschriebene Buch so viel Liebenswürdiges, durch Güte und allem Menschlichen offenen Sinn Gewinnendes, daß die Unbekannte, die unter dem Namen Edna diese „Bilder vom Lebensweg" aufzeichnet, jedem, der ihr Buch gelesen hat, eine wertvolle, verehrenswürdige Bekanntschaft bleiben wird. K.

Erinnerungen und Briefe des Hundes Rolf. Von Paula Moekel. Mit zwölf Bildern. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 12.—, geb. M. 16.—.

Wir erhalten hier eine ebenso wichtige wie anziehende Ergänzung zu dem früher erschienenen Buch der Frau Moekel über den berühmten „Mannheimer Hund". Die „Erinnerungen" Rolfs vermehren um wichtige Einzelheiten die Aufschlüsse über die Tierseele, die uns der erste Band brachte; und die buchstabengetreue Wiedergabe der Niederschriften, die genauen Protokolle über das Zustandekommen solcher Niederschriften müssen jedem, der nicht nur zweifeln, sondern sich wirklich belehren lassen will, die volle Gewißheit geben, daß es sich bei dem Hund Rolf nicht um einen — übrigens in solcher Vollendung unmöglich durchzuführenden — Schwindel, sondern um einen durch Zusammentreffen für die Beobachtung äußerst günstiger Umstände bewirkten Fall handelt, der uns tiefe, von jedem Tierforscher und Tierfreund aufs dankbarste zu begrüßende Einblicke in die Seele des Hundes, des menschennächsten Tieres, und damit in die Seele hochstehender Tiere überhaupt eröffnet. v.

Die oberschlesische Frage und das deutsche Kohlenproblem. Von Sidney Osborne. Zwei Teile in einem Band. Berechtigte Uebersetzung von J. v. Holtzendorff. Berlin, G. Stilke. Geh. M. 19.80, geb. M. 24.75.

Dies soeben in deutscher Uebersetzung erschienene Werk scheint berufen zu sein, eine ähnliche Rolle in den großen Fragen des Vertrages von Versailles zu spielen wie die Werke von Keynes und Norman Angell. Erst vor wenigen Wochen erschienen, hat es bereits außerordentliches Aufsehen in der internationalen politischen Welt erweckt und sehr ernsthafte Betrachtung im Lande seines Erscheinens gefunden. Osborne ist ein amerikanischer Außenpolitiker, Publizist und Finanzmann; er hat während der Friedensverhandlungen von Versailles im Auftrag eines der größten und bekanntesten amerikanischen Bankhäuser die ökonomische Lage Deutschlands untersucht, wobei er natürlich das oberschlesische Problem in seiner Wichtigkeit erkennen mußte. Sein Buch über Oberschlesien bestätigt alle deutschen Behauptungen: über die Unteilbarkeit Oberschlesiens, über seine Unlösbarkeit vom schlesischen und deutschen Wirtschaftskörper, über die in sieben Jahrhunderten wohl erworbenen Rechte des deutschen Volkes auf dieses Gebiet, über die Unentbehrlichkeit dieses deutschen Industriezentrums für den Wiederaufbau Deutschlands und die Erfüllung der Pflichten, die es der Welt gegenüber übernommen hat. Das Buch zeigt, wie Landschaft, Geschichte, Kultur, Bevölkerung und Sprache Oberschlesien seine eigene geschlossene nicht-polnische Physiognomie gaben, die Physiognomie des deutschen Koloniallandes. Das Buch beweist aber auch, daß die Polen weder formales noch materielles Recht für ihre Ansprüche auf Oberschlesien nachweisen und noch weniger ein moralisches Recht behaupten können.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Achleitner, Arthur, Das spanische Königshaus. Erinnerungen. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

Birkenbihl, Michael, Novellen der Leidenschaft. München, J. Michael Müller Verlag. Brosch. M. 10.—, geb. M. 14.—.

Burg, Paul, Der befreite Gott. Ein deutscher Roman in zwei Bänden. Erster Band: Der Wegbereiter und die Liebe. Leipzig, L. Staackmann, Verlag. Geh. M. 18.—, geb. M. 25.—.

Carlyle, Thomas, Das Diamantenhalsband. München, Musarion-Verlag. Geh. M. 6.—, geb. M. 10.—.

Freytag-Loringhoven, Freih. v., General d. Inf. a. D., Heerführung im Weltkriege. Vergleichende Studien. Zweiter Band. Mit 21 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 25.—, geb. M. 30.—.

Gleichen-Rußwurm, Alex. v., Die Sonne der Renaissance. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1450—1600. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann. In Halbleinen M. 60.—, in Halbleder etwa M. 80.—.

Heller, Dr. jur. Hermann, Hegel und der nationale Machtstaatsgedanke in Deutschland. Ein Beitrag zur politischen Geistesgeschichte. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. 20.—, geb. M. 23.—.

Hofmann, Hans, Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Walter Baetke. Bd. 1 und 2. Berlin, Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel).

Iger, Artur, Das Schicksal der Liddi Marahn. Ein Roman aus dem Berlin nach dem Kriege. Würzburg, Deutscher Verlag.

Kaindl, Prof. Dr. R. F., 1848/49—1866—1918/19. Des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung. München, Drei-Masken-Verlag. Geh. M. 6.—.

Kanner, Dr. Heinrich, Die neuesten Geschichtslügen. Wien und Leipzig, Hugo Heller & Cie.

Laubert, Manfred, Die preußische Polenpolitik von 1772—1914. Berlin SW 68, Preußische Verlags-Anstalt G. m. b. H.

Melchior, Dr. Carl, Deutschlands finanzielle Verpflichtungen aus dem Friedensvertrage. Berlin, Hans Robert Engelmann. M. 1.36.

Monographien zum Völkerbund. Herausgegeben von der Deutschen Liga für Völkerbund. Heft 9. William Penns Völkerbundplan. Herausgegeben und übersetzt von Dr. Margarete Rothbarth. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Nicklisch, H., Der Weg nach aufwärts! Organisation. Versuch einer Grundlegung. Stuttgart, Carl Ernst Poeschel Verlag. Geh. M. 20.—, geb. M. 25.—.

Rümelin, Prof. Dr. Max, Kanzler der Universität Tübingen, Die Gerechtigkeit. Rede, gehalten bei der akademischen Preisverteilung am 6. November 1920. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 5.60, dazu 75% Verlags- und Sort.-Teuerungszuschlag.

Schlaikjer, Erich, Im Kampf mit der Schande. Gesammelte Aufsätze aus dunklen Tagen. Berlin SW, Verlag der „Täglichen Rundschau". In Halbpergamin M. 25.—, in Halbleder M. 50.—.

Solowieff, Wladimir, Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit. Der Sinn des Krieges. Deutsch von Karl Nötzel. München, Drei-Masken-Verlag G. m. b. H. Geh. M. 10.—.

Stern, Alfred, Geschichte Europas von 1848—1871. Zweiter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 80.—, in Halbleinen M. 92.—.

Wissen und Wehr. Zweimonatschrift. Jahrgang 1920. Fünftes Heft. Berlin SW 68, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Wizenmann, Karl, Fausts Heimkehr. Der Weg zum Leben. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Geh. M. 15.50, in Pappband M. 20.—, in Halbleinen M. 22.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Januar 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Albert Haas (Buenos-Aires): Argentinien. Seine Weltstellung und seine Weltanschauung 1

Aus den Briefen von Kurd v. Schlözer 21

Professor Dr. R. F. Kaindl (Graz): Sollen wir die Werbung für den Anschluß einstellen oder fortsetzen? 29

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Berlin: Politisch-wirtschaftliche Beobachtungen auf einer Reise durch Italien 33

Georg Heinrich Hartmann: Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr 41

Professor O. Knopf (Jena): Gibt es Bewohner fremder Himmelskörper und sind vielleicht Beziehungen zu ihnen herstellbar? 50

Lucian und Christine Scherman: Frauenleben in Birma 55

Wirkl. Geh. Rat Dr. Karl Roscher: Briefe Wilhelm Roschers an seine Mutter und an seine Gattin 65

Otto Gradenwitz: Bismarcks Wiener Audienz und der Kaiserbrief von 1892 77

Dr. Siegfried Berger: Ein bisher unbekanntes Dokument zur Sprachform von Fichtes Reden an die deutsche Nation 87

Literarische Berichte 90

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19:
47 Millionen Mark.
Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w.*
Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“

Gummiwaren-Versandhaus OTTO HEIMSOTH in Braunschweig 37
sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

IM SCHATTEN DER TITANEN
Erinnerungen an Baronin Jenny von Gustedt
Von **LILY BRAUN**
Gebunden M 24.– — Soeben erschien das
105.–109. Tausend
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben erschien:
Herkunft und Geschichte des arischen Stammes
von **Karl Georg Zschaetzsch**
29 500 Jahre arischer Geschichte
enthält dieses Werk. Es bringt ferner erschöpfende Aufschlüsse über Werden und Wesen der Religionen, desgl. u. a. auch über die Entstehung der Familiennamen, von denen viele ein Alter von Jahrtausenden haben.
527 Seiten gr. 8°. Brosch. M. 46.—, geb. M. 49.—
Durch alle Buchhandlg. od. geg. Nachn. direkt vom
Arier-Verlag G. m. b. H., Berlin-Nikolassee

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit
ZEITUNGS-NACHRICHTEN
für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten
Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das
Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,
Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Digitized by Google

Neue Erscheinungen

aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

HEINRICH HERRFAHRDT

Das Problem der berufsständischen Vertretung

Geheftet M 24.—, in Halbleinen gebunden M 32.—

Die Errichtung des Reichswirtschaftsrats und die noch vorzunehmende Schaffung der Bezirkswirtschaftsräte rückt das wichtige Problem der berufsständischen Volksvertretung in den Mittelpunkt der innerpolitischen Fragen. Der Verfasser behandelt hier zum erstenmal diesen wichtigen Fragenkomplex; das Werk wird damit zu einem umfassenden Handbuch für das Spezialgebiet der berufsständischen Volksvertretung, das kein Politiker, kein Interessenverband entbehren kann.

ERNST VON PLENER

Erinnerungen

2. Band: Parlamentarische Tätigkeit 1873—1891

Geheftet M 40.—, in Halbleinen gebunden M 50.—

Pleners Erinnerungen gewinnen heute dadurch an Bedeutung als Geschichtsquelle, weil sie über die letzten Jahrzehnte der Monarchie berichten und gerade die Zeit beleuchten, in der die Katastrophe zwar langsam, aber entschieden heranreifte. Dieser Band behandelt die Geschichte des letzten verfassungstreuen Ministeriums, die bosnische Okkupation und die durch die Ernennung des Ministeriums Taaffe herbeigeführte schicksalschwere Wendung.

WILHELM HAUSENSTEIN

Die bildende Kunst der Gegenwart

Mit 32 Abbildungen

2. Auflage. In Halbleinen gebunden M 30.—

„Das Gesichtsfeld, das vor uns ausgebreitet wird, ist zunächst nur durch den zeitlichen Rahmen bestimmt, es dehnt sich aus von Leibl bis zu den Futuristen und Kubisten; der innere Zusammenhang aber zeigt sich, wenn man die heterogenen Erscheinungen der Kunst in Beziehung bringt zu den ebenfalls ganz widereinanderlaufenden Tendenzen unseres geistigen Lebens. Außerordentlich feinfühlige Darstellungen der einzelnen Hauptgestalten sorgen dafür, daß die lebendige Persönlichkeit zu ihrem Rechte kommt." (Frankfurter Zeitung.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Digitized by Google

Dresden – Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.** **Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.**

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Die Geschichte des geistigen Befreiungskampfes der Menschheit

Soeben wurde der **2. Band** ausgegeben von

FRITZ MAUTHNER

Der Atheismus

und seine Geschichte im Abendlande

Geheftet M 63.–, in Halbleinen gebunden M 75.–

Über den Ausgang des Mittelalters und durch die Zeit der Reformation führt uns dieser Band von Mauthners großangelegtem Werk in die Jahrhunderte, die für das Entstehen des modernen Geistes, für die Unabhängigkeit des menschlichen Denkens entscheidend geworden sind, in das 17. und 18. Jahrhundert. Auch dieser Band handelt, wie der erste, nicht nur von Gedankenkämpfen, von Ideen und abstrakten Begriffen; wir sehen vielmehr in voller Lebendigkeit und plastischer Greifbarkeit die Menschen, die diese Kämpfe führten, diese Ideen erlebten, diese Begriffe mit ihrem Herzblut erfüllten und gar manchmal auch mit ihrer Wohlfahrt und Existenz bezahlten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Februar 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

2A

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Albert Haas (Buenos Aires): Argentinien. Seine Weltstellung und seine Weltanschauung (Schluß) 97

Über die reine Kunst. Ein Brief von **Hans Thoma** 113

Professor Dr. **Wolfgang Stammler** (Hannover): Vorschläge zum Ausbau der „Abteilung für allgemeine Wissenschaften" an den Technischen Hochschulen Preußens 114

Aus den Briefen von Kurd v. Schlözer an seinen Bruder 120

Robert Kohlrausch: Aus den Geheimnissen von Rom: Roma vecchia ... 134

Georg Heinrich Hartmann: Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr (Fortsetzung) 141

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski: Der Traktat vom ewigen Frieden von 1713. Ein geschichtlicher Beitrag zum Völkerbund 151

Wirkl. Geh. Rat Dr. **Karl Roscher:** Briefe Wilhelm Roschers an seine Mutter und an seine Gattin (Fortsetzung) 164

Professor **Richard Eickhoff:** Aus meinen Erinnerungen an Eugen Richter 180

Walter Süring (Hamburg): Über die Wahrscheinlichkeit eines Fortbestehens nach dem Tode 184

Literarische Berichte 186

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 191

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19: 47 Millionen Mark.
Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Soeben erschien:

PAUL KAMMERER

Über Verjüngung und Verlängerung des persönlichen Lebens

Mit 17 Abbildungen. Geheftet M 7.50

Oberflächlich popularisierende Darstellungen und laienhaft schiefe Vorstellungen haben Steinachs Theorien und Experimente über Verjüngung und Lebensverlängerung diskreditiert und ein unberechtigtes Mißtrauen gegen die tatsächliche Bedeutung der Entdeckung hervorgerufen. Es ist daher zu begrüßen, daß jetzt ein ernster, hochangesehener Gelehrter, der Wiener Physiologe Paul Kammerer, das Wort ergreift, weil er als Laboratoriumsgenosse Steinachs die Entdeckung aus eigener Anschauung sich entwickeln sah. Kammerers Schrift beruht auf streng wissenschaftlicher Grundlage und verdankt ihre Gemeinverständlichkeit nur der anerkannten Meisterschaft des Verfassers, schwierige wissenschaftliche Probleme klar zu formulieren. Sie verdient darum die weiteste Verbreitung und ernsthafteste Beachtung.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Digitized by Google

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

DANTE

Zum 600jährigen Todestag

(14. September 1921)

Dante: Die Göttliche Komödie. Übertragen von R. Zoozmann. Mit einer Einführung und Anmerkungen von Dr. C. Sauter. 3. u. 4. Auflage. 12° (etwa 550 Seiten). (Im Druck.)

— **Gastmahl.** Übersetzt und erklärt mit einer Einführung von Dr. C. Sauter. Mit 2 Bildern von Dante Gabriel Rossetti. 12° (XII u. 386 S.; 2 Bilder) *M* 12.—; geb. *M* 22.60

— **Monarchie.** Übersetzt und erklärt mit einer Einführung von Dr. C. Sauter. 12° (XII u. 210 S.; 2 Tafeln) *M* 9.—; geb. *M* 16.60

Grauert, Dr. H., Dante und Houston Stewart Chamberlain. 2., vermehrte Aufl. gr. 8° (X u. 92 S.) *M* 1.50

Hösl, J., Dantes Brief an die italienischen Kardinäle. Enthalten in: **Festgabe Hermann Grauert** zur Vollendung des 60. Lebensjahres gewidmet von seinen Schülern. Lex.-8° (VIII u. 408 S.; 1 Tafel) *M* 27.—; geb. *M* 47.—

Dyroff, Dr. A., Zu Dante.

Hadelt, A., Die Dante-Zeichnungen der Prinzl. Sekundogenitur-bibliothek zu Dresden im Rahmen der neueren deutschen Kunst.

Krebs, Dr. E., Erlebnis und Allegorie in Dantes Commedia.

Vorstehende 3 Aufsätze von Dyroff, Hadelt und Krebs sind enthalten in: **Ehrengabe deutscher Wissenschaft.** Dargeboten [dem Prinzen Johann Georg Herzog zu Sachsen zum 50. Geburtstag] von katholischen Gelehrten. Hrsg. von Franz Feßler. Mit 34 Bildern. Lex.-8° (XX u. 858 S.; 7 Bildertafeln). In Leinw. *M* 250.—; im Ausland schweizer *Fr.* 50.—; numerierte Vorzugsausgabe mit Bildnis des Prinzen Johann Georg Herzog zu Sachsen im Lichtbild mit eigenhändiger Unterschrift in Liebhaberhalbfranzband mit Kopfgoldschnitt *M* 500.—; im Ausland schweizer *Fr.* 100.—

Zoozmann, R., Dantes letzte Tage. Eine Dichtung. Mit Dantes Bildnis von J. Sattler. 8° (VIII u. 122 S.; 1 Bild) *M* 4.—, geb. *M* 8.60

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung. **Freiburg i. Br.**

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,

Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**

Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

Rudolf Presber

Von Leutchen, die ich liebgewann

50. Auflage

Mit 16 Zeichnungen von Lutz Ehrenberger

Gebunden Mark 20.—

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Gummiwaren-Versandhaus

OTTO HEIMSOTH

In Braunschweig 37

sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Der Schwäbische Bund

Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland

Unter Mitarbeit der namhaftesten Dichter, Künstler und Gelehrten

Monatlich ein reichillustriertes Heft Großoktav

Vierteljährlich M. 15.— :: Einzelheft M. 5.—

Ausführliche Ankündigungen und Probehefte versendet

Verlag „Der Schwäbische Bund" (Strecker & Schröder) G. m. b. H. in Stuttgart

---

Heinrich Federer

Der Fürchtemacher. Eine Geschichte aus der Urschweiz. 21.—40. Tausend. Geb. *M* 4.—

Das Wunder in Holzschuhen. Geschichten aus der Urschweiz. 21. bis 40. Tausend. Geb. *M* 4.—

Patria! Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit. 31.—50. Tausend. Geb. *M* 2.50.

Eine Nacht in den Abruzzen. Mein Tarcisius-Geschichtlein. 31. bis 50. Tausend. Geb. *M* 2.50

In Franzens Poetenstube. Umbrische Reisekapitel. 21.—40. Tausend. Geb. *M* 2.50.

Gebt mir meine Wildnis wieder! Umbrische Reisekapitel. 21. bis 40. Tausend. Geb. *M* 2.50

Zu Geschenken besonders geeignet:

6 Bändchen je in Leinwand gebunden und in Kasten mit Bild des Verfassers *M* 36.—

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

„Daß diese kleinen Bücher hohe Auflagen in kurzer Zeit erleben, ist der beste Beweis ihrer Güte. Denn diejenigen, die zu ihnen greifen, sind mehr innerliche Naturen, die sich durch Sensation nicht blenden lassen. Also Anreißer sind die Büchlein nicht, sondern feine, seelenvolle Schöpfungen, und jedes hat seinen eigenen ausgesprochenen Charakter, daß man es in seiner Art lieb haben muß.

„Und nun Heinrich Federers Erzählungen und Schilderungen! Ich kann die Äußerung, die jüngst ein Kritiker über diese Büchlein tat, unterschreiben: **‚kleine Bücher und doch grosse Werke!'** Das ist eine Kritik, die auf den ersten Blick etwas überheblich anmutet, aber den Kern trifft."

(Reinhold Braun in der Konservativen Monatschrift, Berlin 1919, Heft 8.)

Herder & Co. G. m. b. H. zu Freiburg im Breisgau

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

März 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Theodor Niemeyer (Kiel): Die Völkerrechtsakademie im Haag 193

Geh. Hofrat Professor Dr. Wilhelm Stieda: Die derzeitige Steuerpolitik. Ein Brief an die Redaktion der „Deutschen Revue“ 197

Eduard v. Wertheimer: Ungedruckte Briefe des Erzherzogs Albrecht an Kaiser Franz Joseph I. 203

Professor Dr. A. A. Friedländer (Freiburg i. B.): Zur Psychologie der Hypnose und über ihre Beziehungen zur Chirurgie (Hypno-Narkose) 215

Aus den „Petersburger Briefen“ von Kurd v. Schlözer an seinen Bruder 220

Dr. jur. Claus Schrempf: Die Präsidentschaft in Frankreich 228

Dr. v. Thadden-Trieglaff: Vor dreißig Jahren Landrat in Ostpreußen. Erinnerungen 234

Dr. J. Hopmann (Bonn): Riesen und Zwerge im Weltall 246

Georg Heinrich Hartmann: Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr (Fortsetzung) 255

Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. Paul Kehr (Berlin): Ferdinand Gregorovius und seine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter 265

Wirkl. Geh. Rat Dr. Karl Roscher: Briefe Wilhelm Roschers an seine Mutter und an seine Gattin (Schluß) 271

Literarische Berichte 281

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 284

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19:
47 Millionen Mark.
Zweckmäßigste Kapitalanlage.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w.*
Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“

Bedeutsame Neuerscheinungen:

Kurzgefaßter Führer durch Goethes Faustdichtung 1. u. 2. Teil
von Lorenz Straub
Geheftet M. 10.—, geschmackvoll gebund. M. 15.—

Johann Peter Hebels Spruchbüchlein
Herausgegeben von Otto Ernst Sutter
Taschenformat. — Hübsche Ausstattung.
Kartoniert M. 5.50

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder vom
Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart

Gummiwaren-Versandhaus
OTTO HEIMSOTH
in Braunschweig 37
sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

DER ABENTEUER-ROMAN
Neue Bände:

Otfried von Hanstein, Die Feuer von Tenochtitlan. Roman aus vergangenen Tagen. Gebunden M 18.—

Sophus Bonde, Atavara. Roman. Gebunden M 18.—

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit
ZEITUNGS-NACHRICHTEN
für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten
Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das
Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,
Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Digitized by Google

Das Weltbild der Gegenwart

Als neuester Band dieser Sammlung erschien soeben:

Prof. Dr. Ing. OTTO BLUM

Der Weltverkehr und seine Technik

im 20. Jahrhundert

2 Bände. Mit 45 Textabbildungen

In Halbleinen gebunden M 72.—

Der Verkehr in seinem Zusammenhang mit der Technik, sein Aufbau auf den von ihr gegebenen Fundamenten, sein Wirken mit den von ihr gelieferten Mitteln ist ein unentbehrlicher Faktor im „Weltbild der Gegenwart". Das vorliegende Werk behandelt im 1. Band die verkehrsgeographischen Grundlagen, die wichtigsten Tatsachen der Verkehrsgeschichte und das eigentliche moderne Verkehrsmittel, die Eisenbahnen. Der 2. Band ist dem Seeverkehr und der Binnenschiffahrt gewidmet. Diesen beiden Hauptabschnitten schließen sich dann noch die Kapitel über die Stellung Deutschlands im Weltverkehr, Verkehrspolitik, Verkehr und Siedlung und die Beziehungen zwischen Kultur und Technik und Verkehr an. Alles in einer Darstellung, die der idealen Forderung solch zusammenfassender Werke, zugleich großzügig und durch Einzelheiten belebt zu sein, nach jeder Richtung hin gerecht wird. Besonders wohltuend berührt dann auch der Ton, auf den das ganze Werk, das sich durch Klarheit des Aufbaus und Anschaulichkeit des Stils auszeichnet, gestimmt ist.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT :: STUTTGART

Digitized by Google

Dresden – Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**

Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

ALBERT VON HOFMANN

Das deutsche Land und die deutsche Geschichte

603 Seiten mit 54 Kartenskizzen. Gebunden M 40.–

Soeben wurde das 4.–6. Tausend ausgegeben.

Wilh. Schäfer, Herausgeber der „Rheinlande": Das Buch von Hofmann bedeutet einen seltenen Reichtum. Es gibt, was in geschichtlichen Darstellungen nur den Großen gelingt, wirkliche Zusammenhänge, es deutet Schicksal, läßt Vergangenheit lebendig werden und Zukunft ahnen. Daß es in unseren Tagen erscheinen konnte, dürfen wir als einen Glücksfall buchen. Wenn zum mindesten jeder Lehrer es läse, würden wir die Hoffnung eines anderen deutschen Menschen haben, als wir ihn gegenwärtig kennen.

F. v. Oppeln-Bronikowski im „Tag": Ein Zauberschlüssel: erschließt die Erkenntnis geschichtlicher Zusammenhänge und Notwendigkeiten, wo man früher Spiele des Zufalls erblickte. ... Wirft ganz neue Lichter auf Orte, Landschaften, Flüsse und Gebirge, verleiht geschichtlichen Ereignissen ein neues Antlitz, klärt und ordnet das Gewirr alter Urkunden und Einzeltatsachen, die oft eine überraschende Bestätigung für die geschichtliche Beweisführung bilden. Die Arbeit ganzer Gelehrtengeschlechter erhält einen neuen Sinn, ein neues Ziel, ja vielfach überhaupt erst ein Ziel. . . .

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

☞ Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von **S. Hirzel** in **Leipzig** beigegeben, der gefl. Beachtung hiermit empfohlen wird. ☜

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Sechsundvierzigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1921

Stuttgart und Leipzig 1921 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLVI

(April bis Juni 1921)

Seite

Dr. Benedetto Cirmeni, Senator des Königreichs Italien: Die Schuld am Kriege. Bethmann Hollweg 1

Dr. Alfred Bachem: Grundlagen und Ergebnisse der Relativitätstheorie 11

Gustav v. Hubka, Oberst im Generalstabe, vormals österreichisch-ungarischer Militärattaché in Montenegro: König Nikolaus von Montenegro. Politische Erinnerungen 23. 174

Dr. Paul Ostwald (Berlin): Die Stellung Japans in der Weltwirtschaft 32

Ungedruckte Briefe des Erzherzogs Albrecht an Kaiser Franz Joseph I. Herausgegeben von Eduard v. Wertheimer. (Schluß) 38

Prof. Dr. Münch (Darmstadt): Magalhães und seine Erdumsegelung vor 400 Jahren 53

Georg Heinrich Hartmann: Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr 64. 149

Otto v. Boenigk (Jena): Auf dem Wege zur Euthanasie 78

Dr. v. Thadden-Trieglaff: Vor dreißig Jahren Landrat in Ostpreußen. Erinnerungen (Schluß) 81

Max Dessoir: Leben die Toten? Eine Kritik neuester spiritistischer Forschungen 97

Prof. Dr. Georg v. Mayr, Unterstaatssekretär z. D. (Tutzing): Die derzeitige Steuerpolitik. Ein Brief an die Redaktion der „Deutschen Revue“ 110

Aus den Briefen von Kurd v. Schlözer an seinen Bruder. 1862/63 113

Prof. Dr. Otto Münch (Darmstadt): Die Kontinentalsperre und ihre Wirkungen 124. 253

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister. Herausgegeben von Gustav Mayer 133. 237

Dr. W. Schweisheimer (München): Ärztliche Schweigepflicht 145

Digitized by Google

Seite

Bernhard Funck: Die Neuaufrichtung des jüdischen Staates in Palästina 164
H. Schulze van Wrede: Der Kampf der Götter um die Unsterblichkeit 184
Wolfgang Windelband (Heidelberg): Herbert Bismarck als Mitarbeiter seines Vaters 193
Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Über seine Tätigkeit als Generalquartiermeister und Chef des Generalstabes. (1882—1891.) Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 208
General Gröner: Die Reichseisenbahnen in Gegenwart und Zukunft 224
Dr. H. Hausrath, o. Professor der Forstwissenschaft, Freiburg i. B.: Die Zukunft unserer Waldwirtschaft 249
Arnold Winkler, Professor der neueren Geschichte an der Universität Freiburg in der Schweiz: Österreich. Ein Geheimbericht an die k. k. Regierung über die kritische Lage der Habsburger Monarchie um die Jahreswende 1866/67 263
Professor Carl Eitz (Eisleben): Der Schulunterricht als Grundlage der musikalischen Bildung des Volkes 279

Kleine Revuen

Literarische Berichte 91. 186. 283
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 191. 287

Digitized by Google

Die Schuld am Kriege

Bethmann Hollweg

Von

Dr. Benedetto Cirmeni, Senator des Königreichs Italien[1])

Der fünfte Kanzler des Deutschen Reichs hat das Reich selbst um wenig mehr als zwei Jahre überlebt. Und in diesen zwei Jahren hat er, im Gegensatz zu anderen, die eine weit größere Schuld an der furchtbaren Katastrophe tragen als er, in der größten Zurückgezogenheit gelebt und nichts getan, um wieder in die Höhe zu kommen, auch keinen Versuch gemacht, seine Verantwortlichkeit geringer erscheinen zu lassen und andere damit zu belasten.

Wer das Bedürfnis gefühlt hat, auszusprechen, daß Bethmann Hollweg dem Fürsten Bismarck nicht ebenbürtig war, braucht nicht gerade das Pulver erfunden zu haben. Bismarck war ohne Zweifel ein Genie, und auch auf dem diplomatisch-politischen Gebiete wachsen die Genies nicht wie die Pilze aus dem Boden. Weit weniger unverhältnismäßig wäre ein Vergleich mit seinem Vorgänger Bülow; aber auch an diesen reichte er sicherlich nicht heran, da er in dem hohen Amte, das beide bekleideten, weder Bülows umfassenden Verstand, noch seinen weiten Blick, noch seine besonderen diplomatischen Fähigkeiten bewiesen hat.

Bülow kam von der diplomatischen Laufbahn her, Bethmann Hollweg vom Verwaltungsdienst, in dem er rasch vorwärts kam, dank dem besonderen Wohlwollen des Kaisers Wilhelm II., dessen Korpsbruder er bei den Bonner Boruffen gewesen war.

Bülow ist ein geistreicher Mann, Bethmann Hollweg war ein braver Mann. Jener war stark, nahm gern den Kampf auf und leistete sogar dem Kaiser Widerstand; dieser war schwach, ließ sich den Kampf aufdrängen und wich fast immer, nach längerem oder kürzerem Widerstreben, zurück, nicht allein vor dem Kaiser, sondern auch vor der Umgebung des Herrschers und vor der Militärclique.

Bülow wurde zum Rücktritt gezwungen, nicht weil er eine parlamentarische Niederlage erlitten hatte — dies war nur die scheinbare Ursache —, sondern weil er seit dem Tage, an dem er dem Kaiser eine Demütigung bereitet hatte, in Ungnade gefallen war: er hatte bei Gelegenheit des bekannten Interviews,

[1]) Anm. d. Red. Wir freuen uns, im folgenden wieder einen Beitrag aus der Feder eines früheren italienischen Mitarbeiters unserer Zeitschrift bringen zu können. Daß wir dem hochgeschätzten Verfasser, der sich durch das Ganze seiner Ausführungen aufs neue als ebenso objektiver, wie nach der Wahrheit strebender Beurteiler deutscher Verhältnisse und Persönlichkeiten erweist, nicht in allen Einzelheiten beistimmen, braucht wohl kaum betont zu werden.

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

das Wilhelm II. dem Vertreter des „Daily Telegraph" gewährt hatte, in öffentlicher Reichstagssitzung erklärt, der Kaiser habe seinen Fehler eingesehen und ihm versprochen, künftig ohne vorherige Einwilligung des Reichskanzlers keine politischen Erklärungen abzugeben.

Niemand wird behaupten wollen, daß die Lage, die Bethmann Hollweg bei seinem Eintritt in das Reichskanzleramt vorfand, von Schwierigkeiten frei gewesen wäre. Das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich war niemals ein gutes gewesen; in den letzten Jahren hatte es sich durch die marokkanischen Wirren noch verschlechtert.

Die Beziehungen zu Rußland, die durch eine lange Tradition immer vortrefflich und äußerst herzlich gewesen waren und deren Pflege der greise Wilhelm I. noch auf seinem Sterbebette seinem Enkel so warm ans Herz gelegt hatte, waren wegen Österreich-Ungarns getrübt, hauptsächlich infolge der Annexion von Bosnien und der Herzegowina durch die Monarchie.

Während Frankreich die erste Macht war, die die Annexion auf das bereitwilligste anerkannte, wollte Rußland nichts davon wissen und wurde in seinem Widerstande durch England ermutigt.

Deutschland dagegen erklärte sich vollkommen solidarisch mit Österreich-Ungarn, auch für den Fall, daß man von dem diplomatischen Gebiet auf das militärische übergehen sollte; es zwang Rußland zur sofortigen Anerkennung und fügte ihm so eine tiefe Demütigung zu, die nicht verborgen blieb.

Rußland griff sofort zu Gegenmaßregeln: es schloß endgültig Frieden mit Japan und verständigte sich mit Italien über die Balkanhalbinsel zuungunsten des österreichisch-deutschen Einflusses und mit England über Persien, ebenfalls zum Nachteil des deutschen Einflusses.

England seinerseits schloß sich noch mehr an Frankreich an, dem es sich schon während des Marokkokonfliktes zwischen Deutschland und Frankreich genähert hatte. Es ging schon damals das Gerücht — wir wissen nicht, ob es auf Wahrheit beruhte —, gleich nach Agadir habe das Foreign Office am Quai d'Orsay sagen lassen: „Tut das, was ihr für nötig haltet; in jedem Falle werden wir an eurer Seite stehen."

Der neue Reichskanzler, der aufrichtig von liberalen Anschauungen und friedfertigen Empfindungen beseelt war, setzte unter diesen Umständen an die Spitze seines Programms die Ausscheidung alles dessen, was den Frieden stören könnte, und zwar in vollem Einverständnis mit dem Kaiser; dieser hatte ja bereits kurz nach seiner Thronbesteigung die friedlichsten Absichten gezeigt, indem er die bekannte internationale Konferenz für soziale Gesetzgebung nach Berlin berief.

Um sein Ziel zu erreichen, richtete Bethmann Hollweg seine Bemühungen zuerst nach Petersburg. Es gelang ihm, den Besuch des Zaren Nikolaus bei Kaiser Wilhelm in Potsdam herbeizuführen, der sofort in Reval erwidert wurde. Beide Zusammenkünfte wurden als unzweifelhafte Zeichen einer Rückkehr zu der traditionellen Herzlichkeit der russisch-deutschen Beziehungen gefeiert. Aber es fehlte nicht an unharmonischen Stimmen: sie kamen aus dem

Digitized by Google

panslawistischen Lager, in dem offen und hartnäckig darauf hingearbeitet wurde, einen Krieg gegen Österreich-Ungarn zu provozieren.

Bethmann Hollweg mit seinen ausgesprochen englandfreundlichen Tendenzen tat sein möglichstes, um mit England wieder zu einem festen Einverständnis zu gelangen, und scheute nicht davor zurück, auf die heikelste Frage einzugehen, die Frage der Marine, die den eigentlichen Erisapfel darstellte, denn England, das bereits auf dem industriellen Gebiete von der deutschen Konkurrenz geschlagen war, fürchtete die gleiche Konkurrenz auf dem Gebiete der Schiffahrt; hier um jeden Preis den Vorrang zu behaupten, hielt er für eine Lebensfrage des britischen Reiches.

Diese äußerst heikle Frage wurde in Berlin besprochen, wohin sich eigens der englische Kriegsminister Haldane begeben hatte. Sein Auftrag ging dahin, von Deutschland zu verlangen, daß es einen unzweifelhaften Beweis seiner aufrichtigen Freundschaft für das Vereinigte Königreich abgebe, indem es sich selbst für den Bau neuer Kriegsschiffe eine Schranke setze.

Diesem Verlangen widersetzte sich lebhaft der Marineminister v. Tirpitz. Er hielt daran fest, das Deutsche Reich müsse eine ebenso starke Kriegsflotte haben wie das britische Reich, um seine Untertanen und seinen Handel in allen Weltteilen wirksam beschützen zu können. An seine Seite stellten sich vereint die Umgebung des Kaisers, die Militärclique und die Konservative Partei, und übten einen starken Druck auf den Kaiser aus. Da der Reichskanzler, dem es sehr am Herzen lag, dem Deutschen Reiche die Freundschaft Englands zu erhalten, sich außerstande sah, die Opposition des Marineministers einfach zu besiegen, glaubte er zugleich die Ziege und den Kohlkopf retten zu können, indem er vorschlug, Deutschland solle dem Verlangen Englands nachgeben, wenn dieses sich dafür fest verpflichten wollte, im Falle eines Angriffskrieges gegen Deutschland neutral zu bleiben. Er glaubte, daß Deutschland unter dieser Bedingung, die die Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Deutschland ausschloß, eine Beschränkung seiner Kriegsflotte zugestehen könne. Aber das englische Kabinett nahm diese Bedingung nicht an, weil sie einen zu allgemeinen Charakter habe, und der Minister Haldane mußte nach London zurückkehren, ohne daß ein Abschluß erfolgt wäre.

Der Mißerfolg seiner Sendung hatte natürlich eine bedeutende Verschlechterung der englisch-deutschen Beziehungen zur Folge: nachdem alle Hoffnung auf eine Beschränkung der deutschen Schiffsbauten verschwunden war, bereitete sich England auf eine energische Vertretung seiner Interessen vor und ging endgültig in das deutschfeindliche Lager über.

Nicht allein der eiserne Kanzler, sondern auch Bülow, dem es weder an Voraussicht noch an Energie gebrach, hätten gegenüber der neuen Situation sofort Stellung genommen. Bethmann Hollweg dagegen, gerade weil er ein Schwächling war, fand weder den Mut, seine Entlassung einzureichen, noch die Entschlußkraft, seine politische Einstellung gegenüber England von Grund aus zu ändern. Auf der einen Seite ließ er der ihm von Tirpitz aufgezwungenen

Digitized by Google

Marinepolitik ihren Lauf, auf der anderen hielt er an seiner englandfreundlichen Politik fest und hoffte in seiner Naivität, er könne damit verhindern, daß die in der Marokkofrage zutage getretene englisch-französische Entente zu den äußersten Konsequenzen führte.

*

Schwäche und Naivität machten aus dem Manne, der von ehrlichem Wollen zur Aufrechterhaltung des Friedens beseelt war, einen der Hauptschuldigen an dem Ausbruch des ungeheuren Krieges und am Zusammenbruch seines Vaterlandes.

Daß der Kaiser aus Gier nach der Weltherrschaft den Krieg gewollt habe, ist eine der vielen Legenden, die die Entente ersonnen hat, um die Kriegswut gegen den mächtigen Gegner aufzustacheln. Die wirklichen Anstifter des verhängnisvollen europäischen Zusammenstoßes waren die Leiter der österreichisch-ungarischen Politik.

Diese waren in schwerer Sorge wegen der geographischen Situation, in die die Monarchie durch den Frieden von Bukarest geraten war, der den beiden Balkankriegen ein Ende machte: ihrem „Drang nach dem Osten" war dadurch eine unübersteigliche Schranke gesetzt, der Weg nach dem Orient war ihr verschlossen. Ferner waren sie aufs äußerste erregt durch die kecke panslawistische und panserbische Agitation, die die Grundlagen der österreichisch-ungarischen Herrschaft über Bosnien und die Herzegowina, dann aber auch über Kroatien und Slowenien erschütterte, und suchten nach Mitteln, um dieser Gefahr zu begegnen und die Monarchie vor der gefürchteten Katastrophe zu bewahren.

Zu diesem Zwecke wurden im Juni 1914 von diplomatischer und militärischer Seite Denkschriften ausgearbeitet, die die Aufmerksamkeit nicht allein auf die serbische Gefahr, sondern auch auf die neuerliche Haltung Rumäniens lenken sollten; denn dieses war trotz seiner Geheimverträge mit dem Dreibund ebenfalls auf dem Wege, den österreichfeindlichen Einflüssen Rußlands zu erliegen.

Im Besitze dieser Denkschriften ordnete der Minister des Äußern, Graf Berchtold, an, sie für den Deutschen Kaiser auszuarbeiten, um ihm zu beweisen, daß jene Agitationen nicht allein den Sturz der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch die Zerstörung des deutschen Einflusses auf die Türkei und den gesamten Orient bezweckten.

In Ausführung dieses Befehls wurde eine politisch-militärische Denkschrift zusammengestellt, in der außer den bereits erwähnten Dingen auch noch dargelegt wurde, daß Frankreich und Rußland fieberhaft darauf hinarbeiteten, einen neuen Balkanbund zustande zu bringen, dem Serbien, Rumänien, die Türkei und Griechenland mehr oder minder freiwillig, Bulgarien gezwungen beitreten sollten; daß in einem Kriege gegen Österreich-Ungarn Rußland an die Spitze dieses Bundes treten würde, daß nach der Niederwerfung der Monarchie die Militärmacht des Dreibundes der der Entente nicht gewachsen sein würde und

Digitized by Google

daß die letztere ohne weiteres Deutschland aus dem ganzen Orient verdrängen und ihm sogar Elsaß-Lothringen entreißen würde.

Man beschloß am Ballplatze, diese Denkschrift zugleich mit einem eigenhändigen Schreiben des Kaisers Franz Joseph dem Kaiser Wilhelm vorlegen zu lassen.

Als alles bereit war, erhielt man in Wien die Schreckensnachricht von der in Sarajevo erfolgten Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers und seiner Gemahlin.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr dieses entsetzliche Verbrechen ausgenutzt wurde, um Wilhelm II. auf das stärkste zu beeinflussen. Es wurde sofort eine Untersuchung angestellt, und als diese das erwünschte Resultat ergab, daß der Arm des Mörders in den Kreisen der serbischen Regierung bewaffnet worden war, wurde der Bericht, verstärkt durch einen passenden Hinweis auf die Ermordung des Königs Alexander von Serbien und seiner Gemahlin Draga, gleichzeitig mit der diplomatisch-militärischen Denkschrift und dem Handschreiben Franz Josephs dem Deutschen Kaiser übergeben. Wilhelm II., der Mystiker, der den Glauben hegte und bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit verkündigte, die Monarchen seien die unmittelbaren Vertreter der göttlichen Vorsehung, verlor, als er dies alles las, geradezu den Verstand.

Ein kluger Reichskanzler würde das tollkühne Spiel der österreichisch-ungarischen Regierung rechtzeitig durchkreuzt haben, falls er nicht eines vollständigen diplomatischen und im äußersten Falle militärischen Sieges der beiden Zentralmächte mehr als sicher war.

Allem Anschein nach begriff Bethmann Hollweg nicht zur rechten Zeit, wie außerordentlich schwerwiegend und wie ungeheuer gefährlich das war, was sich in Wien vorbereitete; jedenfalls besaß er nicht die Kraft, seinen hohen Herrn zurückzuhalten und ihn den starken Einflüssen der militärischen Autoritäten zu entziehen, welche fürchteten, daß der infolge der fieberhaften kriegerischen Tätigkeit Poincarés und Sassonows doch unvermeidliche Krieg, wenn er noch um einige Jahre verzögert würde, zu einer vernichtenden Niederlage der Zentralmächte führen könnte.

*

Es gab einen deutschen Diplomaten — es sei zu seiner Ehre gesagt —, der sofort einen Warnungsruf erhob, als er erfuhr, daß die österreichisch-ungarische Regierung kriegerische Absichten gegen Serbien hegte. Es war der Botschafter in Wien, v. Tschirschky, derselbe, der als Staatssekretär des Äußern nach Rom gekommen war, unmittelbar nach dem bekannten von Poincaré provozierten Zwischenfall wegen der „Manouba" und „Carthage". Kaum hatte er die erste kriegerische Nachricht erhalten, als er sich beeilte, einen Geheimbericht nach Berlin zu schicken, in dem er auf das dringendste die Aufmerksamkeit seiner Regierung auf die schweren Gefahren der österreichischen Politik lenkte.

„Hier," so sagte er, „sprechen die Leute einfach davon, mit Serbien ein Ende zu machen, als ob sie die Herren Europas wären, als ob sie nicht mit

Digitized by Google

ihren Verbündeten und den übrigen Mächten zu rechnen hätten; sie überlegen nicht einmal, daß bei einem Kriege gegen Serbien Italien und Rumänien sich auf die Seite Serbiens stellen würden."

Aber der Alarmruf des weitblickenden Botschafters hatte leider nicht den gewünschten Erfolg, vielleicht weil er zu spät kam, vielleicht auch, weil der Staatssekretär des Äußern v. Jagow, ebenso wie der Reichskanzler, der festen Überzeugung war, im Kriegsfalle würde England neutral bleiben.

Gewiß ist nur dies eine: Der Kaiser schrieb, nachdem er den Bericht gelesen hatte, an den Rand desselben das Urteil, er wundere sich, daß der Botschafter seine Befugnisse überschritten habe; ein Botschafter habe nur Bericht zu erstatten und keine Meinung zu äußern.

In dieser Randbemerkung und verschiedenen anderen, mit denen der Kaiser die diplomatischen Berichte versah, tritt sein Abscheu vor den Belgrader Königsmördern zutage.

Daß die deutsche Regierung noch fünf Tage vor dem Kriegsausbruch naiverweise fest auf die Neutralität Englands baute, geht zweifellos aus den diplomatischen Schriftstücken der Regierung selbst hervor.

Der erste, der eine entgegengesetzte Meinung äußerte, war der Minister di San Giuliano, der es für seine Pflicht hielt, seine Ansicht dem deutschen Botschafter mitzuteilen, und dieser beeilte sich natürlich, das deutsche Auswärtige Amt davon zu verständigen; aber die Mitteilung blieb ohne Folgen, wahrscheinlich weil sie keinen Glauben fand.

Kurz darauf, am 29. Juli 1914, wurde die Mitteilung des Marchese di San Giuliano der deutschen Regierung gegenüber bestätigt, nicht allein vom italienischen, sondern sogar vom — *französischen* Botschafter! Tatsächlich sandte in den Nachmittagsstunden dieses Tages Graf Szögyény, der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, folgendes *chiffrierte Geheimtelegramm* nach Wien: „Der hiesige französische Botschafter hat, wie mir der Staatssekretär erzählte, heute die Erklärung abgegeben, England würde sich ohne allen Zweifel „dès le premier coup" auf Frankreichs und Rußlands Seite stellen. Der italienische Botschafter hat Herrn v. Jagow gegenüber die gleiche Überzeugung ausgesprochen. Der Staatssekretär, *der bisher von der Neutralität Englands fest überzeugt zu sein schien*, wenigstens für den Beginn des Krieges, hat sich heute in dieser Beziehung sehr pessimistisch ausgedrückt."

Um das Unglück voll zu machen, wurde der naive Glaube Bethmann Hollwegs und v. Jagows an die englische Neutralität, der am 29. Juli durch die ausdrücklichen Erklärungen des französischen und des italienischen Botschafters erschüttert worden war, von der einflußreichsten Seite her wiederum verstärkt, durch das bekannte Londoner Telegramm des Prinzen Heinrich von Preußen an seinen kaiserlichen Bruder, in dem er über eine ihm vom König von England abgegebene Erklärung berichtete.

In dem letzten tragischen Moment, als der englische Botschafter in Berlin, nachdem das Mißverständnis, das zu dem Telegramm des Prinzen Heinrich

Digitized by Google

Anlaß gegeben hatte, aufgeklärt war, dem Reichskanzler die Teilnahme Englands am Kriege und ihre Motivierung durch die Verletzung der belgischen Neutralität bekannt gab, war der Reichskanzler durch diese Enthüllung, die ihm die Binde von den Augen riß, förmlich niedergeschmettert und rief aus: „Wie? Ihr wollt mit uns Krieg führen pour des chiffons de papier?" Dieses unglückselige Wort wurde von den Predigern der Entente aufgegriffen und mißbraucht; sie behaupteten, der Reichskanzler habe es zur Rechtfertigung der Neutralitätsverletzung in einer wohlüberlegten Rede im Reichstage ausgesprochen, ebenso wie das andere authentische Wort: „Necessitas non habet legem".

Es scheint uns angebracht, hierbei an den Ausspruch eines bekannten englischen Schriftstellers zu erinnern, der in einem während der ersten Kriegsjahre veröffentlichten Buche die Verantwortlichkeit für den Krieg England zuschreibt: denn wenn England zur rechten Zeit seine Absicht zu intervenieren bekannt gegeben hätte, so würde Deutschland sicher den Ausbruch des Weltbrandes verhindert haben.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen: An demselben 29. Juli 1914, an dem der französische und der italienische Botschafter der deutschen Regierung die Versicherung gaben, England würde intervenieren, kündigte die englische Regierung dem deutschen Botschafter ganz bestimmt den Abfall Italiens an.

Auch dies geht aus einem chiffrierten Geheimtelegramm hervor, das der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin in den Vormittagsstunden des genannten Tages an seine Regierung richtete. Es lautete:

„Fürst Lichnowsky hat heute telegraphisch gemeldet, daß Sir William Tyrrell (der Privatsekretär Sir Edward Greys) ihm folgendes mitgeteilt hat: Deutschland kann überzeugt sein, trotz einer gelegentlichen entgegengesetzten Äußerung, daß Italien, wenn aus dem gegenwärtigen Konflikt mit Serbien ein Weltkrieg entstehen sollte, nicht an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns stehen wird. Lichnowsky fügt hinzu, diese Mitteilung Tyrrells scheine ihm nicht auf einen Bluff berechnet zu sein; er habe vielmehr den Eindruck, es sei dies die wirkliche Überzeugung desselben, und sie stütze sich auf Berichte des englischen Botschafters in Rom."

Giolitti hat in den höchst wichtigen Erklärungen, die er im Dezember 1914 in der Deputiertenkammer abgab, die Enthüllung gemacht, Österreich habe bereits ein Jahr vorher seine Absicht kundgegeben, etwas gegen Serbien zu unternehmen, habe aber wegen des entschiedenen Widerstandes Italiens, dem sich Deutschland anschloß, davon zurücktreten müssen.

Die Erinnerung an diesen Widerstand mochte wohl der Grund dafür sein, daß 1914 Österreich-Ungarn verlangte und durchsetzte, daß Italien nicht ins Vertrauen gezogen wurde.

Aber sei es infolge des obenerwähnten Berichtes von Tschirschky, sei es, weil der Staatssekretär des Äußern v. Jagow, der ja mehrere Jahre hindurch Botschafter beim Quirinal gewesen war, die öffentliche Meinung Italiens und

Digitized by Google

die Grundsätze der italienischen Regierung im allgemeinen und des Marchese di San Giuliano insbesondere genügend kannte — es ist eine aus den diplomatischen Berichten unzweifelhaft hervorgehende Tatsache, daß Deutschland vom ersten Augenblick an über die Haltung Italiens äußerst besorgt war. Daher erhielt der Botschafter beim Quirinal sofort den geheimen Auftrag, den Marchese di San Giuliano auf die große Eventualität vorzubereiten, obgleich man Österreich-Ungarn versprochen hatte, Italien gegenüber das Geheimnis vollständig zu bewahren. Deshalb erhob später der österreichisch-ungarische Botschafter beim Quirinal gegen die deutsche Regierung wiederholt den Vorwurf des Verrates, den sie, und insbesondere ihr Botschafter, zugunsten Italiens begangen haben sollte.

Sobald der Marchese di San Giuliano die erste Kenntnis von der Sachlage erhielt, sah er mit bewunderungswürdigem Scharfblick die Folgen voraus und stellte sich sofort entschieden auf den Standpunkt der schärfsten Opposition gegen jeden Schritt Österreich-Ungarns in Belgrad.

Der deutsche Botschafter beim Quirinal, v. Flotow, und der deutsche Staatssekretär des Äußern v. Jagow — dies muß man zu ihrer Ehre sagen — hielten ihrerseits mit allen Kräften daran fest, Österreich-Ungarn müsse zu einem vorhergehenden Einverständnis mit Italien kommen und ihm die im Artikel VII des Dreibundvertrages vorgesehenen „territorialen Kompensationen" zugestehen; sie führten dabei auch den Kanzler und sogar den Kaiser ins Feld.

Die diplomatischen Schriftstücke über diesen Gegenstand sind zahlreich und ausführlich. Ich kann sie im Umfange dieses Aufsatzes nicht alle anführen, nicht einmal die wichtigsten, und muß mich auf zwei beschränken.

In dem Telegramm, das der österreichisch-ungarische Minister des Äußern, Graf Berchtold, am 28. Juli 1914 an seine Botschafter in Rom und Berlin richtete, ist u. a. zu lesen:

„Der deutsche Botschafter hat gestern und heute, im persönlichen Auftrag Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm, des Reichskanzlers und des Staatssekretärs dringende „démarches" bei mir gemacht und mich „um Gottes willen" gebeten, wir möchten, angesichts der schwierigen Lage und der drohenden Gefahren, mit Italien über die Auslegung des Artikels VII des Dreibundvertrages ins Reine kommen."

Am 30. Juli 1914 richtete Graf Szögyény, der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, an den Grafen Berchtold folgendes chiffrierte und streng geheime Telegramm:

„Während man bis vor kurzem in den hiesigen leitenden Kreisen der Eventualität eines europäischen Konfliktes mit der größten Ruhe entgegenzusehen schien, habe ich, wie ich gestehen muß, gegenwärtig die Empfindung, daß sie in den allerletzten Tagen von einer Nervosität ergriffen worden sind, die nicht allein auf die größere Aktualität der Frage zurückzuführen ist.

Die Ursache des plötzlichen Stimmungswechsels in diesen Kreisen ist sicherlich, wie ich schon in meinen Drahtberichten gemeldet habe, die Furcht, Italien

Digitized by Google

würde in dem bevorstehenden allgemeinen Konflikt seine im Dreibundvertrag niedergelegten Verpflichtungen nicht einhalten, im Gegenteil sei seine allgemeine Haltung gegen uns geradezu zweifelhaft.

Aber wenn der Dreibund — so schließt die deutsche Regierung weiter — nicht als ein geschlossenes Ganzes auftritt, so verschlechtern sich unsere Aussichten im Kriegsfalle beträchtlich.

Italien muß also unbedingt im Dreibunde gehalten werden, und zwar als aktiver Teilnehmer. Deshalb rät man von hier aus Ew. Exzellenz auf das dringendste, Sie möchten sich in der Auslegung des Artikels VII so „large" wie irgend möglich zeigen, Italien gegenüber in der Frage der Kompensationen die versöhnlichste Haltung einnehmen und sich so schnell wie möglich bereit erklären, diese Kompensationen zu gewähren und sofort darüber in Verhandlungen einzutreten. (Es versteht sich von selbst, auch nach der Ansicht der hiesigen Kreise, daß dabei vom Trentino nicht die Rede sein kann.)[1])

Dieser Wunsch Deutschlands bedeutet nach meiner festen Überzeugung keineswegs eine Abschwächung seiner Bundestreue gegen Österreich-Ungarn, sondern entspringt einzig und allein der Überzeugung, daß die Mittelmächte unbedingt den Beistand Italiens brauchen, um mit Sicherheit in den allgemeinen Konflikt eintreten zu können.

Wie mir der k. u. k. Militärattaché berichtet, hat der Chef des Generalstabs, Graf Moltke, sich in demselben Sinne über die Notwendigkeit eines sofortigen Einvernehmens mit Italien ausgesprochen.

Im Hinblick auf die ernste Situation kann ich nicht umhin, mich der oben ausgesprochenen Überzeugung der deutschen Regierung vollständig anzuschließen."

Aber alle Anstrengungen der deutschen Regierung und selbst des Kaisers Wilhelm, der in den letzten Tagen persönlich an den Kaiser Franz Joseph telegraphierte und ihn bat, er möge die Forderungen Italiens glatt bewilligen, da sonst der Dreibund und damit die Militärmacht der beiden Kaiserreiche vernichtet würde — alles blieb fruchtlos gegenüber dem passiven Widerstand des Grafen Berchtold, der sich darauf beschränkte, an dem Artikel VII des Dreibundvertrages seine byzantinischen Auslegungsversuche anzustellen.

Um einem jeden sein Teil zuzuweisen, muß hinzugefügt werden, daß Graf Berchtold, der der höchst schwierigen Lage und überhaupt den Anforderungen seines hohen Amtes längst nicht gewachsen war, auch ein Opfer des österreichisch-ungarischen Botschafters beim Quirinal, v. Merey, wurde; dieser hielt mit einer verhängnisvollen Hartnäckigkeit in seinen Berichten daran fest, man brauche sich nicht im geringsten um Italien zu kümmern, Italien erhebe nur ein Geschrei, um etwas zu erpressen, sei aber durchaus unfähig, von den Worten zu Taten überzugehen.

[1]) Was der Botschafter in der Parenthese sagt, steht im Widerspruch mit den Telegrammen v. Jagows, in denen er im Gegenteil betont, das Trentino müsse an Italien abgetreten werden.

Digitized by Google

Hätte der Reichskanzler Bethmann Hollweg die notwendigen Fähigkeiten für sein hohes Amt besessen, so würde er seiner Überzeugung und auch der des Kaisers Nachdruck verliehen und die österreichisch-ungarische Regierung vor ein aut-aut gestellt haben: Entweder vorhergehendes, volles Einvernehmen mit Italien, oder keine Solidarität mit Deutschland! Anstatt dessen duldete er, daß die österreichische Regierung, wie die englische, ihr Spiel mit ihm trieb.

Niemand kann Bethmann Hollweg anklagen, er habe bei dem Kriege in seiner inneren Politik Parteiinteressen oder in seiner äußeren Politik größenwahnsinnige Eroberungspläne im Auge gehabt. Ganz im Gegenteil! Im Innern war sein Verdienst die Vereinigung aller Parteien und die Achtung vor dem Parlament. Als der Kaiser vom Balkon des Schlosses aus der Berliner Bevölkerung den Kriegszustand verkündete und erklärte, von diesem Augenblick an gebe es für ihn keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche, da trat die Sozialdemokratische Partei ohne weiteres geschlossen in den heiligen Bund ein.

Obgleich in Deutschland das parlamentarische Regierungssystem nicht bestand, behielt Bethmann Hollweg immer Fühlung mit dem Reichstage, unterrichtete ihn von Fall zu Fall von den Kriegsereignissen und setzte ihn sogar in die Lage, über die Friedensvorschläge öffentlich zu verhandeln. Welch ein Unterschied zwischen dieser einfach konstitutionellen Regierung und gewissen, uns nur zu wohl bekannten „parlamentarischen" Regierungen!

Bethmann Hollweg war kein Kriegsverlängerer. Von oben unterstützt durch den Kaiser — auch der Kaiser war kein Kriegsverlängerer! — und von unten von der Sozialdemokratie, hoffte er zu einem Verständnisfrieden zu gelangen; besonders nachdem der Kaiser, vor die Wahl gestellt zwischen dem gemäßigten Kanzler und dem Marineminister v. Tirpitz, dem fanatischen Vertreter des unbeschränkten Unterseebootkrieges, sich für den Kanzler entschieden hatte.

Aber der Sturz des Marineministers entfesselte gegen Bethmann Hollweg einen wahrhaft höllischen Krieg, den Alldeutsche, Kriegsverlängerer, Konservative und aufrichtige oder unaufrichtige Patrioten auf das rücksichtsloseste führten, indem sie nicht müde wurden, den Kanzler als eine fortwährende riesige Gefahr für das Vaterland zu bezeichnen.

Bethmann Hollweg, der weder die Energie des eisernen Kanzlers noch einen sehr klaren Begriff von den Kriegszielen besaß, hatte nicht die Kraft für einen Gegenangriff; er hielt sich einfach aus Rücksicht auf seine Amtspflicht auf der Defensive, er begann ganz allmählich, gleichsam ohne es selbst zu bemerken, in der Frage des unbeschränkten Unterseebootkrieges nachzugeben, und schließlich kam es, wie es kommen mußte: er wurde von dem wütenden Strom mit fortgerissen, als dieser die Oberste Heeresleitung ergriff.

Am 12. Juli 1917, an dem Tage, als der Kaiser gezwungen war, zwischen dem Kanzler und der Obersten Heeresleitung, zwischen Bethmann Hollweg und Hindenburg-Ludendorff zu wählen, war die Wahl nicht mehr frei.

Digitized by Google

Wilhelm II. mußte dem „kategorischen Imperativ“ gehorchen; Bethmann Hollweg verließ in aller Stille den Palast in der Wilhelmstraße und Berlin und zog sich auf seine Besitzung Hohenfinow zurück, wo er am 29. November 1856 geboren war, und wo er am 3. Januar 1921 gestorben ist.

Vom Tage seines Rücktrittes bis zu seinem Todestage lenkte er ein einziges Mal die Aufmerksamkeit auf sich: als England und Frankreich von Holland dringend die Auslieferung des Kaisers verlangten, erbot er sich, als verantwortlicher Minister des unverantwortlichen Monarchen, sich selbst zu stellen.

Bethmann Hollweg, der fünfte Kanzler des Deutschen Reiches, kann in keiner Hinsicht mit Bismarck, dem Gründer des Reiches, verglichen werden; auch dem vierten Kanzler, dem Fürsten Bülow, war er nicht ebenbürtig.

Aber im Vergleich mit seinen Nachfolgern kann er, der sicherlich ein braver Mann war, beinahe auch als ein großer Mann erscheinen.

Grundlagen und Ergebnisse der Relativitätstheorie

Von

Dr. Albert Bachem

Mit der Einsteinschen Relativitätstheorie hat das menschliche Denken über den Kosmos eine neue Stufe erklommen Es ist, als wäre plötzlich eine Wand zusammengebrochen, die uns von der Wahrheit trennte; nun liegen Weiten und Tiefen vor unserem Erkenntnisblick entriegelt da, deren Möglichkeit wir vorher nicht einmal ahnten. Der Erfassung der Vernunft, welche dem physischen Weltgeschehen innewohnt, sind wir einen gewaltigen Schritt näher gekommen.“ Mit diesen Worten beginnt H. Weyl seine Vorlesungen über die Relativitätstheorie, jene große Gedankenarbeit Albert Einsteins, welche in jüngster Zeit die wissenschaftliche Welt in Erstaunen setzte und selbst bis in Laienkreise hinein Interesse erweckte.

Um welche Probleme handelt es sich in diesem Gedankenwerk? Um Raum, Zeit, Materie; um die letzten und höchsten Begriffe der Physik; um Begriffe, welche uns von Jugend auf als geläufig und anschaulich erschienen, welche aber in der Physik erst ihre strengere Fassung erhielten. Einstein zeigt, daß auch in der bisherigen wissenschaftlichen Definition dieser Begriffe Fehler steckten, welche eine Korrektur erforderlich machen. Die exakte Behandlung der Fragen, welche das Einsteinsche Relativitätsprinzip ausmachen, setzt bedeutende physikalische Kenntnisse und Beherrschung der mathematischen Sprache voraus. Wir wollen daher hier versuchen, mit Hilfe einer konkreten Fragestellung in das zur Rede stehende Gebiet der Physik einzutreten und dem Laien einen Einblick zu geben, um was es sich handelt.

Die Frage soll lauten: In welchem Bewegungszustande befindet sich unsere Erde?

Digitized by Google

Die Frage führt uns zurück in die Zeit vor etwa 400 Jahren. Damals erlebte die Menschheit eine ähnliche Umwälzung, wie wir sie heute durchmachen. Bis dahin war die Erde für sie eine ungeheuer ausgedehnte Scheibe, welche im Weltenraum ruhte. Über ihr der Himmel, unter ihr die Hölle. Was oben und unten war, war klar: Vom Fuß zum Kopf des stehenden Menschen: oben; umgekehrt unten. Das galt für jeden Menschen, das galt für jeden Ort der Erdscheibe. Nun aber häuften sich die Beweise für die Kugelgestalt der Erde; und überall auf dem Lande, auch uns gegenüber, lebten Menschen, die den Himmel „oben" sahen und die Erde „unter" ihren Füßen hatten. Aber was diese „oben" nannten, war unserem absoluten Begriff „oben" gerade entgegengesetzt, es war das, was wir, durch die Erde hindurchzeigend, unten nannten. Lange dauerte es, bis man einsah, daß es keine absoluten Richtungen „oben" und „unten" gibt, sondern daß oben und unten verschieden sind für alle verschiedenen Orte der Erde; daß es relative Begriffe sind, abhängig vom Beobachterstandpunkt. Damals war es der Raumbegriff, der das Kopfzerbrechen verursachte, heute ist es der Zeitbegriff. Wie damals die Richtungen im Raume relativiert wurden, so wird heute der Zeitbegriff relativiert. Das wollen wir an unserer Frage weiter diskutieren: In welchem Bewegungszustand befindet sich die Erde? Seit Kopernikus erkannte die Menschheit die Erde als eine Kugel, welche im Verlaufe eines Jahres eine fortschreitende Bewegung um die Sonne ausführt in einer Ellipse, die einem Kreise vom Halbmesser von 149 Millionen Kilometern nahe kommt; aber auch die Sonne steht nicht still; sie bewegt sich mit dem ganzen System ihrer Planeten durch die Fixsternwelt. Wir wissen neuerdings, daß unsere Erde samt dem Sonnensystem mit einer Geschwindigkeit von etwa 20 Kilometern in der Sekunde vom Sternbilde des Orion sich entfernt und dem Sternbilde der Leier zueilt. Wir könnten uns die weitere Frage vorlegen, ob vielleicht unser ganzes Sternsystem, die Milchstraße, die Nebel und Sternhaufen, die Tausende und Millionen von einzelnen Sternen, eine gemeinsame Bewegung besitzen, ein Vorwärtseilen, ein Sichdrehen im großen Weltenraum. — Aber ist diese Frage richtig gestellt? Bei allen Bewegungen geben wir einen Vergleichskörper an, gegen den die Bewegung stattfindet: um die Sonne, nämlich zwischen ihr und den Fixsternen hindurch, vom Orion weg, auf die Leier zu: immer konnten wir nur von einer relativen Bewegung sprechen. Alle Bewegung ist relativ; das wissen wir aus dem täglichen Leben: Wenn ich auf dem Deck eines Schiffes promeniere, so bewege ich mich mit Schrittgeschwindigkeit gegenüber dem Schiff; ich bewege mich mit einer anderen Geschwindigkeit gegen das Wasser, welches vom Schiff durcheilt wird, mit einer anderen dem Ufer entgegen, an welchem der Strom vorbeirauscht, der das Schiff trägt; schließlich bewege ich mich noch mit dem Ufer und der ganzen Erde innerhalb des Sonnensystems usw. Wenn ich von einer Geschwindigkeit spreche, etwa einer solchen von 10 Kilometern in der Stunde, so muß ich sagen, auf welchen Vergleichskörper die Bewegung bezogen ist. Wollen wir nun von der Bewegung der gesamten Sternenwelt sprechen, so müssen wir einen Körper oder eine Körper-

Digitized by Google

welt, ein Bezugssystem angeben, gegen welches wir die Bewegung messen. Steht uns ein solches zur Verfügung? Ein sichtbares nicht; doch hat die Physik die Existenz eines unsichtbaren, unwägbaren Körpers angenommen, welcher alle Weltenkörper durchdringt und alle Zwischenräume ausfüllt. Dieser alles durchdringende, allgegenwärtige Äther könnte vielleicht als Bezugskörper dienen, gegen den die Geschwindigkeit der Weltkörper gemessen werden könnte. Durch die schnelle Bewegung der Erde gegen den Äther könnte ja vielleicht ein Ätherwind auftreten, ähnlich wie beim schnellfahrenden Zuge die ruhende Luft als Wind sich bemerkbar macht. Und man könnte annehmen, daß man durch mechanische Messung des Ätherwindes die Erdgeschwindigkeit bestimmen könnte. Es hat sich gezeigt, daß das nicht der Fall ist. Weder existiert ein Ätherwind noch kann man sonstwie durch mechanische Experimente auf der Erde beweisen, in welchem Bewegungszustand sich die Erde befindet. Das gilt allgemein für jeden Beobachter, der sich in einem vollständig geschlossenen Raum aufhält. Sind wir in der geschlossenen Kajüte des Schiffes oder im dunkeln Abteil eines geräuschlos und ohne Erschütterungen auf gerader Strecke fahrenden Zuges, so wissen wir nicht, mit welcher Geschwindigkeit wir uns bewegen, sogar über die Richtung können wir uns täuschen. Alle mechanischen Experimente, die wir im Abteil ausführen können, fallen gleich aus, ob der Zug stillsteht oder fährt. Ein Stein fällt genau so, das Pendel einer Uhr schwingt gleich in beiden Fällen. Das alte klassische Relativitätsprinzip faßt diese Ergebnisse etwa zusammen in der Form: Es ist unmöglich, durch Erfahrungen innerhalb eines Systems von Körpern festzustellen, ob sich dasselbe in Ruhe oder in gleichförmig geradliniger Bewegung befindet. Dieses klassische Relativitätsprinzip der Mechanik war schon lange bekannt. Nach ihm können wir mit mechanischen Mitteln die Bewegung der Erde nicht nachweisen.

Doch schien sich unter Verwendung optischer Mittel eine Möglichkeit zu bieten, die Bewegung gegen den Äther zu messen: Die Messungen der Lichtgeschwindigkeit hatten ergeben, daß das Licht sich nicht unendlich schnell, sondern mit der endlichen, aber riesengroßen Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern in der Sekunde fortpflanzt. Diese endliche Ausbreitungsgeschwindigkeit des Lichtes, wie auch der Wärmestrahlung und der elektrischen Wellen durch den Raum hatte gerade zur Einführung des Äthers in die Physik gedient. Wenn das Licht jetzt von der Sonne abgeht, kommt es erst nach fast 8 Minuten auf der Erde an; wo befindet es sich in der Zwischenzeit, etwa nach 4 Minuten? Die Physik nahm als Träger des Lichtes den Äther an und sprach ihm die Eigenschaft zu, alle Wellen mit der gleichen Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern pro Sekunde fortzuleiten. Nun argumentierte man folgendermaßen: Wenn die Erde ruht, wird sie von Lichtwellen mit der Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern getroffen; bewegt sie sich aber, so muß die Geschwindigkeit des Lichtes gegen die Erde sich ändern; wenn z. B. die Erde von einem lichtaussendenden Sterne wegläuft, so muß das Licht die Erde langsamer erreichen, als wenn die Weltkörper ruhten; genau wie wenn ein Fliehender langsamer vom Verfolger

Digitized by Google

eingeholt wird als ein stehenbleibender Mensch; denn die relative Geschwindigkeit zwischen Verfolgtem und Verfolger ist im ersten Falle kleiner. Man glaubte so, aus der genau zu bestimmenden Lichtgeschwindigkeit die absolute Bewegung der Erde durch den Weltenraum messen zu können. Allerdings waren da noch Überlegungen nötig, welche Rechenschaft geben müssen über die Aussendung und die Aufnahme des Lichtes. Könnte erstens nicht durch eine Bewegung des lichtaussendenden Sternes die Lichtgeschwindigkeit selbst beeinflußt werden? So wird ja z. B. die Geschwindigkeit einer Flintenkugel gegen die Erdumgebung größer sein, wenn die Flinte im Augenblick des Abschusses sich in der Schußrichtung bewegt; ähnlich könnte es bei der Aussendung des Lichtes sein. Die Überlegungen von De Sitter an Hand der Doppelsterne zeigen, daß das nicht der Fall ist, sondern daß die Geschwindigkeit des Lichtes unabhängig ist von der Bewegung der Lichtquelle. Zweitens aber könnte das Licht von der Umgebung des lichtempfangenden Körpers, der Erdatmosphäre, mitgerissen werden, wie ja z. B. die Sternschnuppen durch unsere Atmosphäre gebremst werden oder der in die Atmosphäre fallende kosmische Staub durch sie mitgeführt wird. Der berühmte Versuch von Fizeau zeigt, daß eine Mitführung des Lichtes, eine Änderung seiner Geschwindigkeit durch die mit der Erde bewegte Atmosphäre nicht von meßbarer Größe sein kann. Bei dieser Sachlage müßte man nun wirklich erwarten, daß die Geschwindigkeit des Lichtes im Verlaufe des Jahres infolge des verschiedenen Bewegungszustandes der Erde verschieden gemessen werden müsse, und daß man in jedem Augenblick die wirkliche Bewegung der Erde gegen den Weltäther messen könne. Michelson hat ein Experiment ausgedacht, welches mit großer Genauigkeit diese Aufgabe lösen sollte; das Experiment ist von ihm und später von anderen Physikern ausgeführt worden; es hat aber trotz genauester Bedingungen und Berechnungen nicht zum erwarteten Ergebnis geführt; es zeigte, daß das Licht immer, unabhängig von den Änderungen der Erdgeschwindigkeit und ihrer Richtung die gleiche Geschwindigkeit, exakt 300 000 Kilometer, zeigte. Dieses Ergebnis stand im Widerspruch mit den bekannten Regeln der Mechanik; es ist, wie wenn ich vor den Verfolgern fliehe und doch genau so schnell eingeholt werde, wie derjenige, der stehenbleibt. Es widerspricht unseren Anschauungen von der Zusammensetzung der Bewegungen oder Geschwindigkeiten, es widerspricht der klassischen Mechanik, wie sie bis dahin die Physik beherrschte. Eine fast unüberwindliche Schwierigkeit schien da vorzuliegen: Wird zu einer Geschwindigkeit eine andere Geschwindigkeit addiert, so ergibt sich wieder die erste Geschwindigkeit; durch keinen Zusatz wird die Lichtgeschwindigkeit geändert. Doch soll dieser Widerspruch uns später beschäftigen; als wirkliches Ergebnis zeigt sich, daß es nicht möglich ist, den absoluten Bewegungszustand der Erde zu bestimmen, und zwar mit keinen Mitteln, weder durch mechanische noch durch optische. Dem alten Relativitätsprinzip der Mechanik können wir daher dies neue Ergebnis gegenüberstellen als das moderne Relativitätsprinzip der Optik oder auch allgemein als dasjenige der Elektrodynamik, denn die Lichtwellen sind mikroskopisch kleine elektromagnetische Wellen;

Digitized by Google

und auch durch eigentliche elektrische Experimente konnte die gesuchte Bewegung nicht festgestellt werden. So ergab sich also das Resultat, daß weder durch mechanische noch durch elektromagnetische Messungen der absolute Bewegungszustand eines Körpers, in diesem Falle der Erde, bestimmt werden kann. Nur was im Vergleich zu benachbarten Körpern geschieht, nur relative Änderungen, können bestimmt werden; von absoluten Bewegungen zu sprechen, hat keinen Sinn: es gibt keine geradlinig-gleichförmigen absoluten Bewegungen.

Man kann also überhaupt nicht feststellen, ob die Erde ruht oder sich bewegt; wir können demnach mit Ptolemäus die Erde als ruhend und Sonne und Fixsterne als bewegt betrachten; wir können mit Kopernikus Sonne und Fixsterne als ruhend und die Erde als bewegt annehmen. Wenn wir die Erde in fortschreitender Bewegung um die Sonne annehmen, so ist es der Vergleich mit den übrigen Planeten, der uns dazu ermuntert, und die größere Einfachheit, welche daraus für die Beschreibung unseres Sonnensystems folgt. Irgendein zwingender physikalischer Grund für diese Bevorzugung der Kopernikanischen Auffassung vor der des Ptolemäus existiert ebensowenig wie die Berechtigung, aus den vielen Erfahrungen des täglichen Lebens, nach denen die Erde uns als ruhend erscheint, auf die allgemeine Gültigkeit der Ptolemäischen Annahme zu schließen.

Wie kommt nun das merkwürdige Ergebnis der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit zustande, welches wir vorhin in seiner ganzen Schwere erwähnten? Es ist Einsteins Verdienst, den Widerspruch mit unserer Anschauung und der alten klassischen Mechanik gelöst zu haben. Daß die Schwierigkeit nicht mit einfachen Mitteln zu heben ist, leuchtet ein; Einstein mußte tief in unsere ältesten Denkgewohnheiten eingreifen, um die Lösung zu zeigen. Sein Weg geht über die Leiche des alten absoluten Zeitbegriffs. Bisher glaubte die Physik, daß die Zeit an sich und vermöge ihrer Natur gleichförmig und ohne Beziehung auf irgendeinen äußeren Gegenstand verfließe. Unabhängig von allem Geschehen und Messen sollte der Strom der Zeit fließen. Das ist nach Einsteins Kritik des Zeitbegriffes nicht der Fall; die Zeit ist keine absolute Größe, sie ist relativ, ihr Abfluß hängt ab von dem Bewegungszustand des messenden Beobachters. Nach Einstein gehört zur Untersuchung des Zeitbegriffes in erster Linie die Untersuchung der Möglichkeit der Zeitmessung. An die Spitze stellt er die Betrachtung der Gleichzeitigkeit zweier entfernter Ereignisse. Ob an ein und derselben Stelle des Raumes zwei Ereignisse gleichzeitig, vor- oder nacheinander stattfinden, ist kein Problem; das kann ohne Schwierigkeit beobachtet werden. Gehen aber an zwei getrennten Orten Ereignisse vor sich, was für Möglichkeiten haben wir dann, ihre Gleichzeitigkeit festzustellen? Wir wollen nach einer solchen Möglichkeit suchen: Zwei Kanonen, die in großen Abständen stehen, sollen gleichzeitig abgeschossen werden; wir begeben uns in die Mitte zwischen beide und beobachten den Schall. Hören wir nur einen Knall, nämlich beide Abschüsse zu gleicher Zeit, so sind auch die beiden entfernten Geschütze gleichzeitig abgefeuert worden. Wir könnten auch unsere Augen statt unserer Ohren benutzen und durch schräggestellte Spiegel das Aufblitzen der Schüsse beobachten. Das gibt vermöge

Digitized by Google

zweier verschiedener, aber gleichberechtigter Sinne zwei Bestimmungen der Gleichzeitigkeit. Sind beide identisch? Bei ruhiger Luft: ja! Bei bewegter Luft: nein! Auch wenn die Geschütze und der Beobachter auf einer schnellfahrenden Eisenbahn stehen, ergibt sich keine Übereinstimmung; durch die Bewegung des Systems gegen die Luft resultiert der Unterschied der Schallmessung gegen die Lichtbeobachtung. Man könnte nun leicht sagen: die Bestimmung mit dem Schall ist falsch; nur die mit dem Licht ist richtig. Aber auch das Licht bewegt sich mit endlicher Geschwindigkeit und wie von dem Schall, so eilt auch der Zug von dem Licht weg; und wie der Zug, so kann auch die Erde vor dem Lichte wegeilen, und eine Bestimmung der Gleichzeitigkeit auf der bewegten Erde wird je nach dem Bewegungszustand verschieden ausfallen. Gleichzeitig kann ungleichzeitig sein und umgekehrt; beides sind relative Begriffe, abhängig vom Bewegungszustand des Beobachters. Nur wenn die Lichtgeschwindigkeit unendlich groß wäre, wenn vom Aufblitzen eines Signals bis zur Wahrnehmung in größter Entfernung keine Zeit verginge, dann wäre eine absolute Zeitbestimmung möglich; dann könnte eine Verschiebung des Systems nichts mehr ausmachen. Aber eine unendlich große Geschwindigkeit gibt es nicht, auch die elektrischen Wellen der drahtlosen Telegraphie, auch die elektrischen Signale, die durch Drähte vermittelt werden, gehen mit Lichtgeschwindigkeit. Es ist daher unmöglich, eine absolute Zeitmessung auszuführen; und es fragt sich höchstens noch, wie wir praktisch die beste Zeitmessung vornehmen. Dazu benutzen wir natürlich das Licht und die Elektrizität, nämlich die Erscheinungen, welche die größten Geschwindigkeiten besitzen. Wir sagen also: wenn zwei Ereignisse, von ihrer Mitte aus optisch oder elektrisch beobachtet, gleichzeitig erscheinen, sind sie auch gleichzeitig. Dann haben wir eine brauchbare Definition der Gleichzeitigkeit und überhaupt der Zeitmessung. Aber die Annahme dieser Zeitmessung bringt eine schwerwiegende Folge mit sich. Wie wir vorher sahen, setzt diese Messung der Gleichzeitigkeit voraus, daß das Licht die Erde vom Rücken her mit gleicher Geschwindigkeit erreiche wie von vorne. Ob das stimmt, können wir nie und nimmer entscheiden. Wir können aber diese Annahme als Voraussetzung, als Grundlage unserer Zeitmessung, an ihre Spitze stellen. Wir fordern also zwecks Möglichkeit einer praktischen Zeitmessung die Konstanz der Lichtgeschwindigkeit. Man kann zeigen, daß für alle feinen Zeitmessungen, die physikalischen wie die astronomischen, diese Konstanz der Lichtgeschwindigkeit als Voraussetzung benutzt wird. Was aus ihr folgt, wollen wir an einem einfachen, erdachten Beispiel sehen:

Wir denken uns einen bewohnten Planeten, der nicht so glücklich daran ist wie unsere Erde, daß ihm durch Wechsel von Hell und Dunkel eine grobe Zeiteinteilung gegeben wäre. Es herrsche immer Dunkelheit auf ihm. Die Bewohner, die gute Astronomen seien, suchen nach einer Zeiteinteilung. Eine solche finden sie durch Beobachtung eines Doppelsterns; zeitweise bedecken sich bei ihrem Umlauf die zwei Sterne für einen Moment. Die Zeit zwischen zwei solchen Augenblicken nennen sie einen Tag, diesen teilen sie ein etwa in eine Million Sekunden.

Digitized by Google

Sie können auch die Lichtgeschwindigkeit des vom Sterne kommenden Lichtes messen und finden dafür 300 000 Kilometer pro Sekunde. Nun nehmen wir an, daß im Anfange Planet und Doppelgestirn gegeneinander ruhten, daß sie aber nach einiger Zeit sich schnell voneinander entfernten. Werden die Beobachter des Doppelsternes jetzt eine andere, eine geringere Lichtgeschwindigkeit messen? Man sollte es annehmen; denn durch das Weglaufen des Planeten vor dem Lichte des Doppelsterns müßte die Geschwindigkeit des von diesem ausgehenden Lichtes kleiner erscheinen. Doch vergessen wir da eine zweite Wirkung der relativen Bewegung: Durch die immer größer werdende Entfernung hat das Licht von einer zur nächsten Bedeckung eine größere Strecke zu durchlaufen und zu der Zusatzstrecke eine gewisse Zeit nötig. Dadurch verlängert sich jetzt für die Beobachter die Dauer des Tages. Auch der millionste Teil dieses, die Sekunde, die Einheit der Zeit, ändert sich. Mittels dieser messen sie aber die Lichtgeschwindigkeit, und man kann leicht berechnen, da beide sich im gleichen Verhältnis ändern, daß schließlich wieder die gleiche Lichtgeschwindigkeit gemessen werden muß. Dies ist auch kein Wunder: Wenn die Lichtgeschwindigkeit der Voraussetzung nach als konstant in die Messung hineingesteckt wird, so muß sie auch wieder als konstant herauskommen. Was hier an diesem fingierten Beispiel gezeigt wurde, das gilt aber für jede exakte praktische Zeitbestimmung. Damit ist das Rätsel von der Konstanz der Lichtausbreitung gelöst. Einstein hat diese Betrachtungen in aller Strenge mathematisch geführt und gezeigt, welche weitere Folgerungen sich aus der angedeuteten Zeitmessung ergeben. Es zeigt sich, daß zwei Beobachter, welche sich gegeneinander schnell bewegen, verschiedene Zeiten messen. Zwei kosmische Ereignisse, welche einem Erdbewohner gleichzeitig erscheinen (auch unter Berücksichtigung der endlichen Lichtgeschwindigkeit), können etwa einem Marsbewohner als ungleichzeitig vorkommen; oder was dem einen in einer Richtung folgt, folgt dem anderen in entgegengesetztem Ablauf. Auch zeigt sich, daß die Zeitmessung nicht ohne Rückwirkung auf die Raummessung bleibt. Mißt man von einem System in ein dazu bewegtes System hinein, so ergeben sich andere Längen und Raumwerte, als wenn beide Systeme zueinander ruhten. Es erscheint ein Gegenstand in der Richtung der Bewegung verkürzt, wenn er sich gegen den Beobachter schnell bewegt. Alle diese Erscheinungen der verschiedenen Zeitmessung, der räumlichen Verkürzung treten aber nur meßbar auf, wenn es sich um große Geschwindigkeiten handelt, um solche Geschwindigkeiten, welche der Lichtgeschwindigkeit vergleichbar sind. Es ist ein sehr wichtiges Ergebnis, daß bei den Kathodenstrahlen, welche nichts anderes als sehr schnell bewegte Elektronen sind, die Verkürzung der Elektronen resp. ihrer elektrischen Felder experimentell erkannt wurde, welche später durch Einstein ihre Erklärung gefunden hat. Ein weiteres physikalisches Ergebnis der Raum- und Zeitbetrachtungen Einsteins ist die Tatsache, daß durch noch so große Energiezufuhr kein Körper eine Geschwindigkeit bekommen kann, welche größer ist als diejenige des Lichtes und der elektromagnetischen Wellen. Je mehr Energie einem Körper zugeführt wird, dessen Geschwindigkeit schon angenähert 300 000 Kilometer in

Digitized by Google

der Sekunde beträgt, desto mehr wächst sein Trägheitswiderstand oder, wie der Physiker sagt, seine Masse, um im Grenzfalle der erreichten Lichtgeschwindigkeit jede Geschwindigkeitszunahme unmöglich zu machen. Da die Masse durch Energiezufuhr vergrößert werden kann, so ist sie nach dem Relativitätsprinzip nicht mehr konstant, wie die klassische Physik lehrte. Erst für die Summe von Energie und Masse gilt jetzt das Erhaltungsgesetz der Physik. Nach Einstein erscheint die Masse geradezu als eine besondere Form der Energie; und wir sind berechtigt, Stellen großer Masse, d. h. Körper großer Trägheit und großen Gewichts, als Energieanhäufungen zu betrachten. Die Atome speziell erscheinen nun als fast punktförmige Knoten konzentrierter Energie. Das alles sind Ergebnisse, die sowohl praktische Bedeutung für den Physiker haben, als auch von großem Werte für das Weltbild der Physik sind.

Neben all diesen physikalischen Folgerungen hat das Relativitätsprinzip auch zu wichtigen mathematischen und philosophischen Anschauungen geführt. Deutlicher noch als die anschauliche Betrachtung zeigt die mathematische, daß Raum und Zeit nicht getrennt nebeneinander stehen, sondern eng verknüpft miteinander vereint sind. Mathematisch lassen sich die drei Dimensionen des Raumes und die eine Zeitdimension zu einem vierdimensionalen Kontinuum vereinigen, in welches die physikalischen Gesetze und Ereignisse in formal schönster Weise sich einordnen. Vielleicht kann diese vierdimensionale raumzeitlose Welt philosophisch als unsere höchstmögliche Erkenntnis gedeutet werden, in welche selbst unsere Formen der Anschauung, Raum und Zeit, nicht mehr eingehen. Auch unsere mechanische Weltauffassung ist ja noch nicht frei von Sinnesqualitäten, nachdem sie Farben, Töne usw. in Bewegungen aufgelöst hat; erst der vierdimensionale raumzeitlose Verlauf des Geschehens hat Anspruch auf die weiteste Elimination sinnlicher Zutaten. In dieser vierdimensionalen raumzeitlosen Welt lassen sich die Erscheinungen mathematisch und physikalisch schöner und übersichtlicher darstellen als in unserer gewohnten Anordnung, in welcher die Einheit des physikalischen Weltbildes durch die Formen unserer Erkenntnis willkürlich in einen räumlichen und einen zeitlichen Teil zerschnitten wird. Zum Teil bezieht sich der im Anfang zitierte Ausspruch auf dieses Ergebnis der Relativitätsprinzips: Eine Schranke, welche für unsere Anschauung existiert, ist für die Wissenschaft beseitigt; nun liegt wieder freies Feld da, welches die Pioniere der Wissenschaft bearbeiten können.

Alles bisherige, Grundlagen wie Ergebnisse, bildet den Inhalt des speziellen Relativitätsprinzips. Dieses bezieht sich auf die geradlinige gleichförmige Bewegung; es besagt und gibt die Erklärung dafür, daß es unmöglich ist, vermöge mechanischer oder optisch-elektrischer Mittel eine geradlinige, gleichförmige Bewegung eines geschlossenen Systems nachzuweisen. Die mechanischen Gesetze, die Geschwindigkeit des Lichtes und der Elektrizität sind für alle gleichförmig bewegten Beobachter dieselben.

Einstein hat sich nun die Frage vorgelegt: Gilt nicht auch ein Relativitätsprinzip für Körper, die gegeneinander beschleunigt sind? Oder gibt es absolute

Digitized by Google

Beschleunigungen? Es scheint zunächst letzteres der Fall zu sein: Wenn man im geschlossenen Eisenbahnabteil sitzt, so bemerkt man das beschleunigende Anziehen der Lokomotive und ebenso die negativ beschleunigende Wirkung der Bremsen. Auch die Fahrt durch eine Kurve, welche einer Beschleunigung nach der Seite entspricht, entgeht uns nicht. Wenn der Aufzug beginnt, sich zu senken oder zu heben, so spüren wir auch diese Beschleunigung als ein eigentümliches Gefühl. Alle diese Beschleunigungen kann auch der Physiker durch Messungen im abgeschlossenen Raum zahlenmäßig bestimmen. Trotzdem zeigt Einstein, daß in allen angeführten Fällen der Beobachter sich als ruhend betrachten kann, wenn er die Anwesenheit von Gravitationsfeldern annimmt. Und entsprechend verhalten sich Gravitationsfelder ganz wie Beschleunigungsfelder. Das sehen wir bei der Betrachtung des freien Falles. Lassen wir einen schweren Körper los, so fällt er mit wachsender Geschwindigkeit, aber mit gleichem Geschwindigkeitszuwachs in der Sekunde zu Boden: Er fällt mit konstanter Beschleunigung. In einem gegebenen Gravitationsfelde, z. B. dem der Erde, fallen dazu alle Körper (wenn vom Widerstand der Luft abgesehen wird) gleichschnell, also mit derselben Beschleunigung. Einstein zeigt nun, daß für unsere Wahrnehmung dasselbe Resultat zustande käme, wenn der Erdboden sich mit konstanter Beschleunigung heben würde, und die Körper an Stelle der Gravitation nur ihrer Trägheit überlassen wären. Dann würden alle Körper relativ zur Erde dieselbe beschleunigte Bewegung zeigen; ebenso würde der Druck der Körper auf ihre Unterlage genau so wahrgenommen werden in diesem Beschleunigungsfelde wie sonst im Gravitationsfelde. Man kann sich also ein Gravitationsfeld durch ein entsprechendes oder äquivalentes Beschleunigungsfeld ersetzt denken. Daß dieses möglich ist, liegt, wie schon vorher erwähnt, an der Tatsache, daß alle freifallenden Körper die gleiche Fallbeschleunigung zeigen. Letzteres ist aber eine alte Erfahrungstatsache der Physik. Auch beim Anziehen der Lokomotive und beim Bremsen des Zuges oder beim Auf- und Abgehen eines Aufzuges treten überall gleiche Beschleunigungen auf. Nehmen wir etwa das Beispiel des anfahrenden Personenzuges. Alle Insassen bekommen einen Ruck nach dem Ende des Zuges hin, wenn der Zug seine Bewegung beginnt. Die übliche Erklärung sagt, das ist die Wirkung der Trägheit; der Zug beginnt seine Bewegung, wir suchen in Ruhe zu verharren; dadurch werden wir gegen die Wände angedrückt oder verlieren das Gleichgewicht. Man kann sich die Erscheinung aber auch so ausdenken, daß beim Beginn der Maschinenarbeit ein Gravitationsfeld entsteht, welches von vorne nach hinten dem Zuge entlang gerichtet ist. Dieses beschleunigt Insassen wie Umgebung nach hinten, so daß die ersteren nach rückwärts zu fallen suchen und angedrückt werden, indem sie von den Abteilwänden festgehalten werden, während die Landschaft mit allen ihren Gegenständen diesem Schwerefeld, sich zurückverschiebend, nachgibt. Und ähnlich kann man sich das Bremsen des Zuges vorstellen. Dabei bleibt nun der Zug in Ruhe; es treten keine Beschleunigungen auf, dafür aber befindet er sich während des Anziehens in einem entsprechenden Gravitationsfelde, welches genau die gleichen Erschei-

Digitized by Google

nungen zeitigt. Trotz der Schwierigkeiten, welche diese Vorstellung macht, läßt sich diese Äquivalenz von Beschleunigung und Schwerefeld ganz allgemein behaupten; sogar für den Fall von Rotationen, bei welchen bekanntlich Zentrifugalbeschleunigungen auftreten, hat Einstein die Betrachtungen durchgeführt. Wir kommen so wieder zu der Frage der Erdrotation und ihrer Begründung. Ist wirklich die Abplattung der Erde oder der Foucaultsche Pendelversuch beweisend dafür, daß die Erde rotiert und der Fixsternhimmel ruht? Würden nicht dieselben Erscheinungen resultieren, wenn die Erde stille stände und der Fixsternhimmel um sie mit Riesengeschwindigkeit umliefe? Aus Einsteins Betrachtung ergibt sich, daß die Abplattung der Himmelskörper nur durch ihre Rotation relativ zum Fixsternhimmel zustande kommt. Nicht die absolute Rotation, also eine Beschleunigung gegen Äther oder absoluten Raum, sondern die Relativbewegung gegen die Riesenwelt der Fixsterne erklärt die Erscheinungen, die früher als Beweise für absolute Rotation galten. Es ergibt sich, daß für die isolierte Erde, wenn der letzte Fixstern weggenommen wird, die Abplattung verschwindet, weil das Gravitationsfeld der umlaufenden Sterne gleich Null wird; gleichzeitig verliert dann auch der Begriff der Rotation seinen Sinn, weil kein Vergleichkörper mehr da ist, gegen den man die Rotation behaupten könnte.

Durch die eben geführte Betrachtung wird, nachdem schon in der speziellen Relativitätstheorie die gleichförmigen Bewegungen relativiert worden waren, nun auch die Relativierung der beschleunigten und unter ihnen auch der rotierenden Bewegungen durchgeführt. Das allgemeine Relativitätsprinzip zeigt, daß es keine absolut beschleunigten Bewegungen gibt. Damit entfällt nun auch für die beschleunigten Bewegungen und Rotationen der absolute Raum oder der Äther als brauchbares Bezugssystem; nur von Bewegungen zwischen wirklich bestehenden, sichtbaren, wägbaren Körpern kann man sprechen, also von relativen Bewegungen, nicht von solchen gegen einen unsichtbaren, unwägbaren Äther oder gegen einen absoluten Raum. Letztere sind Machwerke der menschlichen Phantasie, die hinausschweifend über das Näherliegende, Beobachtbare zum Unsichtbaren griff. In der Bildung dieser Begriffe ist der Mensch über das Ziel der möglichen Forschung und Erkenntnis hinausgegangen und muß nun den Rückweg in erlaubtes Gebiet antreten.

Neben diesen, das physikalische Weltbild allgemein beeinflussenden Ergebnissen hat das allgemeine Relativitätsprinzip zu wichtigen Folgerungen über die Wirkungen von Gravitationsfeldern geführt. Das allgemeine Prinzip geht von der Erfahrungstatsache aus, daß alle Körper, leichte wie schwere, gleichschnell fallen. Die Annahme der Äquivalenz von Schwere- und Beschleunigungsfeldern fordert, daß auch unmaterielle Gebilde, wie Lichtstrahlen, im Gravitationsfelde fallen, d. h. Lichtstrahlen müssen wie der geworfene Stein zur anziehenden Erde oder Sonne abgebogen werden. Die Frage der Ablenkung des Lichtes durch Gravitation ist bei Gelegenheit der letzten Sonnenfinsternis genau untersucht worden. Die englischen Expeditionen nach Brasilien und der Insel Do Principe

Digitized by Google

haben gezeigt, daß die während der Finsternis in nächster Nähe der Sonne beobachteten Sterne tatsächlich um den von Einstein berechneten Betrag von einigen Bogensekunden verschoben waren. Es ist dieses Ergebnis als wichtigste Bestätigung für die Richtigkeit der allgemeinen Relativitätstheorie angesehen worden. Einen weiteren Beweis für ihre Wahrheit bildet der von deutschen Physikern erbrachte Nachweis, daß die von der Sonne ausgesandten Lichtwellen um einen geringen Betrag, einige zehntausendmillionstel Millimeter von entsprechenden irdischen Lichtwellen abweichen. Schließlich spricht eine von Leverrier gefundene Unregelmäßigkeit in der Bewegung des innersten Planeten unseres Sonnensystems für die Richtigkeit des allgemeinen Relativitätsprinzips.

So ist durch exakte Beobachtungen die Richtigkeit des allgemeinen Relativitätsprinzips bewiesen; und mit ihm die Folgerungen, welche Einstein aus ihm gezogen hat. Die Verknüpfung des Raumzeitproblems mit dem der Gravitation lehrt, daß ohne Raum und Zeit keine Materie, aber auch umgekehrt ohne die Materie nicht Raum und Zeit vorhanden sein können; denn durch die Materie werden der Raumzeit erst die Maße aufgedrückt, welche sie beobachtbar und meßbar machen. Da nun die Materie der Welt nicht unendlich, sondern begrenzt ist, so ergibt sich aus diesen Überlegungen die Endlichkeit der Welt. Die mathematische Betrachtung zeigt, daß dem Raum eine mittlere Krümmung zugeschrieben werden muß, ähnlich wie der Erdoberfläche eine solche zukommt; und wie die zweidimensionale Erdoberfläche unbegrenzt, aber doch endlich ist, so gilt dasselbe auch für den dreidimensionalen Raum. Wie man durch geradliniges Fortschreiten auf der zweidimensionalen Kugelfläche der Erde schließlich zur selben Stelle zurückkommt, von der man ausgegangen ist, auf einer im dreidimensionalen Raum liegenden Kreislinie, so muß ein Lichtstrahl, der im dreidimensionalen Raum geradlinig verläuft, dieselben Stellen wieder passieren, indem er in der Raumzeit eine geschlossene Kurve beschreibt. Die Einsteinschen Gleichungen und die Möglichkeit der ungefähren Schätzung der Masse der Sternenwelt lassen die Größenordnung der Ausdehnung der Welt berechnen; während der Durchmesser unseres Milchstraßensystems nach Scheiner ungefähr 50 000 Lichtjahre beträgt und die Entfernung der nächsten Spiralsysteme eine halbe und mehrere Millionen Lichtjahre ausmacht, ergibt sich für die Strecke, die ein Lichtstrahl beim Durchlaufen der Welt zurückzulegen hat, um dieselbe Stelle wieder zu erreichen, 100 Millionen Lichtjahre.

Das sind, in großen Zügen genossen und ganz im konkreten gehalten und, soweit es möglich ist, dem Laien verständlich gemacht, die Gedanken des modernen Relativitätsprinzips. Auf den Grundfesten der exakten physikalischen Beobachtung ist nach den physikalisch-mathematischen Methoden der Induktion ein Lehrgebäude errichtet, das die physikalische Welt umfaßt. Die Folgerungen der Lehre von der Relativität sind wiederum an der Erfahrung geprüft und in vollstem Maße für richtig befunden worden.

Fragen wir uns nun, worin die gewaltige Bedeutung liegt, die alle fühlen oder ahnen, die sich mit diesem naturwissenschaftlichen Riesenwerk abgegeben haben:

Digitized by Google

Zweifellos fallen die meisten Früchte der Physik in den Schoß. Die Physik erfährt neben der exakten Definition ihrer Grundbegriffe und deren Reinigung von metaphysischen Zutaten eine Bereicherung um einen Begriff, der die Summe von Raum, Zeit und Materie in sich schließt und als physikalischer Weltbegriff definiert werden kann.

Die Allgemeinheit dieses Begriffs ist ermöglicht worden durch die enge Verknüpfung der Gravitation, die bis dahin immer eine Abseitsstellung in der Physik einnahm, mit den übrigen physikalischen Grundgesetzen. Sie ermöglichte die verbesserte Beschreibung der Planetenbewegung und der übrigen Erscheinungen in Gravitationsfeldern und befähigte das Relativitätsprinzip, sich an der Erklärung der Serienspektren und der Aufklärung der Atomstruktur zu beteiligen.

Es ist oft die Frage aufgetaucht, ob auch über den Rahmen der Physik hinaus das Relativitätsprinzip praktische Bedeutung für die Technik gewinnen könnte; und Rechnungen über den Energiegehalt der Kohleatome haben dazu beigetragen, für diese Frage eine Bejahung zu erwarten. Wohl gibt die Berechnung der inneratomaren Energien nach den Formeln der Relativitätstheorie eine Andeutung der gewaltigen Energievorräte, die dort lagern, und eine Erklärung für die beim radioaktiven Zerfall frei werdende Energie; doch ist auf diesen Wegen das Experiment vorangeschritten, und praktische Wege, den Atomzerfall herbeizuführen und die frei werdenden Energien nutzbar zu machen, zeigt auch das Relativitätsprinzip nicht. Von der praktischen Ausnutzung des Atomzerfalls sind wir wahrscheinlich noch weit entfernt.

Ich persönlich sehe die Hauptbedeutung des Relativitätsprinzips auf allgemein naturwissenschaftlichem Gebiete. Es ist ein Sieg der naturwissenschaftlichen Methode und der positivistischen Weltanschauung. Bedenken wir, daß alle Welterklärung von Mythenbildungen ausging, die als Erzeugnisse eines primitiv-theoretisierenden Geistes entstanden waren und dann mit dem Anspruch unbedingter Wahrheit dastanden. Hierhin gehören die Mythen von Erschaffung und Untergang der Welt, die Annahme der Begrenztheit der Welt, der Glaube an metaphysische Dinge, die niemals meßbar, wie absoluter Raum und absolute Zeit, oder niemals erkennbar, wie Geister, Kräfte und Zielstrebung, dennoch das Geschehen bestimmen sollen. Je mehr die Wissenschaft auf experimenteller Grundlage sich entwickelte und ihr Begriffssystem ausbaute und an der Erfahrung prüfte, um so erfolgreicher entzog sie dem Reiche des Mythus den Boden. Die Welt wuchs über den von letzterem gezogenen Rahmen räumlich und zeitlich hinaus: über Schöpfung und Weltuntergang, über Urzeugung und Katastrophentheorien, von der Erde durch die Planeten- und Fixsternwelt in die Welt der modernen Naturwissenschaft; und entsprechend mußten die mythischen Dogmen dem kritisch-experimentellen Denken weichen. Unter diesen Gesichtspunkten bedeuten Methode und Ergebnisse des Relativitätsprinzips einen bedeutenden Schritt vorwärts; denn das müssen wir nochmals besonders betonen: So phantastisch und unbegreiflich die Einsteinschen Gedanken vielleicht erscheinen,

Digitized by Google

sie beruhen nur auf dem wirklich Beobachtbaren, auf den meßbaren relativen Bewegungen und Beschleunigungen, auf den meßbaren relativen Räumen und Zeiten, und gerade solche Begriffe, welche über das Beobachtbare hinaus gebildet waren, die absoluten Zeiten und Räume, die absoluten Geschwindigkeiten und Beschleunigungen, die absolut meßbare Gravitation der Materie und der absolut ruhende Weltäther haben durch die exakten naturwissenschaftlichen Betrachtungen Einsteins ihren Todesstoß erhalten. Die Physik hat damit die Elimination des Übersinnlichen im höchsten Maße vollzogen; sie hat dann auf der Grundlage der gewonnenen reinen Erfahrung das Gebäude ihrer Begriffe errichtet; sie hat so in höchstmöglichem Maße das erreicht, was den Wissenschaften im Sinne der positivistischen Philosophie als Ziel vorschwebt. Es kann nicht ausbleiben, daß die anderen Geisteswissenschaften, die zum Teil noch sehr an mythologischen Vorstellungen und falschen Begriffen kranken, sich ein Vorbild an dem momentanen Hochstande der Physik nehmen und die Methoden, die zu diesem Ziele führten, verwenden. Am meisten hat bisher die Philosophie Anlaß genommen, sich mit den Methoden und Ergebnissen des Relativitätsprinzips auseinanderzusetzen, und es scheint jetzt schon, als müßten die Kantschen Lehren von Raum und Zeit einer eingehenden Revision unterzogen werden. Vor den anderen Wissenschaften hat allerdings die Physik einen großen Vorteil voraus, das ist die Benutzung der mathematischen Sprache. Diese ist klarer und reiner als die gewöhnliche Sprache der Menschheit, welche in ihrem Wortschatz und ihrem grammatischen Aufbau eine Unsumme mythologischer Elemente zeigt. Einstein und seine Mitarbeiter sind vor keiner mathematischen Schwierigkeit zurückgeschreckt, um durch die weitgehendste Anpassungsfähigkeit der mathematischen Sprache an die Probleme der Physik dem Gebäude die formvollendetste Gestalt zu geben. Es ist dies einer der Gründe dafür, daß das tiefere Eindringen in die reiche Einsteinsche Gedankenwelt große Schwierigkeiten bereitet.

König Nikolaus von Montenegro

Politische Erinnerungen

von

Oberstleutnant im Generalstabe Gustav v. Hubka,
vormals österreichisch-ungarischem Militärattaché in Montenegro

I.

Unter allen Staatsoberhäuptern des alten Europa ist kaum einem zweiten so verschiedenartige und vielfach ungerechte Beurteilung in der Öffentlichkeit zuteil geworden, als wie dem König Nikolaus von Montenegro.

Während ihm Lobredner aller Nationen in platter Form ausschließlich glänzende Eigenschaften und Herrschertugenden angedichtet haben, wurde er von anderer Seite als blutrünstiger Tyrann, als Ausbeuter des eigenen Volkes

Digitized by Google

oder als geldgieriger Scharlatan hingestellt, und selbst vorurteilslose Zeitgenossen betrachteten den Gospodar der Schwarzen Berge im günstigsten Falle als persönlich unbedeutenden Kleinfürsten, der seine Untertanen zu Hammeldiebstählen befiehlt.

Die politische Satire hatte in ihm ein geduldiges Opfer gefunden; man erzählte sich wohl auch, daß der König zeitweilig dichte, aber man gab sich nicht die Mühe, seine Werke zu lesen, geschweige denn sie zu verstehen, trotzdem sie in die meisten Kultursprachen übersetzt worden sind. Als Sehenswürdigkeit haben ihn viele flüchtig gekannt, nur sehr wenige hingegen haben ihn als geistig hochstehenden, welterfahrenen Mann und klugen Denker zu bewerten vermocht.

Kaiser Franz Joseph hatte sich auf Grund seiner reichen Menschenkenntnis und aus einem trefflichen, vom vormaligen Gesandten Freiherrn v. Macchio geschaffenen Charakterbild des Königs ein durchaus richtiges Urteil gebildet, welches der spätere Kaiser Karl, wie ich aus seinen Gesprächen entnehmen konnte, nicht unbedingt teilte.

Nicht immer sind Geringschätzung, böser Wille oder politische Nebenabsichten die Ursache abfälliger Beurteilung und ungünstiger Schilderungen gewesen. Diese dürften weit häufiger auf unzulänglicher und oberflächlicher Beobachtung der Person, auf der Empfänglichkeit für drollig anzuhörende oder politisch gewürzte Anekdoten und insbesondere auf dem Umstande beruhen, daß nur wenige Ausländer ausreichende Zeit und Gelegenheit gefunden haben, um den König auch außerhalb seiner Würde, als Menschen beobachten und beurteilen zu können.

Mir hatte sich diese Gelegenheit zuerst während der Balkankriege von 1912/13 dargeboten, indem ich als Militärattaché viele Wochen im montenegrinischen Hoflager weilte und dermaßen tagtäglich vom frühen Morgen bis in die Nachtstunden der unmittelbaren Umgebung des Königs angehörte. Unter dem wechselnden Eindrucke guter und unerfreulicher Nachrichten, oft auch am Schmerzenslager des gichtleidenden Königs sitzend, vermochte ich ihn in seinen natürlichen Veranlagungen näher zu beobachten, seinem Gedankengange auch in dessen ungekünstelten Formen zu folgen, und lernte somit Äußerlichkeiten oder Pose, in deren Anwendung der König sehr geschickt war, von offen gesprochenen Worten zu unterscheiden.

Da König Nikolaus zu Beginn des ersten Balkankrieges sehr stark Anlehnung an die österreichisch-ungarische Monarchie suchte, ward ich von ihm viel häufiger in vertrauliche Gespräche gezogen als andere Ausländer im Hauptquartier. Er speiste im Felde häufig nur mit mir allein, nahm mich auf stundenlangen Automobilfahrten oder auf Tagreisen mit sich, und wenn abends keine Kartenpartie zustande kam, ließ er mir seine eigenen Dichtungen vorlesen, um dann allerhand Rückblicke und Betrachtungen an sie zu knüpfen.

Solchermaßen lernte ich den alten König von ganz anderer Seite kennen, als es der Allgemeinheit, ja selbst den Diplomaten in Cettinje vergönnt gewesen ist. Ich mußte jenes Urteil, das ich nach Montenegro mitgebracht hatte,

Digitized by Google

in gar vieler Hinsicht gründlich berichtigen und vor allem feststellen, daß man die dem montenegrinischen Staate von so mancher Seite erwiesene Geringschätzung ganz ungerechtfertigterweise auf die Person des Königs übertragen habe.

Meine persönlichen Beziehungen zu König Nikolaus bedürfen einer kurzen Erklärung, denn sie sind vielfach falsch gedeutet und im Ausland sogar weit überschätzt worden. Es ist richtig, daß ich von seiner Seite dauerndes Wohlwollen und bis zu gewissem Grade auch Vertrauen genossen habe, deren Ursprung auf eine Begebenheit am Beginne des ersten Balkankrieges zurückzuführen ist.

Damals entgegnete ich einem anderen Militärattaché, der es lächerlich fand, den Beherrscher eines Zwergstaates mit „Sire" oder „Majestät" anzusprechen: „Da dies mein Kaiser tut, habe ich wohl keine Veranlassung, anders zu handeln und nebstbei die Formen der Höflichkeit zu verletzen."

Diese Äußerung wurde dem König hinterbracht, der mich seit jenem Tage sichtbar bevorzugte und häufig ins Vertrauen zog, wozu vielleicht auch der Umstand beigetragen haben mochte, daß der König im Verkehr mit mir sich der eigenen Landessprache zu bedienen in der Lage war.

Nach der Blockade der montenegrinischen Küste im Jahre 1913, die Montenegro zum Verzicht auf Skutari zwang, hielt es König Nikolaus für angezeigt, den Verkehr mit dem österreichisch-ungarischen Gesandten Freiherrn v. Giesl und mit dessen Nachfolger Herrn Otto auf kühle Förmlichkeiten zu beschränken, dafür aber ließ er mich desto häufiger zu sich bescheiden. Es geschah dies zu den verschiedensten Tageszeiten, auch nachts oder sehr früh am Morgen, stets aber mit Berechnung, denn fast sämtliche Gesandten hatten auf dem Schloßplatz ihre Vertrauensleute, die brühwarm berichteten, und dann freute sich der König im stillen ob der Mutmaßungen und Chiffredepeschen der stets aufgeregten Diplomaten.

Im Gespräch ging er, nach Art aller klugen Männer am Balkan, niemals unmittelbar auf sein Ziel los. Es kam auch vor, daß er den Zweck der Berufung anscheinend völlig vergessen hatte und mich nach gleichgültigen Erzählungen wieder entließ. Meist aber hatte der König irgendeinen politischen Wunsch oder Schmerz, dem gewöhnlich rascher und sicherer abzuhelfen gewesen wäre, wenn er sich direkt an den Gesandten oder Geschäftsträger gewendet hätte, statt mich als Mittelsperson zu benützen. Ich unterließ es keineswegs, hervorzuheben, daß der Militärattaché kein diplomatischer Beamter sei, und ließ auch darüber keinen Zweifel walten, daß ich vor dem eigenen Gesandten keinerlei politische Geheimnisse kenne, vielmehr volle Offenheit als selbstverständliche Pflicht erachte. Trotzdem blieb der König bei seiner Methode; er wußte weshalb, und etwas Intrige ist bei Balkanfürsten ebenso begreiflich wie bei ihrer Umgebung.

Während des ersten Balkankrieges war ich, mit Wissen des Gesandten, bzw. der Regierung, zweimal der Vermittler bestimmter Aufträge und Wünsche

Digitized by Google

des Königs; alle übrigen, mir in französischen und italienischen Blättern wiederholt zugeschriebenen politischen Geheimrollen, insbesondere in den Fragen von Skutari und des Lovcen, gehören in das Gebiet müßiger Erfindungen.

König Nikolaus war ein seinem eigenen Lande entstammender Balkanfürst und folglich in gewissem Sinne auch der Geistesrichtung und dem natürlichen Volksempfinden der Balkanbewohner unterworfen, die ihre morgenländischen Eigenarten niemals verleugnen können. So empfindet der Orientale beispielsweise die Unaufrichtigkeit nicht als unbedingt unmoralisches Gebaren, sondern sieht in ihr eine Waffe, deren sich der Schwache dem Stärkeren gegenüber in voller Gewissensfreiheit bedienen darf. Von dieser Auffassung vermochte sich weder der als Regent sehr tatkräftige und listige Sultan Abdul Hamid völlig frei zu machen, noch König Nikolaus, der freimütig einbekannte, daß in politischen Dingen gerade der durch die Jungtürken entthronte Sultan sein bester Lehrmeister gewesen sei.

Andererseits jedoch zeigte sich in König Nikolaus bei jeder Gelegenheit das Übergewicht eines männlichen Charakters und abgeschlossener westeuropäischer Bildung. Gerade diese sicherte, in Verbindung mit hochentwickelten Fähigkeiten und gewinnender Liebenswürdigkeit, ihrem fürstlichen Träger auch im grellfarbenen, goldgestickten Nationalgewand stets die volle Bewertung als geistig überragende Persönlichkeit.

Als junger Prinz hatte er zunächst durch einige Zeit die deutsch-evangelische Volksschule in Triest besucht, war dann nach Paris geschickt worden und verließ die Militärschule zu Saint-Cyr erst im August 1860, als er nach der Ermordung seines Oheims, des Fürsten Danilo, plötzlich die Regierung antreten mußte.

Von Seite seiner politischen Gegner wurde in späteren Jahren behauptet, daß dieser Regierungsantritt mit dem Blute von hunderten jener Stammesältesten erkauft worden sei, die dem jungen Fürsten unbotmäßig geschienen hatten, doch wird von unparteiischen Zeitgenossen sowohl die Zahl der Opfer viel geringer geschätzt, als auch die unmittelbare Schuld des Fürsten und nachmaligen Königs auf das bestimmteste in Abrede gestellt.

Man darf hierbei nicht übersehen, daß in den Balkanländern die Bewertung von Menschenleben, selbst in unseren Tagen, kaum höher steht als jene nützlicher Haustiere, ferner daß der instinktive Selbsterhaltungstrieb zur Anwendung derselben Gewaltmittel führen mußte, die man von den eigenen Widersachern als selbstverständlich voraussetzen durfte. Am Balkan galt seit jeher nur das Recht des Stärkeren, welcher mit der Vernichtung schwächerer Feinde nur seine Daseinsberechtigung erweist.

Ich kann es nicht widerlegen, ob König Nikolaus, der in jungen Jahren ein persönlich tapferer Krieger und wilder Draufgänger gewesen ist, nicht etwa auch eigenhändig manchen Türkenschädel abgesäbelt hat; völlig unwahrscheinlich ist es nicht, zumal in der alten Kriegsführung die Entscheidung stets im Handgemenge gesucht worden ist und somit nur jener Führer als solcher anerkannt

Digitized by Google

wurde, der es den übrigen Kämpfern im Gebrauche des Jatagans zum mindesten gleichtat.

Die barbarischen Sitten der Balkanvölker, verwundete und gefallene Feinde auf roheste Art zu verstümmeln, reichen auf jahrhundertalte Überlieferungen der Urväter zurück und galten als göttlicher Labetrank zur Stillung des Rachedurstes. Um so höher muß daher das Verdienst des Landesfürsten anerkannt werden, daß es seinem beharrlich veredelnden Einfluß nach vieljährigem Bemühen gelungen war, die Montenegriner von solcher als geheiligtes Recht angesehenen Roheit abzubringen. Ich war in den ersten Tagen des Balkankrieges selbst Zeuge, wie der König mit Einsetzung seiner Person gegen rückfällige Missetäter einschritt und schärfste Maßnahmen traf, so daß der vereinzelte Vorfall keine Wiederholung fand.

Die Abschaffung der Blutrache innerhalb des eigenen Volkes — auch diese war ein uraltes Vermächtnis der Vorfahren — ist gleichfalls ein Verdienst des Königs. Da hatte es ungezählte Vorurteile, Stammesfehden, Eifersüchteleien, Selbstanmaßungen und Vergeltungswünsche, vor allem aber ungezügelte Leidenschaften zu beseitigen gegeben, ehe es gelang, den Begriffen von Menschentum und Volksbewußtsein allgemeine Achtung zu verschaffen. Dies trotz aller Gegenströmungen erreicht zu haben, ist ein Lebenswerk, mit dem sich König Nikolaus ein kulturgeschichtliches Denkmal gesetzt hat.

In der politischen Satire hat man den Fürsten der Schwarzen Berge oft genug als kleinen Gernegroß dargestellt; insbesondere als er sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum im Jahre 1910 mit der Erhebung Montenegros zum Königreich verband. Diese Äußerlichkeit war nicht so sehr sein eigener Wunsch, als jener seiner ehrgeizigen Töchter und des Prinzen Mirko, welch letzterer für seine Nachkommenschaft königliche Ehren erstrebte. Der Fürst Nikolaus blieb auch als König seinen seit früher Jugend in patriarchalischer Einfachheit ausgeübten Lebensgewohnheiten treu; er vermied aus notgedrungener Sparsamkeit und mit gutem Geschmack jeden überflüssigen oder gar aufdringlichen Aufwand.

Sein Haushalt war von spartanischer Anspruchslosigkeit, seine Wohnhäuser in Cettinje und in einigen anderen Orten des Landes waren bescheidene Landsitze mit zumeist nur notdürftiger Einrichtung, die keinem mitteleuropäischen Kleinbürger genügt hätte. Die Empfangsräume des Konaks in Cettinje und der Villa Topolica bei Antivari zierten — in nicht immer glücklicher Zusammenwürfelung — einige Kunstgegenstände und Gemälde, durchwegs Geschenke europäischer Herrscher oder fürstlicher Verwandten; der übrige Hausrat war mehr als einfach.

Geschenke waren auch die aus Italien stammenden Hofautomobile, sowie mehrere Pferde des Marstalles und die kleine Dampfjacht „Rumia", hiemit aber ist die von außen kommende Freigebigkeit erschöpft gewesen, insoweit sie sich auf die Person des Königs bezog. Rußland hatte wohl für die Erhaltung des Heeres jährlich größere Beiträge gewidmet, und von der österreichisch-

Digitized by Google

ungarischen Regierung stammten fallweise Zuwendungen für bestimmte staatliche Zwecke, wie Straßenbauten, Anlage von Telegraphenlinien u. dgl., aber durchaus unrichtig ist die weitverbreitete Anschauung, der König habe für seine Person von auswärtigen Staaten Geldunterstützungen erhalten oder gar angesprochen.

Ebenso unrichtig ist die gehässige Behauptung, der König habe auf Kosten der Bevölkerung sich selbst bereichert, indem er beispielsweise Getreidespenden aus Rußland nicht verteilt, sondern verkauft haben soll. Solche Spenden waren dem Staate gemacht worden, und wenn bei ihrer Verteilung auch die Hofhaltung bedacht worden ist, so geschah dies mit vollem Rechte, zumal der Gospodar bis zum Jahre 1905 ein autokratischer Herrscher gewesen ist, also nach dem Beispiele weitaus mächtigerer Fürsten den Staat und seine Einnahmen in sich zu verkörpern berechtigt war. Trotz weiser Sparsamkeit in der Hauswirtschaft und Hofhaltung sind die Ausgaben des Hofmarschallamtes sehr beträchtliche gewesen; sie verzehrten die bescheidene Zivilliste des Herrscherhauses samt den unbedeutenden Einnahmen des Wirtschaftsertrages zur Gänze, und wenn es dem König im Laufe mehrerer Jahrzehnte dennoch gelungen ist, für seine Kinder einen Notpfennig beiseite zu legen, so ist dieser zweifellos auf durchaus rechtmäßige Art entstanden. Ob Börsenspekulationen, namentlich jene vor Ausbruch des Balkankrieges und vor dem plötzlichen Nachgeben des Königs in der Skutarifrage im Jahre 1913, hierbei eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben, bleibe dahingestellt, jedenfalls wäre der König ebenso berechtigt gewesen, eine politische Konjunktur auszunützen, wie zahlreiche andere Monarchen und Staatsmänner.

Über die Höhe des königlichen Privatvermögens werden sehr verschiedene, meist stark übertriebene Angaben gemacht, die durchwegs auf willkürlichen Annahmen beruhen, weil der König niemand im Lande Einblick in seine Privatschatulle und in die Verwahrungsbücher der Banken gestattete.

In seinen Lebensgewohnheiten unterschied sich König Nikolaus fast gar nicht vom Manne aus dem Volke, dessen Nationalgewand er im Lande ausschließlich trug, auch dann, als für die Armee eine feldmäßig einfache, russischem Muster nachgebildete Uniform zur Einführung gekommen war. Auf Reisen im Auslande bediente er sich mit Unbehagen und nicht immer stilgerecht der bürgerlichen Kleidung, nur bei offiziellen Anlässen in Petersburg und Wien legte er die Uniform als Inhaber seines russischen Schützenregimentes oder des österreichisch-ungarischen Infanterieregiments 55 an.

Leidenschaftlich, ja selbst während der Mahlzeiten Zigaretten rauchend, verzichtete er gerne auf üppige Tafelfreuden; der auf landesübliche Art am Spieß gebratene Hammel blieb sein Leibgericht, zu dessen Verzehrung er keiner westeuropäischer Verfeinerungen der eigenen Gewohnheiten bedurfte. Nicht als Leidenschaft, sondern als Zeitvertreib, der mitunter freilich bis in die Morgenstunden währte, liebte der König das Kartenspiel um immerhin hohe Einsätze, jedoch mit dem Grundsatz, daß sich innerhalb eines bestimmten Zeitabschnittes Gewinn und Verlust annähernd ausgleichen müssen.

Digitized by Google

Seine Spielpartner waren fast ausschließlich die Diplomaten, deren Gehälter einen gelegentlichen Verlust leichter verschmerzen konnten, als die Großen des Landes, die ohnehin stark in Schulden staken. Regelmäßig pflegte der König schon bei der ersten Vorstellung eines neuankommenden Diplomaten diesen zu fragen, ob er Kartenspieler sei, und wenn die Antwort verneinend ausfiel, drückte er — nach dem Vorbilde Talleyrands — sein inniges Bedauern darüber aus, daß dem unglücklichen Nichtspieler ein freudeloses Alter beschieden sein werde.

Das Familienleben war, bei strenger Wahrung der patriarchalischen Sitten, ein ungemein herzliches; Meinungsverschiedenheiten, die es in jeder großen Familie gibt, waren verhältnismäßig selten und fanden durch den Schiedsspruch des alten Königs fast immer ein versöhnliches Ende. Eine Ausnahme bildete nur der Schwiegersohn Peter Karageorgjević.

König Nikolaus war wohl um drei Jahre älter als König Peter von Serbien, hätte aber diesem auf dem Wege ins Jenseits recht gerne den Vortritt gelassen, um so mehr, als er sich selbst noch sehr jugendlich fühlte und nur zur Ergänzung des äußeren Eindruckes sich den Schnurrbart tiefschwarz färbte. In dieser Richtung war der sonst so einfache Gospodar etwas eitel, denn er hatte stets als schöner, kraftstrotzender Mann gegolten. Doch mit den Jahren war die böse Gicht über ihn gekommen und warf ihn oft für mehrere Tage auf das Schmerzenslager; dann ließ er nur höchst selten jemand vor, um nicht bemitleidet zu werden, denn das Gliederreißen verwandelte auch den ruhmgekrönten Heerführer und Georgsritter in eine wimmernde Jammergestalt.

Weitaus leichter trug er sein zweites Gebrechen, die zeitweilig sich einstellende Schwerhörigkeit, zumal sie sich meist nur dann stärker fühlbar machte, wenn weniger erfreuliche Mitteilungen der Gesandten oder klagende Berichte der Minister entgegenzunehmen waren.

Die Anwendung des Hörrohres gehörte bereits zur Betätigung des schauspielerischen Talentes des Königs, dem eine durchaus ernste Bedeutung zukam. Wie schon erwähnt, stand König Nikolaus der orientalischen Auffassung, daß sich der Schwächere im Kampfe gegen den Stärkeren nicht bloß der List und Doppeldeutigkeit, sondern auch der Lüge als Waffe bedienen dürfe, nicht immer ablehnend gegenüber. Er handelte hiebei unter unbewußtem Zwange, indem er infolge andauernder Abhängigkeit von der Politik der Großmächte seinen Mantel nach dem Winde drehen mußte.

Da aber natürliche Offenheit doch den Grundzug seines Charakters bildete und vielleicht auch infolge gemachter Erfahrungen, daß die politische Lüge gleichfalls kurze Beine habe, vermied er es, sich auf plumpe Verdrehungen oder durchsichtige Unwahrheiten einzulassen, sondern zog es vor, dramatisch zu wirken, wobei ihm sein unverkennbares Talent in der geschickten Anwendung von Geste, Mimik und Pose, in Verbindung mit klug berechnender Redeform sehr zustatten kam. Manch unerfahrener Diplomat ist diesen Eigenschaften unterlegen und verhalf dem König zu billigem Erfolge.

Digitized by Google

Solche Erfolge wurden oft genug auch durch die Auswahl der nach Cettinje entsendeten Diplomaten erleichtert, denn gerade der Posten des bevollmächtigten Ministers in Montenegro wurde in den auswärtigen Kanzleien fast aller Staaten meist nur als solcher für Anfänger oder für minder befähigte Gesandte betrachtet, die man versorgen mußte.

Gewiß bestätigen Ausnahmen diese Regel, aber im allgemeinen darf behauptet werden, daß König Nikolaus allen jemals in Cettinje beglaubigt gewesenen Ministerresidenten, Gesandten und Geschäftsträgern an Scharfblick und politischer Klugheit zum mindestens ebenbürtig gewesen sei, weitaus die meisten jedoch geistig überragte.

Daß der König innerhalb seines Landes der beste, bis in unbedeutende Einzelheiten Bescheid wissende Geograph und Geschichtskenner, aber auch der verläßlichste Kenner des gesamten Staatshaushaltes und fast aller Staatsangestellten gewesen ist, darf angesichts seiner langen Regierungszeit und der bescheidenen Größenverhältnisse des Fürstentums und späteren Königreiches nicht verwundern. Aber — der König wußte nicht nur alles, was innerhalb der Grenzen vorging, sondern war durch seine Familienbeziehungen auch darüber stets rechtzeitig in Kenntnis, was an den Höfen von Petersburg, London, Rom, Darmstadt und Belgrad summte oder brodelte.

Er hatte sich durch Verleihung einer höheren Klasse des als Kleinod sehr wirkungsvollen und begehrten Daniloordens unter angesehenen Schriftstellern, Zeitungsprälaten, Börsenfürsten verschiedener Staatsangehörigkeit manchen ergebenen Freund und geschickten Zuträger zu erwerben gewußt; seine Beziehungen waren somit gar weit verzweigt und ließen ihn vieles wissen, was die Diplomaten kaum ahnten. Kein Zweifel: der alte König war ihnen allen weitaus über und war sich dieser geistigen Überlegenheit auch voll bewußt.

Halb im Scherz und halb im Ernste bemerkte er einmal zu mir: „Der beschränkte Horizont von Cettinje scheint auch jenen der „embarrassadeurs des impuissances" einzuengen, denn es ist auffallend, was für Leute zumeist hieher gesendet werden. In mehr als fünfzig Jahren habe ich bloß drei vollwertige Diplomaten zu begrüßen gehabt: General v. Thömmel, Freiherrn v. Macchio und Freiherrn v. Giesl."

Ich nehme an, daß der König, um mir eine Aufmerksamkeit zu erweisen, nur österreichisch-ungarische Vertreter aufgezählt habe und daß es auch solche anderer Staaten gegeben habe, deren Namen sich den drei genannten ebenbürtig anreihen dürfen; immerhin bleibt das Urteil des Gospodars sehr bezeichnend.

Montenegro war beim Regierungsantritt des Fürsten Nikolaus im Jahre 1860 ein Staat, dessen Größe nicht einmal jene des Landes Salzburg erreichte, der keinen Zugang zum Meere besaß und von türkischen Bedrängern nicht allein rings umgeben war, sondern solche sogar als Pfähle im eigenen Fleische (Podgoritza und Nikschitsch) hatte dulden müssen.

Glückliche Züge erwirkten am Berliner Kongreß die Vergrößerung um nahezu die Hälfte des alten Bestandes, und nach Beendigung der Balkankriege

Digitized by Google

von 1912/13 war zwar nicht das erstrebte Höchstmaß an Gebietszuwachs, wohl aber eine weitere Abrundung erreicht worden, die Montenegros Flächeninhalt etwa jenem von Niederösterreich gleich brachte. König Nikolaus durfte sich also als Mehrer des Reiches betrachten, trotzdem er die Vollstreckung des politischen Testamentes seiner Vorfahren, die Erwerbung der Buchten von Cattaro und Castelnuovo, bis zum Beginne des Weltkrieges nicht einmal versuchen zu dürfen in der Lage war.

Dieses auf den Wladika Peter I. zurückreichende politische Vermächtnis hatte einerseits einen geschichtlichen Hintergrund, indem die Buchten von Cattaro nach dem Sturze der Herrschaft Napoleon I. vorübergehend tatsächlich von Montenegrinern besetzt gewesen waren, andererseits kann ihm eine natürliche Berechtigung nicht abgesprochen werden, denn nicht Antivari oder Dulcigno, sondern Cattaro ist der einzig brauchbare Hafen für Montenegro.

Die Erkenntnis der Unmöglichkeit, solche Pläne verwirklichen zu können, verwies den König auf die Politik gutnachbarlicher Beziehungen, wobei er — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — zeitweilig in die Rolle des unartig trotzenden Kindes verfiel, das nach gelinder Züchtigung wieder fügsam wird.

Für Kaiser Franz Joseph hegte er hohe persönliche Verehrung, deren Aufrichtigkeit nicht bezweifelt zu werden braucht. Sie entsprang dem Gefühle der Dankbarkeit für die ritterliche Behandlung, die der Kaiser des mächtigen Nachbarreiches auch dem Fürsten der Schwarzen Berge jederzeit entgegenbrachte, indes andere Monarchen es an gelegentlichen Demütigungen nicht fehlen ließen und dem armen Verwandten das Abhängigkeitsverhältnis oft recht unzart zu fühlen gaben.

Dem Beispiele Rußlands folgend, hatte König Nikolaus seinem Lande zwar eine Verfassung und ein Parlament bewilligt, dessenungeachtet fühlte er sich durch und durch als autokratischer Herrscher und empfand die Mitwirkung der Volksvertreter an der Gesetzgebung und Regierung als einen Eingriff in die ererbten Fürstenrechte.

„Ein Parlament für Montenegro" — sagte er einmal zu mir — „ist ein viel zu lockerer Zügel für ein noch ungeschultes Pferd."

Ernste Sorge bereitete ihm das Anwachsen der großserbischen Bewegung im eigenen Lande, von der er annehmen mußte, daß sie mit der Vereinigung aller Südslawen auch die Beseitigung seiner Dynastie anstrebe. Hätte diese Befürchtung nicht bestanden, oder wenn etwa gar die Dynastie der Petrović aus Njeguschi an Stelle jener der Karageorgjević ausersehen gewesen wäre, im serbischen Zukunftsstaate die führende Rolle zu übernehmen, — dann allerdings hätte er diese Bewegung wahrscheinlich sogar gefördert, um sich im gegebenen Augenblick an ihre Spitze zu stellen.

Das Schicksal hat indes anders entschieden. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Stellung Japans in der Weltwirtschaft

Von

Dr. Paul Ostwald (Berlin)

Unzweifelhaft ist Japan die Macht, die aus dem Weltkrieg ohne erhebliche Menschenverluste die größten Vorteile hat ziehen können, aber ebenso steht es fest, daß die räumliche Entfernung, in der wir uns von Japan befinden, stark dazu beiträgt, die sprunghafte Fortentwicklung der japanischen Weltmachtstellung während der Kriegsjahre, wenigstens was die wirtschaftliche Seite anlangt, leicht zu überschätzen. Es wird immer viel zu viel vergessen, daß schließlich nicht die Anzahl der Fabrikschornsteine maßgebend sein kann für die weltwirtschaftliche Bedeutung eines Landes, daß hier letzten Endes doch andere Faktoren entscheidend sind, die vornehmlich in der körperlichen Geeignetheit eines Volkes für die Methoden der modernen Industrie zu suchen sind. Man macht in Europa, und nicht zum wenigsten bei uns in Deutschland, den großen Fehler, hiesige Verhältnisse so ohne weiteres auf ein Land und ein Volk zu übertragen, das in Naturanlage, in Kultur und Geschichte eine so ganz andere Entwicklung aufzuweisen hat. Es wird übersehen, daß die Japaner wohl große Fähigkeiten im Nachahmen von jeher gezeigt haben, daß sie aber niemals ein Volk der Erfinder gewesen sind. Haben sie doch nicht einmal eine selbständige Kultur aufzuweisen, ist diese doch ganz und gar von China übernommen. Wirkliche Selbständigkeit treffen wir nur auf künstlerischem Gebiet, das aber in keiner Weise eine ausreichende Grundlage für die moderne Weltwirtschaft mit ihrer Fabrikindustrie abgeben kann. Dieser künstlerische Trieb im Volke kann sogar als ein gewisses Hemmnis für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes im modernen Sinne angesehen werden, denn er macht zur Betätigung an der Maschine unlustig. Dazu kommt dann das Fehlen der körperlichen Kräfte bei dem japanischen Arbeiter. Er als Vegetarier ist in keiner Weise den körperlichen Anstrengungen des Fabrikbetriebes so gewachsen wie der weiße Arbeiter. Alles das muß in Erwägung gezogen werden, wenn wir einigermaßen objektiv die japanische Stellung in der Weltwirtschaft und ihre Aussichten für die Zukunft beurteilen wollen.

Von größter allgemeiner Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung Japans in Gegenwart und Zukunft ist seine in China gewonnene politische Machtstellung. Denn es hat sich dadurch besondere Vorrechte auf chinesische Kohlen- und Eisenbergwerke und die Nachfolge in den deutschen Bergwerksrechten auf der Halbinsel Schantung sichern können.[1]) Damit ist es aber aus seiner immer so schwer fühlbaren Eisen- und Kohlennot herausgekommen. Es hat sich dadurch überhaupt erst die für jede moderne Industrie so notwendigen Grund-

[1]) Vgl. dazu meine Arbeit: Die Großmächte in Ostasien. Langensalza 1918.

Digitized by Google

lagen schaffen können. Denn die japanischen Inseln sind eisenarm, bis zu 83 Prozent seines Bedarfs an Roheisen, an Maschinen, Dampfern usw. hat Japan vor dem Kriege einführen müssen. Kohle ist an sich im Lande genug vorhanden, aber die japanische Kohle ist weich und außerordentlich rußig, so daß sie im besonderen als Schiffskohle kaum zu verwenden ist. Dieser Mangel an den wichtigsten industriellen Rohstoffen ist jetzt gehoben, die Halbinsel Schantung ist kaum eine Tagereise von der Insel Kiuschiu entfernt, so daß Eisen und Kohle bequem herübergeschafft werden können. Es ist selbstverständlich, daß dieser Umstand, der mit dem überreichlichen Geldzufluß während des Krieges infolge der großen Lieferungen Anreiz genug bringen mußte, die japanische Industrie und die japanische Schiffahrt schnell vorwärts zu treiben.

Fragen wir nun aber nach den Erfolgen der japanischen Industriearbeit, die durch die zahlreichen Neugründungen von Fabriken aller Art so erheblich zugenommen hat, daß heute die 60 Prozent der Bevölkerung, die vor dem Kriege noch in der Landwirtschaft tätig waren, heute beinahe für die Industrie in Betracht kommen, so ist im großen und ganzen zu sagen: es ist Ware, die der europäischen und amerikanischen Konkurrenz nicht standzuhalten vermag. So werden z. B. heute nach wie vor alle Werkzeugmaschinen aus dem Ausland bezogen, hauptsächlich aus England, alle Lokomotiven kommen aus Amerika. Gewiß ist Japan auch zur Erzeugung von Maschinen übergegangen, und die japanische Presse hat es während des Krieges nicht daran fehlen lassen, laut zu verkünden, daß die japanischen Erzeugnisse den ausländischen durchaus gleichwertig seien, aber die nach dem Frieden wieder einsetzende amerikanische und englische Konkurrenz hat sie, was zu erwarten war, hart Lügen gestraft. Am bedeutendsten ist hinsichtlich der Eisenindustrie die Herstellung von Schiffsraum gewachsen. Japan erzeugt gegenwärtig schon mehr an Schiffsraum als Deutschland in der Vorkriegszeit. Im Jahre 1919 wurden 700 000 Tonnen auf 18 Werften hergestellt, und davon waren 660 000 Tonnen Stahlschiffe.

Besser steht es mit den Aussichten der schon vor dem Kriege für Japans Außenhandel wichtig gewordenen Baumwollindustrie, allerdings nicht deshalb, weil Japan hier Qualitätsware im Sinne der englischen Industrie zu leisten vermag, sondern weil China und Indien hierfür als Hauptabsatzgebiete in Betracht kommen, die auch mit geringerer Qualität zufrieden sind, wenn sie nur billiger ist. Die sprunghafte Entwicklung der japanischen Baumwollindustrie kommt am deutlichsten in der Zahl der Spindeln zum Ausdruck. Diese betrug

im Jahr	1896	65 000
„ „	1908	1 403 000
„ „	1914	2 816 038

und soll jetzt bald die Zahl von 5 Millionen erreicht haben. Wie stark die japanische Konkurrenz für die englische Industrie in Indien geworden ist, geht daraus hervor, daß nach dem „Textil Mercury" vom 20. Dezember 1919 Japan nach Indien ausführte:

Digitized by Google

im Jahre 1913/14 für 93 000 Pfund Sterling
„ „ 1918/19 „ 3 553 000 „ „

Im Vergleich dazu lieferte England:

1913/14 für 2 378 000 Pfund Sterling
1918/19 „ 2 238 000 „ „

Trotz der besseren Qualität des englischen Garnes ging also die englische Einfuhr zurück, während die japanische stieg.

„Das große Geheimnis dafür," so sagt der Verfasser des Artikels im obengenannten Blatt, „liegt darin, daß in Japan alle beteiligten Elemente zusammenarbeiten: Regierung, Fabrikanten, Geschäftswelt, Banken, Schiffahrt. Die englische Arbeit hat an Exaktheit natürlich vieles voraus, aber es werden auch für sie ganz gehörige Preise verlangt. Jedenfalls ist für die geringeren Garnsorten japanischer Herstellung der indische Markt ungeschützt."

Nach China sucht die japanische Industrie neuerdings nicht nur auszuführen, sondern sie ist eifrig bestrebt, in China selbst Baumwollgarnfabriken zu errichten, um die chinesische Konkurrenz, die im Wachsen begriffen ist, beizeiten abwehren zu können. Tsingtau ist besonders für den Mittelpunkt japanischer Baumwollindustrie in China ausersehen worden, da sich nach dem Urteil japanischer Sachverständiger die feuchte Luft Tsingtaus besonders gut zur Herstellung von Baumwollgarn eignet. Nicht weniger als sechs Spinnereien sind in letzter Zeit in Tsingtau gegründet worden mit ungefähr 200 000 Spindeln.

Zu beachten bleibt bei der japanischen Baumwollindustrie, daß sie nicht nur Garn von geringerer Qualität liefert, sondern eben fast nur Garn, und nur im beschränkten Umfang Fertigwaren. In letzter Zeit ist allerdings hier eine Steigerung zu bemerken, aber sie ist relativ gering geblieben und ihre Qualität steht europäischen und amerikanischen Waren bedeutend nach.

In der Seidenindustrie wird Japan natürlich nach wie vor seine bedeutende Stellung behalten. Seide war ja von jeher das wertvollste Ausfuhrprodukt Japans. Neuerdings hat man durch die Einfuhr von italienischen und französischen Kokons die Qualität der Seide nicht unbedeutend verbessert und hat die Züchtung der Seidenraupen so fördern können, daß eine fünfmalige Ernte im Jahre möglich ist, die sich fast gleichmäßig über das ganze Jahr verteilt.

Als Ausfuhrprodukt, allerdings auch nur für den chinesischen und indischen Markt, kommen noch Streichhölzer in Betracht. Das Urteil englischer Sachverständiger lautet auch hier gerade nicht sehr günstig.

Weit hinter den Erwartungen der Japaner sind die Versuche geblieben, ihrem Vaterlande eine selbständige Farbstoffindustrie zu schenken. Es sind eine ganze Anzahl von chemischen Fabriken neuerdings ins Leben gerufen, aber es waren doch nur zu sehr Vorschußlorbeeren, die auch hier wieder die japanische Presse nahm, wenn sie verkündete, daß Japan sich in kurzer Zeit auf dem Gebiete der chemischen und insbesondere der Farbstoffindustrie selbständig machen würde. Das Fehlen der deutschen Fabrikate während des Krieges, die Unzufriedenheit

Digitized by Google

der japanischen Verbraucher mit den amerikanischen und englischen Fabrikaten waren an sich auch eine überaus gute Gelegenheit für die einheimische Industrie. Aber die Tatsachen, wie sie sich nach dem Frieden gestaltet haben, zeigen, daß die Erfolge der japanischen Industriebetätigung auch hier recht mangelhafter Natur sind. Denn die japanischen Fabriken verlangen jetzt 35 Prozent Aufschlag auf den bestehenden Importtarif, um nicht durch die Einfuhr vom Ausland gefährdet zu werden. Aus Deutschland sind denn auch schon wieder im Frühjahr dieses Jahres für 4 Millionen Yen Farben nach Japan ausgeführt worden, und es sind weitere große Abschlüsse mit deutschen Fabriken über Lieferung von Farben getroffen. Die japanische Textilindustrie, die als wichtigste und umfangreichste des Landes beansprucht werden kann, hat Farben ja so nötig, ebenso die Porzellanindustrie. Die letztere allerdings will sich mit einheimischen Farben zu begnügen versuchen, doch bleibt es zweifelhaft, wie weit ihr das gelingen wird.

Man wird also über die Entwicklung der japanischen Industrie, die heute noch dazu unter dem Zusammenbruch vieler Schwindelunternehmen zu leiden hat, wie das ja infolge der Kriegsverhältnisse gar nicht anders denkbar war, für die Zukunft dem beistimmen müssen, was der englische Handelssachverständige in Jokohama am Anfang dieses Jahres nach London berichtete: „Die wirtschaftliche Lage Japans ist reich an Gefahrquellen. Über die ungeheuren Fortschritte dieses Landes ist nun schon viel gesprochen und geschrieben worden. Aber man hat nicht klar genug erkannt, daß eigentlich dieses Aufblühen lediglich doch abnormen Verhältnissen zuzuschreiben ist, die sich aus Japans besonderer Lage während des Krieges ergaben. Dagegen hat der Geist der Nation durchaus nicht irgendwelche grundsätzliche Änderung erfahren, aus der man in konkurrierenden Ländern irgendwie Besorgnisse zu schöpfen brauchte. Allerdings hat Japans Volkswirtschaft ein größeres Maß von Unabhängigkeit erlangt, und seine Industrien machten bedeutende Fortschritte . . ."

Etwas anderes ist es mit der japanischen Schiffahrt. Hier haben wir es aber auch mit einem volkstümlichen Beschäftigungszweig zu tun. Die Schiffahrt liegt dem Japaner im Blute. Reedereien über Reedereien sind während des Krieges und nach dem Krieg entstanden, und vor allem kam der völlige Ausfall der großen deutschen Konkurrenz Japan zu Hilfe. Zur Zeit fahren japanische Frachtdampfer auf zwölf verschiedenen Routen. Mehr als hundert der besten Schiffe mit einem Raumgehalt von 600 000 Tonnen versehen den Dienst von Japan nach Europa. In dem Indischen Archipel versehen 54 Dampfer mit zusammen 154 000 Tonnen eine ausgedehnte Küstenschiffahrt. Nach Britisch-Indien fahren 29 Dampfer, nach Australien 27, nach Amerika 51. Die „Nippon Yusen Kaisha" darf gegenwärtig als die größte Reederei der Welt angesehen werden; sie hat die Absicht, im Zeitraum von fünf Jahren ihre Schiffszahl so zu erhöhen, daß sie 1925 über 153 Schiffe zu verfügen hofft, die dann einen Rauminhalt von 1,12 Millionen Tonnen haben werden. Es ist natürlich anzunehmen, daß die Japaner mit der Zeit sich einer schärferen Konkurrenz von seiten

Digitized by Google

Englands, Amerikas und Hollands werden erwehren müssen, doch werden sie sich sehr schwer aus der einmal errungenen Stellung in der Weltschiffahrt verdrängen lassen. Die Fahrten nach Europa, Amerika und Australien scheinen ihnen vorläufig durchaus sicher zu sein.

Es ist nun selbstverständlich, daß sich für uns Deutsche auf Grund dieser allgemeinen Tatsachen auch die Frage erhebt, welche Aussichten unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu Japan haben werden. Da wird man allgemein im voraus sagen müssen, daß diese in keiner Weise ungünstig zu nennen sind. Es muß dabei vor allem daran gedacht werden, daß Japan nicht zu den deutschfeindlichen Staaten gehört, daß im Gegenteil die Deutschfreundlichkeit dort groß ist, weil die allgemeinpolitische Lage Japan zwingt, mit uns zu rechnen. Das uns feindliche Angelsachsentum ist auch Japans Gegner, und die Tokioer Regierung muß gegenwärtig sehr vorsichtig lavieren, um nicht zwischen die Mühlsteine eines vereinten Angelsachsentums zu geraten. Der schon vor dem Kriege und während des Krieges von japanischer Seite verfolgte Plan eines japanisch-russisch-deutschen Blockes ist nicht aufgegeben, wenn er auch infolge der politischen Verhältnisse in Rußland und bei uns hat verschoben werden müssen. Aber für Japan liegt hierin die einzige Rettung der Zukunft, wenn es nicht doch einmal der angelsächsischen Weltherrschaft erliegen soll (vgl. darüber im genaueren mein Buch: „Das moderne Japan", Velhagen & Klasing, Bielefeld 1920). Man wird also in Japan an sich Bereitschaft finden, mit uns auch wirtschaftlich zusammenzugehen, soweit es möglich ist.

Wir führten vor dem Kriege nach Japan u. a. hauptsächlich aus: Maschinen, Farben, Stangeneisen, Eisendraht, Eisenblech, Dynamomaschinen, Spielwaren. Der Bedarf an deutschen Waren ist auch heute wieder stark vorhanden, wenigstens was Maschinen, Farben und Spielwaren angeht. Japan wünscht wieder deutsche Maschinen zu haben, und so sind z. B. im Frühjahr dieses Jahres erhebliche Kaufverträge über deutsche Webstühle abgeschlossen worden. Von den Farben sprachen wir schon oben. Bei der japanischen Spielwarenindustrie, die im Kriege und nach dem Kriege stärker hervorgetreten ist, steht es ähnlich wie bei der Farbindustrie. Die einheimische Industrie kann nicht die guten Waren liefern, die man früher aus Deutschland erhielt, und so ist das Verlangen danach doch wieder groß geworden.

Umgekehrt bezogen wir vor dem Kriege aus Japan in der Hauptsache Rohseide, Kupfer, Bohnenöl. Wir brauchen diese Rohstoffe auch heute noch, und es wäre sogar die Möglichkeit vorhanden, für Japan ein Hauptabnehmer in bezug auf diese Rohstoffe zu werden, so daß wir diesen Staat wirtschaftlich und politisch dadurch an uns fesselten. Bekanntlich reicht unser eigener Kupfervorrat nicht für unseren Bedarf. Vor dem Kriege bezogen wir Kupfer besonders aus England und Amerika. Diese Staaten werden uns in Zukunft reichliche Schwierigkeiten machen, so daß Japan als der gegebene Kupferlieferant für uns in Betracht kommt. Bei der Seide könnten wir einen Plan aufgreifen, den kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges japanische Seidenhändler

Digitized by Google

schon zur Durchführung gebracht hatten, der aber dann infolge der eintretenden Kriegsereignisse aufgegeben werden mußte. Im Frühjahr 1914 waren nämlich zwischen der japanischen Seidenindustrie und der Sibirischen Bahn Verträge abgeschlossen worden über die Verfrachtung von Seidenballen nach Moskau. Der lange und zeitraubende Seeweg nach Marseille sollte vermieden, die Seide sollte schneller auf den europäischen Markt gebracht werden, und Moskau war als Mittelpunkt des japanischen Seidenhandels in Europa ausersehen worden. Hier sollten wir einsetzen und dafür sorgen, daß eine deutsche Stadt infolge der zentralen Lage unseres Vaterlandes von Japan bevorzugt würde, sobald überhaupt wieder mit der Sibirischen Bahn zu rechnen ist. Es würde das ein wichtiges wirtschaftliches und politisches Bindeglied zwischen den beiden Staaten werden, und auch der materielle Verdienst für unsere Vermittlerrolle würde nicht gering sein.

Zu vergessen ist ferner nicht, daß Japan in Zukunft kaum ohne abendländische Unterstützung seine Industrie fortführen kann, da es, wie wir anfangs schon sagten, kein Volk der Erfinder ist. Daß es da gern auf Deutsche zurückgreifen wird, die als Ingenieure und Werkmeister in den Fabriken tätig sind, ergibt sich aus der politischen Lage ebenso wie aus der Hochschätzung deutscher Leistungen. Es ist bezeichnend, welche wichtige Rolle in dieser Hinsicht schon die deutschen Kriegsgefangenen in Japan gespielt haben. So hat z. B. der deutsche Ingenieur Hafels, der im Lager von Nagoya als Kriegsgefangener saß, der dortigen Waggonfabrik die Konstruktion von Automobilen beigebracht. Andere Kriegsgefangene haben Fabriken die Herstellung von Waschmaschinen, landwirtschaftlichen Maschinen usw. gezeigt. Die Porzellanindustrie arbeitet in ihren Verzierungen nur nach deutschen Mustern; wir sehen hier also sogar einen deutschen Einschlag auf künstlerischem Gebiet. Japan braucht für seine industrielle Entwicklung die Köpfe, und unsere Sache wird es sein müssen, daraus auch für uns wirtschaftliches und politisches Kapital zu schlagen, nicht aber wie vor dem Kriege in gleichgültiger Weise dem Angelsachsentum die Bahn freizugeben.

Gute Beziehungen zu Japan sind uns nicht nur wichtig für eine Stärkung unseres allgemeinpolitischen Ansehens und des direkten Handelsverkehrs mit dieser Großmacht des fernen Ostens, sondern auch für den Wiederaufbau unserer Wirtschaft in China. England ist nach wie vor bemüht, uns nach China nicht hineinzulassen. Ebensowenig ermutigen die neuesten amerikanischen antijapanischen und antienglischen Pläne zu Hoffnungen für uns, da diese ein Zusammengehen der Vereinigten Staaten von Amerika mit Frankreich vorsehen. Hat Amerika schon von sich aus allein den Wunsch, mit seinem Eintreten für die offene Tür in China den dortigen Markt ausschließlich sich zu sichern, so wird der französische Einfluß ein Wiederaufleben der deutschen Wirtschaft in China erst recht durch Washington zu unterbinden versuchen. Nur mit Japan, und zwar mit einem auch in China starken Japan können wir hoffen, wieder im fernen Osten vorwärts zu kommen. In China selbst macht sich, Gott sei Dank, in letzter

Digitized by Google

Zeit eine starke Bewegung bemerkbar, daß „dem Reiche der Mitte" vom Angelsachsentum, besonders von amerikanischer Seite her, die größten Gefahren drohen, und daß dagegen nur der Zusammenschluß mit Japan die nötige Rückendeckung gewährt. Wir können das von unserem Standpunkt nur freudig begrüßen, denn nur so wird die Bahn frei werden für die im starken Maße vorhandene Deutschfreundlichkeit der Chinesen, die uns eher heute als morgen wieder herbeisehnen. Es wird Aufgabe unserer Politik sein müssen, hier die Augen offen zu halten, um nicht wieder Gelegenheiten von größter allgemeinpolitischer wie wirtschaftlicher Bedeutung für unser Volk zu verpassen. Es wird Zeit, daß wir lernen, daß uns auch die Fragen des fernen Ostens sehr nahe angehen.

Ungedruckte Briefe des Erzherzogs Albrecht an Kaiser Franz Joseph I.

Mitgeteilt und eingeleitet

von

Eduard v. Wertheimer

(Schluß)

Erzherzog Albrecht an den Kaiser

Paris, 24. Juli 1875.

Trotz schlechten Wetters bekam mir die Badekur gut; noch mehr hoffe ich von der Nachkur im Hochgebirge. In Trouville besuchte mich der Korpskommandant aus dem nahen Rouen, Lebrun,[1]) welcher im Frühjahr 1870 Ew. Majestät sich vorstellte. Seine höchst interessanten Mitteilungen behalte ich mir vor, mündlich zu wiederholen; sie geben Aufklärung über vieles sonst Unbegreifliche über die Vorbereitungen und den Beginn des letzten Krieges. Auch Marschall Canrobert,[2]) der in der Nähe ein Landhaus besitzt, erzählte sehr interessant über die drei Metzer Schlachttage.

Mac Mahon hat zwei Tage vor meiner, am 21. abends erfolgten Ankunft in Paris, einen Adjutanten nach Trouville gesendet, um mich dringend einzuladen, bei ihm im Elysee, wenn auch ganz inkognito, abzusteigen, was ich natürlich ablehnte; ebenso, wenngleich mit schwerem Herzen, das Anerbieten, bei Versailles zufällig zu einem Manöver mit vier Kavallerieregimentern zu kommen. Es hätte aber hier zu viel schwätzen gemacht. Die Infanterie konnte man nicht zeigen, da seit anfangs Juli durch Beurlaubung von zwei Jahrgängen die Kompagnie nur 35 bis 40 Gemeine stark war.

---

[1]) General Lebrun, bekannt durch seine Sendung nach Wien im Juni 1870 wegen Festsetzung eines Feldzugsplanes gegen Preußen.

[2]) François Canrobert, bekannt als französischer Heerführer in den Kriegen von 1859 und 1870.

Digitized by Google

Am 22. früh fuhren wir nach Versailles, wo um 9 Dejeuner (eigentlich Diner) beim Marschall war; nebst einigen Generalen und Adjutanten und dem Ehepaar Mac Mahon waren noch Buffet,[1]) Graf Vogué[2]) und der Kriegsminister[3]) anwesend. Dann zog man sich um und Mac Mahon führte mich — wir zwei fuhren allein — auf die im Bau begriffenen vier Forts südlich von Versailles, wodurch eine Einschließung von Paris fast unmöglich und jedenfalls stets zu durchbrechen sein wird. Sie sind fast eine Meile eines vom anderen mit großem Aufwande — 3 Millionen Franken, durchschnittlich jedes — nach den allerneuesten Erfahrungen und Theorien, sturm- und bombensicher erbaut, und werden nächstes Jahr fertig und armiert. Der Bau wird keinem Fremden gezeigt, daher nur Piret mit dem Kriegsminister folgte, Crusiz und Wallis[4]) in Versailles zurückblieben. (Ersterer hat selbe aber bereits inkognito gesehen.) Dann kamen wir nach St. Cyr, wo Mac Mahon mir das neue provisorische Feldmateriale zeigen wollte. Es war reitende, leichte Batterie de 5, bronce Hinterlader und eine schwere Batterie de 7, Gußstahl, beide System Reffye[5]) ausgerückt; gefällig zum Ansehen, etwas schwer, fast 6 Zentner pro Pferd und verhältnismäßig wenig Munition: 132, respektive 138 Schuß, auf Geschütz und Karren verteilt. Die Regimenter haben sie eben erst erhalten, daher die Bedienung sehr ungeschickt und unvollkommen. Pferde gut, Fahren sehr ungeschickt, schlecht gewartet und noch schlechter eingespannt; übrigens war der Platz viel zu eng und war auf selbem auch die Ecole de St. Cyr — 2 Bataillons der 1. Escadre, 800 Köpfe — ausgerückt. Diese machten einige Bewegungen nach dem sehr schwerfälligen früheren Infanteriereglement; das neuere, dem unsrigen sehr nachgebildete, kommt nächstens heraus. Darauf wurde nach Versailles zurückgekehrt, und nach kurzer Visite bei der Marschallin kehrten wir über den Bois de Boulogne nach Paris zurück, wo wir abends ankamen.

Da die Exkursion über sechs Stunden dauerte, konnten Mac Mahon und ich uns recht auskosten. Ich sagte ihm, was Ew. Majestät mir aufgetragen und er auch anderwärts schon erfahren. Dann gingen wir aber gleich auf militärische Dinge über, wie ein paar alte gutbekannte Soldaten sprachen wir von unserem Handwerk und wurde er ganz lebhaft und feurig, erzählte mir viel von der Reorganisation, von den Artillerie- und Gewehrwesen, von der schlimmen Lage, in der ein von Preußen provozierter Krieg die französische Armee heuer getroffen hätte (darin kann ich ihm nur vollkommen beistimmen), lobte sehr die Willfährigkeit der Assemblee, selbst der äußersten Linken in jeder Geldbewilligung für die Armee (das 1876er Kriegsbudget wurde ohne Debatte bloß vorgelesen, und einstimmig votiert — das wäre unseren Delega-

[1]) Französischer Minister.
[2]) de Vogué, französischer Diplomat.
[3]) General Cissey.
[4]) Franz Graf, Major, Flügeladjutant des Erzherzogs Albrecht.
[5]) Französischer General, berühmter Geschützkonstrukteur.

Digitized by Google

tionen, selbst unseren Ministern vorzuhalten!) und begriff nicht, daß dies bei uns nicht zu erreichen. Ich war in Verlegenheit, das beschämende Geständnis zu beschönigen, welches unseren Patriotismus so sehr in Mißkredit bringen muß. Ich machte ihm wohlverdiente Komplimente, daß er allein die französische Armee und das Land von Pronunziamentos bewahrt, die Disziplin wiederhergestellt, unter anderem auch das Vivatschreien unter Waffen ganz ausgerottet habe. Diese Anerkennung schien ihn sehr zu freuen. Er sagte: „Si l'on a le malheur de ne pouvoir lier l'armée à une dynastie, il faut lui inculquer d'autant plus le sentiment du devoir, pourqu'elle ne se mêle jamais de politique et qu'elle obéisse au gouvernement que le pays s'est donné." Vom Grafen Chambord [1]) sagte er: „S'il avait seulement voulu, il serait depuis longtemps sur le trône, la meilleure de toutes les solutions" — von Thiers: „S'il avait moins parlé et ne s'était pas lié avec la gauche, il serait encore à la tête du gouvernement et moi, je serais libre."

Daß Mac Mahon gar kein politischer Kopf und kein genialer Feldherr, ist bekannt; er ist auch gar kein Armeeorganisator, aber trotzdem ist er von aller Welt hochgeachtet (alles grüßt ihn auf der Gasse, was Napoleon III. nie erreichte), von der Armee hochgeehrt, weil er ein so ritterlicher, edler, uneigennütziger Charakter ist, gewiß jedem Soldaten höchst sympathisch, gar nichts von französischen Spampanaden, im Dienste ernst, ohne Nepotismus, was hierzulande eine Seltenheit. Seit 1830 ist er der einzige, der nicht durch Intrigen und Staatsstreiche ans Ruder kam und die Stellung nicht auf Kosten des Landes zu Privatinteressen ausbeutete.

Kriegsminister Cissey scheint seiner Stellung nicht gewachsen; auch was mir Piret von seinem sechsstündigen Zusammenfahren erzählte, bestätigt dies, aber in seinen Bureaus hat er sehr tüchtige Leute.

Dem armen General Lotte geht es sehr mühsam. Die jungen Offiziere sind für seine Neuerungen, ohne sie vielleicht ausführen zu können; aber was ist zu hoffen, wo fast alle Kavalleriegenerale und die meisten Stabsoffiziere zu Pferde nicht vom Flecke kommen, und selbst wenn sie von der Routine lassen *wollten*, deshalb das Neue nicht durchführen *könnten*? Ich sah ihn nur von weitem, sprach aber de Launay, dem es bei der Infanterie besser geht; viele Oberste und Stabsoffiziere sind ganz fürs neue, aber bei den Generalen ist der Widerstand zu fürchten und zu besiegen.

Nach allem, was ich hörte und sah, ist die französische Armee *vor fünf Jahren* nicht fertig; heuer war sie ganz kampfunfähig, und deshalb wollte der gutunterrichtete Moltke um jeden Preis den Krieg; mit jedem Jahre wird es, trotz aller Fehler von oben, besser werden, das Verteidigungs- und Befestigungssystem vollendeter. Gearbeitet, geistig wie physisch — letzteres, wie Mac Mahon sagt, sogar übertrieben — wird viel in der Armee, von den

[1]) Französischer Thronprätendent, Sohn des am 13. Februar 1820 ermordeten Herzogs von Berry.

Digitized by Google

Jüngeren namentlich ungeheuer, und gerade deshalb ist wenig Vertrauen in die älteren Führer wie in die eigene Leistung. Dies muß man aber nach solchen Katastrophen durchmachen; wir haben in minderem Grade Ähnliches erfahren.

Am 23. besuchte ich die Prinzessin Salerno [1]) in Chantilly; sie hatte eine rührende Freude, ist fast ganz taub — man muß wie vor einer Kavalleriebrigade ihr in die Ohren schreien —, hat aber den Kopf ganz beisammen und trug mir für Ew. Majestät, Erzherzog Franz Karl [2]) und jeden einzelnen der Familie alles Erdenkliche auf. Da sich auf der Hin- und Herfahrt der fast ebenso taube Joinville [3]) zu mir ins Coupé setzte und fortwährend mich ansprach, so kam ich erschöpft nach Hause. Außer der neben meinem Hotel wohnenden Großfürstin Konstantin, [4]) die zweimal täglich massiert wird, vermied ich alle Visiten mit Ausnahme der sehr liebenswürdigen Apponyis, [5]) bei denen ich gleich nach der Ankunft speiste, und empfing nur ein paar unausweichliche Herren, wie duc Décazes, [6]) der extra des heutigen Apponyischen Diners wegen früher von Vichy zurückkam. Zu diesem kleinen Diner kommt auch das Ehepaar Mac Mahon.

Die Haltung der Infanterie, Ordnung und Aufmerksamkeit im Wachdienste haben große Fortschritte gemacht; was man an Kavallerieordonnanzen herumjucken sieht, ist um kein Haar besser wie früher.

Zur Erheiterung erlaube ich mir folgendes beizufügen: Gambetta [7]) wollte durchaus eine Audienz bei mir, pour exposer la vraie situation de la France et son avenir! Als ihn der Betreffende (Franzose) an Apponyi wies, meinte er, daß die Diplomaten dies gar nicht erfahren dürften!

Wie mir Alexander von Hessen [8]) neulich schrieb, hat sich Kaiser Alexander gegenüber der Kaiserin [9]) außerordentlich befriedigt über die Entrevue [10]) mit Ew. Majestät geäußert. Décazes erzählte mir als Neuestes, daß der Zar dem General Leflô [11]) sagte: „Qu'il lui garantissait la paix non seulement pour cette année, mais aussi pour les suivantes, mais qu'il fallait bien se garder de tomber dans l'ultramontanisme, qu'alors il ne pouvait répondre de rien." Ein bedenkliches Hinterpförtchen zugunsten des Kriegs. Was ist Ultramontanismus? Wo fängt er an? Wer hat das Recht, ihn zu konstatieren? Décazes will auch wissen, daß der Zar sehr verstimmt in Weimar

---

[1]) Erzherzogin Maria Klementine, Tochter des Kaisers Franz I. (II.), seit 1851 Witwe nach Leopold, Prinz von Salerno aus dem Hause Bourbon-Sizilien.

[2]) Vater des Kaisers Franz Joseph I.

[3]) Prinz von Joinville, Sohn des französischen Königs Louis Philipp.

[4]) Alexandra Josephowna, Tochter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg.

[5]) Graf Rudolf, österreichisch-ungarischer Botschafter in Paris.

[6]) Französischer Minister des Äußern.

[7]) Léon, der berühmte französische Staatsmann.

[8]) Schwager Alexanders II.

[9]) Zarin Maria.

[10]) Petersburger Entrevue Februar 1874 zwischen Franz Joseph I. und Alexander II.

[11]) Französischer Botschafter in St. Petersburg.

Digitized by Google

war, an seinem Friedenswerke verzweifelnd (?). Dieser Minister scheint keine zu große Fiduz auf die gesicherte Dauer des Drei-Kaiser-Bündnisses zu haben, erzählt, daß der deutsche Kronprinz in Italien sehr mit der äußersten Linken kokettiert und seither von Preußen alles geschehe, um diese ans Ruder zu bringen. Ich hörte ihm zu und beschränkte mich darauf, die Aufrichtigkeit der drei Kaiser zu betonen.

Mac Mahon gab mir gestern (23.) die Visite zurück; wir sprachen meist von Organisationen; heute nach Apponyis Diner hielt er mir eine politische Abhandlung über seine Stellung, das Land und dessen Gesinnungen. Wieweit es seine eigenen Ideen, wie weit on lui a fait la leçon, weiß ich nicht. Der Hauptsinn war, daß man zu Frankreich Vertrauen haben könne und solle, wer auch an der Spitze sei. Einige Details, namentlich seine originelle Definition der jetzigen Republik, muß ich mündlich berichten. Nur eins fiel mir um so mehr auf, als es mit vielem anderen, was sich mir darbot, zusammenstimmt: er ist mit Fürst Orloff, der schon als junger Gesandter in Brüssel stets mit den Pariser Radikalen in Verbindung war, unzufrieden, weil er stets bei Thiers steckt. Dieser ist jetzt der erbittertste Feind der Regierung, in Verbindung mit allen Linken und suchte in den letzten Tagen das Ministerium zu stürzen. Äußerungen der Großfürstin an mich, zusammengehalten mit ähnlichen, die ich in Jugenheim hörte, beweisen mir, daß die Anschauungen am russischen Hofe durch Thiers via Orloff influenziert werden. In Wien dürfte solches nicht außer Augen zu lassen sein; wir könnten sonst einstens dabei zu kurz kommen. Orloff beging im vorigen Winter, wie mir Apponyi erzählte, die Taktlosigkeit, die Großfürsten in größter Gala vom Marschall direkt zu Thiers zu führen.

Über die Ankunft Ihrer Majestät[1]) wurde ich viel gefragt, alles hofft, daß sie auch nach Paris kommen werde. Die Behörden verstehen es außerordentlich, das Inkognito zu respektieren und doch alle agréments zu verschaffen.

Der Marineminister[2]) hatte ein Kriegsaviso nach Trouville zu meiner Disposition geschickt, was ich vollkommen ablehnte, der Kriegsminister gab mir das neue Gras-Gewehr mit 100 Patronen und der interessanten Darstellung der Patronen- und Hülsenerzeugung unaufgefordert mit. Überhaupt war letzterer besonders liebenswürdig und zeigte sich so dankbar für die vielen Gnaden Ew. Majestät für die französischen Offiziere, die nach Österreich kommen, und die Sympathie, welche ihnen die k. u. k. Armee entgegenbringt.

Den Löwen des Tages, den Sultan von Sansibar,[3]) sah ich heute mit ganzer Suite im Jardin d'acclimatation, wo er seine Landsleute, Elefanten, Löwen usw. besuchte. Ein schöner, brauner Mann, soll besser dressiert sein als der Schah von Persien.[4])

---

[1]) Kaiserin und Königin Elisabeth, Gemahlin Franz Josephs I.
[2]) Konteradmiral, Marquis de Montaignarde Chauvance.
[3]) Said Bargasch.
[4]) Nasr eddin.

Digitized by Google

Morgen früh verlasse ich Paris, froh, aus dieser dicken Luft und dem Treiben herauszukommen. Feldzeugmeister Nobili[1]) und Feldmarschalleutnant Graf Festetics,[2]) letzterer noch mehr eingegangen, begegnete ich hier.

Heute nachmittag sah ich die Leiche[3]) eines Generalen: eine sehr schöne Eskadron Garde républicaine, eine nicht üble Kürassiereskadron, eine Batterie (minder) und zwei Infanterieregimenter, je in ein Bataillon formiert, gut aussehend, Trauerpferd, mobiles Spalier usw., wie bei uns. Viele vom Publikum nahmen vor der Regimentsfahne den Hut ab.

In tiefster Ehrerbietung etc.

Derselbe an denselben.

Geschlossen Liegnitz, 17. September 1875, abends.

Um bei meiner Rückkehr nichts zu vergessen, erlaube ich mir um so mehr tagebuchartig die Vorfallenheiten für Ew. Majestät aufzuzeichnen, als manches Unangenehme hier unterläuft. Am 9. mittags erwarteten mich in Oderberg der zugeteilte Generalleutnant v. Bülow[4]) und der zur Begleitung bis Breslau bestimmte Landrat von Ratibor. Ersterer teilte mir ein so bedeutendes Unwohlsein Kaiser Wilhelms mit, daß man an der Reise zweifelte; er wolle mich doch am Bahnhof in Breslau empfangen. Ich ließ gleich zurücktelegraphieren, daß ich inständigst bäte, dies zu unterlassen. Am Bahnhof war der Kronprinz in österreichischer Uniform und Band, Ehrenwache und Spitzen der Behörden, aber kein anderer Prinz. Auf der Fahrt zum Schlosse fortwährende Hochs. Am Portal empfing mich die Kronprinzessin und im Vorzimmer Seine Majestät in österreichischer Uniform und Band sehr herzlich, aber so angegriffen von der Reise, daß er auf allseitiges Bitten zu Bette ging. Ich machte (sic!) den Prinzen Karl[5]) und Friedrich Karl[6]), die sich dabei entschuldigten, so spät angekommen zu sein ($1^1/_2$ Stunden früher), daß sie nicht am Bahnhof konnten (sic!). Bei Tische, wo sich der Kronprinz zwischen seine Frau und Prinzessin Albrecht setzte, erschien nur er in österreichischer Uniform, die anderen nicht, der Großherzog von Schwerin besuchte mich sogar in preußischer Regimentsuniform, ohne österreichisches Band und war so bei Tische. Festtheater und Festball hatte ich wegen Trauer[7]) abgelehnt. Zu ersterem stand Kaiser Wilhelm wieder auf und kam noch vor dem Wegfahren zu mir.

Ich hatte Liechtenstein beauftragt, dies betreffenden Orts zur Sprache zu bringen; es wurde dies dadurch präveniert, daß der Kronprinz stecken ließ,

---

[1]) Johann, Graf.
[2]) Thassilo, Graf Festetics de Tolna, zweiter Inhaber des Dragonerregiments Nr. 2.
[3]) Wienerischer Ausdruck für Leichenbegängnis.
[4]) Hans.
[5]) Prinz Karl von Preußen, dritter Sohn Friedrich Wilhelms III.
[6]) Prinz von Preußen, Generalfeldmarschall.
[7]) Kaiser Ferdinand starb am 29. Juni 1875.

Digitized by Google

er habe Fritz Karl und Schwerin tüchtig ausgeputzt. Ob dies wahr und mit welchem Erfolge, wird die Folge zeigen.

Am 10. morgens war ich bei dem ebenso bescheidenen als liebenswürdigen Feldmarschall Moltke,[1]) (Manteuffel[2]) war krank in Berlin geblieben). Der Kaiser führte mich selbst auf die Eisenbahn; in Bunzelwitz wurde zu Pferde gestiegen, Viertelmeile weit zum VI. Korps geritten. Frontabreiten, zweimalige Defilierung, wie immer trotz des alten Herrn und glühender Sonne bei ungeheurem Andrang begeisterten Volkes, die Kronprinzessin in Husarenuniform zu Pferde. Truppen waren gut gedrillt. Zweite Defilierung etwas minder, namentlich die Trabdefilierung der Kavallerie in dichte Staubwolken gehüllt. Das Ganze war darauf berechnet, den Monarchen ausschließlich zu fetieren, daher bloß preußische Volkshymne, preußische Bänder und er allein voran, was ich bei dem alten Herrn, der wohl das letztemal hinkommt, begreiflich finde.

Um 5 Uhr war zum Unterschiede von gestern, wo nur die Herrschaften, Suiten und einige Gäste geladen waren, ungeheures Galadiner, zu dem die Anstalten so schlecht getroffen worden, daß viele Gäste, unter anderem General der Infanterie Kotzebue[3]) aus Warschau, erst um 1/2 6 davon erfuhren und zum Dessert kamen. Während gestern ich die Kronprinzessin führte, war heute der Kronprinz wieder am Ehrenplatz, der kleine Arthur von England[4]) führte sie und ich erfuhr erst beim Hinausgehen, daß mir der Rang nach ihm zugewiesen. Weder der Kronprinz noch sonst wer trug österreichische Uniform (Fritz Karl hatte sich bei mir in der Früh entschuldigt, er hatte sie kommen lassen, man hätte aber Csizmen[5]) und Hosen vergessen!!, was mich vermuten läßt, daß ihm der Kronprinz etwas gesagt). Alle fremden Gäste waren baff über das nicht geglückte Diner. Nach Tisch erschien Kaiser Wilhelm, der sich ausgeruht hatte, in österreichischer Uniform und Band.

Ich beauftragte Liechtenstein, noch denselben Abend mit Generaladjutant Goltz darüber zu sprechen, da nach allen Anzeichen Perponcher[6]) (Pückler[7]) ist nicht mit) absichtlich dies so eingefädelt hat. Die Kronprinzessin saß mit ihrem Bruder. Gestern, wo ich neben ihr saß und heute auf der Eisenbahn sprach sie sehr viel und über alles mit mir mit merkwürdiger sans gêne, so z. B. von Rudi (ich glaubte anfänglich von A. Lobkowitz[8]) und war über diese vertraute Bekanntschaft erstaunt, dann kam es heraus, daß sie von unserem Kronprinzen sprach!). Das ist eine unberechenbare Engländerin; wenn die zur Regierung kommt, wird man Kurioses erleben.

---

[1]) Helmut Karl Bernhard, Graf, der berühmte preußische Feldherr.
[2]) Edwin Hans, Freiherr v., preußischer Generalfeldmarschall.
[3]) Paul, Graf, russischer General und Gouverneur von Polen.
[4]) Sohn der Königin Viktoria von England.
[5]) So werden in ungarischer Sprache hohe ungarische Stiefel genannt.
[6]) Friedrich, Graf, Generalmajor à la Suite, Oberhofmarschall.
[7]) Fürst.
[8]) Prinz Rudolf Lobkowitz, Oberstleutnant.

Digitized by Google

Die ganze Ballgeschichte war von vornherein eine Intrige, die nur durch das Auftreten Liechtensteins vor vier Wochen bis zum Kaiser gelangte, der sie ganz korrekt entschied. Jetzt wird sie auf Umwegen nochmals versucht. Bei den fremden Prinzen (Arthur von England, Schwerin und Erbgroßherzog von Weimar[1]) machte ich meine Besuche in österreichischer Uniform.

Am 11. Nachdem Perponcher noch am Abend so insolent mit Liechtenstein gewesen, daß dieser bei Goltz Satisfaktion begehrte, ward ihm diese; ersterer mußte ihm Exkusen machen und zudem ließ Kaiser Wilhelm wissen, daß, wenn er bei Tische gewesen, alles dies nicht vorgefallen wäre. Damit war die Sache glücklich beendet, und dies war gut. Während die Prinzen Karl und Fritz Karl ihre Freude wie ihre Mißachtung Österreichs gar nicht verbergen konnten, der schwache Kronprinz es mit niemand, am allerwenigsten aber mit seinem (sic) und seiner Frau Hochmut verderben will, der Großherzog von M. S. (Mecklenburg-Schwerin) nunmehr nach allen Seiten hin schweifwedelt, und der junge Hof den Erstgenannten beistimmte, mißbilligten die älteren Generäle, Hofchargen und Adjutanten des Kaisers offen diese Impertinenz, ebenso die meisten der zahlreichen Fremden, besonders die Russen, in den stärksten Ausdrücken. Das Ganze war, wie gesagt, eine durch Perponcher inszenierte Intrige, um sich der künftigen Herrin gefällig zu zeigen.

Nachdem Kaiser Wilhelm die Nacht $1^1/_2$ Stunden in der tropischen Hitze des Ständeballs zugebracht, fuhren wir zusammen um $^3/_4$9 zur Eisenbahn und stiegen um 10 Uhr nach für ihn ermüdenden Ovationen zu Pferde. Fünf Stunden ritt er, mitunter scharfen Galopp, um nach neuen Ovationen halbe Stunde Wagen- und ebensolanger Eisenbahnfahrt beim Fürsten Pleß[2]) in Fürstenstein, einem alten Schlosse mitten im Waldgebirge, um 5 Uhr anzulangen. Nur das kronprinzliche Ehepaar, ich, Arthur und der alte Prinz Karl mit ganz kleinem Gefolge bringen dort den Rasttag (12.) zu. Um 6 war Diner, wobei der Kaiser erschien, der bis $^1/_2$10 teils im Salon, teils im kühlen Garten zubrachte. Eine Riesennatur!

Das Korpsmanöver war verunglückt, was er sehr richtig betonte, nicht Fisch, nicht Fleisch, gegen sehr schwache, aber manövrierende Markierung mit viel zu großer Ausdehnung (über eine Meile Ausdehnung in die Breite) und vielen longueurs. Der allgemeine Schlußsturm war ein Nonsens, die Detailabrichtung der Truppen, ihre Ruhe sehr zu loben. Beim Wegfahren war die Konfusion so groß, die Anstalten wieder so schlecht getroffen, daß die Kronprinzessin und die meisten Herren bis zum Striegauer Bahnhof galoppieren und dort über eine halbe Stunde auf den ganzen Schweif gewartet werden mußte, worüber Seine Majestät ungehalten.

Am 12. früh war protestantischer Gottesdienst im Schlosse; ich fuhr in die katholische Kirche des nahen Städtchens Freiburg; von dort sollte ich den

---

[1]) Karl August.

[2]) Hans Heinrich XI., preußischer Oberstjägermeister.

Digitized by Google

König auf einem Ausfluge zum Grafen Hochberg begleiten. Auf ärztlichen Befehl blieb derselbe zu Hause und ich kehrte ins Schloß zurück, während das kronprinzliche Paar, das sich früher entschuldigt hatte, nun hinfuhr. Es spielt sich schon gerne auf das Herrscherpaar. Während der Kronprinz in Gegenwart des Vaters sich noch zusammennimmt und nur, wenn er allein erscheint, seine Befriedigung, der erste zu sein, deutlich hervortritt, geniert sie, in der koburgscher Familien-Fumo sich mit englischer Rücksichtslosigkeit und sans gêne vereinigt, und die ihren Mann ganz dominiert, sich gar nicht und spielt sich auf die Herrin selbst in des Kaisers Gegenwart, der schon viel zu schwach und ruheliebend ist, um in seiner Familie und unter den Prinzen Ordnung und Disziplin zu halten. Erbärmlich ist's aber, wie nicht bloß die Hofschranzen der aufgehenden Sonne sich zuwenden, während sie den alten Herrn nur mehr wie einen heiligen Leib verehren, mit dem man eben nicht mehr zu rechnen braucht. Bei der Armee, welche der Kaiser sehr gut zu behandeln weiß, habe ich dies nicht bemerkt; selbst die fortwährenden Extrahurras des Volkes auf den Kronprinzen, wo er in Gegenwart seines Vaters ankommt, rechne ich nicht hinzu, um so weniger als er das V. und VI. Korps in zwei Feldzügen unter sich hatte. Aber alles, was Zivil ist und dem Hofe sich naht, läßt sich dies zuschulden kommen und der Kronprinz wie seine Frau weisen es in keiner Weise in seine Grenzen zurück.

Am 12. benützte ich die Gelegenheit, mich durch Albedyll[1]) in die persönlichen Verhältnisse des Offizierkorps, Avancement, Pensionierung, Ersatz usw. einzuweihen und hoffe, bei meiner Rückkehr manches melden zu können, was hier zu weitschweifig würde.

Kaiser Wilhelm berührte — das einzige Mal, wo er ein Wort von Politik sprach — mit wenig Worten die Orientalische Frage, lobte sehr das Vorgehen von Graf Andrássy und sprach die Hoffnung aus, daß die unruhigen Provinzen bald anfangen würden, sich in selbständige Vasallenstaaten wie Serbien und Rumänien zu verwandeln. Es illustriert dies die Anschauungen des Berliner Hofs; ich ließ es fallen, da jede Gegenbemerkung an diesem Orte nichts genützt und höchstens stutzig gemacht hätte.

Abends war großer Zapfenstreich aller Musiker und Spielleute des VI. Korps vor dem Schlosse. Was solche Spielereien, noch mehr aber die Entschädigungen der rücksichtslos zertretenen Rüben-, Reps- und Kleefelder bei den Übungen (in ganz Preußen jährlich über 1 Million) kosten müssen, ist unglaublich und viel ärger als in Rußland.

Am 13. wurde von Fürstenstein 13 Meilen Eisenbahn unter fortwährenden Ovationen bis Haynau gefahren, wo um 11 Parade des V. Korps, analog der des VI. Korps, nur um zwei Eskadronen stärker. Die Kavallerie defilierte das zweitemal im Galopp statt im Trab der Kronprinzessin zu Ehren, welche

---

[1]) Emil v., preußischer General, seit 1871 provisorischer, seit 1872 definitiver Chef des Militärkabinettes.

Digitized by Google

beide Male wie auch beim Frontabreiten ihr Regiment (2. Leibhusaren) vorführte. Der Galopp artete in jedem Regimente bei den rückwärtigen Eskadronen in eine Art débandade-carrière aus. Dagegen sahen die Pferde — mit Ausnahme der Küraſſiere — viel beſſer als beim VI. Korps aus, die Infanterie weniger gleich und exakt. Artillerie war ſehr ſchön. Die Rückfahrt nach Liegnitz, wo großer Empfang und Einzug erfolgte, mit Eiſenbahn, worauf großes Paradediner aller Generale und Stabsoffiziere des V. und VI. Korps — dieſe hatten 6 Meilen davon noch heute Manöver, Diviſion gegen Diviſion, gehabt. Beim Aufſtehen trank Kaiſer Wilhelm auf beide Korps und die ſie ergänzenden Provinzen und ſchnitt damit glücklicherweiſe alle weiteren Toaſte ab. Der Herzog von Coimbra[1]) blond, ſchnoffelnd, langſam wie alle Koburger — und Georg von Sachſen[2]) (der König kommt erſt am 15. abends) waren ſchon bei der Parade.

Abends war brillante Beleuchtung, Gartenfeſt im Freien bei eiſigem Winde mit großem Zapfenſtreich und Turnerfackelzug, dann ſtehendem Souper, alles von der Stadt arrangiert und von Seiner Majeſtät mitgemacht.

Am 14. war Korpsmanöver des VI. Korps gegen Markierung jenſeits Haynau (hin und her mit Eiſenbahn) bei kaltem unfreundlichem Wetter. Es ging viel beſſer als beim 6. Korps, ſehr beiſammen, dauerte nur zwei Stunden und wurde im ganzen ſehr gut geleitet, einige Infanterieangriffe gegen Waldränder ſehr gut durchgeführt, Führung der Kavallerie etwas minder; das Schlußtableau allgemeiner Angriff, wobei einige Batterien in die Plänklerlinien vorfuhren — eine Unmöglichkeit. Dann war Parademarſch der ganzen Kavallerie und Artillerie im Trab — um die geſtrige Galoppdefilierung gutzumachen —, wobei Viktoria ihr Regiment vorführte, und der ſehr gut ausfiel. Hierauf hielt Seine Majeſtät Kritik, in ſehr milder Weiſe alle bemerkten Fehler ſehr richtig beſprechend.

Nach dem großen Diner mit viel Zivilgäſten beſuchte ich die Kronprinzeſſin, welche anderen Morgens nach Potsdam rückkehrte. Je intimer man mit ihr wird, um ſo rätſelhafter erſcheint ſie. So viel Züge echt weiblicher Gefühle, gute Mutter und wieder ſolche Gegenſätze und Exzentrizität; ein ſolcher Wunſch nach ungeſtörter Häuslichkeit und eine ſolche Herrſchſucht! In England als princess royal verwöhnt, hätte ſie eine eiſerne Hand über ſich gebraucht, ſtatt deſſen dominiert ſie ganz den Gemahl, iſt ganz Engländerin geblieben, und die Schwiegereltern verſtehen es gar nicht, ſie zu behandeln. Die Engländer ſind gewöhnt, hier vorgezogen zu werden, ſie ſind z. B. ſehr zahlreich hier, manche kommen alle Jahre; einſtens werden ſie vielleicht eine Rolle in Berlin ſpielen und ſcheinen ſchon jetzt in dieſer Beziehung die Ruſſen abzulöſen.

---

[1]) Prinz Auguſt von Portugal, jüngſter Sohn des Königs (Regenten) Ferdinand II. von Portugal aus dem Hauſe Sachſen-Koburg. Den Titel Herzog von Coimbra führten einige portugieſiſche Prinzen von der einſtigen Reſidenz der Könige von Portugal.

[2]) Generalfeldmarſchall, zweiter Sohn des Königs Johann von Sachſen.

Digitized by Google

Am 15. Rasttag fuhr Kaiser Wilhelm mit uns allen und vielen Generälen per Eisenbahn nach dem 14 Meilen entfernten Camenz, dem prachtvollen gotischen Schlosse von Prinz Albrecht,[1]) binnen 37 Jahren von seiner Mutter[2]) und ihm erbaut, ein wahres Museum von schönen Möbeln und Kunstschätzen, mit süperben Terrassen, Anlagen und großem Park unweit unserer Grenze. Dort waren auch die Großherzogin von Weimar[3]) mit Schwiegertochter[4]) und zwei Töchtern.[5]) Zwischen dem Familiendejeuner, bei welchem der alte Herr fast ausgelassen lustig war, und dem allgemeinen Diner, nach welchem Coimbra angeheitert war, wurde eine Rundfahrt im Park und Umgegend vorgenommen. Nach 9 Uhr — 13 Stunden im ganzen — kamen wir nach Liegnitz zurück, dann der König von Sachsen feierlich empfangen, Kaiser mit seinen Prinzen am Bahnhof, wir Fremden im Absteigquartier — war Souper bei Albert. Auf der Hin- und Rückfahrt bis Camenz waren überall immense Volksmassen und stürmische, den Kaiser Wilhelm sehr ermüdende Ovationen, die nicht gemacht sein konnten und die er freundlich und sehr leutselig entgegennahm. Der Tag war sehr schön, die Nacht kalt. Am 16. stiegen wir bei Rothkirch zu Pferde; die beiden Korps standen auf nahe zwei Meilen auseinander. Kirchbach[6]) (V. Korps) manövrierte sehr geschickt, die ganze Kavallerie voraussendend, dann seinen Gegner Tümpling[7]) (VI. Korps) mit der ganzen Infanterie und Artillerie von beiden Seiten sukzessive umfassend, als dieser hinter seiner vorne engagierten Avantgarde, Infanteriebrigade, durch ein tief eingeschnittenes Tal debouchierte. Die Aussprüche der Schiedsrichter unter der Leitung Seiner Majestät trugen alledem nicht genügend Rechnung, ein mehrmaliges Eingreifen des Monarchen in Details des Gefechtes unglücklich. König von Sachsen war entsetzt über die Rückschritte in kriegsmäßiger Gefechtsführung bei der Infanterie, dieser seiner alten Inspektion, mit der er sich vor zwei Jahren so viel Mühe mit bestem Erfolge gegeben. Er schreibt dies einer neuestens erlassenen Anordnung zu, die Infanterie mehr kompakt zusammenzuhalten. Die Folge dieser Anordnung ist die Tendenz, in die alte Sturm- und Stoßtaktik ohne alle Rücksicht auf das gegnerische Feuer zurückzufallen. Sagte mir doch heute einer der Schiedsrichter: Wegen bloßen Schießen schicke ich nie den Verteidiger zurück; es muß ein Stoß dazu erfolgen!! So schnell vergißt man auch hier die Lehren des Selbsterlebten. Übrigens war das Detail der Ausführung, die Ruhe und Ordnung, das Zurückgehen, ein Laufen, musterhaft und vom König von Sachsen auch anerkannt. Um $^1/_2$2 wurde abgeblasen,

---

[1]) Prinz Albrecht von Preußen, Generaloberst, vierter Sohn Friedrich Wilhelms III.
[2]) Luise, Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz.
[3]) Sophie, geb. Prinzessin der Niederlande.
[4]) Pauline, geb. Prinzessin von Württemberg, Gemahlin des Erbgroßherzogs Karl August.
[5]) Prinzessinnen Marie und Elisabeth.
[6]) Graf Hugo, preußischer General, der sich 1866 und 1870 hervortat.
[7]) General der Kavallerie Wilhelm v., Kommandeur des VI. Armeekorps in Breslau.

Digitized by Google

und soll morgen dort wieder anfangen, wo heute abgebrochen wurde, obwohl der linke Flügel des VI. Korps schon ganz umgangen war und dieses sogleich hätte seinen Rückzug antreten müssen.

Auffallend ist die Verstimmung der hiesigen Russen, welche sie sehr zur Schau tragen; mit Ausnahme Kaiser Wilhelms werden sie von den anderen Preußen auch sehr wenig angesehen. Wie Liechtenstein mir sagte, hat seit dem Frühjahr der früher russische Wind in Berlin komplett in einen englischen umgeschlagen; auch hier merkt man dies täglich mehr.

Kriegsminister Kameke ist mit uns allen sehr liebenswürdig; ich möchte ihm um so weniger trauen, als er, wie Georg von Sachsen mir versicherte, ganz Bismarcks Kreatur ist. Er frug mich um die französische Armee, da ich sie großenteils gesehen. Ich versicherte ihm, nur das Leichenbegängnis eines Generals und eine Batterie wegen ihres Materials gesehen zu haben. Er erzählte nun, daß zwei volle Korps, als Probe auf Kriegsstand gesetzt, manövrieren würden und sogar die Familien der Einberufenen indessen die Entschädigung wie im Kriege erhielten. Ich meinte, daß nur vom Jahrgang 1867 die Rede war, nachdem die Regimenter durch die Beurlaubung der Jahrgänge zu schwach selbst zum Exerzieren sind. Aus dieser und ähnlichen Äußerungen, analog jenen in Ems, ist der Schluß erlaubt, daß er einer der Hauptheßer zum Kriege war und noch ist. Unbedingter Gnade und Zutrauens Kaiser Wilhelms hat er sich nicht zu erfreuen; ersterer tadelte gegen mich seine Führung bei Spicheren sehr nachdrücklich.

Georg von Sachsen, der gut informiert ist, sagt, daß Bismarck jetzt großer Feind der Armee ist, in deren spezifischem Preußentum und dynastischen Gefühlen er ein Hindernis seiner deutschfortschrittlichen Pläne sieht, und die ihn gründlich haßt.

Täglich, namentlich gestern, wo ich lange allein mit ihm fuhr, überzeuge ich mich mehr, daß der Kronprinz nicht bloß aus Schwäche, sondern mit Vorbedacht falsch ist, wenn er es für opportun hält; ein Vergleich, den er über die bayerische und württembergische Armee anstellte, ließ den Hintergedanken hervortreten, sobald wie nur möglich mit der Annexion der deutschen Königreiche fertig zu werden.

König Albert lud mich ein, über Dresden zurückzukehren, wovon ich trotz der Erlaubnis Ew. Majestät nicht Gebrauch machen konnte, weil ich bereits heute Artur von England, der zur Hochzeit nach Ebenthal soll und sonst zu spät kommen könnte, versprochen hatte, auf meinen Train mitzunehmen. Ich mußte dem König zusagen, ihn im Laufe des Jahres zu besuchen.

Als Illustration zu des Kronprinzen Hintergedanken muß ich folgendes nachtragen: Er frug mich, „ob Ew. Majestät den Winter ganz in Ofen zubringen würden", und wahrscheinlich infolge meines verwunderten Gesichts fügte er gleich hinzu: „Denn der Kaiser ist ja eigentlich in Ungarn hauptsächlich zu Hause." Ich erwiderte: „Pardon, er ist überall in der Monarchie zu Hause; die Hauptresidenz war stets Wien und ist es auch geblieben."

Digitized by Google

Am 17. fing das Manöver schon um 1/2 9 Uhr an; das V. Korps manövrierte sehr schön, umwickelte und brachte die Nachhut des VI. Korps (6 Bataillone, 8 Eskadronen, 5 Batterien) in solches Kreuzfeuer, daß nicht Ein Mann zurückgekommen wäre. Deren Batterien wurden zum Teil während des Fahrens von der Kavallerie genommen; ein Infanteriebrigade wurde selber zur Unterstützung nachgeschickt und kam in dieselbe Lage, mußte dann noch längs Schnellfeuer Spießruten laufen; unterdessen hatte der ganz unfähige Tümpling (als solcher aus dem letzten Krieg bekannt) 13 Bataillone, 15 Eskadronen, 12 Batterien, die bereits über die Katzbach zurückgegangen, gar nicht in die Aktion gebracht. Als endlich nach 12 Uhr die Trümmer der verstärkten Nachhut dieses Flüßchen passiert hatten — nicht einmal Artillerie war zu deren Schutze am anderen Ufer aufgestellt worden —, wurde abgeblasen. Der Unsinn war kolossal und die Entrüstung gegen den von Kaiser Wilhelm allein noch gehaltenen Tümpling allgemein.

Wie bereits seit langem bestimmt, kommandiert der Großherzog von Schwerin — auch ein von der Armee (nicht vom Feinde) gefürchteter Feldherr —, auf sein Begehren morgen das durch 6 maskierte (?) Bataillone verstärkte, zur Offensive bestimmte VI. Korps. Statt zwischen der Katzbach und Gauer, wie bestimmt war und was sehr interessant wäre, wird das morgige Manöver wieder auf dem heutigen und teilweise gestrigen Terrain sich abspielen, dessen Ausgang ich mündlich nachtragen werde, da morgen gleich nach dem Ende déjeuner dînatoire, um 4 Uhr die Abreise Seiner Majestät, um 3/4 5 die meine stattfindet.

Auffallend war mir, daß Feldmarschall Moltke gleich bei dem ersten Zusammentreffen mir von den horreurs des Krieges, wenn man ihn in der Nähe gesehen, sprach, und zwar in einer Art, als wenn er zu verstehen geben wollte, er sei nicht für den Krieg in diesem Frühjahr gewesen. Er mag wohl wissen, daß sich Bismarck auf ihn nach mehreren Seiten hin ausgeredet habe. Ich brachte ihn, um Gewißheit zu erhalten, heute nach Tische nochmals auf dieses Thema; er sprach in ähnlichem Sinne und fügte noch hinzu, daß man ihn als Chef der Kriegspartei bezeichne, was nicht wahr sei; ein Krieg hätte für Deutschland weder Zweck noch Nutzen u. dgl. Doch scheint auch er nicht frei von der Angst vor Frankreich zu sein, ob aus eigener Überzeugung, ob infolge der Allarmnachrichten à la Kameke, weiß ich nicht.

Im täglichen Umgange mit den Preußen überzeugte ich mich immer mehr von der Richtigkeit der Anschauungen Welsersheimbs,[1]) und auch Liechtenstein scheint von manch rosigerer Anschauung zurückgekommen zu sein. Vor allem darf man nie etwas von ihnen einstecken, sie treten einen gleich mit Füßen; wird man aber unangenehm und tritt fest auf, so ziehen sie den Schweif ein. Demzufolge mußten Prinz Karl und sein Sohn in österreichischer Uniform erscheinen oder ich sie zum Schlusse malträtieren. Ich ging daher nach reif-

[1]) Zeno, Graf, der nachmalige österreichische Landesverteidigungsminister.

Digitized by Google

licher Überlegung am 14. vor Tisch zu Kaiser Wilhelm, dankte ihm für altfreundschaftliche Aufnahme, für die Güte und Aufmerksamkeit für meine Offiziere, die Achtung, die er und der Kronprinz der Armee durch zweimaliges Anlegen unserer Uniform bewiesen, usw. Er unterbrach mich mit der Versicherung, daß er stets die größte Achtung für die Armee gehegt habe und hege. Ich stellte nun vor, wie wichtig zum dauernden Bestande der Drei-Kaiser-Allianz die gute Kameradschaft ihrer Armeen sei; zwischen der österreichischen und russischen sei sie gottlob besser denn je hergestellt; ebenso wünschenswert sei sie mit der preußischen (wozu er vollkommen einstimmte). Wie sei dies möglich, wenn Prinzen seines Hauses so offen die Mißachtung der k. k. Armee an den Tag legten, daß sie gegenüber dem von Ew. Majestät gesendeten Repräsentanten und Feldmarschall nicht ein einziges Mal die österreichische Uniform anlegten? Er sagte mir, daß er allen seinen Prinzen befohlen, in österreichischer Uniform am Bahnhofe in Breslau zu erscheinen, sie es leider nicht getan, Fritz Karl durch ein Versehen, seine Hosen nicht bekommen, usw. Ich erwiderte, daß ich absichtlich bis jetzt gewartet, da man ja von Berlin alles in 24 Stunden haben könne, es aber noch zu einer Zeit sage, wo alle Zeit dazu, daß es sich nur darum handle, es an einem der letzten Tage, etwa bei Tische zu tun; daß es mir herzlich leid wäre, wenn ich es Ew. Majestät melden müßte, welchen Eindruck es in der Armee machen müßte, wenn der Inhaber des ältesten und mit Privilegien wie kein Garderegiment ausgezeichneten Regiments, um das ihn alle Österreicher beneiden, dessen Uniform verschmähe. Er versprach Abhilfe, dankte mir auf das herzlichste und war doppelt liebenswürdig an diesem und dem folgenden Tage. Heute erschienen beide Prinzen in österreichischer Uniform, Seine Majestät entschuldigte sich, daß er — Albert zu Ehren — in sächsischer. Abends beim Weggehen flüsterte er mir zu: Bist du zufrieden? Du hast die Uniformen bemerkt? Ich dankte ihm herzlich im Namen der guten Sache, was er freundlich bejahte und herzlich die Hand drückte. Klassisch war das süßsaure Gesicht des alten Karl, zwischen dem und Kaiser Wilhelm ich saß. Doch trank er mir bei Tische zu.

Gegen den König von Sachsen ist Kaiser Wilhelm nicht nur voller Attentionen und herzlichen Entgegenkommens, sondern die ganze Armee zollt ihm die höchste Achtung und Zuneigung, was bei jeder Gelegenheit zutage tritt. Gegen mich und meine Umgebung sind Generäle und Offiziere sehr zuvorkommend und höflich, und mehr kann man unter den obwaltenden Umständen nicht verlangen.

Leider sind weder die Grippe noch mein Arm besser geworden, was mich hier einigermaßen störte; doch konnte ich alles wenigstens mitmachen. Gelernt habe ich manches, wohl nichts Neues in der Sache, aber in der Art der Anwendung. Was die Preußen unbedingt voraushaben, ist der strikte Gehorsam, die strikte Durchführung der Reglements, vor allem die Ruhe im Manövrieren seitens der Chefs. Niemand kümmert sich um die Details, jeder waltet bloß in seiner Sphäre und kann daher ruhig seine Truppe übersehen, den Feind

Digitized by Google

beobachten. Die Dispositionen sind sehr kurz und klar. Unsere Infanterie hat darin noch am meisten zu lernen, unsere Kavallerie ist der preußischen überlegen; die preußische Artillerie, namentlich die Stabsoffiziere, manövriert besser, rekognosziert stets, den Batterien voranreitend, die einzunehmenden Positionen. Munition war im Übermaße vorhanden.

In treuester Ergebenheit.

Nachschrift. Wien, 19. September 1875.

Am 18. sollte das Manöver zwei Meilen südöstlich von Liegnitz hinter der Katzbach beginnen; um es näher und bequemer zu haben und ein freies, offenes Terrain für eine Art bataille rangée zu gewinnen, wurde durch Suppositionsänderung dasselbe auf das gestrige Terrain, $1^1/_2$ Meilen westlich verlegt. General Kirchbach manövrierte wieder recht gut, mußte aber zum Beginne auf allerhöchsten Befehl (d. h. Moltke) aus einer trefflichen rückwärtigen Stellung vor, dem Feinde entgegengehen. Der Großherzog, welcher heute das VI. Korps kommandierte, machte es nicht schlecht, dehnte sich aber zu viel aus. Außer einigen Attacken der Kavallerie gegeneinander und sukzessivem Vorziehen der Artilleriemassen kam es erst später zum Infanteriekampf, der schließlich in ein Schnellfeuer der ganzen langen Linie ausartete, das, lang dauernd, sogar durch einige ungedeckte Infanteriestürme Abwechslung erhielt. Wenigstens $^1/_2$ Million Patronen und über 50 000 Schuß der 136 Geschütze wurden verschossen; ungefähr zweimal wäre jeder Anwesende kampfunfähig geworden. Die Änderung der Generalidee hatte zur Folge, daß das V. Korps fast von derselben Seite heute angegriffen wurde, von wo aus es gestern das VI. angegriffen hatte!

Seine Majestät ließ nun enden, berief alle Kommandeurs, um ihnen im allgemeinen seine Zufriedenheit auszudrücken; ohne Kritik zu üben, erwähnte er im allgemeinen, daß Fehler geschehen wären, aber eben deshalb geübt würde. Viele Preußen schüttelten die Köpfe über die Infanterieverderbung der letzten Tage.

Um $^1/_2$1 kehrte man nach Liegnitz zurück, wo ich König Albert besuchte und eine längere, sehr interessante Besprechung hatte. Er bestätigte fast in allen Punkten die früher von mir niedergeschriebenen Anschauungen, hob die Macht Bismarcks, den niemand mehr loswerden könne, bis er stirbt oder völliger Narr wird, hervor, eine Macht, die von allen Liberalen, Nationalliberalen und Demokraten gebildet wird. Bismarck beherrscht sie längst nicht mehr, wird von ihnen geschoben. Die preußische Armee ist gut preußisch, aber schon tauchen in den westlichen Provinzen bedenkliche Symptome bei einzelnen hervor. Wie früher Georg, warnte auch er auf das entschiedenste vor dem Kronprinzen und seiner Frau, mit denen beiden er sehr intim ist. Ihre Freundschaftsversicherungen werden sie hindern,[1]) gegen jeden zu sein, wie es ihnen vorteilhaft dünkt. Der alte Herr ist noch ganz Preuße, Kronprinz schon ein

[1]) Hier scheint das Wort „nicht" weggelassen worden zu sein.

Digitized by Google

halber Großdeutscher, sie gar nie Preußin geworden. Wie der Kronprinz gar nicht Soldat ist, aber sehr gut die Komödie eines solchen spielt, so wird er es auch als Regent machen.

Um 3 war déjeuner dînatoire beim Kaiser mit allen Herrschaften und ihren Suiten, wobei Seine Majestät sehr herzlich und freundlich mit mir und in entsprechenden Abstufungen die Prinzen. Dann fuhr alles auf die Bahn, wo um ½5 Seine Majestät mit allen Preußen nach Berlin, 10 Minuten später Artur und ich nach Wien und 5 Minuten darauf die Sachsen und Coimbra nach Dresden abfuhren. Seine Majestät wollte der letzte nach uns allen abfahren, was aber wegen anderer Trains nicht ging; er war sehr herzlich und dankte mir mehrmals auf das wärmste, gekommen zu sein! Ich glaube, es war ihm voller Ernst. Am Ende seines Lebens scheint er, vielleicht sich selbst unbewußt, den Drang zu verspüren, soviel in seiner geringen Kraft und Macht liegt, gut und sich vergeben zu machen, was er an Ew. Majestät und Österreich versündigt. Eine Menge Abzeichen, die ängstliche Sorge, mit der er jede, auch noch so entfernte Erinnerung an 1866 oder was zu einer solchen führen könnte, vermeidet, sprechen dafür. Bei den anderen scheinen solche Gewissensskrupel nicht aufzukommen, entsprechend der dem Hause Hohenzollern von jeher anklebenden Habsucht, die beim Kronprinzen namentlich deutlich zutage tritt.

Über das rein Militärische, namentlich die bei uns brennend gewordene Artilleriefrage werde ich mir später zu referieren erlauben.

Die Russen ließen mir noch durch meine Herren besonders danken, daß ich so freundlich und teilnehmend für sie gewesen; eigentümlich bleibt es, daß dasselbe im vorigen Jahre seitens der nach Rußland geschickten preußischen Offiziere geschah und illustriert genügend die Stimmung beider Heere gegeneinander, was allerdings beide Monarchen vollkommen ignorieren oder sich doch den Anschein hiervon geben.

Magalhães und seine Erdumsegelung vor 400 Jahren

Von

Von Prof. Dr. Münch (Darmstadt)

Der kühne Portugiese befand sich auf seiner berühmten Fahrt vom 20. September 1519 bis zum 27. April 1521, dem Tage, wo ihn ein tragischer Tod auf der Insel Matan ereilte. Den Triumph seines unerschütterlichen, tollkühnen Mutes, die Heimkehr, hat er nicht erleben dürfen. Ein anderer hat die ewig denkwürdige Tat vollendet. Aber das Verdienst des Unternehmens, der Anlage und Durchführung bleibt ihm, der andere hat nur seine Spur ausgetreten, wirklich Neues fand er nicht mehr. Noch heute ist der Zauber, der von seiner großen Tat ausgeht, frisch und unverblaßt wie vor 400 Jahren, wenigstens

Digitized by Google

wenn man sich die Mühe nimmt, Magalhães Werk im Rahmen seiner Zeit zu verstehen, und der Dank der Nachwelt muß ihm für alle Zeiten unauslöschlich bleiben. Zugleich ist seine Fahrt ein ragendes Denkmal für das, was Mut und Ausdauer mit denkbar armseligen Hilfsmitteln unter schwierigsten Umständen zu leisten vermögen. Suchen wir uns den Werdegang des seltenen Mannes vor Augen zu führen.

Über die Kindheit und Jugend wissen wir nicht viel, nicht einmal das Jahr seiner Geburt steht fest. (Vgl. besonders Oskar Koelliker, Die erste Umsegelung der Erde durch Fernando de Magallanes, München und Leipzig 1908, mit Quellenangabe.) Für seinen Namen, der im Spanischen Fernando de Magallanes lautet, gebraucht man am besten, wie bei Kolumbus, die latinisierte Form Magellanus oder kurz Magellan. Geboren wurde er um das Jahr 1480 in Sabrosa in der portugiesischen Nordprovinz Traz os Montes als der älteste Sohn eines angesehenen portugiesischen Hidalgos (Edelmannes) und Alcaides (Gemeindevorstehers). Früh vaterlos, kam er nach damaligem Brauch an den portugiesischen Hof und hatte hier Gelegenheit, sich mit den damals so großes Interesse erweckenden Wissenschaften der Mathematik, Geographie und Nautik zu beschäftigen und Spanisch und wohl auch Lateinisch zu lernen. 1495 trat Fernão als Page in den Dienst des neuen Königs Manuel und genoß als solcher sehr wahrscheinlich auch den Unterricht des berühmten Reichsastronomen Martin Behaim aus Nürnberg, des Herstellers des ersten „Erdapfels". In diesen Jahren, am Ausgang des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts, muß in den hoffnungsfrohen Jüngling eine Summe kühnster Entwürfe und Pläne gesenkt worden sein, hielten doch die Entdeckungen des Kolumbus im Westen und da Gamas im Osten gerade den portugiesischen Hof in atemloser Spannung und bildeten doch die ein- und ausfahrenden Schiffe Cabrals, d'Albuquerques u. a. und die reichen Gewürz- und Goldladungen das Tagesgespräch in Lissabon. Wie sollte da ein Magellan mit seinem wuchtigen Tatendrang in der engen Heimat Ruhe finden! Schon 1504 meldete er sich freiwillig zum Kampf für seinen König in Indien und fuhr am 25. März 1505 von Lissabon als einer der 1500 Soldaten ab, die der erste indische Vizekönig Francisco d'Almeida auf seinem stolzen Geschwader von 22 Schiffen nach der Malabarküste Vorderindiens führte. In der blutigen Seeschlacht von Cananor, wo die Portugiesen mit unvergleichlichem Heldenmut die vielfach überlegenen Araber entscheidend schlugen, kämpfte auch Magellan mit und trug eine Wunde davon. 1506 und 1507 weilte er mit seinem Kapitän Nuño Vaz Pereira an der ostafrikanischen Küste in Quiloa (Kilwa in Deutsch-Ostafrika), um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, dann in Sofala und Mozambique. Bei seiner Rückkehr nach Indien im Frühling 1508 fand er die politische Lage völlig verändert und höchst kritisch. Mit Hilfe des Sultans von Ägypten hatte der Samorin von Calicut dem tapferen Sohn Almeidas in Chaul eine Niederlage beigebracht und diesen selbst getötet. Im kritischen Augenblick brachte der tapfere Affonso d'Albuquerque, der seit 1507 die arabischen Handelsplätze am persischen Golf erstürmt

Digitized by Google

hatte und zum Nachfolger d'Almeidas ernannt worden war, Hilfe. D'Almeida aber wollte sein Amt nicht niederlegen, bevor er Rache genommen hatte, und so kam es am 2. Februar 1509 im Hafen von Diu zu einem mörderischen Kampf mit den feindlichen Flotten, in dem die Portugiesen nach schwerem Ringen siegten. Magellan wurde dabei abermals verwundet, sein Kapitän fiel. Almeida kehrte als ruhmgekrönter Sieger nach Cochin zurück und ließ jetzt den Albuquerque gefangennehmen, statt ihm die Herrschaft zu übergeben. Hier erschien am 22. April 1509 aus Lissabon ein Geschwader von vier Schiffen, um Malakka zu erforschen und zu erobern. Ihm schloß sich Magellan auf einem fünften Schiffe an, zusammen mit seinem Freund und Verwandten Francisco Serrão. An Ceylon vorüber ging es nach dem alten Taprobane auf Nordsumatra, das schon damals den meisten Pfeffer lieferte, und am 11. September 1509 ankerte die Armada vor Malakka, das damals eine ähnliche Stellung hatte wie heute Singapore. Araber, Perser, Inder, Birmanen, Javaner, Chinesen und Philippiner trafen sich hier, und Magellan hörte von den nahen Gewürzinseln. Die Portugiesen gerieten trotz der freundschaftlichen Warnung der Chinesen in schwere Verwicklungen mit den Malaien, und dabei rettete Magellan seinen Freund Serrão aus den Händen der Feinde. Für eine Eroberung Malakkas reichten aber die Kräfte nicht aus, und man trat die Rückfahrt nach Cochin an, wobei Magellan wieder Proben seines kameradschaftlichen Sinnes und seiner Opferfreudigkeit ablegte. Anfang 1510 treffen wir ihn mit Serrão wieder in Cochin.

Hier hatte inzwischen, nach der Heimkehr Almeidas, Affonso d'Albuquerque den Oberbefehl übernommen und die Eroberungspolitik in großem Stil fortgesetzt. Vor Calicut und Goa erlitt er jedoch zwei Niederlagen. Erst nach dem Eintreffen von Verstärkungen beschloß er, einen zweiten Angriff auf Goa zu machen. In dem kurz vorher stattfindenden Kriegsrat, am 10. Oktober 1510, sprach sich der inzwischen zum Hauptmann aufgerückte Magellan frei und offen gegen den Angriffsplan aus und verletzte dadurch den stolzen Feldherrn, der keinen Widerspruch vertragen konnte, so sehr, daß dieser ihm ein ungünstiges Zeugnis ausstellte und ihn dadurch auch bei dem König Manuel in Ungnade stürzte. Dieser Vorgang war von größter Bedeutung für Magellans weiteren Lebensweg.

Tatsächlich erstürmte Albuquerque unter entsetzlichen Grausamkeiten Goa und eroberte auch nach schweren Stürmen Malakka, so daß Portugals Ruhm im hellsten Lichte erstrahlte. Magellan war auch an diesem Unternehmen mit seinem Freunde Serrão beteiligt, dagegen nahm er an der von Malakka aus unternommenen Fahrt nach den Molukken oder Gewürzinseln nicht teil (s. Koelliker, S. 272, Dokument 12). Wohl aber war Serrão dabei, sogar als Befehlshaber des einen der drei Schiffe, und dieser gelangte auch glücklich nach abenteuerlicher Fahrt bis zu den Molukken, wo er der Freund des Sultans von Ternate wurde und dort verblieb. Von hier aus sandte er Briefe an seine Freunde in Indien und Portugal und lud auch den Magellan

Digitized by Google

ein, nach den Molukken zu kommen. In diesem Brief, der für Magellan von entscheidendem Einfluß war, übertrieb Serrão prahlerisch die Entfernung der Gewürzinseln von Malakka sehr stark, so daß Magellan darauf seinen Plan gründete, die Molukken auf westlichem Wege zu erreichen, in der Annahme, daß diese Inseln bereits in der nach dem päpstlichen Schiedsspruch von 1494 Spanien zugesprochenen Erdhälfte lägen (vgl. den Brief des Maximilianus Transsilvanus an den Kardinalerzbischof von Salzburg, Köln 1523, und Pigafetta, Premier voyage autour du monde, Paris, l'an IX, p. 169). Diese Annahme war zwar falsch, aber sie gab den Anlaß zu Magellans Weltumsegelung, gerade wie Kolumbus durch die erhebliche Unterschätzung des Abstandes zwischen Ostasien und Europa zu seinem kühnen Entschluß kam, den Weg nach Westen einzuschlagen.

Magellan war inzwischen an den Hof nach Portugal zurückgekehrt, nachdem er sieben Jahre in Indien gekämpft hatte, hielt es aber als Pensionär nicht lange aus, sondern ging nach Marokko zum Kampf gegen die Mauren. Vor Azamor (Azemur) erhielt er einen Lanzenstich in die Kniekehle, der den Nerv zerschnitt, so daß er fortan hinkte, was den äußeren Eindruck des kleinen Mannes nicht vorteilhafter machte. Wegen eines nicht ganz sauberen Handels mit den Mauren geriet er in einen Prozeß, aus dem er zwar ohne Strafe hervorging, der ihn aber doch veranlaßte, seinen Abschied zu nehmen. Als er gar von dem Hofe mit seinen Geldforderungen ungnädig abgewiesen wurde, zog er sich verbittert zurück und beschäftigte sich nun intensiv mit Kosmographie und Nautik, angeregt durch den Brief Serrãos. Auf Grund dieser Studien faßte er, in der Überzeugung, daß die Molukken schon auf der spanischen Erdhälfte lägen, bestärkt durch den befreundeten Astrologen Ruy Faleiro, den Entschluß, die Gewürzinseln auf westlichem Wege um Südamerika herum zu erreichen. Nun schied er in aller Form aus dem portugiesischen Staatsverbande aus und begab sich mit Ruy Faleiro und dem reichen Antwerpener Reeder Cristobal de Haro, der sich ebenfalls mit König Manuel entzweit hatte, nach Spanien.

Am 20. Oktober 1517 kam Magellan in Sevilla an, dem Mittelpunkt der überseeischen Unternehmungen und der damals bedeutendsten Stadt Spaniens, gerade einen Monat nach der Ankunft des Prinzen Karl von Österreich, des Erben der spanischen Krone. Bei seinem Landsmann Diego Barbosa fand er gastliche Aufnahme und vermählte sich mit dessen Tochter Beatriz. Durch den einflußreichen Faktor des indischen Amtes Juan de Aranda und die eifrige Fürsprache des mächtigen Bischofs von Burgos, Vizepräsidenten des indischen Amtes, wurde Magellan bei dem erst sechzehnjährigen König Karl I. freundlich aufgenommen, zumal die Spanier nach den großartigen Erfolgen der Portugiesen in Südostasien den lebhaften Wunsch hegten, die von Kolumbus, Vespucci, Pinzon und Solis vergebens gesuchte Meeresstraße durch das neue Festland zu entdecken, um die ersehnten Gewürzinseln auf westlichem Wege zu erreichen. Höchst bemerkenswert ist in dieser Hinsicht, daß der Globus von Johann Schöner

Digitized by Google

vom Jahre 1515 trotz der negativen Forschungsresultate sowohl zwischen dem nördlichen und südlichen Südamerika als auch im Süden von Brasilien mit divinatorischer Gabe eine Straße aufweist (vgl. dazu den Schönerschen Globus im Germanischen Museum in Nürnberg, den Globus Leonardo da Vincis, zirka 1515, und Franz Wieser, Magalhãesstraße und Australkontinent, Innsbruck 1881, S. 99: Newe Zeitung aus Presilig-Landt 1509, die Auffindung einer südwestlichen Durchfahrt meldend). Magellan war fest überzeugt von dem Vorhandensein dieser Meerenge und brachte einen Globus mit, der sich angeblich auf eine von dem berühmten Martin Behaim gezeichnete Karte stützte (vgl. Pigaffetta, Premier voyage . . ., p. 40: Cet homme, aussi habile que courageux, savoit qu'il falloit passer par un détroit fort caché, mais qu'il avoit vu représenté sur une carte faite par Martin de Bohême, très excellent cosmographe, que le roi de Portugal gardoit dans sa trésorerie). Wenn uns auch eine solche Karte Behaims nicht erhalten ist, so half doch die Berufung auf den berühmtesten Kosmographen Portugals dem Magellan viel, wußte man doch seit der Entdeckung der Südsee durch Balboa im September 1513, daß die Molukken in diesem Ozean liegen mußten. Zudem brachte Magellan den obengenannten Brief Serrãos und außerdem den Bericht Ludovico Barthemas über die Molukken von 1505 mit. Daraus war auch die geographische Breite der Inseln bekannt (2 Grad Nord bis 2 Grad Süd). Unklar blieb nur ihre geographische Länge, lagen sie westlich oder östlich der Antipoden-Demarkationslinie, waren sie portugiesisch oder spanisch. Die Frage war insofern schwerwiegend, als der Papst den Bann über die Nation verhängt hatte, die den Teilungsvertrag brechen würde (vgl. A. Baum, Die Demarkationslinie Papst Alexanders VI., Köln 1890). Aber Magellan wußte, gestützt auf den Brief Serrãos und die kräftige Hilfe de Haros und Ruy Faleiros, alle Bedenken zu zerstreuen. Im März 1518 kam der Vertrag mit der spanischen Krone zustande, wonach Magellan und Faleiro zu Kapitänen einer Flotte von fünf Schiffen mit 234 Mann Besatzung ernannt werden, mit einem Jahresgehalt von je 50 000 Maravedis (= 1285 Mark nach damaligem Geldwert).

Aber kaum war der Vertrag abgeschlossen, so begann ein wütender Sturmlauf gegen das Unternehmen, einmal vom portugiesischen Hof aus und dann von seiten der eifersüchtigen spanischen Nebenbuhler, die auf den Ausländer neidisch waren. Zugleich flossen die Gelder aus der königlichen Schatulle so spärlich, daß die Flotte erst im Mai 1519 segelfertig war. Interessant ist, daß sich neben Cristobal de Haro zuletzt auch das deutsche Handelshaus Fugger & Co. finanziell an dem Unternehmen beteiligte. Aber die Flotte konnte immer noch nicht abfahren, zumal Karls I. Interessen durch seine am 28. Juni 1519 zu Frankfurt a. M. erfolgte Wahl zum Kaiser Karl V. abgelenkt wurden. Zugleich setzten die Intrigen der Portugiesen und neidischen Spanier mit erneuter Kraft ein. Karl I. selbst ward zuletzt mit Mißtrauen erfüllt, weil so auffallend viele Portugiesen unter der angeworbenen Mannschaft waren. Um

Digitized by Google

jeden Verrat im Keime zu ersticken, ernannte man einen spanischen Edelmann, Juan de Cartagena, zum Vizeadmiral an Stelle von Ruy Faleiro, der mit Magellan in Rangstreitigkeiten geraten war und von der Fahrt ausgeschlossen wurde. So konnte endlich am 20. September 1519 die Abfahrt von San Lucar erfolgen. Zuletzt kamen noch 26 Mann an Bord, so daß der Mannschaftsbestand auf 265 stieg, die sich auf folgende fünf Schiffe verteilten: „Trinidad" (110 Tonnen), „San Antonio" (120 Tonnen), „Concepcion" (90 Tonnen), „Victoria" (85 Tonnen) und „Santiago" (75 Tonnen), zusammen 480 Tonnen. Es waren alles sogenannte Karavellen mit hohem Vorder- und Hinterdeck, von der Wasserlinie schmal nach oben zugehend. Die Gesamtkosten hatten bis zur Abfahrt 214 190 Mark betragen.

Um sich einen Begriff von der Ungeheuerlichkeit des Wagnisses zu machen, muß man sich die technischen und nautischen Hilfsmittel der Expedition vor Augen halten. Die Schiffe waren alte, zusammengeflickte Kähne („velhos e remedados" berichtet der portugiesische Gesandte Alvarez), die bei jedem Sturm leck wurden und neu kalfatert oder aufgetakelt werden mußten; alle fünf zusammen hatten kaum so viel Tonnengehalt wie heute ein Küstendampfer. Von hygienischen Einrichtungen oder irgendwelchen Bequemlichkeiten war keine Rede, die Nahrungsmittel waren schlecht und wurden bald ungenießbar durch Fäulnis, Ungeziefer usw. Kompaß und Astrolabium zur Bestimmung der Sternhöhen waren in mehreren Exemplaren vorhanden, letzteres auch in der von dem Deutschen Regiomontan (Königsberg) verbesserten Form des Jakobsstabs. Wie wollte man aber damit in unbekannten Meeren einen Kurs festlegen, zumal noch nicht einmal die Größe der Abweichung der Magnetnadel bekannt war, ja viele überhaupt nichts von einer solchen Abweichung wußten. Eine Breitenbestimmung ging noch an, aber die Länge mußte nach dem Kurs des Schiffes oder durch Loggen (Pigafettas „catena a popa"), nach einem an ablaufendem Seil befestigten Brettchen, wie es heute noch auf kleinen Seglern im Gebrauch ist, roh geschätzt werden. Daß dabei Fehler bis zu mehreren Längegraden vorkamen, ist nicht weiter verwunderlich, verrechnete sich doch del Cano bei der Rückfahrt mit der allein übriggebliebenen „Victoria" um das Kap der Guten Hoffnung um volle 700 Seemeilen! Dazu kamen dann noch die ganz unzuverlässigen, ja völlig falschen Karten. Vom Rio de la Plata um Südamerika herum bis zu den Molukken über den Stillen Ozean tappte man doch überhaupt im Dunkeln. Das war allerdings auch wieder in gewisser Hinsicht günstig für das Unternehmen, denn hätten die kühnen Seefahrer die wahren Verhältnisse gekannt, so würde niemand, auch Magellan nicht, die Fahrt gewagt haben. Die Ausdehnung Asiens nach Osten stellte man sich eben nach den weit übertriebenen Angaben Marco Polos und Nicolo Contis viel zu groß vor, und die Molukken vermutete man noch immer, trotz der Entdeckung der Südsee durch Balboa, in der Nähe des Golfes von Panama. Nimmt man weiter den Aberglauben und die Phantasie der damaligen Menschen hinzu, die den unbekannten Ozean mit furchtbaren Meeresungeheuern bevölkerte, so wird das Unternehmen in seiner

Digitized by Google

ganzen gigantischen Größe beleuchtet. Magellan und seine Gefährten erscheinen wirklich als Übermenschen.

Über die Reise selbst sind wir vorzüglich unterrichtet. Es liegen nicht weniger als elf, in allen Hauptpunkten übereinstimmende Berichte vor, und zwar vier von Spaniern, drei von Portugiesen, ebensoviel von Italienern und ein deutscher. Die vornehmste Quelle ist das Tagebuch des Italieners Antonio Pigafetta aus Vicenza, der auch alle Inseln kartographisch mit überraschender Genauigkeit skizziert hat. Schon südlich der Kanarischen Inseln, wo man angelegt hatte, kam es zwischen Magellan und Juan de Cartagena zu kleinen Zerwürfnissen wegen des Kurses und der Grußformalitäten, die von Magellan in rücksichtslosester Weise — er ließ den Vizeadmiral in den Holzbock spannen — erledigt wurden. Die Fahrt ging so langsam, daß erst Mitte November der Äquator erreicht wurde. Am 29. November sichtete man die brasilische Küste, an der man nun nach Südwesten entlang fuhr und wo auch zwecks Eintausch von Lebensmitteln gelandet wurde. Am La Plata suchte man, wie schon de Solis 1515, vergeblich nach einer westlichen Durchfahrt und tastete sich dann im Februar und März 1520 vorsichtig an der patagonischen Küste nach Süden. In der Bai von San Julian ordnete Magellan die Überwinterung an, die erste, von der die Geschichte erzählt. Das erregte scharfen Widerspruch, man forderte die Umkehr. Aber Magellan ließ die Hauptsprecher kurzerhand festnehmen und strafen. Damit aber wurde die Abneigung gegen den herrischen Generalkapitän nur noch größer, und am folgenden Tag brach eine höchst gefährliche Meuterei aus unter Führung des Juan de Cartagena. Sie war um so gefährlicher, als sie völlig überraschend kam und die Meuterer schon drei Schiffe, die „San Antonio", „Concepcion" und „Victoria" auf ihrer Seite hatten, während Magellan nur die „Trinidad" und „Santiago" treublieben. Aber der furchtlose Mann handelte rasch und rücksichtslos. Sofort ließ er durch seinen Getreuen Gomez den Kapitän der „Victoria" während einer Unterredung kaltblütig ermorden und gewann dadurch dieses Schiff, auf dem sich viele Portugiesen und Freunde Magellans befanden. Mit seinen drei Schiffen bezwang er dann nach kurzem Kampf die „San Antonio", worauf sich auch die „Concepcion" ergab. Der Kapitän der „San Antonio" wurde kurzerhand enthauptet, Juan de Cartagena und seine Getreuen wurden am Strande ausgesetzt. Vierzig weitere Mann verurteilte man zum Tode, begnadigte sie aber, weil sie unentbehrlich waren. Die drohende Gefahr war damit beseitigt, doch blieb die Stimmung gegen den harten Führer schlecht und brachte noch manche Störung.

Sofort nach der Niederwerfung des Aufstandes ließ Magellan Wohnungen am Strande errichten und die Schiffe gründlich ausbessern. Anfang Mai schickte er die „Santiago" nach Süden, um eine Durchfahrt zu suchen. Dabei wurde der Rio Santa Cruz entdeckt. Leider aber warf ein wütender Sturm das Schiff gegen die felsige Küste, so daß es verloren gegeben werden mußte. Glücklicherweise konnte wenigstens die Mannschaft gerettet werden. Das Land war tief verschneit, und man litt stark unter der Kälte. Erst im Juni erblickte

Digitized by Google

man den ersten Eingeborenen, einen nackten Mann von solcher Größe, „daß die Europäer ihm mit ihren Köpfen nur bis an seinen Gürtel reichten". Bald kamen noch mehrere dieser „Riesen", von denen man zwei durch List fesselte und mitführte. Magellan legte ihnen den Namen Patagonier („Großfüßler") bei. Am 24. August 1520, nach fast fünfmonatigem Aufenthalt, segelte die Flotte von dem Winterhafen ab nach Süden. Die Besatzung der vier Schiffe zählte noch 251 Mann, mehrere waren gestorben. Am 21. Oktober endlich, nach zweimonatiger Kreuzfahrt, erblickten die kühnen Männer das Jungfrauenkap (Cabo de las Virgenes), das am Eingang der ersehnten Durchfahrt liegt. Die „San Antonio" und „Concepcion" fuhren auf Kundschaft voraus und entdeckten bei starkem Sturm einen westlichen Ausgang aus der Bucht. Am 1. November fuhr das ganze Geschwader in die Meeresstraße ein. Nachts erblickte man auf dem Land im Süden viele Feuer und gab ihm deshalb den Namen Tierra de los fuegos = Feuerland. Am 8. November schickte Magellan die „San Antonio" und „Concepcion" auf Kundschaft aus, aber die „San Antonio" übte Verrat, setzte alle Segel und verschwand auf Nimmerwiedersehen in die Heimat, wo sie tatsächlich im Mai 1521 anlangte. Es blieben also nur noch drei Schiffe übrig. Durch das Warten auf die „San Antonio" und das Suchen nach ihr verstrichen mehrere Tage. Magellan war von der Desertion tief erschüttert, da eine Reihe besonderer Freunde, darunter auch sein Neffe, an Bord waren, und er forderte von den beiden Schiffen „Victoria" und „Concepcion" ihre Meinung über die Weiterfahrt. Aus der Antwort (s. Koelliker, S. 119) geht doch hervor, daß Magellan übergroße Anforderungen an seine Leute stellte und die Klagen gegen sein hartes Regiment vielfach berechtigt waren. Als Beweis für sein tollkühnes Draufgängertum sei angeführt, daß er sogar nachts mit den armseligen Schiffen in der gefährlichen, unbekannten Straße weitersegelte. Aber es ging alles gut, und am 28. November verließ man die unwirtliche Meerenge und lief in das Mar pacifico, den Stillen Ozean, ein. Die Meerenge wurde Estrecho patagonico genannt, von manchen auch Estrecho de Magallanes; der Generalkapitän aber taufte sie: Canal de todos los Santos (Allerheiligenkanal).

Mit der Umfahrung Südamerikas war das schwierigste und bedeutsamste Problem der ganzen Expedition in geographischer Hinsicht gelöst. Die weitere Fahrt durch die große Wasserwüste der seit 1513 gesichteten Südsee war zwar wegen der ausbrechenden Hungersnot und des Skorbuts sehr mühsam und verlustreich, verlief aber nautisch ohne jeden Zwischenfall und brachte auch merkwürdigerweise keine neue Entdeckung. Nur zwei kleine Inseln wurden gefunden, trotzdem der Kurs mitten durch die zahlreichen, fruchtbaren Inseln führte. Ein sonderbarer, fast tragischer Zufall! Ende Dezember war die südamerikanische Westküste außer Sicht gekommen. Nun sah man 40 Tage lang nichts als Himmel und Wasser. Am 13. Februar 1521 wurde mit nordwestlichem Kurs der Äquator passiert. 19 Mann starben am Skorbut. Das Wasser war faul,

Digitized by Google

der Zwieback von Würmern und Mäusen zerfressen. In der Not aß man Leder, ja Sägespäne und Mäuse. Aber die Fahrt war glatt, bei günstigem Wind, ohne jeden Sturm, daher auch der Name „Stiller Ozean". Täglich wurden etwa 200 Seemeilen zurückgelegt. Es war ein großes Glück, daß die Fahrt so schnell ging, sonst wären sicherlich alle verhungert. Endlich am 6. März kam die Erlösung von den Leiden: die Inselgruppe der Marianen oder Ladronen, wie sie damals nach ihren diebischen Bewohnern genannt wurden. Hier konnten sich die vielen Kranken etwas erholen und die Schiffe wieder instand gesetzt werden. Schon zehn Tage später waren die Philippinen erreicht und damit die portugiesische Machtsphäre. Lebensmittel standen nun im Überfluß zur Verfügung, und es entwickelte sich ein reger Tauschhandel. Zugleich benutzte Magellan jede Gelegenheit, um den einheimischen Machthabern einen möglichst großen Begriff von der Macht Spaniens zu geben. Tatsächlich gelang es, die Herrscher der Inseln für Spanien zu gewinnen, und mit dem Sultan von Zebu schloß man ein Freundschaftsbündnis; er ließ sich sogar taufen. Sein Ehrgeiz ging dabei dahin, mit Hilfe der mächtigen Fremden die Oberherrschaft über die Nachbarinseln zu erringen. Tatsächlich gelang dies. Nur ein Häuptling auf der gegenüberliegenden Insel Matan verweigerte die Huldigung. Um nun die Unbesiegbarkeit seiner Leute allen Inselbewohnern zu zeigen, ließ sich Magellan zu tollkühnem Vorgehen verleiten. Er verschmähte in allzu großem Stolz die Hilfe des Sultans von Zebu und eines anderen Häuptlings von Matan und machte sich selbst mit nur 60 Mann ohne Mitwirkung der Artillerie gegen die widerspenstigen Mataner auf. Die Taten eines Cortez schwebten ihm vor. Aber die kleine Schar wurde von Übermacht umringt — es waren nach Pigafetta mehr als 1500 Insulaner — und zog sich in übereilter Flucht auf die Schaluppen zurück, den tapferen Oberbefehlshaber mit nur 7 bis 8 Mann seinem Schicksal überlassend. So ereilte ihn hier am 27. April 1521 ein tragischer Tod, mit ihm fielen acht Mann. Der Sultan von Zebu, der mit 1000 Bewaffneten Zeuge des unglücklichen Kampfes war, mußte zuletzt noch eingreifen, um die in die Boote Geflohenen zu retten. Das Ansehen der spanischen Macht hatte zugleich einen empfindlichen Stoß erlitten, und der Fürst von Zebu änderte seine Haltung völlig.

Das war das Ende des großen Mannes. Den wohlverdienten Ruhm seiner Tat durfte er nicht erleben, auf der Höhe seines Lebens wurde er abgerufen und mußte einem anderen die Vollendung der Riesenaufgabe überlassen. Die weiteren Schicksale der Expedition, so bewegt sie sind, seien hier übergangen. Genug, daß es dem Basken Juan Sebastian del Cano trotz aller Mißgeschicke und trotz aller Nachstellungen der Portugiesen gelang, auf dem zuletzt noch allein übriggebliebenen Schiff „Victoria" die Erdumsegelung zu vollenden. Das Ziel der ganzen Reise, die Molukken, waren im November 1521, 6½ Monate nach dem Tode des Generalkapitäns, gefunden worden. Den Freund Magellans, Francisco Serrão, der durch seinen Brief den Hauptanstoß zu dem ganzen Unternehmen gegeben hatte, traf man nicht mehr lebend an. Durch die reiche

Digitized by Google

Fracht der „Victoria" an Gewürznelken wurden trotz aller Verluste die gesamten Kosten der Expedition nicht nur gedeckt, sondern sogar noch 8900 Mark Gewinn erzielt, den Wert des Schiffes und der nach der Meuterei in Patagonien zurückgekehrten „San Antonio" mit eingerechnet. Aber von den 265 Mann, die am 20. September 1519 von der Mündung des Guadalquivir abgefahren waren, kamen am 6. September 1522 nur noch 18 Überlebende zurück, 60 waren mit der „San Antonio" desertiert und 16 Mann kamen später noch aus portugiesischer Gefangenschaft. Die Expedition hatte in fast dreijähriger Abwesenheit 38000 Seemeilen zurückgelegt. Die gerichtliche Untersuchung über die Meuterei an der patagonischen Küste und den Tod Magellans entrollte noch einmal das Bild des genialen Führers mit seiner eisernen Willenskraft, aber auch seiner allzu großen Rücksichtslosigkeit und Tollkühnheit. Dafür hat er auf der Höhe seines Ruhmes mit dem Tode büßen müssen. Trotz seiner Fehler darf man Magellan, was Freiheit des Blickes, Mut, Ausdauer unter schwierigsten Umständen, Sachkenntnis und auch sittliche Kraft anlangt, unter den Konquistadoren am höchsten stellen; auf jeden Fall ist er der größte Seefahrer aller Zeiten.

Es ist bemerkenswert, daß seine ruhmvolle Fahrt mit viel höherer Begeisterung von seinen Zeitgenossen gefeiert und gewürdigt wurde als die Fahrt des Kolumbus oder des Vasco de Gama. Der deutsche Geheimschreiber am Hofe Karls V. in Valladolid, Maximilian Transsilvanus, ein böhmischer Ritter, schickte kurz nach der Heimkehr der „Victoria" einen ausführlichen lateinischen Brief an den Kardinalerzbischof von Salzburg, betitelt „De Moluccis insulis" und datiert vom 5. Oktober 1522. Er erschien schon im Januar 1523 in Köln im Druck. Demselben Jahre gehört auch J. Schöners Flugschrift „De nuper ... repertis insulis ac regionibus" an (s. Wieser, Magalhäesstraße, S. 118). Die Kunde von der großen Fahrt drang also sehr schnell in alle Länder. (Eine dritte Beschreibung: „Eine schöne newe Zeitung so Kaiserl. Majestät auß India yetz nemlich zukommen seind. Gar hüpsch von den Newen Ynseln, und von yren sytten gar kurtzweylig zu leesen" findet sich abgedruckt in der Bibliothek des Literarischen Vereins Stuttgart, Band III, S. 38). Die Aufregung unter den Geistern war gewaltig. Eine neue Klasse von Seefahrern bildete sich, die „Weltumsegler", und es ist bezeichnend, daß es über ein halbes Jahrhundert dauert, bis sich in Francis Drake (1577/80) ein Nachfolger, und das auch mehr durch Zufall, fand.

Die Wirkungen der Magellanschen Fahrt auf die Menschheit waren ungeheuer. Allen Menschen wurde jetzt erst handgreiflich klar, daß die Erde rund sei. Zwar hatten das schon die Griechen, vor allem die Pythagoreer, theoretisch begründet, aber praktische Beweise konnten sie nicht beibringen. Das Weltbild eines Albertus Magnus, Roger Baco oder auch Toscanelli, Kolumbus und Vespucci wird endgültig zu Grabe getragen, erst jetzt bekommt man einen Begriff von der wahren Entfernung Europas und Ostasiens und der riesigen Größe des westlichen Ozeans. Kolumbus hatte noch Cipangu (Japan) in die Gegend

Digitized by Google

des heutigen Mexiko verlegt, der Stille Ozean war also mit dem Atlantischen in ein schmales Becken zusammengeworfen. Erst Magellan entdeckte wirklich den Stillen Ozean, wenn er auch schon 1513 von Balboa gesehen worden war, und überraschte die Welt mit seiner riesigen Ausdehnung. Ist doch die Entfernung von der peruanischen Küste nach Südchina gleich dem halben Erdumfang! Der früher so sehr im Vordergrund stehende Indische Ozean sank demgegenüber fast zum Rang eines Nebenmeeres herab. Über einen Hauptpunkt war man sich freilich noch nicht klar: welche Stellung nahm Amerika zu den übrigen Erdteilen Europa, Asien und Afrika ein? Immerhin, wenn auch Australien noch nicht bekannt war, mit Magellans Erdumsegelung war die Zeit der ganz großen Entdeckungen vorbei.

Befreiend wirkte auch die Fahrt auf die Wundervorstellungen der Menschheit. Weder die Portugiesen noch die Spanier hatten etwas gesehen von den menschlichen und tierischen Ungeheuern, mit denen alle Lehrbücher länger als ein Jahrtausend erfüllt waren. Der Gesichtskreis aller Gebildeten, insbesondere auch der Staatsmänner und Politiker, wurde mächtig erweitert, die Kolonialpolitik trat in ganz neue, weltumspannende Bahnen. Bereits 1532 taucht das Projekt des Panamakanals auf (vgl. Francisco Lopez de Gomara: Historia general de las Indias, Amberes 1554), um dem spanischen Handel einen direkten Weg nach den Molukken zu verschaffen. Freilich kamen die Gewürzinseln nachher durch Verkauf an Portugal. Ein Treppenwitz der Geschichte! Die Portugiesen kauften damit ihren Nebenbuhlern, den Spaniern, ein Gebiet ab, das ihnen, wie sich später herausstellte, schon 1494 durch die päpstliche Bulle zugesprochen worden war, denn die Molukken lagen tatsächlich auf der portugiesischen Welthälfte.

Auch für die Geschichte und menschliche Kultur hatte die erste Erdumsegelung unermeßliche Folgen. Erst jetzt beginnt der Weltverkehr, die Küstenschiffahrt tritt zurück und mit ihr das Mittelmeer mit seinen Völkern. Der Ozean und seine Anwohner gewinnen steigende Bedeutung. Bei dem erstaunlichen Wert der Gewürze (vgl. darüber S. Ruge, Zeitalter der Entdeckungen) wurden, wie durch die Magellansche Expedition besonders klar geworden war, die Kosten aller Expeditionen reichlich aufgewogen, und die Karawanen traten in ihrer seitherigen Bedeutung ganz zurück. Die ausländischen Produkte überschwemmten infolgedessen bald Europa, und Zucker, Kaffee, Reis, Baumwolle, Tee wurden aus Luxuswaren zu unentbehrlichen Genußmitteln. Dazu kamen bald darauf von Amerika die Kartoffel, der Mais, Tabak und Kakao. Umgekehrt tauschte auch Europa wichtige Dinge aus, vor allem die Getreidearten, dann die in der Neuen Welt gänzlich fehlenden Haustiere: Rind, Pferd, Schaf und Schwein. Neben den Gewürzen spielten die Edelmetalle eine große Rolle, das Geld zirkulierte bei dem allgemeinen Aufschwung des Handels in ungeahnter Weise. Allerdings sank damit auch der Wert der Edelmetalle, während sich die Gebrauchsgegenstände zugleich verteuerten.

Zuletzt beginnt sich ein gewaltiger Menschenstrom nach den neuen Ländern in Bewegung zu setzen, Kolonien, neue Staaten werden gegründet. Die Ein-

Digitized by Google

geborenen, insbesondere die Indianer, werden freilich aufs grausamste geknechtet und mißhandelt, so daß sie in manchen Gegenden in wenigen Jahren für immer verschwinden. Als Ersatz für die verlorenen Arbeitskräfte treten die Neger ein, der scheußliche Sklavenhandel, der in Europa meist verschwunden war, lebte wieder auf.

Unter den Wissenschaften hatten Natur- und Erdkunde den meisten Gewinn von den kühnen Entdeckungsfahrten. Die Kosmographie tritt in ganz neue Bahnen, und es ist wohl kein Zufall, daß unmittelbar nach der Umseglung der Erde auch die Himmelskunde in ihren Grundgesetzen festgelegt wurde.

Allenthalben setzte mit der Magellanschen Fahrt eine neue Entwicklung der Menschheit ein, der kühne Pilot war einer der Wegweiser für unsere Geschichte.

Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr

Von

Georg Heinrich Hartmann

(Fortsetzung)

Seit dem frühen Morgen des 2. Juli gingen unsere Bagagen usw. auf das linke Ufer zurück, die Räumung Rigas war nur noch eine Frage von Stunden. Der Stoßtruppstab lag im schönen Gebäude des Hypothekenvereins. Noch flatterte die große blauweiße Fahne stolz am hohen Mast. Die letzten Tage hatten wir Maschinengewehre im Gebäude aufgestellt und uns auf alles vorbereitet. Jeden Augenblick konnten die sich neutral verhaltenden Ballodtruppen offen zum Feinde übergehen. Dann brach der Straßenkampf los und das war das Ende. Wir rechneten sehr ernsthaft mit dieser Möglichkeit und wollten unser Leben so teuer als möglich verkaufen. Aber Ballod verhielt sich weiterhin abwartend. Es ist ihm dies von lettischer Seite später sehr verdacht worden und daher zweifellos anerkennenswert. Andererseits ist zu berücksichtigen, daß die Letten selbst den Einzug der Esten in Riga nicht wünschten. Vor allem war Ballod von gewisser Seite auf das bestimmteste versichert worden, daß er das erste Opfer bei einer feindseligen Aktion sein sollte. Am Abend bestiegen der Stabschef Girgensohn und ich ein Auto. Wir fuhren durch die stillen, dunkelnden Straßen. Man begegnete deutschen Soldaten, einzeln und in Gruppen, meist ohne Gewehre. Während die Balten und ein Teil ihrer Kameraden wie die Helden kämpften, plünderten oder desertierten diese feigen Drückeberger. Immer dasselbe Bild — die deutschen Baltikumtruppen bestanden aus Idealisten und Lumpen. Nur durch eine eiserne Disziplin lassen sich Söldner zusammenhalten. Wollte, konnte oder durfte man sie nicht an-

Digitized by Google

wenden? Wir fuhren die Alexanderstraße hinunter. Das Schießen hatte aufgehört. In den Türen erschienen Menschen. Wir überholten eine Abteilung lettischer Soldaten, sie machten kaum Platz. Unsere Waffen waren schußbereit. Am Ausgang der Stadt hielt eine deutsche Haubitzenbatterie. Wir erreichten den Gefechtsstand des Stoßtruppstabes. Überall tiefe Granattrichter. Die Herren kamen uns entgegen, blasse, übermüdete Gesichter. In der Ferne sah man ein Tannenwäldchen, schattenhaft hoben sich die einzelnen Bäume vom Himmel. Dort lag die Richtstätte der Bolschewisten. Viele der Unseren hatten dort den Tod gefunden. Nach kurzer Besprechung fuhren wir zurück. Es war eine warme, stille Sommernacht. Wir überholten die Haubitzenbatterie, und bald darauf kamen wir an den erwähnten lettischen Soldaten vorüber.

Auch Girgensohn meinte, es sei gut, daß wir sie hinter uns hätten. Wie wir später hörten, überfielen sie wenige Minuten darauf die ahnungslose Batterie und verwundeten den Führer schwer. Die Altstadt war durch eine Postenkette abgesperrt. Der gesamte Train und die meisten Truppen lagen bereits jenseits der Düna, nur der Stoßtrupp fehlte. Er bildete die Nachhut.[1]) Am Sockel des Denkmals Peter des Großen kamen wir vorüber. Das Denkmal selbst fehlte, es ruht auf dem Grunde der Ostsee, um derentwillen uns einst dieser Kaiser seinem Reiche einverleibt. Als die Deutschen im Weltkriege sich Riga näherten, wurde das Denkmal auf ein Schiff gebracht, das Schiff sank im Rigaer Meerbusen. Es war so manches geschehen, was einen nachdenklich stimmen konnte: die Kirchenglocken mußten abgeliefert werden. Als die Russen die große Glocke der Petrikirche herabließen, lasen sie folgende uralte Inschrift: „Wer mich berührt, Riga verliert".

Weiter ging es durch die engen, winkeligen Straßen der Altstadt. Die Türme von St. Petri, St. Jakobi und des Domes sahen ernst und schweigend auf uns herab. Ob sie fühlten, wie sehr es uns weh tat, Abschied zu nehmen von ihnen, den Wahrzeichen der Stadt, nachdem wir vor wenigen Wochen auf sie zugestrebt waren in stolzer Siegeszuversicht, nachdem in ihren Hallen so manchem der Unseren die letzte Ehre erwiesen worden. Groß und starr schauten die Türme herab.

Auf der Brücke stand ein Panzerauto. Betrunkene Soldaten zu Fuß und zu Wagen, Dirnen auf dem Kutschsitz neben sich, kamen johlend vorüber. Wir wendeten uns nach der Hagensberger Seite. Kleine, einzeln stehende, meist hölzerne Häuser, Gärten, große Bäume geben ihr ein eigenartiges, reizvolles Aussehen. Die Straßen waren durch Kolonnen und Munitionswagen verstopft. Mit Mühe kamen wir vorwärts. Wir gelangten in einen großen Fabrikhof. Dort lagen und saßen Offiziere und Mannschaften der Stoßtruppe.

---

[1]) Berichtigend stelle ich fest, daß der eigentliche Brückenkopf (Alter Stadtkanal, Eisenbahnbrücke) bis zum Nachmittag des 3. Juli besetzt blieb. Da der Waffenstillstand in der Nacht vom 2./3. abgeschlossen wurde, fanden Kämpfe nicht mehr statt.

Digitized by Google

Alles schwieg, was hatten wir uns noch zu sagen, müde, traurig und hoffnungslos wie wir waren. Ein feiner Regen rieselte herab. Ich stand auf, suchte und fand bei einem freundlichen Landsmann Unterkunft. Er besaß wenig, aber seine Gastfreundschaft war rührend. Ich verfiel in einen totenähnlichen Schlaf. Mein erstes Gefühl beim Erwachen war, nun ist wieder eine Leidensstation vorüber. Vielleicht geschieht ein Wunder, und es ist die letzte, vielleicht wird Frieden und alles Leid hört auf, soweit dies noch möglich ist. Ich stand auf und ging hinaus, den Stab zu suchen, man sah keine Uniform. Sie ruhten wohl alle noch und vergaßen das Erlebte. Endlich fand ich den Stab. Er war in einer schon ländlichen Gärtnerei untergebracht. Zwischen Erdbeerbeeten und Johannisbeersträuchern lagen sie wie leblos. Unter einem Kirschbaum schlief ein Kornett. Sein Gesicht war so friedlich, als sei ihm Krieg und Kriegsgeschrei etwas völlig Fremdes. Hinter ihm dehnte sich die frohe, sonnige baltische Landschaft mit Blumen, Wäldern und Feldern. Nach sehr langer Zeit, einmal werden wir sie wieder ganz zu eigen haben, ging es mir durch den Sinn. Aber es wird um ihretwillen noch viel erduldet werden müssen. Was kann man mehr tun als seine Pflicht. Hatten wir sie bis jetzt freudig erfüllt, so würden wir sie hinfort schweren Herzens tun. Aber tun würden wir sie ...

Am Abend des 2. Juli hatten Vertreter der englischen Militärmission uns den Vorschlag zu einer Besprechung im Anwesen Strasdenhof bei Bellenhof zukommen lassen. Es erschienen Delegierte der Entente, der deutschen Okkupationsmacht, der Livenschen Russen, der Esten, der verschiedenen lettischen Gruppen und der Landeswehr. Während noch verhandelt wurde, gingen wir in aller Ordnung über die Düna zurück. Bei Abschluß des Waffenstillstandes befand sich die Landeswehr außerhalb jeder Gefahr. Daß die Esten nach Riga hineinkamen, war den Letten ebenso unerwünscht wie der Entente, die nicht wollte, daß dieser kleine Staat sich noch mehr von ihr unabhängig machte, als es ohnehin der Fall war. Der über unser Schicksal entscheidende Punkt des Waffenstillstandsvertrags war der § 9, danach unterstand die Entscheidung über das künftige Schicksal der Landeswehr dem General Gough, so hieß der Chef der englischen Militärmissionen für sämtliche Randstaaten mit dem Sitz in Helsingfors oder Reval. Sein Vertreter in Riga war General Burt, der im Weltkriege schwerverwundete Führer einer Kavalleriebrigade. Obgleich geschlagen, war die Landeswehr doch nicht vernichtet. Sie erholte sich in den nächsten Wochen sogar viel schneller, als man erwartete. Auf dem linken Dünaufer versammelt, war sie militärisch vollständig Herrin ihrer Entschließungen. Wenn sie sich trotzdem den Beschlüssen des Waffenstillstandsvertrages unterwarf, so geschah es aus politischen Gründen. Das Kabinett Needra hatte fliehen müssen, und das Ministerium Ulmanis war mit großem Pomp über Libau in Riga eingezogen. Den estnischen Truppen, denen dieses zu verdanken war, wurde nicht gestattet, Riga zu besetzen, eine Maßnahme, die vielleicht sehr zweckmäßig, aber nicht geeignet schien, ihre Sympathien für Lettland zu erhöhen, die durch ständige Streitigkeiten bei der Grenzfestsetzung noch mehr gemindert

Digitized by Google

wurden.[1]) Nur die Deutsch- und Russenfeindlichkeit einte beide Staaten notdürftig.

Wir unterstanden also nunmehr dem General Gough und erhielten Befehl, an den einen Tagmarsch entfernten Rigaschen Strand zu gehen. Die Landeswehr konnte sich natürlich nur von Erwägungen, die im Interesse des Baltentums lagen, leiten lassen. Dies war ein selbstverständliches Grundprinzip. Was aber der baltischen Sache nützlich war, darüber konnten bei der ungeheuer verwickelten Situation, die schwer zu übersehen war, verschiedene, durchaus begründete Ansichten bestehen. Neben lokalen spielten weltpolitische Probleme mit hinein, die zu erfassen nur wenige in der Lage waren. Jede militärische Aktion bekam einen politischen Beigeschmack und löste Unruhe und Aufregung in der Truppe aus. Den Führern wurden Vorwürfe gemacht für Ereignisse, an denen sie völlig unbeteiligt waren. Soweit ich mir ein Urteil erlauben darf, muß ich sagen, daß die Führung, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bei der Prüfung eines jeden Schrittes mit größter Sorgfalt und Überlegung vorging. Da die Landeswehr eine Intelligenztruppe darstellte und der Balte überhaupt zu scharfer Kritik neigt, so wurde viel geurteilt, aber nicht selten mit einer Unkenntnis der Sachlage und einer Verquickung persönlicher Antipathien mit politischen Fragen, die der Objektivität ein nur geringes Zeugnis ausstellten. Andererseits wurde der Fehler gemacht, die Truppe, mit Ausnahme der Stoßtrupps, zu wenig über die jeweilige Situation aufzuklären. Jede Ortsveränderung war für die Landeswehr eine Frage auf Leben und Tod und verursachte eine Spannung, der auf die Dauer auch die mit den besten Nerven begabten nicht widerstehen konnten.

Der Befehl, an den Strand zu gehen, konnte unseren Untergang bedeuten. Vom Festland durch die kurische Aa und den Babitsee getrennt, lag die schmale Landzunge unter den englischen Schiffskanonen, denen wir dort auf Gnade und Ungnade preisgegeben waren. Trotzdem marschierten wir hin. Mit dem Sammelnamen Rigascher Strand werden eine Reihe sich 30 Kilometer hinziehender Badeorte bezeichnet. Inmitten eines großen Nadelwaldes liegen zahllose Holzhäuschen und Villen an endlosen ungepflasterten „Boulevards“ und „Prospekten“. Dieser seiner Anlage nach einzig dastehende Badeort wurde während der warmen Jahreszeit nicht nur von Rigensern, sondern auch von Russen aus allen Teilen des Reiches besucht. Der Weltkrieg hatte hierin Wandlung geschaffen. Viele Villen waren zerstört oder verfallen. Stellungen und Schützengräben waren angelegt worden. Am Strande verbrachten wir eine sehr erholende Zeit. Man badete, ruhte sich von den Strapazen aus, Angehörige kamen aus Riga zu Besuch. Nach einigen Tagen erhielten wir den Befehl, uns nach Tuckum zu begeben, zum Teil auf demselben Wege, den einst der gefallene Kommandeur zur Befreiung Rigas beschritten hatte.

[1]) Im Sommer 1920 entschied der von beiden Randstaaten angerufene englische Schiedsspruch zuungunsten der Letten, indem die wichtige Stadt Walk an die Esten fiel.

Digitized by Google

Bis jetzt hatte man uns nichts getan und die Gemüter beruhigten sich allmählich. Es scheint, als ob anfänglich die Absicht bestanden hat, die Landeswehr vollständig aufzulösen. Dann traten Ereignisse ein, die der englischen Politik dies nicht mehr ratsam erscheinen ließen. Im lettischen Volke gewann die radikale Strömung immer mehr Überhand. Die schwache Regierung schwamm mit dem Strom, die Engländer erkannten allmählich, daß sie die staatenbildende Kraft der Randstaaten überschätzt hatten. Sie wollten, daß die Balten als aufbauendes Element mehr herangezogen würden. Die Churchillsche Richtung, welche eine lebhaftere Bekämpfung der Bolschewisten forderte, gewann in England an Einfluß. Deshalb mußten alle brauchbaren Truppen erhalten werden.

Der Oberstab lag in Tuckum. Die Truppe wurde auf den umliegenden Gütern und Gesinden (Bauernhöfen) untergebracht. Dörfer gibt's im Baltikum nicht. Gleich nachdem die Landeswehr in Tuckum eintraf, erfuhr sie ihr Schicksal: Alle deutschen Offiziere und Mannschaften schieden aus. Balten, die in Deutschland gedient hatten, gehörten nicht dazu. Die taktische Unterstellung unter den Grafen von der Goltz hörte auf. Das Kommando übernahm der englische Oberstleutnant Sir Alexander. Bekleidung und Verpflegung sollte das lettische Kriegsministerium liefern, wobei die Sätze viel höher waren als die bisherigen. Obgleich derartiges zu erwarten war, so wirkte es doch niederschmetternd. Die geschlossenen reichsdeutschen Formationen schieden sofort aus. Von den reichsdeutschen Offizieren und Mannschaften blieb ein gewisser Prozentsatz, und nicht die schlechtesten. Die Engländer drückten ein Auge zu, indem sie die Stammrollen nur flüchtig prüften. Schwer genug ist es diesen Kameraden gefallen, sich einem Engländer zu unterstellen. Sie taten es in der richtigen Überzeugung, damit der guten Sache am besten zu dienen. Merkwürdigerweise fand dies Verhalten bei der deutschen Okkupationsmacht kein Verständnis.

In einer großen Offiziersversammlung nahm der bisherige Oberbefehlshaber Major Fletscher von uns Abschied. Vor Bewegung stockte er mehrfach beim Sprechen. Als das Vaterland zusammengebrochen und sich selbst verraten, da sei der Glaube an die Deutschen bei ihm wankend geworden. Erst in unserer Mitte habe er ihn wiedergefunden. Das sei das Größte und Schönste, was ihm hätte geschenkt werden können, und das danke er der baltischen Landeswehr.

Eine Menge Stellen, namentlich der ganze Oberstab, mußten nun ausschließlich mit Balten besetzt werden. Zum Erstaunen aller gelang dies besser, als man erwartete. Gewisse Nachteile machten sich erst später fühlbar. Wir behielten unseren Kommandeur, die beiden anderen Detachements verloren die ihren. Naturgemäß konnte der neue Oberstab trotz redlicher Bemühungen den alten nicht ersetzen. Vor allem ließ sich das große Vertrauen, welches die Truppe zu Major Fletscher hatte, nicht übertragen. Oberstleutnant Alexander, der den Titel Chef der baltischen Landeswehr führte, erwies sich als ein vornehm

Digitized by Google

denkender junger Offizier.[1]) Nach bewährtem englischem System hatte Gough einem kaum Dreißigjährigen diesen verantwortungsvollen Posten übertragen. Sir Alexanders Auffassung, es mit einer „Gentlemantruppe" zu tun zu haben, wurde nicht enttäuscht. Er verstand ihre Gefühle und achtete sie. Befehlshaber der Landeswehr wurde der frühere russische Kapitän zur See ersten Ranges Baron Taube. In kurzer Zeit erwarb er sich allgemeine Sympathien. An der Einteilung der Landeswehr wurde wenig geändert. Wenn sie zu deutschen Zeiten nicht im Überfluß lebte, so hatte sie doch nie gedarbt. Jetzt wurde es anders. Von der versprochenen Verpflegung englischen Ursprungs bekam man wenig zu sehen, die Qualität war gut, aber quantitativ völlig unzureichend. Sehr bald machten sich Anzeichen von Unterernährung bemerkbar. Die Gegend um Tuckum ist waldreich und hügelig. Unser Leben verfloß recht eintönig. Eine Zeitlang wurde eine Feldzeitung „Der Freiwillige" herausgegeben. Ich glaube, die lettische Regierung untersagte sie schließlich. In Tuckum eröffnete der Stoßtrupp ein Kino. Der Film gab Bilder aus unseren besten Tagen wieder. Sport- und Reiterfeste fanden statt. Manchmal besuchten uns deutsche Kameraden aus Mitau. Obgleich niemand Verschwörungen plante und gerade die maßgebenden Personen auf eine Verständigung mit der Entente und der lettischen Regierung hinarbeiteten, so mußten wir vorsichtig sein, um kein Mißtrauen zu erwecken. Zwar nicht bei den Engländern, welche die Sachlage im allgemeinen übersahen, wohl aber bei der Regierung, die es an einer geradezu kindlichen Spionenfurcht und endlosen Schikanen nicht fehlen ließ. Da wir in Ruhe lagen, wurde viel Urlaub erteilt. In Riga und anderswo wurden unsere Leute immer wieder verhaftet, entwaffnet oder Beschimpfungen ausgesetzt. Dabei geschah den lettischen Soldaten, die sich bei uns zeigten, nicht das geringste.

Fast kampflos schoben sich die Letten bis an die livländische Grenze vor. Koltschak konnte sich nicht halten und ging langsam zurück. Dafür gewann Denikin ständig an Boden. Von Gough ging die Idee einer großen militärischen Aktion der Randstaaten aus. Auch wir sollten an ihr teilnehmen. Die Landeswehr aber hatte nicht die geringste Lust, zu diesem Zweck über die Düna zu gehen und sich damit völlig in die Hände der Letten zu begeben. Der Taktik, bereitwillig große Versprechungen zu machen, um sie nachher zu vergessen, schenkte niemand mehr Glauben. Wenn auch an den leitenden Stellen nie die Absicht bestanden hat, an irgendwelchen Unternehmungen anderer in Lettland stehender Truppen, die gegen den Bestand dieses Staates hätten gerichtet sein können, teilzunehmen, so gebot die Sorge für die Sicherheit der Landeswehr, nur dahin zu gehen, wo man sich gegebenenfalls durch rechtzeitigen Abmarsch retten konnte. Für unsere Befürchtungen hatten die Engländer ein gewisses Verständnis. Sie verbürgten sich für unsere Sicherheit und versprachen, jeden Zug von einem ihrer Offiziere begleiten zu lassen. Um unliebsame Zwischenfälle zu vermeiden, sollten die Transporte Riga ohne anzuhalten passieren.

[1]) Er stammte aus dem Hause der Earls of Calledon.

Digitized by Google

In Riga war eine große Zahl von zwölf- bis sechzehnjährigen Pfadfindern bei uns eingetreten. Sie wurden als Ordonnanzen, Burschen u. dgl. verwandt. Diese Knaben waren natürlich mit Leib und Seele „Soldaten". Ihre Eltern, die ja alle kaum das notdürftigste besaßen, freuten sich, ihre Kinder für den Sommer versorgt zu sehen. Mit schwerem Herzen trennten sich die Jungen von uns. Bei späteren Aufenthalten in Riga sprachen mich oft Schüler an und bezeugten ihre Anhänglichkeit an die Truppe. Ein Freund von mir hatte einen spaßigen, kleinen Neger als Ordonnanz, der zu vielen Scherzen Anlaß gab. Sein Vater war in Riga erschossen worden, er war der Werbetrommel gefolgt und fühlte sich anscheinend sehr wohl bei uns, bis er im Herbst zu seiner Mutter nach Hamburg mußte.

Am 5. September marschierten wir wieder an den Strand, wir verbrachten einige sehr schöne Tage dort. Jeden Abend gaben die Schwadronen abwechselnd ein Tanzfest, was viel zur Hebung der Stimmung beitrug. Auf der Station Fichtenhalt wurden wir verladen. Ein ziemlich umständlicher Vorgang, da unsere Pioniere die Kunst des Rampenbauens scheinbar nicht völlig beherrschten. Ich befand mich bei unserer 3. Kavallerieschwadron. Mit einer gewissen Spannung blickten wir der Zukunft entgegen. Der Zug setzte sich in Bewegung. In Thorensberg sahen wir einen lettischen Panzerzug, die Mannschaften an den Geschützen und Maschinengewehren. Der Bahnhof war menschenleer, aber aus vielen Häusern winkte man uns freundliche Abschiedsgrüße zu. Auf dem Perron stand General Burt und überzeugte sich persönlich, daß wir nicht behelligt wurden. Auf den Stationen verhielt sich die Bevölkerung neugierig, aber nicht feindselig. Während der ganzen Fahrt sah man kaum ein heiles Haus. Die Brücken waren notdürftig wiederhergestellt und wiesen zahlreiche Spuren aus dem Welt-, Esten- und Bolschewikikrieg auf. Für den Mangel an Bahnmaterial bei den Bolschewiki sprach, daß sie die ehemals zweigleisige Strecke Riga—Dünaburg in eine eingleisige umgewandelt hatten. In der Nacht langten wir an der derzeitigen Endstation Kreuzburg an der Düna an; gespenstisch starrte der zerschossene Turm des Schlosses aus dem Dunkel. Der Flecken selbst war ein Trümmerhaufen. Als wir über die Pontonbrücke ritten, um das gegenüberliegende Jakobstadt zu erreichen, sahen wir die Reste mehrerer Kriegsbrücken, welche die Russen vor ihrem Rückzuge niederbrannten, aus dem Wasser ragen. Jakobstadt selbst erwies sich als weniger zerstört. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Juden, die aus ihrer Lettenfeindschaft kein Hehl machten, sich aber dabei nicht scheuten, auch den baltischen Soldaten rücksichtslos auszubeuten. Im Vergleich zum Frühjahr waren die Preise ungeheuer gestiegen, unsere Kaufkraft dagegen gesunken, weil wir die Löhnung nicht mehr in deutscher, sondern in lettischer Valuta erhielten. Es ist richtig, daß die Juden bei den Bolschewiki ganz unverhältnismäßig viel führende Stellen einnehmen. Für die Letten aber trifft dies auch zu. Dabei hassen sich diese beiden Völkerschaften von ganzem Herzen. Pogrome haben bereits mehrfach in Lettland stattgefunden. Wer mit lettischen Soldaten Eisenbahnfahrten ge-

Digitized by Google

macht hat, wird wissen, daß es selten ohne Beschimpfungen oder Angriffe abgeht. Am Bolschewismus im Baltikum waren die Juden fast völlig unbeteiligt. Er wurde ausschließlich von Letten und Esten vertreten. Das Verhältnis zwischen Balten und Juden war von jeher ein gutes. Nur in Kurland, das zum sogenannten Ansiedelungsrayon gehörte, waren sie zahlreich vertreten und spielten als Kaufleute eine Rolle. Wirtschaftspolitisch sind die Balten von ihnen nicht abhängig gewesen, am wenigsten der auf sehr gesunder Grundlage stehende Großgrundbesitz. Sogar durchaus nicht philosemitisch Gerichtete sprachen immer mit Wärme von „unseren kurischen Juden".

Jakobstadt, den 4. September. Ich besuchte das Schloß Kreuzburg, es ist völlig ausgeraubt. Die Dielen derart mit Kot, die Wände mit obszönen Inschriften bedeckt, daß man es fremden Journalisten als bolschewistische Sehenswürdigkeit zeigt. Das Erbbegräbnis der Familie Korff ist erbrochen und die Leichen aus den Särgen geworfen. Taktisch unterstehen wir jetzt Oberst Ballod. Seine alten Truppen machen einen ganz guten Eindruck, die neuen sind völlig undisziplinierter. Unsere Offiziere werden nie, die eigenen selten gegrüßt. Glaubt aber einmal ein lettischer Offizier Grund zur Klage über einen baltischen Soldaten zu haben, so wird dieser unnachsichtlich eingesperrt. Gewöhnlich stellt sich seine völlige Unschuld später heraus. Die lettischen Soldaten klagen über schlechte, hochmütige Behandlung von seiten ihrer Offiziere. Merkwürdig ist es, daß der Unterschied zwischen Mannschafts- und Offizierslöhnung bei den Letten sehr viel größer ist als bei uns. Ihre Offiziersgehälter, namentlich der höheren Chargen, der Ärzte u. dgl. übertreffen die unseren bei weitem. Im lettischen Offizierkorps kann man zwei Gruppen unterscheiden: die gewesenen russischen und die neuen Offiziere. Zu ersteren gehören die höheren Rangklassen fast vollständig, sie sind manchmal verrußt und leiten ihre soziale Stellung von der Zugehörigkeit zum russischen Offizierkorps her. Verschiedenen von ihnen scheint ein selbständiges Lettland auf die Dauer undenkbar. Ihr Eintritt in die lettische Armee läßt sich mit aus wirtschaftlichen und antibolschewistischen Beweggründen erklären. Sie sind manchmal nicht baltenfeindlich und sehen die gewesenen russischen Offiziere in der Landeswehr als ihre Kameraden an. Wenn diese Herren wesentlichen Einfluß auf die Politik hätten, könnte ein Zusammenarbeiten Erfolg versprechen. Sie machen einen gesellschaftlichen Unterschied zwischen denjenigen, die erst in der lettischen Armee Offiziere geworden sind. Dies sind fanatisch nationalistische, oft sehr linksstehende Elemente. Ihre Bildung ist äußerst bescheiden. Auffallend ist die hohe Zahl der Offiziere in der Etappe. Alle sind glänzend gekleidet und unterscheiden sich darin von den Balten. In der lettischen Armee gefällt man sich darin, die Engländer zu imitieren, was manchmal recht komisch wirkt.

Wir stehen ziemlich verteilt. Der Stoßtruppstab in Jakobstadt, also in Kurland. Das Land ist recht arm und reizlos. Vom Feinde merkt man nichts. Dem kühlen, feuchten Sommer folgt ein warmer, trockener Herbst. Aus der großen Offensive wird nichts. Es scheint, als ob es nicht gelingt, Finnen, Esten,

Digitized by Google

Litauer, Letten und Polen unter einen Hut zu bringen. Lange werden wir hier nicht bleiben. Wir kommen auf das rechte Ufer, d. h. verlassen das baltische Gebiet und rücken längs der Bahn und Düna vor. Wir sollen lettische Truppen ablösen. Es wird nun wohl zum Stellungskriege kommen. Das ganze Land ist von deutschen und russischen Schützengräben durchzogen, es ist verarmt und verwüstet. Von Begeisterung ist keine Rede. Ein jeder hält es für seine Pflicht, den Staat zu schützen, in dem er leben will. Aus ruhiger, nüchterner Überlegung geht man an die Front. Das Schicksal zwingt die einer Gefühlspolitik so leicht unterworfenen Balten, der kühl abwägenden Vernunft zu folgen. Ohne scharfe Kritik der leitenden Persönlichkeiten geht es dabei nicht ab, obgleich es vielleicht gerade manchem unter ihnen am schwersten fällt, dem Zuge seines Herzens nicht folgen zu dürfen.

III.

Der Winter 1919/20 an der Bolschewikifront.

Als Schüler las ich einmal eine Beschreibung des Landes, welches zwischen Livland und dem eigentlichen Rußland liegt. Es wird Inflantien, Polnisch-Livland oder Lettgallen genannt und umfaßt einen wesentlichen Teil des russischen Witepsker Gouvernements. Verfasser war der einst sehr bekannte Journalist und baltische Patriot Julius Eckardt. Letten, Litauer, Polen, Juden, Russen und wenige Deutsche bewohnen es. Einen eigentlichen Charakter hat es nicht. Einst war es Ordensgebiet, wovon Burgen mit deutschen Namen, wie Marienhausen, Kreuz- und Dünaburg, Zeugnis ablegen. Dann kam es unter polnische Herrschaft. Eine Selbstverwaltung hat es im Gegensatz zu den baltischen Provinzen nie besessen. Letten, Litauer und Polen sind katholisch, aber es gibt auch Protestanten. Die russischen Bauern sind meist Altgläubige. Eine Religionsgemeinschaft, die von der russischen Regierung lange Zeit verfolgt wurde. Der Süden des Landes ist arm und häßlich. Die Städtchen und Flecken werden überwiegend von Juden bewohnt. Alles macht einen reizlosen, schmutzigen und verwahrlosten Eindruck. Ich fand die Eckardtschen Schilderungen, die mir seinerzeit ein vielleicht ahnungsvolles Interesse einflößten, bestätigt — vielleicht übertroffen. Die Parzellierung vieler Güter hat den einst schönen Waldbestand geschädigt, traurige Reste sind nachgeblieben. Der Weltkrieg hat seine Spuren hinterlassen. Letten und Russen leben in religiösem und völkischem Hader. Uns gegenüber zeigten beide ein gewisses Wohlwollen. Besonders erstaunt waren wir, daß die Letten, deren Dialekt schwer verständlich ist und viele Russizismen aufweist, keinesfalls von dem fanatischen Deutschenhaß beseelt waren, wie man ihn vor allem in Livland findet. Sie waren im Gegenteil ihren Volksgenossen im Westen sehr wenig wohlgeneigt und im Gegensatz zu diesen überwiegend antibolschewistisch. Viele äußerten sich über den Gedanken eines unabhängigen Lettland skeptisch. Diejenigen, welche meinen, Lettgallen würde ein lettisches Elsaß-Lothringen werden, haben vielleicht nicht so unrecht. Es umfaßt aber über ein Viertel des ganzen Staatsgebietes.

Digitized by Google

Wir marschierten auf der alten, nach Moskau führenden Heerstraße. Die Letten waren ganz erstaunt, wie gering die Zahl derer, die sie ablösten, im Vergleich zu ihnen war. So besetzte z. B. eine Kompagnie von kaum 100 Mann den Abschnitt eines über 400 Mann starken lettischen Bataillons. Die Stoßtruppe bildete den rechten Flügel unserer Aufstellung und lehnte sich an die Düna. Auf dem linken Ufer standen schwache lettische Postierungen und ein Teil unserer Kavallerie in Reserve. Zeitweise gingen auch einige Geschütze hinüber, um Livenhoff, dessen Kirchturm für die feindliche Beobachtung von Nutzen war, besser unter Feuer nehmen zu können. Der Stoßtrupp lag in der Gegend von Treppenhof. Mitte September setzten die Letten überraschend über den Fluß und nahmen die hinter Livenhoff liegende Bahnstation Zargrad, während die Landeswehr Livenhoff im Frontalangriff erstürmte. Bei dieser gemeinsamen Aktion kommt das Hauptverdienst den Letten zu. Der Stoßtruppstab wurde nach Livenhoff verlegt, einem elenden, durch unsere Artillerie übel zugerichteten Flecken. Die Front lag ungefähr drei bis fünf Kilometer entfernt. Unter großen Schwierigkeiten erbauten wir eine Fähre und richteten die frühere wieder her. Der Feind beschoß uns zeitweise mit Artillerie, sonst verhielt er sich im allgemeinen recht ruhig. Unsere weit vorstoßenden Patrouillen schienen ihm sehr unbequem zu sein. In dieser Zeit erhielt ich einen kurzen Urlaub, um in privaten Angelegenheiten nach Mitau zu fahren. Der Bahnverkehr zwischen Mitau und Riga war eingestellt. Man mußte den siebenstündigen Wasserweg auf der Düna und Aa benützen.

Riga, im September 1919. Gestern kam ich von der Front hier an, nachdem ich über zwei Monate nicht hier gewesen. Wie hat sich das Stadtbild verändert! Als die Esten den Krieg begannen, hatte die Rückwanderung kaum eingesetzt, und als wir Riga Anfang Juli räumten, setzte wieder eine Massenflucht ein, hauptsächlich auf den Flußdampfern. Viele Tausende, die die Bolschewikizeit durchgehalten oder eben zurückgekehrt waren, griffen zum Wanderstabe. Man wagt kaum, sich deutsch zu unterhalten. Nationaler Chauvinismus und politischer Radikalismus stehen in Blüte. Eine Menge Deutsche sind stellenlos geworden. In den Stadtverwaltungen, wo sie zahlreich vertreten waren, sind sie durch Leute ersetzt, die auf Fachkenntnisse einen Anspruch nicht erheben dürfen. Die Randstaaten haben mit den Bolschewiki gemeinsam, daß sie ein riesiges Beamtenheer schaffen; so wird jeder am Staat interessiert, den er als melkende Kuh behandelt. Das Tschinowniktum feiert Orgien, die zarische Bureaukratie war im Vergleich hierzu ein Muster an Zuverlässigkeit. Nur das Postwesen scheint nicht schlecht zu sein. Die alten deutschen und jüdischen Geschäfte und Firmen sind fast ganz verdrängt, an ihre Stelle sind aus Litauen eingewanderte Juden getreten. Mit dem Handel geht es nicht vorwärts, da dieser zwischen valutaschwachen und valutastarken Ländern ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Mitau, im September 1919. Am Morgen verließen wir Riga und dampften die Düna hinunter. Außer einem englischen und einem französischen

Digitized by Google

Zerstörer sah man fast gar keine Schiffe. Wir kamen an einem großen Dampfer vorüber, der Flüchtlinge aller Nationalitäten aus Archangelsk brachte, da die Murmanküste allmählich geräumt wird. Bei Bolderaa bogen wir in die kurische Aa, die hier an ihrer Mündung sehr breit ist. Sie hat noch eine zweite künstliche. Im 17. Jahrhundert ließ Herzog Jakob von Kurland sie graben, um Mitau von Riga unabhängig zu machen. Überall sah man noch Spuren des Krieges. Wir fuhren unter der Kalnezeemschen Brücke durch. Mit welch stolzen Hoffnungen hatten wir sie vor wenigen Monaten auf dem Wege nach Riga überschritten. Endlose grüne Wiesen ziehen sich hier zu beiden Seiten der flachen Ufer, aber das Vieh fehlt seit Jahren schon. Ungefähr 15 Kilometer vor Mitau sahen wir die ersten deutschen Truppen. Ein Feldpolizist kam an Bord und prüfte die Pässe; dies wiederholte sich, als wir in Mitau anlegten. Die Stadt erinnert an Wallensteins Lager. Deutsche Truppen aller Waffengattungen, der Eisernen Division und verschiedenen Freikorps angehörend, Russen, meist durch das „K" unter der Grafenkrone auf den Achselstücken und die gelben Abzeichen als Angehörige der Bermondttruppen kenntlich, bevölkern die Straßen. Es herrschte eine reges Leben, die Einwohnerschaft verschwindet völlig hinter dem Militär. Hier hat das Oberkommando der Okkupationsmacht seinen Sitz, ebenso der Stab der Eisernen Division. Mit Deutschland besteht eine regelmäßige Eisenbahnverbindung.

Im Mai oder Juni war in Mitau ein russischer Militär erschienen, der sich Bermondt nannte. Er beabsichtigte, ein Freikorps aufzustellen, das den Namen trug „Abteilung zur Erinnerung an den Grafen Keller". Graf Keller war ein tapferer russischer General gewesen, den die Bolschewiki in der Ukraine erschossen hatten. Bermondt rekrutierte seine Truppe aus Freiwilligen, zum großen Teil Kriegsgefangenen. Auch viele Deutsche und Balten waren zu ihm übergetreten. Ganze Freikorps verhandelten mit ihm, um sich unter seinen Befehl zu stellen. Die reichsdeutschen Offiziere trugen zum Teil russische Uniformen, und indem sie ihren Dienstgrad wörtlich ins Russische übertrugen, rangierten sie tief unten. Es ist hier nicht am Platz, ein Urteil über die Balten, welche die Landeswehr verlassen hatten, um bei Bermondt einzutreten, zu fällen. Die meisten haben sich selbst schwer dadurch geschädigt. Es beweist nur wieder, wie schwach das politische Solidaritätsgefühl auch bei diesem deutschen Volksstamm ausgebildet ist. Wäre es denkbar, daß Franzosen oder Polen ihre sich in schwieriger Lage befindende Truppe verließen, um zu einer anderen, ihnen noch so nahestehenden überzutreten?

Mitau, im September 1919. Es wimmelt von russischen Offizieren, Soldaten sieht man dagegen wenige. Namentlich die Zahl der höheren Offiziere ist erschreckend groß. Es ist natürlich, daß bei allen Freiwilligenarmeen die Offiziere überwiegen. Diese müssen aber dann Selbstentsagung üben und Mannschaftsdienst tun wie bei uns und zum Teil in Deutschland. Mir ist erzählt worden, daß die reinen Offiziersformationen bei Denikin völlig versagt haben und man die besten Erfahrungen mit gemischten Kompagnien gemacht

Digitized by Google

hätte. Dem oberflächlichen Beobachter imponiert der Drill und die Strammheit der Russen. Für mich aber steht es fest, daß sie völlig versagen werden. Ich habe das Empfinden, als ob ein übles Protektions- und Korruptionssystem hier herrschte. Die größten Schieber, Schwindler und Abenteurer finden sich hier zusammen. Mancher deutsche Führer sieht sich als zweiten Napoleon in Moskau einziehen. Ein wirklich guter Kern steckt in denen, die hier bleiben und siedeln wollen, das sind bei weitem die ehrlichsten und zuverlässigsten Elemente. Größte Hochachtung verdient die Fliegerabteilung Sachsenberg, mit der wir vom Stoßtrupp in besonders guter Beziehung stehen. Dem nüchternen Beobachter erscheint alles phantastisch. Man hält sich für berufen, „die historische Freundschaft zwischen Rußland und Deutschland" von neuem zu errichten. Man redet und trinkt viel, aber handelt nicht dementsprechend. Mit den Letten rechnet man nicht, vergißt, daß hinter ihnen die Engländer stehen. Die Etappe erscheint mir riesig. Wer wird führen, falls Goltz sich zurückzieht? Seit Wochen heißt es immer wieder, die Deutschen gehen fort und beginnen bereits das Land zu räumen. Fordern die Engländer dies wirklich oder tun sie nur so, damit die Deutschen hier bleiben, aber als Soldaten ohne politischen Willen?

Riga, Anfang Oktober. Nun geht im Laufe eines Jahres der dritte Krieg über dies unglückliche Land. Die Letten und die in Mitau befindlichen Truppen werfen sich gegenseitig vor, mit den Feindseligkeiten begonnen zu haben. Zweifellos hat die lettische Regierung, indem sie den deutschen Soldaten, ihren einzigen Beschützern, kein Siedelungsland gab, moralisch ihr Wort gebrochen. Vor einigen Tagen erschien ein Flugzeug und warf Bomben. Die Letten sammeln alle verfügbaren Kräfte an der Oleifront.[1]) Sie sind vorläufig zahlenmäßig wohl die schwächeren. Eine allgemeine Mobilisation ist angeordnet. Der Kanonendonner ist deutlich hörbar. Er nähert sich langsam. Die Letten sollen starke Verluste haben. Die Preise steigen, die Bevölkerung leidet. In weiten lettischen Kreisen rechnet man mit einem Siege Bermondts und glaubt das Ende der Latwija gekommen. Demgemäß ist das Verhalten uns gegenüber noch liebenswürdig. Die Regierung fürchtet, daß die Landeswehr zu Bermondt übergeht und spart nicht mit Versprechungen für die Zukunft. Die Landeswehr aber ist eine Freiwilligentruppe, geschaffen zum Kampfe gegen den Bolschewismus und kann daher nur gegen diesen verwendet werden. Wir haben Befehl bekommen, uns bei unserem Verbindungsoffizier zu sammeln.

Dem Verbindungsoffizier in Riga unterstand eine Art Kommandantur oder Staffel. Das Gebäude lag in der Altstadt, dem Hause der livländischen Ritterschaft gegenüber, welches für den Volksrat (Parlament) requiriert worden war. Außerdem hatte die englische politische, militärische Mission hier ihren Sitz. Die erste Nacht, die wir in der Staffel verbrachten, verlief ruhig. Am Morgen begab ich mich in meine Wohnung, um bald darauf zum Verbindungsoffizier zurückzukehren. Auf dem Wege verhaftete mich eine lettische

[1]) Eisenbahnstation auf halbem Wege zwischen Riga und Mitau.

Digitized by Google

Patrouille und brachte mich zu einem Divisionsstabe. Erst mit Hilfe eines höheren Offiziers kam ich frei. Ich sah noch, wie ein mit Blut bedeckter deutscher Soldat in zerrissener Uniform hineingeführt wurde. Gegen Abend, ich glaube es war der 12. Oktober, erfuhren wir, daß die Letten vollständig geschlagen seien. Obgleich wir auf die Eindrücke in der Jakobstraße beschränkt waren, merkte man deutlich, daß es sich um einen sehr eiligen Rückzug handelte. Versprengte kamen vorüber, manche hatten bereits Zivilkleider angelegt. So ging ein hoher lettischer Offizier höflich den Hut ziehend im friedlichen Rock des Bürgers an uns vorüber. In der Nacht erhielten wir Befehl, die Wache, die sich zum Schutze der englischen Mission im Ritterhause befand, abzulösen. Von der Wache sahen wir allerdings nichts mehr. Wohl aber dampfte die Suppe auf dem Tisch und die Gewehre lagen in einem Winkel. In der Mission herrschte reges Leben. Man machte sich sichtlich zu einem eiligen Aufbruch bereit. Die in der Stadt lebenden Offiziere erschienen mit ihrem Gepäck. Das Kabinett und der Volksrat flohen in der Richtung nach Wenden. Die lettische Armee machte sich zu einem Widerstande bei Rodenpois oder Hinzenberg bereit. Riga war nicht mehr zu halten. Der Gefechtslärm hatte aufgehört. Die Bermondtianer hätten gegen Morgen mit dem Spazierstock in der Hand in die Stadt einziehen können. Zum Erstaunen der gesamten Bevölkerung erschienen sie nicht. Dagegen fuhren der Ministerpräsident Ulmanis und der Minister des Äußeren Meyerowicz im vollbepackten Kraftwagen vor das Ritterhaus und hatten mit dem Missionschef Tallants eine längere Unterredung. Gegen acht Uhr pfiffen die ersten Kugeln durch die Straßen, welche auf die Düna münden. Das Gefecht belebte sich allmählich. Am Nachmittage platzten Schrapnells und Granaten über der Altstadt. An der Detonation erkannten wir, daß auch Minenwerfer in Tätigkeit getreten waren. Das gegenseitige Ufer war im vollständigen Besitz der Bermondtschen Armee. Im Ritterhause erschien der lettische Oberbefehlshaber General Simonson und machte den Vorschlag, daß Landeswehroffiziere die Überbringung eines Waffenstillstandsgesuches vermitteln sollten. Er beabsichtigte, einen baltischen und einen lettischen Offizier im Boot über die Düna setzen zu lassen. Sie sollten ein Schreiben Simonsons überbringen, in dem dieser im Interesse der Stadt um einen Waffenstillstand dringend nachsuchte. Vergebens wartete unser Vertreter auf das versprochene Auto. Nach einiger Zeit wurde ihm telephonisch mitgeteilt, daß man seiner guten Dienste nicht mehr bedürfe. Hierzu wird folgendes erzählt: Die maßgebenden lettischen Persönlichkeiten hätten die Situation für verloren angesehen und seien zu weitestem Entgegenkommen bereit gewesen. Die Folge wäre eine Umbildung des Kabinetts gewesen, die Bermondttruppen wären an die bolschewistische Front gegangen, nachdem sie ihre Etappe vor unliebsamen Überraschungen gesichert und die lettische Armee sich Bermondt zum mindesten taktisch unterstellt hätte. Zu diesen Verhandlungen hätten die Letten die Unterstützung und Vermittlung der Balten in Riga gebraucht, deshalb waren sie anfänglich so entgegenkommend. Der

Digitized by Google

Versuch Simonsons, mit Bermondt zu verhandeln, scheiterte, wie behauptet wird, an dem Widerstande der lettischen Nachhut, welche das rechte Dünaufer wieder zu verteidigen begann, als sie sah, daß der Gegner nicht nachstieß. Diese Truppe weigerte sich, jemand zu Verhandlungszwecken durchzulassen.

Gegen die Besetzung Rigas sprachen allerdings verschiedene militärische und sogar politische Gründe. Daß sie nicht erfolgte, gab der lettischen Regierung einen gewaltigen Trumpf in die Hand, den die Bermondtsche Heeresleitung nicht anderweitig auszugleichen verstand. Mit Hilfe der Engländer wurde in größter Eile eine Armee geschaffen, was eine schwierige und sicherlich achtungswerte Leistung war. Ursprünglich rechnete man auf weitgehende estnische Hilfe. Die Esten begnügten sich mit Entsendung einiger Panzerzüge und etwas Artillerie und Infanterie. Riga war nun Front geworden und blieb es fünf Wochen lang. In den auf dem linken Ufer gelegenen Stadtteilen saßen die Bermondtanhänger, auf dem rechten die Letten. Die ersten Tage verbrachten wir in der Staffel. Die Altstadt wurde für Zivilpersonen gesperrt. Lettische und estnische Soldaten erbrachen die Geschäfte und raubten nach Herzenslust. Die Vorgesetzten griffen stellenweise sehr energisch ein. Ein Kamerad von mir sah, wie der stellvertretende Stadtkommandant einen Marodeur eigenhändig niederschoß. Die Esten aber ließen sich nichts sagen, sondern griffen ihrerseits zu den Waffen. Über die Brücken wurden einige Ausfälle gemacht, die unglücklich verliefen. Wie es heißt, kostete es den Esten einen Panzerzug, was ihren Kampfeseifer wesentlich dämpfte. Die Kämpfe waren blutig, Pardon wurde nicht gegeben.[1]) Am dritten oder vierten Tage der Beschießung kam der Befehl, alle nicht zur Etappe Riga gehörenden Landeswehrleute an die Front abzuschieben. An sich war dagegen nichts einzuwenden. Der wahre Grund war der, daß die Letten fürchteten, wir könnten in Riga etwas gegen sie unternehmen und so den Bermondtanhängern die Einnahme Rigas erleichtern. Ein Beweis für die maßlose Furcht, die man vor den baltischen Soldaten hatte. In Wirklichkeit dachte natürlich niemand an ein so unsinniges und undurchführbares Unternehmen. Bei Dunkelheit verließen wir die Staffel und marschierten die Alexanderstraße hinunter nach dem Hause, in dem wir untergebracht werden sollten. Mitten in der Stadt, in Gärten, öffentlichen Plätzen und Höfen standen die lettischen und estnischen Geschütze. Kein Wunder, wenn die feindliche Artillerie in Erwiderung des Feuers ununterbrochen in die Stadt hineinschoß. Das uns zugewiesene Gebäude war eine große Mietskaserne. Die unteren Räume dienten einer Wache zum Aufenthalt, die sich übrigens durchaus entgegenkommend benahm. In dem uns zugewiesenen Teil herrschte eine eisige Kälte, es gab kaum Tische oder Stühle, nicht einmal Stroh erhielten wir. Schuld daran war eine gewisse Nachlässigkeit der mit uns internierten Offiziere — denn um eine Internierung handelte es sich —, die bei den

[1]) Die Letten haben an den verwundet liegengebliebenen deutschen Soldaten bestialische Grausamkeiten verübt.

Digitized by Google

zuständigen Behörden nicht vorstellig wurden. Ohne Begleitung eines lettischen Soldaten durfte man das Haus nicht verlassen. Unter Führung eines lettischen Offiziers mußten wir nach der Verpflegungsstelle. Es war äußerst peinlich, durch die Straßen zu marschieren, weil die Bevölkerung naturgemäß den Eindruck gewinnen mußte, wir seien Gefangene, und daraus schloß, die Landeswehr werde bereits entwaffnet. Von unseren Fenstern blickten wir auf die Hauptverkehrsader zur Front herab, was recht interessant war. Störend wirkte es nur, daß wir dadurch in die Schußlinie der Bermondtschen Geschütze kamen. Jeden Tag hieß es, wir würden an die Front gehen. Unsere Abfahrt aber mußte mehrfach aufgeschoben werden, weil die Strecke unter Feuer lag. Ich kann nicht sagen, daß uns angenehm zumute war, denn wir befürchteten einen Ausbruch der lettischen Volkswut und dann wäre es uns übel ergangen. Bei einem Rückzuge aber wären wir mitgenommen worden, wonach keinem gelüstete. (Schluß folgt)

Auf dem Wege zur Euthanasie

Von

Otto v. Boenigk (Jena)

Zu den Gedanken, die gleich alten, verankerten Dynastien Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch die Kulturmenschheit unumschränkt beherrschen, als ob das so selbstverständlich wäre wie Essen und Trinken, gehört „der kategorische Imperativ der unbedingten Lebenserhaltung". Ob den gehorsamen Völkern die Gesetze ihres Denkens von der Kirche vorgeschrieben wurden oder von den Thronen der Könige und Fürsten, ob Luther mit seinen Helfern viele alte Fesseln sprengte, die Leibniz-Wolffsche Philosophie neue gedankliche Bahnen aufzeigte, ob uns Goethe von Philisternetzen befreite oder manch morsch gewordener Bau ohne menschliches Zutun dem unermüdlichen Winde der Zeit zum Opfer fiel — immer blieb die Herrschaft jener Lehre unangetastet, nach welcher das Leben eines jeden Menschen ein heiliges Nolimetangere ist, dessen Fortbestand man unter allen Umständen anstreben muß. Ja, diese Auffassung hat sich im letzten Jahrhundert, statt zu verschwinden, noch verstärkt, da durch die Abschaffung der Sklaverei auch jene Menschenklasse gestrichen wurde, für welche ausnahmsweise das „Recht" auf das Leben nicht in dem sonst allgemein anerkannten Umfange bestand.

Zwar gab es schon immer einzelne, die nach dem Studium des Lukrez, Sokrates oder Epiktet bemerkten, wie tönern die Füße sind, auf denen der Thron jenes Tyrannen ruht. Aber die Gefahr, ihn anzugreifen, war doch so groß, daß weder Saint Cyran noch Montesquieu, Holbach oder Jean Jacques Rousseau, weder Thomas Creech noch Joh. Donne oder David Hume, ja nicht einmal der kühnste von ihnen: Johannes Robeck in Rinteln ihre Ansichten offen zu vertreten wagten; vielmehr mußten sie sich hinter allerhand Masken, Verwahrungen und Widerrufen verschanzen. Erst die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts erlaubten eine offenere Aussprache durch Ernst Haeckel und Friedrich Nietzsche, die zwar noch nicht zu einer ausgereiften Stellungnahme gelangt sind und daher die öffentliche Meinung in diesem Punkte nicht beeinflußt haben, aber immerhin als die ersten neuzeitlichen Vertreter einer geänderten Stellungnahme genannt werden müssen.

Digitized by Google

Erst jetzt aber scheint die Frage, an der jeder bisher gern scheu vorüberschlich, reif zur Erörterung geworden zu sein, denn man hört nicht selten das Thema der Euthanasie eifrig erörtern und hat auch schon zwei wichtige Schriften zur Sache zu verzeichnen: Niels Henrik Thoralds Buch „Tod dem Tode!" (Magdeburg, Creutzscher Verlag), das als grundlegend zu gelten hat, und Carl Bindings nachgelassene Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens" (Leipzig, Felix Meiner). Nicht die an sich natürlich sehr wertvollen juristischen Darlegungen des berühmten Rechtslehrers machen seine Arbeit wertvoll (da ja die ganze Frage der menschlichen Tötung nicht vor das Forum der Juristen gehört, sondern von der Grundauffassung über Sinn und Wert des Lebens auch im untermenschlichen Zustande abhängt), sondern allein schon die Tatsache, daß ein so bewährter, abgeklärter Mann seine gewichtige Stimme zugunsten eines Verlassens der jetzigen herrschenden Lebensanschauung in die Wagschale wirft und damit die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf diese Frage und auf Thoralds Buch lenkt, das natürlich bei der Unbekanntheit des Verfassers nicht ausreichend beachtet wurde.

Es mag ja zutreffen, daß unsere unglückliche Zeit für eine geistige, vom politisch-wirtschaftlichen Gebiet weitabliegende Frage nicht gerade gut geeignet ist. Aber bei der großen Wichtigkeit, die sie schließlich für alle Sterblichen besitzt, sollte man doch wohl auf die weitgehendste Aufmerksamkeit der Denkenden und Fühlenden rechnen dürfen. Droht nicht einem jeden von uns ein langsames, ein qualvolles Sterben? Würden wir nicht alle viel beruhigter, glücklicher leben, in die Zukunft sehen können, wenn wir wüßten, daß wir auf ein möglichst abgekürztes, möglichst schmerzfreies Sterben rechnen können?

Daß man sich trotzdem bisher so wenig mit dem Thema beschäftigt hat, beruht außer auf der Scheu vor dem dunklen Gebiet des Todes auf der halb bewußten, halb unbewußten, ererbten Annahme, es lasse sich gegen die gegenwärtige Lebenswertung schlechterdings nichts ausrichten, weil jede Lockerung der alten Lehre zu einer unerträglichen Entfesselung der häßlichsten menschlichen Instinkte führen müßte. Und diese Erwägung wäre auch von derartigem Gewicht, daß sie jeden Reformgedanken spielend niederdrücken würde — wenn sie eben richtig wäre.

Es ist das Verdienst Thoralds, auf die bisher nicht beachtete Tatsache hingewiesen zu haben, daß nicht nur früher in Europa, sondern auch jetzt in Ländern fremder Kultur eine durchaus anders geartete Lebensbeurteilung nachweisbar ist, und zwar ohne daß jene befürchteten Zustände von Mord und Totschlag sich zeigten. Nicht nur in Japan und China, sondern auch in den südasiatischen Kulturstaaten sieht man die Menschen mit einem uns unerklärlichen Gleichmut mit ihrem Leben umgehen, und auch bei den afrikanischen Negern, besonders aber bei allen nomadisierenden Völkern finden wir Anschauungen und Vorgänge, die uns in Erstaunen setzen. Was aber für uns das Auffallendste ist, ist die Tatsache, daß unsere germanischen vorchristlichen Vorfahren gleichfalls keineswegs eine der heutigen Lebensbehandlung entsprechende Anschauung hatten, vielmehr z. B. den Alterstod selbst herbeiführten. Da auch die antike Welt, wie sich das ja am deutlichsten bei den Stoikern zeigt, nichts von der unbedingten Lebenserhaltung wußte und wissen wollte, so lag für Thorald die Frage nach der Entstehung unserer heutigen Stellungnahme nahe. Bei ihrer Prüfung stellte er fest: das Christentum vertrat ursprünglich keineswegs den Standpunkt der unbedingten Verwerflichkeit der Selbsttötung; im Gegenteil gab es ganze christliche Sekten völlig entgegengesetzter Anschauungen. Ja es scheint, als ob die in diesem Punkte damals zwischen Stoizismus und Christenlehre bestehende Übereinstimmung, das Leben als ein Adiaphoron anzusehen, die Ausbreitung der christlichen Anhängerschaft in den Ländern der römischen Welt wesentlich gefördert hat. Die Kirchenväter hielten die Selbstentleibung durchaus nicht unbedingt für eine Sünde, selbst der große Augustinus nicht. Dieser aber erkannte die Gefahr, die in der Geringschätzung des Lebens durch die Gläubigen für die ganze Christenheit lag; denn die massenhafte Selbsttötung wertvoller Sklaven, welche der Lehre

Digitized by Google

des Nazareners zuneigten, führte zu gefährlichen Anklagen der Machthaber und damit zur Gefahr der nachdrücklichen Christenverfolgung. Diese abzuwenden, mußte Augustinus die Selbstentleibung als eine Sünde brandmarken und damit das Odium der Staatsgefährlichkeit von den Christen abwenden, was ihm auch, wenn auch nicht ohne den Widerspruch anderer Kirchenväter, gelang. Unsere heutige, weithin als so selbstverständlich und unabänderlich betrachtete Auffassung vom Leben ist also nicht aus einem rein rationellen Grunde erwachsen, sondern verdankt den „kapitalistischen" Interessen der römischen Sklavenherren ihre Entstehung. Augustinus hat sie einfach nach dem Vorgange Platos, der seinerzeit aus ähnlichen Zeitgründen die Selbsttötung bekämpfen mußte, der Christenheit aufgezwungen. Und was einst Vernunft war, hat sich seitdem wie eine ewige Krankheit fortgeerbt, obwohl es längst, da wir seit langem keine Sklaverei mehr haben, Unsinn geworden ist.

Diese Erkenntnis ist von großem Wert. Denn sie zeigt zunächst, daß der kategorische Imperativ der unbedingten Lebenserhaltung nicht in Nazareth, sondern erst Jahrhunderte später in Rom gegeben worden ist, also mit der ursprünglichen Lehre Jesu oder Pauli nichts zu tun hat. Und sie bringt uns ferner zum Bewußtsein: eine andere Bewertung braucht keineswegs zu unerträglichen Zuständen zu führen, ist vielmehr durchaus möglich.

Damit ist der Boden für die Erörterung der thoraldistischen Forderungen und Vorschläge gegeben, und da wohl nur wenige eigensinnig daran festhalten werden, die unheilbar schmerzhaft Erkrankten dürften nicht von einem jammervollen Lebensrest leicht erlöst werden, so wird man wohl nicht mehr die Frage aufzuwerfen haben, ob eine Änderung anzustreben ist, sondern nur nach der Ausdehnung und der Durchführung der angestrebten Änderung zu suchen haben.

Soll uns nur das Recht auf unseren eigenen Tod im Falle untermenschlichen Daseins, etwa nach dem Beispiele der Stoiker, gegeben werden, oder soll man darüber hinaus auch ein Recht schaffen und umgrenzen, welches die Tötung der vielen „Ballastexistenzen", z. B. der Blödsinnigen, der einer schmerzhaftesten unheilbaren Krankheit Verfallenen, ermöglicht? Soll man dabei die Zustimmung des zu Tötenden verlangen, wie es Binding tut, oder nicht, wie es Thorald, eingeschränkt freilich, verlangt? Wer soll das Recht auf die Tötung im Einzelfalle aussprechen dürfen, wer hat sie auszuführen?

Man sieht, es ergeben sich große Schwierigkeiten, die sich nicht so leicht beseitigen lassen, wie es der begeisterte Thorald in den Schilderungen aus dem utopischen Inselreiche Neuvitalien darstellt. Vielmehr wird der Weg dorthin uns noch an mancher gefährlichen Klippe vorüberführen. Und bei der Neigung unserer lieben Landsleute, stets verschiedener Meinung zu sein, könnten wir uns auf eine recht langwierige Fahrt gefaßt machen, wenn es sich nicht um eine Frage handelte, bei deren Erörterung und praktischer Lösung die anderen Völker gewichtig mitzureden haben. Aber wenn sich auch schon zwischen Binding und Thorald Meinungsverschiedenheiten ergeben (Binding hat sichtlich die Sache nicht so umfassend betrachtet wie sein Vorgänger), und natürlich auch die Gedanken von Nietzsche und Haeckel abweichen, so besteht doch eine erfreuliche Meinungseinigkeit in bezug auf die „Euthanasie", die ein wichtiges Teilgebiet der ganzen Frage darstellt. Daher empfiehlt es sich, alle übrigen Fragen des Thoraldprogramms noch unerörtert zu lassen und sich nur mit dem Liebeswerk zu beschäftigen, das den Todeskandidaten unter uns die Wohltat eines schnellen, schmerzlosen Sterbens verschaffen will. Wenn man in absehbarer Zeit dies grundlegende Ziel des Thoraldismus erreichte, würde man der Menschheit ein Geschenk geben, das wertvoller nicht gedacht werden kann.

Digitized by Google

Vor dreißig Jahren Landrat in Ostpreußen

Erinnerungen von

Dr. v. Thadden-Trieglaff

IV. Pröckelwitz

Während meiner Landratszeit kam der Kaiser alljährlich im Mai zum Grafen Dohna nach Pröckelwitz, um dort einige Tage auf Rehböcke zu pirschen. Ich hatte den Kaiser, der in der Regel in einem vom Grafen Dohna meisterhaft gelenkten Viererzug von Schlobitten her durchs Land gefahren kam, zu empfangen und blieb dann den ersten Tag über da, wurde auch später sonst noch zum Essen befohlen. Einmal erzählte mir der Kaiser gleich nach der Begrüßung sehr lebhaft, die Pferde seien durchgegangen, als an einer Ehrenpforte besonders laut geschrien und mit Tüchern gewinkt worden sei. Sie wären die Böschung eines Hohlwegs schräg heraufgerannt und oben wäre „der Richard über umgedrehte Eggen gefahren. Als ich ordentlich schalt, was sagt er? Eure Majestät, in ganz Deutschland gibt es nur einen Herrenfahrer, und das bin ich, der Eure Majestät in dieser Situation nicht umgeworfen hätte. Was soll man da machen?" fügte der Kaiser halb ärgerlich, halb belustigt hinzu: „Und dabei sagt er immer, er führe mich nur mit Ackerpferden!"

Polizeiliche Maßnahmen waren nur wenige zu treffen. Es wurden einige Gendarmen kommandiert, die Belästigungen durch Ortsfremde abzuwehren, aber sich möglichst wenig sehen zu lassen hatten, da der Kaiser nicht das Gefühl haben wollte, „als sei er hier im Gefängnis". Nachts versahen die Förster der Grafschaft den Wachtdienst, indem sie um das kleine Gutshaus, in dem der Kaiser zu ebener Erde wohnte, mit geladener Büchse patrouillierten. Meine Verantwortung war daher nur gering. Den Kaiser begleiteten immer dieselben drei Herren, Oberst und Flügeladjutant v. Kessel, Graf Eulenburg, damals Gesandter in München, und der Leibarzt; ebenso waren aus dem Kreise immer dieselben Herrn zugegen, Herr v. Reibnitz-Geißeln und Graf Finkenstein-Simnau, ferner der Bruder des Gutsherrn, Graf Dohna-Waldburg. Die Tafelrunde war also nur sehr klein. Der Kaiser saß dem Grafen Dohna gegenüber mit dem Blick durch eine große Glastür und durch den bescheidenen Garten weit hinein ins Land bis nach Christburg. Ein großes Stiefmütterchenbeet in den Dohnaschen Farben bildete den Vordergrund. Das Essen war einfach. Es gab nur, was der Besitz selbst hervorbrachte. Der Kaiser trank wenig und den Wein stets nur mit Mineralwasser gemischt. Der Kaffee wurde im Garten eingenommen, dessen Wege alljährlich frisch mit Kies bestreut wurden, in dem der Kaiser alle Jahre wieder nach gelblichen sogenannten „Donnerkeilen" zu suchen pflegte, aus welchen er der Kaiserin bereits einen hübschen Halsschmuck hatte machen lassen. Diese Donnerkeile waren keineswegs alle in dem Kies enthalten gewesen, sondern wurden von Verwandten und Bekannten überall,

Digitized by Google

besonders am Strande in Neuhäuser, alljährlich gesammelt und ausgestreut. Der Kaiser wußte das wohl, wenn auch Graf Dohna halb scherzend stets behauptete, er habe wieder „eine sehr reiche Kiesader" angeschnitten. Wenn man den Kaiser im Garten begleitete, wurde man instruiert, nicht etwa Donnerkeile aufzuheben. Der Kaiser wollte sie selber finden. —

Um 6 Uhr meldete Graf Dohna, daß der Wagen vorgefahren sei. Er fuhr stets selber, neben ihm saß vorn der Leibjäger des Kaisers, hinten der Kaiser und neben ihm der treffliche alte Dohnasche Wildmeister Schmidt, der einen langen Eschenstock trug, an dem der Kaiser die Büchse anstrich, wenn kein Baum dazu benutzt werden konnte. In diese Stöcke wurden nach jedem erlegten Bock Kerben eingeschnitten und ein Kapitalbock mit besonders großer Kerbe ausgezeichnet, die Stöcke selbst dann aufbewahrt. Draußen im Revier wurde alljährlich an den Stellen, von wo der Kaiser geschossen hatte, ein Pfosten eingeschlagen mit der Jahreszahl und der Nummer des Bockes, die damals schon 250 in der Grafschaft erlegte überstieg. An besonders günstigen Stellen, wo die Rehe stets zu stehen pflegten, standen demgemäß die Pfosten auch schon so dicht wie Koppelpfosten. Besonders starke Böcke erhielten einen Findlingsstein, in den die Daten eingemeißelt wurden. Nach Dunkelwerden kehrte der Kaiser zurück. Die erlegten Böcke, ich habe bis zu fünf auf einer Pirsche erlebt, wurden aus den Wagen gezogen, vor dem Hause gestreckt und beim Schein eines aufflammenden Holzstoßes besichtigt, während die Förster das Signal Rehtod bliesen. Dann setzte man sich im Wohnzimmer, dessen Wände Kopien der besten vom Kaiser und früher vom Prinzen Friedrich Karl erlegten Rehgehörne zierten, auf einfache geblümte Kattunsessel. Es wurden kalte Küche, ein Glas Erdbeerbowle und dem Kaiser Zeitungsausschnitte gereicht, die für ihn ausgewählt und auf weißen Bogen befestigt waren. Der Kaiser ließ sie herumgehen und knüpfte Bemerkungen daran, die den Anstoß zu zwangloser allgemeiner Unterhaltung gaben. Ich habe dabei immer die glänzende Unterhaltungs- und Erzählergabe des rechts neben dem Kaiser sitzenden Grafen Eulenburg bewundert, derzufolge Pausen im Gespräch niemals eintraten, nicht weniger aber die gleiche Gabe des Kaisers, seine sachlichen Kenntnisse auf allen Gebieten und besonders seine erstaunlichen Personalkenntnisse. So wurde einmal ein englischer Name genannt, und einer der Herren meinte, er habe eine Stellung im Hofstaate eines englischen Prinzen inne, worauf der Kaiser erwiderte, nein, und dann zählte er sofort sämtliche in englischen Hofstellungen befindliche Herren namentlich auf. „Sie sehen, er ist nicht darunter." Einmal äußerte sich Graf Eulenburg recht abfällig über die moralische Minderwertigkeit der oberen Zehntausend in Frankreich und erwähnte, daß die Damen der Diplomaten, ihrer Boulevardherkunft entsprechend, zum Teil sehr eigenartige Manieren hätten. So habe er an dem steifen bayerischen Hofe bei einem Hoffeste erlebt, daß eine solche Dame in einen stark besetzten Raum gekommen sei. Sie habe keinen Platz gefunden. Da wäre sie von hinten an einen alten bayerischen Oberst mit einem großen weißen Schnauzbart heran-

Digitized by Google

getreten, habe den Sitzenden auf die Schulter geklopft und gesagt: ôte toi, vieille moustache!

Der Kaiser fügte dann hinzu, nachdem noch Ähnliches erzählt worden war: „Es ist doch bewundernswert, wie das französische Volk eine so korrupte obere Gesellschaftsschicht verträgt und wie gesund es sich dabei besonders in der Provinz erhält."

Der Krieg hat uns den Beweis erbracht, wie richtig der Kaiser vor fünfundzwanzig Jahren gesehen hat.

Graf Eulenburg komponierte und spielte auch vortrefflich Klavier. So wurde, als er in einem Jahre nicht hatte kommen können, das allgemein sehr bedauert. Das sollte ihm telegraphisch mitgeteilt werden. Graf Dohna schlug vor, der Landrat kann ein paar Verse machen. Das tat ich, während Kaffee getrunken wurde. Sie schlossen etwa: Wir ersehnen deine Lieder, rufen alle, kehre wieder. Herr v. Kessel gab die Reime dem Kaiser, der befriedigt seinen Namen darunter setzte. Ich bedaure noch heute, keine Abschrift des nach mancher Richtung nicht uninteressanten Schriftstücks zurückbehalten zu haben.

Im Jahre 1894 wurde mein Heimatkreis frei, und es kam die Rede darauf, daß ich mich nach Pommern versetzen lassen würde. Der Kaiser bedauerte das und meinte: „Was wollen Sie da, da verstehen Sie ja nicht mal die Landessprache." Ich antwortete auf pommersch Platt: „Ne Platt ka 't extra," worauf er lachend meinte: „Na, dann gehn Sie nur."

In diesem Jahre hatte Pröckelwitz Bahnanschluß bekommen, und der Kaiser konnte den Hofzug benutzen. Die Herren seiner Umgebung hatten mir mitgeteilt, daß der Kaiser die Marienburg auf dem Rückwege besichtigen werde, ob ich nicht mitkommen wolle? So war ich nicht unvorbereitet, als mich der Kaiser bei meiner Verabschiedung am Zuge fragte: „Kommen Sie mit?" Ich antwortete nur: „Zu Befehl," und sprang schnell in die von den Herren offen gehaltene Tür des gemeinsamen Salonwagens, in den der Kaiser dann bald aus seinem Wagen hineinkam. In Marienburg meldete sich der Staatssekretär des Reichsmarineamts, der dem Kaiser auf der Fahrt zum Schloß einen Marinevortrag hielt, den ich auf dem Rücksitz sitzend mit anhören konnte. Im Schlosse sagte der Kaiser zum Baumeister Steinbrecht: „Erklären Sie nur das Schloß dem Admiral und Landrat da, die es noch nicht kennen." Es dauerte aber nicht lange, bis der Kaiser eingriff und schließlich die Erklärung selbst übernahm: „Da den Remter brauchen Sie sich außen nicht anzusehen; Friedrich Wilhelm IV. Babelsberger Gotik." Bei der Besichtigung des Hochschlosses trat dann das lebhafte Interesse des Kaisers und seine ins einzelne gehende Kenntnis der mittelalterlichen Bauformen und Befestigungsanlagen auf das erfreulichste hervor.

Während der Besichtigung hatte sich die Nachricht von der Anwesenheit des Kaisers rasch verbreitet. Auf der Rückfahrt zum Bahnhofe war deshalb die Stadt von jubelnden Menschen belebt und geflaggt. Ein altes Mütterchen aber hatte ein Handtuch an einen Besen gebunden und winkte damit begeistert aus dem Fenster, was den Kaiser sehr erheiterte.

Digitized by Google

V. Die Unterschlagung

Der Kreisdeputierte Graf Gröben warnte mich, nicht lange nach Übernahme der Geschäfte, vor dem Kreisausschußsekretär L., der eine falsche Persönlichkeit und dem deshalb nicht zu trauen sei. Seinetwegen war es zum Streit zwischen einem Kreisausschußmitgliede, Herrn v. Lücken-Venedien und dem Landrat Herrn v. Spies gekommen. Ersterer hatte bemängelt, daß L. nachträglich ein Protokoll gefälscht habe — und als seiner Meinung nach der Landrat nicht entsprechend eingriff, war es zwischen den beiden alten Herren zu einer heftigen Auseinandersetzung und zu einer Duellforderung gekommen, die erst verglichen wurde, als sich die Gegner bereits auf dem Kampfplatze gegenüberstanden. Die Aufregung aber hatte Herrn v. Lücken so mitgenommen, daß er bald darauf erkrankte und starb. L. war ein kleiner, lahmer Mann von scheuem Wesen, aber großer Gewandtheit. Die Geschäfte des Kreisausschusses verwaltete er sehr selbständig, denn nach etwa zwanzigjähriger Dienstzeit im Kreise hatte er sich große Personen- und Gesetzeskenntnis angeeignet.

Etwa anderthalb Jahre nach meinem Dienstantritt wurde er krank und ging in ein Waldsanatorium in der Nähe von Allenstein. Der Kreis hatte eine Gesindekrankenversicherung eingerichtet, in deren von L. ausgearbeitetem Statut die Bestimmung getroffen war, daß die Versicherungsbeiträge beim Kreisausschuß einzuzahlen waren. (Sie hätten richtiger in die Kreiskommunalkasse gezahlt werden müssen.) Der Kreisausschußsekretär verwaltete diese Krankenversicherung. Während des Urlaubs des L. war nun ein Pastor von dem stellvertretenden Kreisausschußsekretär wegen eines rückständigen Beitrages gemahnt worden. Der Gemahnte erhob Widerspruch und reichte mir in eingeschriebenem Briefe persönlich den Abschnitt einer Postanweisung über 7,80 Mark ein, nach welchem er den geforderten Betrag richtig bezahlt hatte.

Ich hatte bis dahin mit Kassengeschäften dienstlich erst sehr wenig zu tun gehabt, wußte aber, daß die Nichteintragung eines Einnahmebetrages eine große Ungehörigkeit bedeutete. Das Kassenbuch war nicht zu finden. Es befand sich in dem verschlossenen Sekretär des L. Ich schrieb ihm, er möge mir den Schlüssel schicken, und als das nicht sofort geschah, daß ich, wenn ich den Schlüssel nicht in 24 Stunden in Händen habe, den Schrank aufbrechen lassen würde. Die Frist verstrich, der Schreibtisch wurde aufgebrochen. In einem Schubfach fand sich ein großer Pack Postquittungen über geleistete Krankenversicherungsbeiträge, die im Einnahmejournal aber nicht gebucht waren. Sie waren, das konnte keinem Zweifel unterliegen, unterschlagen, und zwar hatten die Unterschlagungen sich über Jahre, anscheinend seit Bestehen der Kasse, erstreckt. Ja, es schien, als ob auch Kautionen von Unternehmern unterschlagen waren. Es fehlte nämlich insbesondere aus meiner Dienstzeit eine Kaution eines Chausseeunternehmers über 30 000 Mark, die mit einem Hypothekenbriefe bestellt worden war. Der Brief war nicht aufzufinden. In der Krankenkasse ließen sich Fehlbeträge über mehrere tausend Mark schnell feststellen.

Digitized by Google

Nun hatte ich mich im vergangenen Winter auf einer Jagd dadurch erkältet, daß ich in einem zugeschneiten Wassergraben durchgebrochen war, was ich nicht geachtet hatte, da die durchnäßten Beinkleider bei der herrschenden strengen Kälte sofort steif und röhrenartig froren, so daß ich es nicht für erforderlich hielt, die Jagd zu verlassen. Die Versuche auf der Jagd selbst, mit umgewickelten Halstüchern die Knie entsprechend zu sichern, erwiesen sich als unzureichend gegenüber dem ostpreußischen Wintersturm, und eine schwere Lungenentzündung war die Folge, die mich wochenlang ans Bett fesselte. Mit recht unangebrachtem Eifer hatte ich im Bett längere Zeit noch Unterschriften geleistet und dabei in einer Reinschrift übersehen, daß der Chausseeunternehmer hier im Gegensatz zum Konzept angewiesen wurde, jene Kaution nicht, wie es sich gehörte und im Konzepte richtig stand, bei der Kreiskommunalkasse, sondern beim Kreisausschuß zu hinterlegen. — Zunächst galt es, den Tatbestand festzustellen. Ich fuhr also, ohne meiner Frau etwas von meinen Sorgen zu verraten, da sie gerade meinem Sohn das Leben geschenkt hatte, in Begleitung des vortrefflichen Kreissekretärs Benkmann nach Allenstein. Ich ließ ihn draußen vor dem Sanatorium im Walde und begab mich in das enge Stübchen des L. Auf meine Vorhaltungen brach der alte Mann auf seinem Bette vollkommen zusammen. Er gab die Unterschlagungen bei der Krankenkasse zu, meinte aber, daß es sich um hohe Summen nicht handeln könne. Er würde alles ersetzen. Das Dokument über 30000 Mark müsse aber vorhanden sein.

Ich ersuchte ihn daraufhin, zunächst das Geld, das er bei sich habe, mir zu übergeben. In demselben Augenblick öffnete sich die Tür, und Frau L. und ihre Tochter, die geschiedene, sehr übel beleumundete Gattin eines Zahnarztes, die offenbar gehorcht hatten, stürzten herein und jammernd mir zu Füßen: „Schützen Sie die ehrwürdigen grauen Haare unseres Vaters. Wir werden es ja allmählich alles bezahlen, wir haben einen reichen Onkel in Litauen, der wird uns helfen. Und, Herr Landrat, ich spiele in der Lotterie, wenn ich das große Los gewinne, dann, ja dann gebe ich Ihnen etwas ab.“ Dabei hatten sie meine Knie und Füße umklammert und ließen sich so von mir durch die Stube ans Fenster schleifen, durch das ich den draußen wartenden Kreissekretär heraufrief. Das Portemonnaie enthielt nur einen kleinen Betrag. Wir nahmen kaum 100 Mark mit, nachdem wir auf flehentliches Bitten noch eine entsprechende Summe zur Bezahlung der Sanatoriumsrechnung zurückgelassen hatten. —

Auf der Rückfahrt nach Mohrungen riet der Kreissekretär, zunächst abzuwarten, ob die mir sehr zweifelhafte Deckung der Fehlbeträge nicht doch erfolgen würde, und dann zu erwägen, ob man von einer Strafanzeige nicht absehen könne. Zum Glück — kann ich noch heute sagen — kam ich aber zum einzig richtigen Entschluß, sofort noch in der Nacht an den Staatsanwalt zu telegraphieren und, da unbedingt Fälschungen der Bücher vorliegen mußten, um sofortige Verhaftung des Verbrechers zu ersuchen. —

Digitized by Google

Gleichzeitig lud ich den Kreisausschuß zu einer Sitzung ein und schrieb an den Grafen Gröben, daß ich für die von L. nicht gedeckten, während meiner Amtszeit unterschlagenen Beträge dem Kreise gegenüber aufkommen würde. Umgehend erhielt ich durch Eilboten vom Grafen Gröben einen Brief, in dem er mir schrieb, er würde das gleiche für seine Amtszeit tun. Da ich aber wohl kaum schon eigenes Vermögen besitze, stünde er mir für die auf mich entfallenden Beträge mit seinem ganzen Vermögen zur Verfügung. Eine Ritterlichkeit, die ich dem alten, ehrwürdigen Herrn nie vergessen habe. Während der Nacht hörte ich über mir das treue Bureaupersonal die Registratur des Kreisausschusses durchsuchen und erlebte, als ich übernächtig vom Schreibtisch aufstand, eine freudige Überraschung. Man jubelte: „Wir haben das Dokument unter reponierten Akten versteckt gefunden." L. hatte es noch nicht verwerten können.

Durch die Aufregung der spannenden Tage und die Sorge um meine Frau, der ich das Geschehene doch nicht hatte verheimlichen können, war aber mein Lungenleiden wieder aufgetreten. Ich hustete und bekam den zähen Auswurf wieder, der mich so lange gequält hatte, der aber ganz verschwunden war.

Der Staatsanwalt kam sofort und ließ es sich angelegen sein, meine Selbstvorwürfe zu entkräften. Er meinte, gegen Hausdiebe kann man sich doch nicht schützen, und fragte im Laufe der Untersuchung den trefflichen, als Sachverständigen fungierenden Rendanten der Kreiskasse: „Sie werden monatlich regelmäßig und außerdem außerordentlich öfters revidiert, wieviel glauben Sie wohl ohne Gefahr baldiger Entdeckung jährlich unterschlagen zu können?" Der Rendant erwiderte: „Bei meinem Umsatz von 3 Millionen lassen sich 20 000—30 000 Mark ganz leicht beiseite schaffen."

Auch die Kreisausschußmitglieder beruhigten mich; Graf Dohna erbot sich, mit mir zum Regierungspräsidenten nach Königsberg zu fahren, um mich auch an dieser Stelle zu unterstützen. Er nahm mich von da nach kurzem Vortrage der Sache mit zum nahen Ostseebadeorte Neuhäuser, wo er eine Villa hatte, und brachte mich dort zu einem berühmten Lungenarzte. Der untersuchte mich und fragte dann, weshalb ich huste. Als ich erwiderte, die linke Lungenspitze wäre doch nicht in Ordnung, meinte er: „Jawohl, da haben Sie etwas gehabt, das ist aber vollständig geheilt. Sie brauchen gar nicht zu husten. Rauchen Sie?" — „Nein, schon lange nicht mehr!" — „So, na, dann lassen Sie sich vom Grafen Dohna eine lange „Echte" geben, er hat sehr gute, und dann lassen Sie das Husten, das rein nervös ist." Als ich am nächsten Tage ans Bett meiner Frau trat und ihr erklärte, daß ich nicht mehr huste, wollte sie es nicht glauben. Der Husten und Auswurf waren und blieben weg.

Zu einer Verurteilung des L. kam es nicht. In der Strafkammersitzung brach er so völlig zusammen, daß nicht weiter verhandelt werden konnte. Er ist dann bald gestorben. Der Kreistag aber lehnte es nicht nur ab, eine Erstattung der unterschlagenen Beträge von mir und meinem Vorgänger anzunehmen, sondern drückte mir im Gegenteil durch den Kreisdeputierten Graf Finkenstein-Jäskendorf seinen Dank für die Entlarvung des Missetäters aus.

Digitized by Google

und ebenso dankte mir in sehr herzlichen Worten die Tochter des Herrn v. Lücken, den ich nach seinem Tode noch in seinem Mißtrauen gegen L. derart gerechtfertigt hätte. —

VI. Land und Leute

Die Schönheit des Ostens sind seine zahlreichen größeren und kleineren Seen, die herrlichen Forsten. Ich mußte sehr häufig die zum Majorat Bestendorf gehörige Forst und insbesondere einen alten gemischten Bestand passieren. Vereinzelte Fichten und Buchen waren eingesprengt in hohe, dichtstehende Kiefern und astreine, schnurgerade so lange Eichen, daß man, wenn man die Kronen nicht sehen konnte, auf eine gewisse Entfernung nicht zu unterscheiden vermochte, ob es eine Eiche oder Kiefer war. Als ich mich in Königsberg beim Oberpräsidenten meldete, sagte mir dieser, „Ostpreußen hat zwei große Schönheiten, die eine ist der Blick vom Leuchtturm in Memel und die andere der Blick von der Terrasse in Jäskendorf. Letzteres liegt in Ihrem Kreise." Ich habe dann an dieser Stelle hoch überm Jäskensee unter alten Eschen oft bewundernd gestanden und dabei doch gezweifelt, ob nicht ähnliche Stellen im Kreise am Bärting-, Kessel- oder Geserichsee den gleichen Rang einnähmen.

Einen eigenen Reiz hatte auch ein kleiner Waldsee bei Venedien, der Schwarze See genannt. Der Wald, in dem er lag, wurde von zwei langen größeren Seenketten begleitet. Kein Weg führte an das schmale, stille und dunkle Wasser, das nur einmal im Jahre, Ende September, zum Enteneinfall aufgesucht wurde. Es wurden dann von drei bis vier Schützen ganz früh morgens vor Sonnenaufgang kleine Rohrhütten bezogen. Man hörte zunächst die Hirsche schreien und der Mond warf silberne Strahlen auf das tiefschwarze Gewässer. Noch vor Hellwerden kamen dann aber die ersten Enten pfeifenden Flugs angesaust und fielen laut klatschend und schnatternd ein. Man sah zuerst nur die Bewegung des aufglitzernden Wassers, die Enten selbst noch nicht und mußte noch warten, da man in der Regel nur auf Erpel und nur dann schießen sollte, wenn zwei dicht zusammen schwammen. Der zweite Schuß wurde dann den aufsteigenden Enten nachgesandt. Die beschossenen zogen stets den schmalen See zwischen den Baumkronen entlang und konnten dann von den übrigen Schützen unter Feuer genommen werden. Nach Sonnenaufgang, wenn die Schiffahrt auf den großen Nachbarseen begann und die Enten dort aufgescheucht wurden, kamen immer größere Schwärme in immer kleineren Abständen, und der Patronenverbrauch stieg beim einzelnen Schützen an einem guten Morgen auf wohl 100 Stück, welchem Munitionsaufwand die Zahl der gestreckten Enten der Schwierigkeit der Schüsse wegen freilich nicht ganz entsprach. Geflügelte Enten wurden aber von den Hunden noch aufgegriffen, wenn sie den Fußmarsch durch den Wald zu den großen Nachbargewässern antraten, so daß ich doch einmal eine Strecke von über 100 Enten verschiedener Arten bewundern konnte. —

Ähnlich schwarz ist an der Kreisgrenze der See am Schlosse Finkenstein. Hier überragen düstere hohe Kiefern das Gewässer, das aber von so zahlreichen,

Digitized by Google

sorgsam geschonten wilden Schwänen belebt ist, daß der See, vom Schlosse aus gesehen, ganz weiß gesprenkelt erscheint. Wieder ein anderes Bild bieten die langen, schmalen und buchtenreichen Seen, die der Oberländische Kanal miteinander verbindet und die deshalb auch mit kleinen Dampfern befahren werden können, und wieder ein anderes die großen, flachen Wasserbecken, wie der viele Meilen lange Geserichsee und der Nariensee bei Mohrungen, dessen kleine, mit Bäumen bestandene Inseln ein lohnendes Ausflugsziel darboten.

Einer meiner Freunde hatte einmal geäußert, an Krebsen könne man sich nicht sattessen, so viele gäbe es gar nicht. Das hinterbrachte ich dem braven Fischereipächter des Nariensees. Er gab mir so beruhigende Auskunft, daß ich zu einem Krebsessen an Ort und Stelle einzuladen wagen konnte. Man fuhr in zwei flachen Fischerbooten hinaus. Über die Boote waren, um die Kippgefahr für ängstliche Damen zu vermindern, zwei so lange schmale Bretter gelegt, daß dazwischen beide Boote gerudert werden konnten. Freilich wurden diese Bretter dadurch zu einer neuen Beunruhigungsquelle, daß einige junge Herren auf ihnen während der Fahrt von einem Boot zum anderen wagemutig zu jonglieren sich nicht versagen konnten. Auf einer der Inseln wurde gelandet, dann warf man zugekorkte Flaschen auf Büchsenschußentfernung in den See, nach denen man mit der Büchse schoß, wobei die große Treffsicherheit des über siebzigjährigen Grafen F. Jäskendorf gebührend bewundert wurde. Die mitgebrachten Flaschen waren bald alle zersplittert auf den Seegrund befördert, worauf man sich zur Nachbarinsel begab, auf der inzwischen der Tisch gedeckt worden war. Eine Terrine mit Krebsen erschien und wurde mit der den Ostpreußen eigenen Gewandtheit im Krebse-„Pahlen" schnell erledigt. Ein größerer Kupferkessel mit Krebsen wurde wortlos vom Feuer genommen, bei dessen Bewältigung die Damen schon aussetzten und dann dem angeblich unersättlichen Krebsesser „pahlen" halfen. Aber auch er mußte sich besiegt erklären, als noch ein drittes Gefäß herangebracht war und der brave Schidlowski auf die Frage, ob er noch mehr habe, ruhig erklärte, ein Waschkorb voll läge noch im See. Und für das alles war damals nur eine sehr bescheidene Summe zu zahlen.

Bei diesem Krebsreichtum protestierte ich, als ich für ein Mittagessen gelegentlich einer Herrenhauswahl Hummern besorgen sollte. Man hielt gleichwohl an den Hummern fest, und Borchardt schickte sehr große Exemplare dieser jetzt so unerschwinglich gewordenen Krustentiere, deren Herrichtung für die Tafel aber dem Mohrunger Hotelwirt bis dahin unbekannt geblieben war. Die Scheren waren daher nicht aufgemacht. Der alte Herr v. Künheim-Stollen hatte sich nun eine Schere von der Größe einer kleinen Hand herausgesucht, die aber seinen Versuchen, sie mit Messer und Gabel genußfähig zu machen, erfolgreichen Widerstand leistete. Ohne ein Wort zu sagen, erhob er sich mit der Schere in der Hand, begab sich zu der Saaltür hinter ihm, öffnete sie, steckte die Schere in den Türspalt und knackte sie, die Tür wieder schließend, zu allgemeinem Jubel auf.

Digitized by Google

Die Jagd spielte bei der ländlichen Geselligkeit eine wichtige Rolle. Bei den großen Entfernungen war eine Heimkehr an demselben Tage in der Regel nicht möglich, so daß irgendein jagdliches Unternehmen, das im Sommer den Rehböcken, im Herbst und Winter den Hasen und Fasanen galt, die Basis eines solchen einen bis zwei Tage erfordernden geselligen Zusammenseins zu bilden pflegte. So nahm es mich auch nicht wunder, als der zweite Kreisdeputierte, der alte Graf F. Jäskendorf, mich einlud, ich möchte nach dem Begräbnis eines Kreistagsabgeordneten, dem ich beizuwohnen hatte, gegen Abend bei ihm pirschen fahren. Die Fahrt zum Begräbnis machte ich mit einem Bekannten, dessen Jagdrevier bis an den Ort der Trauerfeier heranreichte. Kurz vor uns fuhr der alte Graf F. Plötzlich sahen wir ihn auf einer Anhöhe sich im Wagen erheben, winken und lebhaft nach einem an einen Bruch grenzenden Kleeschlag zeigen. Ein Fuchs hatte sein jagdliches Interesse hervorgerufen. Mein Wagennachbar rief: „Den müssen Sie schießen, der nimmt mir alle meine Fasanen," und kurze Zeit darauf meldete mein gewandter Kutscher: „Die Büchse ist fertig und geladen." Der Fuchs zeigte neugierig noch einmal sein Spitzbubengesicht über die Höhe, und es gelang mir wirklich, ihm im Frack und weißer Krawatte die Kugel gerade auf die kleine schwarze Nase zu setzen. Der vordere Wagen war haltengeblieben; andere, dem gleichen Ziel zustrebende, uns folgende Wagen mit Begräbnisteilnehmern taten das gleiche. Ich holte den Fuchs aus dem nassen Klee. Alles war abgestiegen, die Damen beugten sich interessiert vor und ihre schwarzen Schleier wehten über den roten Freibeuter, ganz wie sie es kurze Zeit später bei der Trauerfeier taten.

Über Mangel an solchen Einladungen hatte ich bei den gastfreundlichen Kreiseingesessenen nicht zu klagen. Bei den weiten Fahrten zu Schul- und Wegeterminen konnte die Eisenbahn fast nie zu Hilfe genommen werden. So waren bei der ungünstigen Lage der Kreisstadt Fahrten von über 3 Meilen die Regel. Selbst zähen ostpreußischen Pferden können solche Märsche an einem Tage hin und zurück nicht oft zugemutet werden, zumal wenn die Landwege schlecht waren.

So verdanke ich Ostpreußen und der Einladung des königlichen Oberförsters der Alt-Christburger Forst, die damals einen hervorragenden Rotwildstand aufwies, den ersten Hirsch. Mich führte und fuhr dort ein ehemaliger Lehrer Kempka aus Schwalgendorf, dem am weitesten entfernten, zwischen Geserichsee und der Königlichen Forst einsam gelegenen Dorfe. Kempka war in seinem langen Leben so mit Wald und Wild trotz jeden Försters vertraut geworden. Deshalb überließen die königlichen Förster mich gern ihm, dem Amtsvorsteher, Kreistags- und Kreisausschußmitgliede und seinem Einspännerfuhrwerk. Nun war in jenem Herbst das Rotwild durch längere Anwesenheit und vergebliche Pirschen von hohen Forstbeamten, die Kempka als Jäger gering einschätzte, sehr beunruhigt worden und hatte sich aus der großen geschlossenen Forst auf eine kleine, dicht bewachsene Halbinsel im Geserichsee zurückgezogen. „Hier haben sie nicht hingefunden," sagte Kempka erfreut, als wir dort, wie er

Digitized by Google

vermutet hatte, an mehreren Stellen mit Wild zusammentrafen, das aber sehr rege war und den Wagen nicht aushielt.

Es dunkelte schon stark, als wir endlich auf einen starken Hirsch stießen, der nicht flüchtig wurde. Der Vollmond war aufgegangen, der Hirsch konnte, mit einem viel kleineren Tier zusammenstehend, eigentlich nur noch nach dem sehr auffallenden Größenunterschied als Hirsch angesprochen werden. Schnell vom Wagen, der langsam weiterfuhr, abspringend, schoß ich. Visier, Korn und Hirsch waren gerade noch zusammenzubringen. Der Hirsch verschwand auf den Schuß nach wenigen Fluchten unter einer Buche mit tief herunterhängenden Zweigen. Das Tier blieb in der Nähe auf einer Blöße im Mondschein stehen und äugte zurück. Kempka rief vom Wagen her: „Einem kranken Hirsch nicht gleich nachgehen." „Nur achtzig Meter bis zur Buche da," tröstete ich, und stand schon vor meinem ersten Hirsch, der, wie sich nachher herausstellte, mitten durchs Herz geschossen war. Der Rauch des Schusses zog in der stillen Luft langsam unter den mächtigen Kieferstämmen hindurch wie ein Schleier gerade über den verendeten Hirsch hinweg, schwach beleuchtet vom Monde, der im Hintergrunde den nahen Geserichsee aufblitzen ließ. —

Auch dem Schießsport wurde allgemeinstes Interesse entgegengebracht, so daß er in den Dienst der Wohltätigkeit bei einem Waldvolksfeste zugunsten des Vaterländischen Frauenvereins gestellt werden konnte. Ein Freund und ich schossen um die Wette nach in die Luft geworfenen Glaskugeln. Jeder machte die Bedingungen vor, die er sich ausgesonnen und geübt hatte, während der andere es ihm nachzutun sich bemühen mußte. So sollte mit nur einem Arm oder so geschossen werden, daß man sich erst umdrehen mußte oder daß man die an der Erde liegende Flinte erst ergreifen durfte, wenn die Glaskugeln bereits geworfen waren, und ähnliche Erschwerungen mehr.

Die Zuschauer zeigten sich leicht befriedigt, ja einer meinte: „Nicht üblich, aber anerkennenswert. Ein Landrat, der seinem Kreise etwas vorschießt." Noch ertragreicher für die Kasse des Frauenvereins gestaltete sich aber, trotzdem hier nur 10 Pfennig Eintrittsgeld erhoben wurden, eine Schaubude, an der in großen Lettern die Inschrift prangte: „Naturwunder, Hündin mit 7 Jungen und zusammen 18 Beinen." Die Sehenswürdigkeit war darunter in schreienden Farben, etwas unklar futuristisch gehalten, in einem großen Wasserfarbengemälde dargestellt. Auf der Schaubühne im Innern aber stand ein Tisch, auf dem die größte Fleischerhündin thronte, während im Kreise herum 7 Jungen aus Mohrungen vergnügt mit ihren vierzehn Beinen baumelten. Und auch hier erwiesen sich die Besucher so anspruchslos und dankbar, daß sie nach Verlassen der Bude ihre Bekannten mit „Das müssen Sie sehen" auch zum Eintritt veranlaßten, in der Kreiskasse aber am nächsten Tage stundenlang die Säcke mit Nickeln gezählt werden mußten.

Am 1. Oktober 1894 wurde mein Heimatkreis — viel zu früh für meine Wünsche — frei. So mußte ich Ostpreußen verlassen, das uns eine zweite Heimat geworden war. Die Hirsche standen in den großen Forsten hinter dem

Digitized by Google

Geserichsee wieder in der Brunft. Die letzte Einladung erfolgte. Wieder fuhr Kempka, wieder wußte er, wo die Hirsche waren. Ein Hirsch mit starker, tiefer Stimme hart an der „feindlichen" Schönberger Grenze schrie in einem kleinen dichten Fichtenhorst 50 Meter vor mir, ohne sich aber jemals blicken zu lassen, bis die Sonne durch die Kronen der alten Kiefernstämme schien, und zog dann in großem Bogen außer Schußweite mit in der Sonne blitzendem vielendigem Geweih über die schützende Grenze. Ich konnte nicht länger bleiben. — Nur noch ein Tag. — Ein zweiter, nicht minder starker Hirsch sollte, allerdings 6 Meilen entfernt, im Osten des Kreises allmorgendlich zwischen Wald und Bärtingsee einen Waldweg so entlang ziehen, daß man ihn gegen den See auch bei schlechtem Lichte sehen könne. — Am nächsten Morgen stand ich an der Stelle im Schatten des dichten Hochwaldes hinter mir, vor mir der weiße Sand des breiten Weges, dahinter der im Mondlicht flimmernde weiße Seespiegel, gegen den der Hirsch, wenn er kam, in der Tat wie eine Scheibe zu sehen sein mußte. Der Hirsch schrie weit draußen in den Kartoffeln. Man hörte ihn kämpfen, die Geweihe aneinander klappern. „Er kommt," raunte der Förster. — Ja, er kam — aber hinter uns im schützenden Dunkel des dichten Waldes, so nah, daß wir seinen Atem hörten, trotzdem aber keine Spur des Wildkörpers erblicken konnten. Ich legte abschiednehmend meine Hand in die mächtige frische Fährte auf dem feuchten Sande am Seerande, da, wo der Hirsch am Abend vorher hinausgewechselt war und, wie die alten Fährten zeigten, zurückzukehren pflegte. Er mußte dort wiederkommen, aber meine Zeit war um, ich hatte keinen Morgen mehr zur Verfügung. Der Edle hatte mir den Abschied nicht noch schwerer machen wollen.

Literarische Berichte

Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Von Fritz Mauthner. Zweiter Band. Zweites Buch: Entdeckung der Natur und des Menschen. — Lachende Zweifler. — Niederlande, England. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 75.—.

Es ist ein erfreulicher Beweis für die unverminderte jugendliche Frische Fritz Mauthners, daß er rüstig an seinem groß angelegten Werke über den Atheismus weiterarbeitet. Der uns vorliegende zweite Band führt uns aus dem Nebel des Mittelalters, dessen Durchleuchtung den Inhalt des ersten Bandes gebildet hatte, in hellere Regionen. Nicht als direkte Folge der Kirchenreformation, aber doch wohl erst durch sie ermöglicht, trat im 16. Jahrhundert eine entschiedene Wandlung im menschlichen Denken ein, und es entstanden die ersten Grundlagen der modernen Weltanschauung. Die ersten allgemeinen Kapitel behandeln die Verweltlichung aller Anschauungen, die Entdeckung der Natur und die Entdeckung des Menschen und seines Naturrechtes — damit war der Bruch mit dem Mittelalter vollzogen. Auf dem so vorbereiteten Boden konnten in Frankreich die Männer entstehen, die Mauthner unter dem Namen der „lachenden Zweifler" zusammenfaßt, darunter die vielleicht genialsten Schriftsteller, die Frankreich hervorgebracht hat, Rabelais und Montaigne. Es folgt Pierre Bayle, der Skeptiker, dessen Einfluß für die folgende Zeit beherrschend gewesen ist, und der große Spinoza, der den menschlichen Geist endgültig aus den Fesseln der Scholastik befreite. Die zweite Hälfte des Bandes gehört fast ausschließlich den Engländern. Es mutet uns heutzutage seltsam an, daß gerade in England, wo jetzt der regelmäßige Kirchenbesuch und die buchstabengläubige

Digitized by Google

Orthodoxie zu den unerläßlichsten Eigenschaften eines „Gentleman" gehört, am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Freidenkertum unter dem Namen des Deismus entstanden ist. Die Vertreter dieser Anschauung, die Herbert von Sherbury, Toland, Collins, Bolingbroke u. a., werden uns auf die interessanteste Weise vorgeführt, und Mauthner weist scharfsinnig nach, wie oft sich unter dem Decknamen des Deismus ein radikaler Atheismus verbarg und wie die vorsichtigen Verbeugungen vor der Staatskirche und vor dem Gottesbegriff häufig einen ironischen Charakter haben. Endlich erscheinen die großen englischen Denker, die Mauthner „die Ganzfreien und die Eigenen" nennt, und geben der Gedankenfreiheit die philosophische Grundlage: Hobbes, Locke und vor allem Hume, der geniale Vorgänger Kants, der die sogenannten Beweise für die Existenz Gottes unbarmherzig zerpflückte, und dem Mauthner als dem Begründer der Sprachkritik besonders nahe steht. Auch dieser Band ist, wie der erste, glänzend geschrieben und bietet eine Fülle geistreicher Gedanken dar. Wir sind gespannt darauf, wie Mauthner im 3. Bande das „Jahrhundert der Aufklärung" behandeln wird, in dem neben den Franzosen auch die Deutschen zu Worte kommen werden. D.

Manfred v. Richthofen. Ein Heldenleben. Berlin, Verlag von Ullstein & Co. Geh. M. 13.—, geb. M. 20.—.

Manfred v. Richthofen, der erfolgreichste unter allen deutschen Fliegerhelden, mußte sein Leben im Kampfe lassen. Aber sein Name wird fortleben, so lange deutsche Herzen schlagen. In dem vorliegenden Buche werden nun seine hinterlassenen Aufzeichnungen veröffentlicht, Briefe an seine Mutter, ihre Erzählungen über die Kindheit ihres Sohnes, Berichte derer, die mit ihm zusammentrafen, die Beileidskundgebungen zu seinem Tode und Berichte der deutschen und der feindlichen Presse über die Einzelheiten seines tragischen Untergangs. Aus seinen Niederschriften, die etwas Tagebuchähnliches haben, lernen wir Richthofen kennen. Wir spüren seine gerade, aufrichtige Natur und seinen gesunden Humor, wir lesen von seiner Liebe zum Vaterlande, von seinem persönlichen Mut und erkennen seinen ritterlichen Charakter. Alle, die mit ihm in Berührung kamen, achteten ihn, schätzten ihn und liebten ihn. Und auch als er dann vom Feinde abgeschossen wurde, ehrte ihn dieser, wie es dem tapferen Gegner geziemt. Dies Buch zeugt von einem, dessen Name über die Jahre des Weltkrieges leuchtend fortdauern wird. H.

Arnims Werke. Herausgegeben von Alfred Schier. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe in drei Bänden. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Geb. M. 51.—.

In „Meyers Klassikerausgaben" durften die Werke Achim v. Arnims nicht fehlen. Sie haben in Alfred Schier einen Herausgeber gefunden, der seine in mehr als einer Beziehung schwere Aufgabe mit aufrichtiger, aber nicht blinder Liebe für den märkischen Romantiker, mit literarischem Feingefühl und mit großer wissenschaftlicher Sorgfalt gelöst hat. Die Auswahl bringt im ersten Band, nach einer knapp und übersichtlich gehaltenen biographisch-literarhistorischen Darstellung von Arnims Leben und Werken, den ersten Teil des Romans „Die Kronenwächter", im zweiten Band neben den bekanntesten seiner Novellen, wie „Isabella von Aegypten" usw., auch weniger bekannte, so „Missis Lee" und „Holländische Liebhabereien", im dritten die Dramen: „Halle", „Der Auerhahn", „Das Loch", „Die Appelmänner" und die Abhandlung „Von Volksliedern". Es ist also das gute Auswahlprinzip befolgt, neben solchen Werken, die nun einmal für das historische Bewußtsein und die naive Anschauung das Bild des Dichters und Menschen in den Hauptzügen bestimmen, andere, an sich teils ebenso gute, teils minder bedeutsame nicht fehlen zu lassen, die dem Bild die feinen, abrundenden Linien und Farben geben. Einleitungen zu jedem der Bände, wie zu jedem der Werke, Anmerkungen zur Textgeschichte und -erklärung, wie zur Textgestaltung, und genaue Literaturangaben enthalten eine Fülle sorgfältiger, aufschlußreicher wissenschaftlicher Arbeit und Einzelforschung. —r.

Recht wider Recht. Novellen von Helene Raff. Haas und Grabherr, Augsburg. (Die neue Bücherei. Eine Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. 2. Band.)

Eine gemeinsame, tragische Grundstimmung, angedeutet durch den Titel der ersten Novelle, nach der das ganze Buch benannt ist, verbindet die drei Erzählungen, die uns in vergangene Tage zurückführen und deren Motive und Stimmungen aus der Zeit und der Umwelt, in die sie uns versetzen, echt und organisch hervorwachsen. Jedesmal ist in den Kampf einer Gemeinschaft um ihr „Recht" eng und folgerichtig das Los einzelner Menschen verflochten, und dies Verknüpftsein mit dem allgemeinen Schicksal gibt dem traurigen Ausgang der Einzelnen einen versöhnenden Zug ins Große. In engen Rahmen zusammengedrängt, entwickelt sich doch der Gang des Geschehens schrittweise, bedächtig und sorgfältig moti-

Digitized by Google

viert in „Recht wider Recht“ und in „Wie Maidenstatt sein Ende fand“; der Verlauf weniger Stunden umschließt die ergreifende Episode aus dem Tiroler Befreiungskampfe 1809 („Auf Hoch-Raneis“). In allen drei Novellen aber bewährt Helene Raff wieder ihr kräftiges, durch gute Selbstzucht und treffliche Vorbilder geschultes Erzählertalent. K.

Die zwei weißen Völker. Deutsch-englische Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers. Von Georg v. Hase, Korvettenkapitän a. D. Leipzig, K. F. Koehler.

Der Titel des Werkes ist der Wortlaut eines Trinkspruchs, den 1913 ein englischer Admiral auf die Deutschen und Engländer an der albanischen Küste ausbrachte. Der Inhalt ist eine eingehende Schilderung der Seeschlacht vor dem Skagerrak, die v. Hase als leitender Artillerieoffizier des „Derfflinger“ mitgemacht hat; er hat wesentlich zur Vernichtung der „Queen Mary“ und des „Invincible“ beigetragen. Als ausgezeichneter Techniker weiß er die Grundlagen, auf dem eine Seeschlacht sich vollzieht, vortrefflich zur Anschauung zu bringen. Daß wir einen Teilsieg erfochten, geht aus seiner Darstellung klar hervor; aber leider auch, daß dieser Sieg so wenig als die herrlichen Landsiege die letzte Entscheidung zu unseren Gunsten herbeizuführen vermocht. Die ungeheure Ueberlegenheit der englischen Flotte verlieh ihr die Seeherrschaft auch ohne Schlacht und überantwortete uns der Aushungerung. E.

Die politischen Geheimverträge Oesterreich-Ungarns 1879—1914. Nach den Akten des Wiener Staatsarchivs herausgegeben und bearbeitet von Alfred Francis Pribram. Band I. Wien und Leipzig, W. Braumüller. Geb. M. 14.—.

Unsere Kenntnis der auswärtigen Politik vor dem Kriege hat durch diese Veröffentlichung überaus wertvolle Bereicherung erfahren. Nach vielen Richtungen hin ist uns ganz besonders für die grundlegenden achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts völlig neue Einsicht erschlossen worden; nur ganz wenige der mitgeteilten Verträge waren ihrem Wortlaut nach schon bekannt, so daß von jetzt an die Forschung auf viel soliderem Boden wird aufbauen können. Das Werk zerfällt in zwei Teile. Zunächst bringt es den kommentarlosen Abdruck der Vertragstexte, angefangen mit dem deutsch-österreichischen Bündnis von 1879 bis herab zu der Verlängerung des Bündnisses der Dreibundmächte mit Rumänien vom Februar 1913. Im Anhang wird erfreulicherweise, obwohl ja Oesterreich-Ungarn selbst daran unbeteiligt war, auch der deutsch-russische Neutralitätsvertrag von 1887 wiedergegeben, dessen Wortlaut bisher, da nur von der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ mitgeteilt, nicht so leicht zugänglich war. Ganz besonders ist als neu und wichtig hervorzuheben der Wortlaut der Mittelmeerverträge vom Jahre 1887 zwischen England, Oesterreich-Ungarn und Italien, des sogenannten orientalischen Dreibunds, über den wir bisher nur durch Andeutungen unterrichtet waren.

Daran schließt dann als zweiter Teil die ebenfalls auf den Akten des Wiener Archivs beruhende Darstellung der diesen Verträgen vorhergegangenen diplomatischen Verhandlungen, und zwar enthält der bisher allein vorliegende erste Band die Verhandlungen über die fünf Dreibundverträge von 1882, 1887, 1891, 1902 und 1912. Es ist dringend zu hoffen, daß der Verfasser sein Versprechen wahr machen wird, den zweiten Band, dem er als Abschluß eine kurze Zusammenfassung der österreichisch-ungarischen Bündnispolitik von 1879 bis 1914 anfügen will, bald folgen zu lassen. Und ebenso dringend ist der Wunsch, daß auch andere Staaten in demselben Maße wie Deutsch-Oesterreich ihre Archive der historischen Forschung zugänglich machen. W. W.

Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkriege. Von Franz Schauwecker. Heinrich Diekmanns Verlagsbuchhandlung in Halle a. d. S.

Das vorliegende Buch ist auf Anregung Eduard Engels entstanden, der den jungen dichterischen Freund veranlaßte, darzustellen, was er und mit ihm ein ganzes Volk reifiger Männer in Sieg und Not, Sturm und Ruhe, Hoffnung und Verzweiflung mit allen Fibern der Seele gelebt und gelitten, auf daß uns allen nicht verloren ginge, was das Ewigbleibende dieser Qualjahre wäre: das innere Erlebnis des deutschen Riesenheeres im gewaltigsten und furchtbarsten Kriege aller Zeiten. Franz Schauwecker hat dieses Buch im Felde geschrieben und an Engel Abschnitt für Abschnitt von den Schlachtfeldern im Osten und Westen gesandt, hat seine bis zuletzt treue Kompagnie als aufrechter Offizier in die Heimat zurückgeführt und dann sein Werk abgeschlossen, das festhält, was hinterher von keinem mehr so lebensecht aufgezeichnet werden könnte: die zitternden Eindrücke der Stunde, der Minute. Wir machen auf das sehr wertvolle Buch ganz besonders aufmerksam, namentlich die Zuhausegebliebenen sollen es lesen, um zu erfahren, wie es „draußen“ zugegangen ist.

Digitized by Google

Atavara. Roman von Sophus Bonde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 18.—, geb. M. 18.—.

Sophus Bondes frisches, angeborenes Erzählertalent bewährt sich auch in diesem neuen Roman, der uns die Schicksale eines unehelichen Kindes von seinen frühen Jugendtagen bis zu den Mannesjahren erzählt. Dem kleinen Hans Heinrich bleibt von den Bitternissen und Vorurteilen, unter denen besonders in ländlichen Gegenden die Kinder außerehelicher Herkunft noch oft zu leiden haben, nichts erspart; aber die eigene zähe Tüchtigkeit und gesunde Lebenskraft, gefördert durch das tätige Wohlwollen vorurteilslos denkender Menschen, führt ihn doch langsam von Stufe zu Stufe aufwärts. Mit seiner starken künstlerischen und technischen Begabung könnte er sich eine sichere Zukunft als Schiffsbauer schaffen, wenn ihn nicht der Makel seiner Geburt aus der Heimat und in den Seemannsberuf triebe. Bei der Schilderung der Abenteuer, die der junge Hans Heinrich zur See erlebt und die darin gipfeln, daß er eine Zeitlang auf einer von Kannibalen bewohnten Insel als deren abergläubisch verehrtes Oberhaupt, von ihnen „Atavara" genannt, festgehalten wird, ist Bonde so recht in seinem Element. Aber auch die Rückkehr in die Heimat, die Auffindung seiner noch lebenden Eltern, die glücklich versöhnende Lösung aller Konflikte ist nicht minder lebendig und warmherzig dargestellt und hält den Leser bis zuletzt in Spannung und Anteilnahme. Recht ein „Abenteuer"-Buch im guten Sinn, spekuliert „Atavara" nicht auf die üblen Instinkte der Lesermasse, weiß aber durch die immer lebhaft bewegte Handlung, durch die ansprechende Mischung von Ernst und Humor, durch Phantasie und Gemütswärme zu fesseln und nachhaltig zu erfreuen.

Beiträge zur Unterrichtspolitik. Von Alfred Hillebrandt. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. M. 4.95.

In gesammelten Aufsätzen behandelt der Breslauer Universitätslehrer und langjährige Referent über den Unterrichtsetat im preußischen Herrenhause verschiedene Fragen aus dem Gebiet des Kultusministeriums. Er verteidigt das alte Gymnasium, empfiehlt aber Vertiefung in die Hauptfächer und Beseitigung des Rankenwerkes der Nebenfächer, das den Schüler nur überbürdet. Auch das Problem der Einheitsschule klingt an, und zwar sieht der Verfasser in dieser eine mit der Wirklichkeit nicht vereinbare Utopie. Jurisprudenz, Orientalistik, die Ausgestaltung von Auslandshochschulen, die Gefahren einer Verkürzung der Universitätsferien sind weitere Themata, die zur Sprache kommen. Besonders fesselnd ist die Schilderung des vielgefeierten und vielbefehdeten Ministerialdirektors Althoff, und dankenswert ist auch die dargebotene Auswahl aus den Herrenhausreden des immer auf dem Boden der Wirklichkeit, der Statistik, der gesicherten Erfahrung stehenden Verfassers.

Hans Zimmer.

Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman. Von Adolf Freiherrn v. Knigge. Mit 36 Zeichnungen von G. Osterwald. Verlag von W. Girardet in Essen. Geh. M. 14.—, geb. M. 17.—.

Der Name des Verfassers vom „Umgang mit Menschen" ist heute wohl jedem Gebildeten bekannt, wenn auch nicht alle das Buch selbst gelesen haben. Aber nur einige wissen, daß Freiherr v. Knigge auch ein vortrefflicher Erzähler war, dessen Romane und Erzählungen seinerzeit viel gelesen wurden. Die Romane sind für uns heute freilich nicht mehr lesbar, aber die jetzt in neuer Ausgabe vorliegende kleine Geschichte von der Reise nach Braunschweig hat ihre ursprüngliche Frische noch bewahrt und übt auf unsere Lachmuskeln einen ebenso großen Reiz aus wie auf die der Leser zu Ende des 18. Jahrhunderts. Es ist deshalb ein Verdienst, die Erzählung wieder aufleben zu lassen und einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, und daß hierbei die hübschen Zeichnungen Osterwalds wieder an die Oeffentlichkeit kommen, ist ebenso verdienstlich. Jeder Literatur- und Kunstfreund wird dem Verlage dankbar sein.

H.

Der Führer durch die deutsche Oper. Von Otto Neitzel. Zwei Bände. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Das bekannte, früher in drei Teilen ausgegebene Führerwerk des Kölner Komponisten, Klavierkünstlers und Schriftstellers (Kritikers) ist nach seinem Hinscheiden nun in zwei Bände zusammengefaßt worden, deren Bearbeitung der Verfasser selber noch übernehmen konnte. Den Plan, auch die französische und italienische Oper zu behandeln, konnte er leider nicht mehr durchführen. Unverändert blieb der zweite, Wagners Drama gewidmete Band (früher der dritte). Klassiker und Romantiker wurden in einen Band von 429 Seiten zusammengegeben. Seltenste Werke, wie Spohrs Jessonda, Marschners Vampyr und Templer, Schumanns Genoveva oder solche, die einer Einführung kaum mehr bedürfen, wie Flotows Martha, sind mit Recht ausgeschieden. Beibehalten ist die zweckmäßige Einrichtung, die diesem Opernführer so viele Freunde gewonnen

Digitized by Google

hat. In dreierlei Schriftarten werden die Handlung, die Musik, die kritischen Bemerkungen auseinandergehalten; letztere geben besonders dem Spielleiter wertvolle Winke. Dr. Karl Grunsky.

Charlotte von Kalb. Eine psychologische Studie. Von Ida Boy-Ed. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. Geh. M. 7.—, geb. M. 13.50.

In diesem Buche schildert Ida Boy-Ed das Leben einer der merkwürdigsten Frauen, die zu den Größten unserer Literatur in engen persönlichen und geistigen Beziehungen standen. Nur eine Frau konnte sich in das Seelen- und Liebesleben dieser problematischen Geschlechtsgenossin so tief einfühlen, und nur eine Künstlerin wie Frau Ida Boy-Ed vermochte es, so überzeugend darzustellen. Auch die literarhistorische Fachkritik hat diese psychologische Studie bei ihrem ersten Erscheinen als eine hervorragende Leistung unumwunden anerkannt und insbesondere betont, daß sie sich zwar liest wie ein Roman, daß sie aber frei ist von jeder romanhaften Aufhöhung oder Vergewaltigung des ebenso gründlich durchgearbeiteten wie schöpferisch gestalteten Stoffes. Acht interessante Bilder der wichtigsten Personen und Oertlichkeiten erhöhen in trefflicher Wiedergabe die Anschaulichkeit der Schilderung und den Reiz des fein ausgestatteten Buches. H.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von Hermann Oncken. Bretholz, Bertold, Neuere Geschichte Böhmens. Erster Band. Der politische und religiöse Kampf zwischen Ständen und Königtum unter Ferdinand I. (1526—1564) und Maximilian II. (1564—1576). Geheftet M. 26.—. Kretschmayr, Heinrich, Geschichte von Venedig. Zweiter Band. Geh. M. 50.—. Pirchegger, Hans, Geschichte der Steiermark. Erster Band. Bis 1285 Geh. M. 30.—. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Amalthea-Almanach auf das Jahr 1921. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgeber Prof. Dr. Franz v. Mammen. Brandstein. Heft 70: Prof. Dr. v. Mammen, Die Produktionskosten in der Landwirtschaft. M. 3.—. Heft 71: M. Merk-Buchberg, Die Jagd unter dem Einfluß des Weltkrieges. M. 2.—. Dresden und Leipzig, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Bibliothèque Politique et Économique. Brunet, René, Professeur de Droit à Caen, Ex-conseiller juridique de l'ambassade de France à Berlin. La Constitution Allemande du 11 Aôut 1919. Gentizon, Paul, L'Allemagne en République. Paris, Payot & Cie. Fr. 5.—.

Christen aller Konfessionen vereinigt Euch! Gott will es! Aufruf zur Wiedervereinigung der evangelischen und katholischen Religion in Deutschland. Von einem katholischen Geistlichen. Berlin SW, Druck der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt.

Das Deutsche Buch. Monatsschrift für die Neuerscheinungen deutscher Verleger. 1. Jahrgang 1921. 1. Heft. Herausgegeben von der deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel E. V. Leipzig. Halbjährlich M. 10.—, Einzelnummer M. 2.—.

Der deutsche Film in Wort und Bild. Nr. 1. 2. Jahrgang. München SW 2, Verlag der Deutsche Film in Wort und Bild. M. 2.—.

Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland. November 1920. 2. Heft. Stuttgart, Verlag der Schwäbische Bund (Strecker & Schröder) G. m. b. G.

Eucken, Rudolf, Lebens-Erinnerungen. Ein Stück deutschen Lebens. Leipzig, Verlag K. F. Koehler. Halbleinenband M. 30.—.

Falkenhayn, Erich v., General der Inf. Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916/1917. Erster Teil: Der Siegeszug durch Siebenbürgen. Berlin SW 68, E. S. Mittler & Sohn. M. 15.—.

Foß, Konteradmiral a. D., Enthüllungen über den Zusammenbruch. Eine Betrachtung über die Ursachen, daß es so gekommen ist, sowie Nachtrag I zu den Enthüllungen. Halle (Saale), Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). Je M. 4.80.

Goebel, Prof. Dr. Otto, Entwicklungsgang der russischen Industrie-Arbeiter bis zur ersten Revolution (1905). Quellen und Studien. I. Abteilung, 4. Heft. Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner.

Digitized by Google

Gomulicki, Wiktor, Warschau. Eine historisch-kulturgeschichtliche Monographie. Mit 58 Bildbeigaben. München, Georg Müller Verlag.

Hatschek, Prof. Dr. Julius, Britisches und Römisches Weltreich. Eine sozialwissenschaftliche Parallele. München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg. Geh. M. 30.—, geb. M. 35.—.

Hase, Karl v., Dein Alter sei wie Deine Jugend. Briefe an eine Freundin. Leipzig, Verlag von K. F. Koehler. Geh. M. 18.—, in Halbleinen geb. M. 28.—, Vorzugsausgabe M. 50.—.

Jellinek, Prof. Dr. Karl, Das Weltengeheimnis. Vorlesungen zur harmonischen Vereinigung von Natur- und Geisteswissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion. Mit 180 Textabbildungen. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. M. 70.—.

Köhler, Dr. Siegfried, Die russische Industriearbeiterschaft von 1905—1917. Quellen und Studien. I. Abteilung, 5. Heft. Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner. Kart. M. 8.—.

Korczok, Dr. Anton, Die Griechisch-katholische Kirche in Galizien. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Haase: Die Aufgaben der osteuropäischen Religionswissenschaft. Quellen und Studien. V. Abteilung, 1. Heft. Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner. Kart. M. 12.—.

Literarisch-musikalische Monatshefte für Literatur, Musik, Theater, bildende Künste, Vortragswesen. Herausgegeben von Kurt Martin. (Sonderheft (4) Dresdener Ausstellungssommer.) Oktober 1920. Weinböhla-Dresden, Verlag Aurora. Preis des Einzelheftes M. 1.50.

Marine-Rundschau. Monatsschrift für Seewesen. Januar 1921. 26. Jahrgang. 1. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Halbjährlich M. 22.—.

Müller, Adam, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. Mit einem Vorwort herausgegeben von Arthur Salz. München, Drei-Masken-Verlag. Geh. M. 20.—, geb. M. 26.—, in Leinen M. 45.—.

Namenhauer, Fritz, Untergang. Historischer Roman aus den letzten Tagen des alten Jerusalem. Halle a. S., Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (M. Grosse). Eleg. kart. M. 22.—, Halbleinen M. 26.40, in pompejanisch-rotem Glanzleinenband M. 33.—.

Niederbruch und Aufstieg. Wege zu Deutschlands Errettung. Von einem Staatsmanne. Leipzig, Verlag Quelle & Meyer. Geh. M. 16.—, in Halbleinenband M. 24.—.

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 6131 und 6132: Eucken, Rudolf, Der Sozialismus und seine Lebensgestaltung. Geh. M. 3.—, in Pappband M. 4.—. Nr. 6134: Kapitalertragsteuergesetz vom März 1920 und Landessteuergesetz vom 30. März 1920 für das Deutsche Reich. Herausgegeben von Karl Pannier, Landgerichtspräsident. Geh. M. 1.50, in Bibliothekband M. 3.—. Nr. 6139 und 6140: Hegel, G. W. F., Die Verfassung Deutschlands. Geh. M. 3.—, geb. in Pappband M. 4.—. Nr. 6142: List, Friedrich, Ueber den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland. Geh. M. 1.50, in Pappband M. 2.50. Leipzig, Verlag Philipp Reclam jun.

Schriften der Deutschen Gesellschaft für Politik an der Universität Halle-Wittenberg. Herausgegeben von Waentig, Prof. Dr. Heinrich. Heft 1: Die großen Revolutionen als Entwicklungserscheinungen im Leben der Völker. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder. M. 11.—.

Winternitz, Prof. Dr. M., Geschichte der indischen Literatur. Zweiter Band. Zweite Hälfte. Die heiligen Texte der Jainas. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Brosch. M. 15.—.

Wohlers, Günther, Die staatsrechtliche Stellung des Generalstabs in Preußen und dem Deutschen Reich. Geschichtliche Entwicklung bis zum Versailler Frieden. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder Verlag. M. 10.—.

Zeyer, Julius, Feniciens Sünde. Novellen. Augsburg, Verlag Haas & Grabherr. Geb. M. 10.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Leben die Toten?

Eine Kritik neuester spiritistischer Forschungen

Von

Max Dessoir[1])

Von allen religiösen und philosophischen Problemen ist dasjenige, mit dem wir uns beschäftigen wollen, das den einzelnen am unmittelbarsten packende. Zu jeder Stunde kann es uns überfallen: im Lärm des Tages und in der Stille der Nacht, in guten und in schlechten Zeiten, bei voller Gesundheit und in körperlichen Nöten. Plötzlich schießt der Gedanke auf: Ist der Tod wirklich ein Schlußpunkt? Wird nach dem Parzenschnitt nichts, schlechterdings nichts von uns übrigbleiben? Sind dann alle meine Erfahrungen, Kenntnisse, Wünsche, Pläne unwiederbringlich dahin? Kann die mich jetzt, wie seit Jahrzehnten, erfüllende Lebendigkeit durch irgendeinen sinnlosen Zufall endgültig vernichtet werden? Solche Grübeleien, mögen sie mit kaltem Blut oder unter Herzklopfen angestellt werden, verlieren dadurch nichts an ihrer furchtbaren persönlichen Eindringlichkeit, daß sie bei jedem nachdenklichen Menschen auftreten und von den geistig Führenden zu allgemeiner Bedeutung erhoben worden sind. Goethe sagte an Wielands Begräbnistag: Vom Untergange solcher hohen Seelenkräfte wie der Wielands könne in der Natur niemals die Rede sein; so verschwenderisch behandle die Natur ihre Kapitalien nie. Bei anderer Gelegenheit erklärte er es für durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens vorzustellen; insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich. In den Gesprächen mit Eckermann kam er drei Jahre vor seinem Tode auf die Überzeugung von unserer Fortdauer mit folgenden Worten zurück: Sie „entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geiste nicht ferner auszuhalten vermag".

---

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten am 22. Februar 1921 im Stuttgarter Frauenverein für die Deutschen über See. Der Aufsatz wird auch, zusammen mit Erörterungen über Anthroposophie, Christliche Wissenschaft u. dgl., in einem Buch erscheinen, das den Titel führen soll „Die Mystik der Gegenwart". Vorausgegangen ist ein Buch „Vom Jenseits der Seele" (Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 4. u. 5. Aufl. 1920).

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Trotzdem ist Goethe sich stets über den bloß persönlichen Charakter seiner Entscheidung klar gewesen; er bemerkte einmal: Sobald man objektiv aus sich heraustreten, dogmatisch eine Fortdauer nachweisen, begreifen wolle, jene innere Wahrnehmung philisterhaft ausstaffiere, verliere man sich in Widersprüche. Das war sehr richtig gesehen. Keiner der vielen Unsterblichkeitsbeweise, auch wenn sie sich mit dem Beiwort „mathematisch" schmücken, hat sich durchsetzen können. Es scheint also, daß über das subjektive Gefühl und etwa noch über die kirchlich-religiöse Bindung hinaus eine bestimmtere Feststellung uns versagt ist. Da tritt nun der Spiritismus in die Lücke und verheißt uns handgreifliche Beweise — nicht abstrakte Beweisgänge, die immer unsicher bleiben, sondern eine erlebbare Berührung mit den Verstorbenen. Bestimmte, selten auftretende Erscheinungen sollen von den Geistern ehemaliger Menschen verursacht und teilweise so geartet sein, daß ein zwingender Rückschluß auf die Individualität der Geister möglich wird.

Die sogenannten physikalischen Erscheinungen — unerklärliche Bewegungen von Gegenständen, Klopftöne, Materialisationen — wurden und werden oft als unmittelbare Leistungen der Spirits angestaunt; man glaubt dann, daß der Spirit selbst in dem Tuch sitze, „erkraftet" durch geheimnisvolle lebensmagnetische Ströme, die er dem im Halbschlaf liegenden Medium entziehe. Vorsichtiger Urteilende lassen die Geister mehr oder weniger im Hintergrund und sprechen von telekinetischen und teleplastischen Erscheinungen. Schon die gelehrten Ausdrücke zeigen, daß das Wunder jetzt akademisiert wird. Der Professor Ochorowicz, der Ingenieur Crawford, der Arzt Freiherr v. Schrenck-Notzing bekennen sich zu einer Anschauung, die den Lehren der Wissenschaft zwar immer noch schroff gegenübersteht, aber ihnen wenigstens nicht mit der Faust ins Gesicht schlägt. Ihr zufolge soll der Organismus eigentümlich beschaffener Menschen, der „Medien", Fäden und rutenförmige Gebilde hervorbringen können, die ähnlich wie neue Gliedmaßen oder wie Verlängerungen von Armen und Füßen Dinge festhalten, bewegen, heben, werfen; er soll auch schleimartige Fetzen produzieren, die sich zu Formen von Körperteilen entwickeln können. In zwei Büchern des Herrn v. Schrenck-Notzing[1]) findet der deutsche Leser den Tatsachenstoff am bequemsten beisammen. Betrachtet er diesen Stoff unter den sonst für wissenschaftliche Feststellungen maßgebenden Gesichtspunkten, so wird er enttäuscht sein. Die neuesten und wichtigsten Untersuchungen über eine angebliche Telekinese stammen von dem Belfaster Ingenieur Crawford, der im Oktober 1920 gestorben ist, und von Herrn v. Schrenck-Notzing selbst. Crawfords Erfahrungen konnten zu seinen Lebzeiten von keinem Sachverständigen nachgeprüft werden, da er niemand an seinen Sitzungen mit der jungen Miß Golligher teilnehmen ließ, selbst nicht so wohlwollende Gelehrte wie Sir Oliver Lodge, Professor F. C. S. Schiller und Mr. Whately Smith,

[1]) Materialisationsphänomene, Verlag von Ernst Reinhardt, München 1914. Physikalische Phänomene des Mediumismus, ebenda 1920.

Digitized by Google

die sich dringend darum bemühten; die Berichte stehen und fallen also vorläufig mit der Autorität Crawfords; nicht ohne Grund beklagt man sich in den Kreisen der englischen Society for Psychical Research über die Ausschaltung kundiger und ernsthafter Forscher. Herr v. Schrenck-Notzing hat zwar bei seinen Sitzungen mit Stanislawa Tomczyk andere Personen zugelassen, sie jedoch als Statisten behandelt, deren Namen zum Teil nicht einmal angegeben werden. Bei der Herstellung der Berichte ist anscheinend nicht mit der erforderlichen Sorgsamkeit verfahren worden, denn der mehrfach zugezogene Nervenarzt Dr. Aub z. B. schreibt mir: „Die Protokolle wurden von mir weder durchgesehen noch gebilligt; noch viel weniger wurde ich über die beabsichtigte Veröffentlichung oder deren Fassung irgendwie um mein vorheriges Einverständnis angegangen. Ich habe mich sowohl in der hiesigen Tagespresse als auch vor dem Forum des ärztlichen Vereins aufs energischste gegen den Mißbrauch meines Namens im Sinne einer Zeugenschaft verwahrt." Es steht demnach nicht gut mit der wissenschaftlichen Sicherheit der Beobachtungen, obwohl die genannten beiden Männer gewiß den ernstesten Wahrheitswillen gehabt haben. Aber selbst wenn die Berichte stichhaltig waren — was folgt aus ihnen für die Ansprüche der Spiritisten? Nichts, schlechterdings gar nichts. Denn gesetzt den Fall, jene vermuteten Neubildungen, die nach unbekannten Gesetzen plötzlich entstehen und vergehen, wären genügend erhärtet, so würden sie unsere Kenntnis von der Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers wunderlich erweitern, jedoch dem Geistergläubigen nichts nützen. Höchstens in dem Fall, daß die durch jene vergänglichen Pseudopodien bewegten Gegenstände klopfend Kunde aus dem Jenseits geben sollten, würden die behaupteten Tatsachen in unseren Problemkreis einrücken. Doch auch dann ist es bequemer, sich an die Erscheinungen zu halten, die allgemein als psychologische von den bisher erwähnten physikalischen Erscheinungen unterschieden werden.

Es handelt sich in der Hauptsache um das automatische Sprechen und Schreiben. Unter Umständen können Personen zusammenhängend und sinnvoll reden (oder schreiben), obwohl ihr Wille nicht beteiligt, ja nicht einmal ein Wissen von dem Inhalt des Gesagten vorhanden ist. Sie haben das Gefühl, daß ein fremdes Wesen sich ihrer als eines Werkzeugs bedient, und zwar scheint es ein „Geist" zu sein, der dem Medium als sein „Führer" besonders nahe steht. Dieser führende Geist kann nun auch eine Verbindung mit anderen Geistern herstellen. Gleichsam introducteur du corps diplomatique, holt er solche Geister heran, die zu ihren Lebzeiten mit dem anwesenden Besucher des Mediums verwandt oder befreundet gewesen waren: entweder berichtet er dann, was sie ihm erzählen, oder er tritt ihnen sogar seine Herrschaft über das Medium ab. So stellen sich die Vorgänge dar. Ungeschulte und befangene Beobachter nehmen sie prüfungslos hin, berauscht von der Vorstellung, die Dahingeschiedenen in erreichbarer Nähe zu wissen. Selbst unter denen, die den „naiven Realismus" sonst überwunden haben, gibt es genug Anhänger der spiritistischen Deutung. Sie ist vornehmlich in der angloamerikanischen Welt verbreitet, vielleicht des-

Digitized by Google

halb, weil sie dort von einer gewissen Einfachheit des Denkens und vom Puritanismus gestützt wird. Mit Stolz weisen die Spiritisten darauf hin, daß ein Mann wie Sir Arthur Conan Doyle, der durch hervorragenden (meines Erachtens berufsmäßig überhitzten) Scharfsinn gegen alle Irrtümer gefeit sei, sich zu ihrer Auffassung bekennt. Ich weiß nicht, ob man nicht hier, wie so oft, einen Widerspruch innerhalb der Persönlichkeit festzustellen hat. Will man überhaupt ein argumentum ab homine gelten lassen, so scheint mir am wertvollsten der Hinweis auf Sir Oliver Lodge, den berühmten Physiker. Er hat im November 1916 ein Buch [1]) veröffentlicht, in dem er dafür eintritt, daß er durch Medien eine Verbindung mit seinem verstorbenen Sohn Raimund gewonnen habe. „Früher," so sagt er (S. 374f.), „wenn ich eine Sitzung mit einem Medium hatte, wurde mir niemals von einem ernstlichen Verlust gesprochen, der mich betroffen haben sollte — ausgenommen die natürlichen und unvermeidlichen Verluste in der älteren Generation, die zum Los jedes Menschensohnes gehören. Aber jetzt, wenn ich oder ein Mitglied meiner Familie, ohne den Namen zu nennen und ohne den leisesten Anhalt zu geben, zu einem echten Medium geht, dann ist sogleich mein Sohn auf dem Plan und setzt seine klare und überzeugende Beweisreihe fort, indem er manchmal Zeugnisse einer kritisch ausgewählten Art gibt, manchmal sich mit freundschaftlichem Familiengeplauder und Erinnerungen begnügt, stets aber in Übereinstimmung mit seiner Persönlichkeit, seinen Erfahrungen und seinen wechselnden Stimmungen. Wenn in einem Fall ein Medium schwache Kraft hatte oder besondere Schwierigkeiten zu überwinden waren, so weiß er davon und bezieht sich darauf, sobald sich ihm durch ein ganz anderes Medium, das mit jenem gar nicht in Verbindung steht, die Gelegenheit bietet."

Derartiges, so meint Lodge, sei jetzt nicht mehr ungewöhnlich — wenigstens nicht, wie wir hinzufügen müssen, in England, das offenbar auch in dieser Rücksicht vor allen übrigen Ländern bevorzugt ist. „Ich hoffe, daß später, sobald die Möglichkeit anerkannt und unter die Fittiche der Religion genommen ist, die Leute der persönlichen und besonderen Botschaften aus dem Jenseits entraten können, um sich des Wohlbefindens ihrer Lieben versichert zu halten. Sie werden sich hoffentlich bei der Gewißheit beruhigen, daß dasjenige, was sich an wenigen als wahr bewährt hat, unter denselben allgemeinen Umständen für alle wahr sein muß." Das dürfte ein Fehlschluß sein. In solchen Dingen strebt jeder nach einer Überzeugung, die auf eigene Erfahrungen gegründet ist. Und gewiß hat eine subjektive Überzeugung ihren Wert: sie ist es, die das Urteil über den Charakter eines Menschen stützt, die in weltanschaulichen und religiösen Schwierigkeiten entscheidet, die selbst bei geschichtlichen Feststellungen — man

[1]) Raymond or life and death with examples of the evidence for survival of memory and affection after death by Sir Oliver Lodge. London, Methuen and Co. Ltd. Ich zitiere nach der im Jahre 1919 erschienenen 11. Auflage — übrigens eine Zahl von außerordentlicher Beredsamkeit.

Digitized by Google

denke an die volkstümlich gefaßte Frage nach der „Kriegsschuld" — wesentlich mitwirkt. Indessen — Wunsch und Anspruch der Spiritisten geht gerade dahin, unser Problem aus dem Gebiet der Stellungnahme in das Reich der Wissenschaft zu verpflanzen. Läßt sich also Sir Oliver Lodges persönliche Überzeugung in allgemeine Beweiskraft überführen?

Fassen wir einmal einige der berichteten Tatsachen näher ins Auge. Raimund war am 14. September 1914 gefallen. Am 27. September wird durch das Medium Mr. Vout Peters eine Photographie als Botschaft Raimunds erwähnt; am 3. Dezember wird durch das Medium Mrs. Leonard, die allerdings ausdrücklich darum befragt war, eine Beschreibung der Aufnahme gegeben; die Richtigkeit der Beschreibung stellt sich heraus, als Lodge am 7. Dezember die ihm bis dahin unbekannte Photographie erhält. — Hier scheint sich ein Wissen zu bekunden, das nur der Verstorbene besessen haben kann, und insofern wäre es ein Beweis für das Fortleben Raimunds. Allein die Angelegenheit ist recht verwickelt. Wir dürfen annehmen, daß Lodge den Medien bekannt war, obwohl er seinen Namen verschwieg: denn welcher englische Spiritist hat nicht schon Bilder des Sir Oliver und der Lady Lodge gesehen! Wir dürfen ferner voraussetzen, daß die beiden Medien einander nicht ganz fremd sind. Es bleibt dann nur noch fraglich, wie sie etwas von der Photographie erfahren haben mögen. Da diese Photographie — ein Gruppenbild von 21 englischen Offizieren — wahrscheinlich zu 21 Familien gelangt ist, so eröffnet sich dem Zufall eine beträchtliche Spielweite. Ein wirklich zwingender Beweis für die spiritistische Behauptung liegt keinesfalls vor. — Ein anderes Beispiel. Der führende Geist des Mr. Peters fragt: „Habt ihr eine Schwester von ihm bei euch und ist eine auf unserer Seite? Ein ganz kleines Kind, so klein, daß ihr es niemals mit ihm in Verbindung brachtet. Es sind zwei Schwestern da, eine auf jeder Seite von ihm, eine im Dunkel und eine im Licht." In der Tat war Raimund unter den Kindern Lodges der einzige Knabe, der zwischen zwei Mädchen stand; die ältere lebt (ist im Dunkel), während die jüngere wenige Minuten nach der Geburt gestorben war. — Muß dieser Sachverhalt dem Medium verborgen gewesen sein? Daß der junge Lodge gefallen war, stand in allen Zeitungen; überdies hatte der König von England ein gleichfalls veröffentlichtes Beileidstelegramm an die Familie geschickt; die Medien konnten sicher sein, daß Sir Oliver und seine Angehörigen sie aufsuchen würden; was liegt da näher, als daß sie sich über die Verhältnisse unterrichteten?

Ich unterstelle den Medien betrügerische Neigungen, ohne einen bestimmten Anhalt dafür zu haben. Das geschieht nicht nur deshalb, weil die Täuschungsabsicht ein sehr viel natürlicherer Erklärungsgrund ist als das Eingreifen von Geistern, sondern auch im Hinblick auf die Schwindeleien der sogenannten physikalischen Medien, die ja leichter nachzuweisen sind als das entsprechende Vorgehen der Schreib- und Sprechmedien. Die beiden Frauen z. B., mit denen es die oben erwähnten Schrenckschen Bücher in der Hauptsache zu tun haben, sind des Betruges mindestens verdächtig. Über Eva C., das Materialisations-

Digitized by Google

medium, erfahren wir,[1]) „daß in der Sitzung am 13. Juli 1913 Dr. Bock sechs schwarze Stecknadeln bei der Voruntersuchung des Kabinetts in der Stoffverkleidung der Wand vorfand. (Dieser so sehr belastende Befund ist merkwürdigerweise in dem Sitzungsprotokoll jener Sitzung, an der ich selbst teilnahm, nicht vermerkt worden.)" Von der Stanislawa Tomczyk meint Flournoy,[2]) daß sie, deren „Echtheit" er keineswegs leugnen will, bei Gelegenheit offenkundig betrogen habe. Ein Teilnehmer an den hier in Betracht kommenden Sitzungen, Professor Edouard Claparède, berichtet mir die folgende Einzelheit: „Im Verlauf einer Sitzung ließ Fräulein Tomczyk auf dem Fußboden, unter ihrem Kleid, runde Lichtflecken erscheinen, die ganz so aussahen, als ob sie von einer elektrischen Taschenlampe herrührten, die zwischen den Knien gehalten wurde. Ich berührte die Beine der Dame, um sie durch den Rock hindurch abzutasten. Fräulein Tomczyk tadelte das als unschicklich, und im selben Augenblick fiel ein Metallstück zu Boden, das der Reflektor der Lampe sein mußte. Fräulein Tomczyk beeilte sich, es aufzuheben (umhersuchend, denn es war dunkel im Zimmer). Auf Befragen erklärte sie, es sei ein „Apport", und Ochorowicz bestätigte es."

Wenn solche Dinge bei den augenblicklich geschätztesten physikalischen Medien vorkommen, wird man die Medien des Sir Oliver Lodge auch nicht für Heilige zu halten brauchen. Doch gibt es im Fall Raimund Ereignisse, bei denen man den Nachdruck nicht auf bewußte oder unbewußte Täuschung, sondern auf andere Momente zu legen hat. In der Sitzung, die Lady Lodge mit Mr. Peters am 27. September 1915 hatte, sagte der leitende Geist (namens Moonstone) von Raimund: „Er hält in seiner Hand einen kleinen Haufen von Oliven, als ein Sinnbild für dich — dann lacht er. Jetzt bemerkt er — zum Beweise —, verknüpft mit den Oliven sei das Wort Roland. Alles das, um dir einen Beweis dafür zu geben, daß er hier ist." Am Schluß des Sitzungsberichtes heißt es: „Er lacht. Er sagt, du hättest ihn nicht verstanden in bezug auf Roland. Er kann es jetzt herausbringen: es ist ein Roland für deinen Oliver." Hierzu bemerkt Lodge: „Ausgezeichnet. Durch kürzlich erfolgte Heiraten hat die Familie einen Rowland gewonnen (Schwiegersohn) und einen Oliver (Sohn) gewissermaßen verloren." Ist die Leistung des angeblichen Geistes wirklich „ausgezeichnet"? Ich finde sie psychologisch schwer zu verstehen. Man bedenke: es sind noch nicht vierzehn Tage seit dem Tod des jungen Mannes verflossen; dem Sohne wird es vergönnt, durch zwei Vermittler hindurch zur Mutter zu sprechen — und da macht er witzige Anspielungen, lacht und redet selbst am Ende noch in gewundenen Ausdrücken. Ich meine, in solcher Lage spielt keine lebendige Seele mit Verhüllungen. Tragen aber Moonstone und Peters Schuld an der symbolisierenden und andeutenden Mitteilungsform, so haben sie

[1]) Vgl. Dr. med. Mathilde v. Kemnitz, Moderne Mediumforschung, München, J. F. Lehmanns Verlag, 1914. Die Nadeln sollten jedenfalls zum Zusammenstecken der „Geisterphantome" dienen.

[2]) Esprits et médiums, Genève, Librairie Kündig, 1911, S. 434.

Digitized by Google

sicher auch einen Anteil am Inhalt, und das heißt, daß dieser nicht ausschließlich von Raimund zu stammen braucht. — Ein andermal erzählt Mrs. Leonards führender Geist namens Feda (Frieda? auf Erden ein Indianermädchen, wie so oft bei englischen und amerikanischen Medien): „Hier ist jemand mit einer kleinen Schwierigkeit ... Er ist nicht leicht zu beschreiben, da er sich nicht so fest aufbaut, wie es einige können ... Feda erinnert einen Buchstaben in Verbindung mit ihm. R, das hat mit ihm zu tun. Es ist ein sonderbarer Name, nicht Robert oder Richard. Er gibt nicht den Rest des Namens, sondern sagt wieder nur R." Seltsam, daß die Geister, die sich verhältnismäßig leicht an hundert Kleinigkeiten erinnern, mit ihrem eigenen Namen — der doch wohl am festesten eingeprägt sein sollte — nicht recht zustande kommen.

Ebenso merkwürdig ist, was Feda von dem Aufbauen sagt. Man muß dazu wissen, daß die den Verkehr regelnden Beamten der Geisterwelt das Aussehen ihrer Mitgeister oft erstaunlich gut beschreiben. Sie sehen andere Geister in der Gestalt, die sie zu Lebzeiten hatten, und schildern sie nun mit Hilfe des automatisch sprechenden oder schreibenden Mediums den Besuchern. Wie soll man sich das denken? [1]) Es wäre möglich, daß ein Toter sein Äußeres behält, nur in einer uns unsichtbaren Form. Dann müßte dies wohl das Äußere im Augenblick des Sterbens sein, da kein Grund für das Herausheben eines anderen Zeitpunktes besteht. Aber welche furchtbare Grausamkeit läge in der Verewigung gerade dieses Bildes, des Bildes eines oft verstümmelten, entstellten, verzerrten, verfallenen Gesichtes! Auch abgesehen hiervon ist die Erhaltung der Körperformen nur denkbar, solange alle körperlichen Verrichtungen weitergehen; die Voraussetzungen für diesen Sachverhalt und die Folgerungen aus ihm brauchen nicht näher ausgeführt zu werden: die Unsinnigkeit der Vorstellung, den Leib unsichtbar und veränderungslos in ein Jenseits zu retten, liegt klar vor Augen. In der Tat sprechen die Geister der Regel nach nicht von einem solchen Vorgang. Vielmehr soll unter ihnen mehr oder minder gut die Fähigkeit entwickelt sein, den irdischen Leib „aufzubauen", sei es als eine den Menschen wahrnehmbare Materialisation — die für uns jedoch jetzt nicht in Betracht kommt —, sei es als eine bloß dem mitteilenden Geist sichtbar werdende Gestalt. Wenn beispielsweise Raimund das vermöchte, so müßte er ein zutreffendes Bild seines Aussehens im Leben besessen und über den Tod hinaus sich erhalten haben. Das erste ist ganz unglaubhaft. Denn die Menschen, sofern sie nicht etwa Maler sind und sich selbst porträtiert haben, wissen gar nicht, wie sie ausschauen. Mit einem Wort: die Beschreibungen geben vielleicht das Bild wieder, das der Sitzungsteilnehmer von dem Verstorbenen im Bewußtsein hat und möglicherweise telepathisch auf das Medium überträgt, aber sie sind nicht durch die Annahme des Fortlebens zu erklären.

Hiermit berühren wir den springenden Punkt. Selbst unter der Voraussetzung, daß die Vorkommnisse einer genauen Untersuchung standhalten, be-

[1]) Hierüber hat W. E. Jacks im Journal der Soc. for Psychic. Research (Juni 1918) Betrachtungen angestellt, denen ich zum Teil folge.

Digitized by Google

deuten sie zunächst nichts anderes als ein unbegreifliches Wissen auf seiten der Medien. Ob die Einkleidung, in der sich das Wissen gibt, irgendeinen Wahrheitswert besitzt, läßt sich nur durch ein Ausschlußverfahren ermitteln, d. h. in der Weise, daß die Zurückführung des Wissens auf den Geist eines Verstorbenen übrigbleibt, nachdem sich alle anderen Erklärungen als hinfällig erwiesen haben. Eine Behauptung von so ungeheurer Tragweite, wie es die von den Spiritisten vertretene ist, bedarf strengster Sicherungen: erst wenn kein anderer Urheber der Botschaften denkbar ist als die bestimmte Persönlichkeit, die früher auf Erden gelebt hat, dürfen wir ihre Fortexistenz zugeben. Tatsächlich aber ist die Quelle oft in den Sitzungsteilnehmern zu suchen, sei es, daß sie unbewußt Hinweise geben, sei es, daß sie telepathisch ihre Vorstellungen auf das Medium übertragen; spekulative Gemüter könnten auch an einen Allgeist als an ein Sammelbecken von Erinnerungen denken. Wollten wir schließlich gar das leibfreie Vorhandensein von Erinnerungen, die zu einem Persönlichkeitsbewußtsein zusammengefaßt sind, einräumen, so wäre den Spiritisten damit kaum gedient. Denn ihr Wunschgedanke ist viel derber als der feine Begriff eines Vorstellungsgewebes, dessen Mittelpunkt ein Ichgefühl bildet.

Man will uns glauben machen, die Geister seien die Menschen, für die sie sich ausgeben, die nämlichen, die vielen noch Lebenden vertraut waren, nur ohne ihren Körper. Es liegt eine Anschauung zugrunde, die älter und verbreiteter ist als der Spiritismus, eine Anschauung, wie sie in dem Grabspruch hervortritt:

„Was wir bergen in den Särgen,
Ist der Erde Kleid,
Was wir lieben, ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit."

Ins Spiritistische fortgebildet, stößt diese volkstümliche Ansicht auf besondere Schwierigkeiten. Das Denken findet nämlich nicht den Übergang von dem leibhaften Menschen zu einer körperlosen Seele, die sich ganz wie jener Mensch gebärdet. Soll eine derartige Wandlung begreiflich werden, so müssen die Zwischenstufen beobachtbar sein. Wir können zwei recht verschiedene Dinge, etwa die Asche einer Zigarre mit dieser, gleichsetzen, aber nur, weil wir sehen, wie die Zigarre zu Asche wird; wenn dagegen ein Ding in einem Zeitpunkt blau und viereckig, im nächsten Zeitpunkt unvermittelt rot und dreieckig ist, so ist es eben nicht mehr dasselbe Ding. Durch den Tod verschwindet ein Wesen; vielleicht entsteht etwas Neues; die Gleichheit indessen des Neuen mit dem Alten wäre nur unter der Voraussetzung logisch gesichert, daß die Beobachtung oder das Denken eine Anzahl von Zwischenwerten durchlaufen kann. Unser Bemühen, den angeblichen Vorgang wirklich zu begreifen, versagt gegenüber diesem Sprung, der das Gesetz der Stetigkeit (lex continui) verletzt. Ebensowenig ist es den Forderungen gewachsen, die sich aus den Geistermitteilungen über die Art des Weiterlebens ergeben. Denn durch sie wird uns zugemutet,

Digitized by Google

zu verstehen, daß die uns ständig umgebenden oder gelegentlich besuchenden Geister fast genau so beschaffen sind wie wir und in einer der unserigen sehr ähnlichen Welt leben, ohne sichtbar und hörbar zu sein.

Machen wir uns klar, was das bedeuten würde. Die Geister reden gleich uns vom Licht und von den Farben, haben also die dem Auge eigentümliche Umbildung gewisser Schwingungen beibehalten — aber sie besitzen keine Augen. Sie bewegen sich — aber sie haben weder Muskeln noch Gelenke. Der Widersinn ist offenkundig. Man hat ihn dadurch zu beseitigen gewähnt, daß man sagte: die Redeweise sei bildlich und von den Geistern nur angewendet, um uns verständlich zu bleiben. Wieso aber passen die Metaphern so ausgezeichnet zu den wirklichen Verhältnissen drüben? Wie erklärt sich die Leichtigkeit im Gebrauch einer angeblich unangemessenen Ausdrucksweise? Warum versuchen nicht die „Intelligenzen" ersten Ranges, die in der sogenannten cross-correspondence scheinbar außergewöhnliche Proben ihres Scharfsinns geben, uns eine Vorstellung von ihrer Wirklichkeit zu übermitteln? Sie tun nichts dergleichen. Sie plaudern unbefangen von einem Heute und einem Gestern, obwohl sie über die Zeit erhaben sein wollen, von Maßen und Entfernungen, obwohl sie keine räumliche Beschränkung kennen. Ihre Sprache ist deutsch oder englisch oder französisch. Ihr Denken wird demnach ebenso durch die Sprache beflügelt und gehemmt wie das menschliche Denken, es ist vermutlich von Klangbildern und Bewegungsanstößen im Kehlkopf begleitet — doch nein: Kehlkopf und Zunge fehlen ihnen ja. Sie handhaben die Sprache mit der Sicherheit des in ihr Aufgewachsenen. Raimunds Geist spricht englisch, wie es eben nur ein Engländer kann. Mit anderen Worten: er ist Engländer geblieben und steht unverkennbar als solcher im Jenseits; die Denkweise seines Volks verrät sich in vielen Wendungen seiner Botschaften. Natürlich ist er auch ein männliches Wesen geblieben. Wir ahnen zwar nicht, wie das ohne physiologische Grundlage möglich sein soll, jedennoch — in den Geistermitteilungen ist immerfort von Männern und Frauen die Rede. Eine so restlose Übereinstimmung mit den irdischen Verhältnissen bedingt dann auch, daß die Umgebung der Geister sich grundsätzlich nicht von unserer Welt unterscheidet, denn unter neuen, fremdartigen Einflüssen würde die Nachpersönlichkeit ihre Identität mit der Vorpersönlichkeit nicht aufrechtzuerhalten vermögen.

Um diese Erwägungen zu belegen, führe ich zunächst die Schilderung an, die einer der Begründer des amerikanischen Spiritismus, Andrew Jackson Davis, von der „geistigen Sphäre" gibt. „Die ausgedehnte Oberfläche dieser Sphäre zeigt regelmäßige und sanfte wellenförmige Abdachungen, was dem ganzen Bilde den einladenden Reiz der Mannigfaltigkeit verleiht. Auch weithin gestreckte Ebenen bieten sich dem Auge dar und prangen in reicher Fruchtbarkeit... Glückseligkeit durchweht die Räume. Ein beruhigendes und besänftigendes Element der Versöhnlichkeit und allgemeinen Liebe. Eine Herzlichkeit in dem gegenseitigen Spenden angeborener Zuneigung. Eine wohltuende Begegnung harmonisch gestimmter Gedanken." Der Leser dürfte

Digitized by Google

über diese kitschige Idealisierung unserer Wirklichkeit den Kopf geschüttelt haben. Er soll auch einmal lachen dürfen. Dem Seher Davis war die verfängliche Frage vorgelegt worden, ob alle hier Verheirateten in der Geisterwelt weiter miteinander leben müssen. Da bekam Davis die folgende „Vision": „Ich sah einen Mann in London die Verwandlung ‚Tod' erleiden oder genießen. Er war seit einer Reihe von Jahren mit einer ihm ungleichartigen Frau verheiratet gewesen ... Von diesem Schauplatz des Hinscheidens wurde meine Wahrnehmung zu einer sterbenden türkischen Dame in Konstantinopel gelenkt, die nach dem morgenländischen Brauch der Vielweiberei eine Favoritin des Sultans war. Die beiden Todesfälle oder Umbildungen fanden im nämlichen Augenblicke statt. Als die beiden Geister von der Bürde des Körpers und den lästigen Fesseln der Gesellschaft befreit waren, stiegen sie empor; und vermöge der unwiderstehlichen Anziehung ehelicher oder geistiger Wahlverwandtschaft und gemäß dem Gesetz der vollkommenen geistigen Anpassung näherten sie sich einander; und hingerissen von Entzückung sich umarmend gaben sie der schönen Tatsache, ‚ewig eins zu sein', die vollgültige Bestätigung." Im Jahr 1875 eröffnete Davis einem Berichterstatter der „New-York World", er habe das „Sommerland" von neuem erforscht. Es sei 65 Billionen englische Meilen von unserer Erde entfernt. In ihm gebe es Berge und Bäume, Seen und Wolken, Land und Stadt. Die Bewohner empfangen täglich Bericht von der Erde, lesen Zeitungen, vergnügen sich in Theatern und haben auch einen „Kongreß", d. h. die amerikanische Verfassung. Irgendwo liegt eine Insel, auf der sich ein — Museum für Altertümer befindet, Aggamede genannt. Der geistige Führer von Andrew Jackson Davis gab ihm über Größe und Umfang des Bauwerks folgende Auskunft: „Bilde einen Kreis von 21 Sieben. Dies bedeutet die Zahl der Flügel des Tempels sowie die Anzahl der Wohnhäuser, die jeder Flügel enthält. Vervielfältige jede Sieben mit der ganzen Zahl, und die Summe der zusammengezählten Ergebnisse enthüllt sowohl die Menge der verbindenden Gänge als auch der emporragenden Kuppeln. Setze diese Zahl in die Mitte des Kreises der Sieben, vervielfältige die Ziffern des Mittelpunkts mit jeder Sieben, die den Kreis bildet, und das Ergebnis zeigt, wieviele Meilen des Geisterlandes der Aggamede einnimmt. Vervielfältige diese letzte Zahl mit ..." [1])

Genug des närrischen Zeugs. Jeder, der nicht ganz verblendet ist, muß erkennen, in welch kindischer Weise das Bild unserer Wirklichkeit auf die andere Ebene übertragen und mit rechnerischen Spielereien ins Ungeheure gedehnt wird. Dem Ganzen fehlt selbst der winzigste Erkenntniswert. Dürfen wir erwarten, daß Raimund andere Wege geht als der berühmte Davis? Er tut es nicht, lediglich seine Ausdrucksweise ist burschikoser. So berichtet er unter

[1]) Die Stellen sind den von Philipp Walburg Kramer besorgten Übersetzungen entnommen; die eine Schrift erschien 1875 unter dem Titel „Himmelsboten auf Erden und das Leben im Jenseits", die andere 1878 unter dem Titel „Unsterblichkeit kein Wahn". Die Originale der Hauptwerke waren mir nicht zur Hand.

Digitized by Google

anderem: „Die Leute hier versuchen alles zu beschaffen, was verlangt wird. Eines Tages kam ein junger Laffe hier an, der wollte durchaus eine Zigarre haben. Das gibt ihnen den Rest, dachte er; er dachte, sie werden niemals in der Lage sein, ihm das zu verschaffen. Aber es gibt hier Laboratorien, und darin stellen sie alle möglichen Dinge her. Nicht wie ihr das macht: aus festem Stoff, sondern aus flüchtigen Essenzen, Äther und Gasen ... Einige wünschen Fleisch und einige starke Getränke; sie verlangen Whisky-Soda. Glaubt nicht, daß ich übertreibe, wenn ich sage, daß sie selbst Whisky-Soda herstellen können! Aber wenn sie zwei oder drei gehabt haben, dann scheinen sie sich nicht mehr so sehr danach zu sehnen, wenigstens nicht die in meiner Nähe ... Raimund hat ein hübsches Hundchen mitgebracht ... Er hat auch eine Katze. Aber sie hat Ungeziefer, sagt er. Er hat keine Löwen oder Tiger gesehen, aber er sieht Pferde, Katzen, Hunde und Vögel." (S. 197, 198, 203.)

Gegen ein so beschaffenes Jenseits empfinde ich zunächst einen heftigen gefühlsmäßigen Widerwillen. Die Vorstellung, beliebig lange Zeit nach dem Tode Zeitungen lesen, Zigarrenrauch riechen, vierbeinige Flohkolonien hätscheln zu müssen, ist mir unerträglich. Selbst die Aussicht auf Whisky-Soda und eine Ehe mit einer „türkischen Dame" kann mich nicht aussöhnen. Ich finde auch in den ernster zu nehmenden Behauptungen manches, was den inneren Widerstand herausfordert. Ist es wirklich ein Glück, an die „sympathischen" Persönlichkeiten gekettet zu bleiben, die das Schicksal der Geburt und der Zufall des Lebensganges dem einzelnen zugeführt haben? Nur die Vulgärpsychologie kann so gröblich die Verwicklung der Beziehungen zwischen Menschen mißachten; nur sie ahnt nichts davon, daß der unverändert Weiterlebende schließlich verzweifeln muß, weil er seiner eigenen Gegenwart nicht zu entrinnen vermag. Von unserer Seite aus gesehen ist der Gedanke einigermaßen peinlich, ständig von Spirits umgeben zu sein. Wenn die Spirits den Anspruch erheben, daß sie unsere Vorstellungen beeinflussen oder gar verursachen, so widerspricht das nicht nur der psychologischen Ableitbarkeit der meisten Bewußtseinsinhalte, sondern es führt schließlich dahin, die moralische Selbstverantwortlichkeit aufzuheben.

Sir Oliver Lodge hat die im Auszug wiedergegebenen Mitteilungen Raimunds zu rechtfertigen unternommen. Es sei doch, meint er, ebenso verständig wie verständlich, daß man die drüben neu Eingetroffenen ihrer Rauch- und Trinkgelüste nicht durch strenge Verbote entwöhne, sondern durch allmähliches Vorgehen und unter Anrufung des freien Willens. Der Tod mache ja aus einem Menschen nicht etwas ganz Neues. „Glückseliger und heiliger, angenehmer und besser mag die Umgebung sein als auf Erden; unzweifelhaft ist Gelegenheit da zur Vervollkommnung; aber plötzliche Vollendung gibt es nicht für unsereszgleichen." In sittlicher Beziehung wäre demgemäß das künftige Leben die einfache Fortsetzung des jetzigen Lebens, mit einem sanften Aufstieg zur Bravheit. — In erkenntnistheoretischer Rücksicht würde aus der nahezu unveränderten Beschaffenheit des Ich die Gleichartigkeit des Welt-

Digitized by Google

bildes abzuleiten sein. Da jedoch gleichgebliebene Menschen und Dinge unseren Sinnen zugänglich sein müßten, so ist Lodge auf den Ausweg verfallen, „daß jene Welt ein ätherisches Gegenstück zu dieser ist, oder vielmehr, daß wir alle tatsächlich alle Zeit in einer Welt leben; nur sehen sie die ätherische Seite und wir die stoffliche Seite." Beim Tode ändern wir eben unseren Zustand und treten ein in die „Region des Äthers" (S. 298). Was soll das eigentlich bedeuten? Der Äther ist ein physikalischer Hilfsbegriff, einst gebildet, um der Lichtbewegung und der Elektrizität einen notwendig scheinenden Träger zu schaffen, jetzt von den Vertretern der Relativitätslehre verworfen. Hier wird ihm nicht nur unbedenklich der höchste Grad von Wirklichkeit zugesprochen, sondern auch die Fähigkeit beigelegt, das Unsinnliche einer im Grunde sinnlichen Welt zu erklären. Dieser Versuch muß scheitern. In der „Region des Äthers" gibt es Schwingungen, aber keine Zigarren; die Geister mit ihrem „etherial aspect of the world" mögen bestimmte Bewegungsformen rein auffassen, aber sie kennen dann eben nicht mehr braune Farbe und Tabakduft. Die Vorstellung, die Sir Oliver Lodge vom Tode hat, steht kaum höher als die armselige Hellseherei des Andrew Jackson Davis. Das Gehirn des Sterbenden wird, Davis zufolge, mit „Lebenselektrizität" überladen, dann entsteigt ihm in schwachen Umrissen ein neuer Kopf, es folgt ein neuer geistiger Körper, der frei von ererbten oder erworbenen Mängeln ist, aber sonst alle körperlichen Organe enthält. Höchst naiv schildert er einmal, wie der ätherische Leib einer soeben Verstorbenen sich entfernt: „Da es Sommer war, standen alle Türen offen; ihr Fortgehen aus dem Hause war also nicht behindert. Unmittelbar nach ihrem Heraustreten aus dem Hause hatten sich zwei befreundete Geister aus dem Sommerland ihr zugesellt. Nachdem sie einander zärtlich begrüßt und sich verständigt hatten, begannen die drei auf die anmutigste Weise schräg durch die luftige Umhüllung unserer Erdkugel aufzusteigen."

Wer sich die Mühe nimmt, die von Medien entworfene Darstellung eines Jenseits wirklich durchzudenken, muß zu dem Ergebnis kommen, daß sie in jedem Betracht das Erzeugnis einer bloß menschlichen Wunschvorstellung ist, noch dazu einer solchen, die in engen Köpfen Platz hat; Dichter und Denker von Rang werden ihrer Phantasie andere Bilder abgewinnen. Logisch haltlos, moralisch kindlich — das wäre die mildeste Bezeichnung für das Ganze. Daraus folgt, daß die bisher nicht aufgehellten Leistungen der Schreib- und Sprechmedien, insbesondere ihr Wissen um Einzelheiten aus den Erlebnissen Verstorbener, anders erklärt werden müssen als mit Hilfe der undurchführbaren Annahme fortlebender und sich bekundender Menschengeister. Es scheint mir sinnlos und aussichtslos, nach dieser Richtung hin zu spähen. Gewiß wäre man auch längst davon abgekommen, wenn nicht immer wieder zwei Umstände ihren Einfluß geltend machten: die Einfachheit der Theorie und ihre Übereinstimmung mit unseren Wünschen und Hoffnungen. Die wenigsten haben ein Verständnis dafür, daß die parapsychologischen Vorgänge noch erheblich dunkler und verwickelter sind als die an sich auch schon schwer zu durchschauen-

Digitized by Google

den gewöhnlichen Seelenvorgänge. Wir alle behelfen uns, ſolange es geht, mit primitiven Vorſtellungen — hier aber geht es wirklich nicht. Und was die Hoffnung betrifft, ſelbſt weiterzuleben und andere Perſonen weiterlebend zu wiſſen, ſo iſt ſie gleichfalls von einigermaßen primitiver Art. Denn nicht auf die Zeitdauer, ſondern auf die Werthöhe des perſönlichen Seins kommt es an.

Bei Ariſtoteles findet ſich der Begriff eines βιος τέλειος. Er bedeutet nicht ein langes Leben oder gar die individuelle Unſterblichkeit, ſondern er bedeutet die Weisheit als dauernde Lebensform. Was hierin angedeutet liegt, entwickelt das Evangelium Johannis von anderen Vorausſetzungen her zum Begriff des ewigen Lebens. „Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben (ἐχει ζωην αἰώνιον) und kommt nicht ins Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen." (Ev. Joh. 5, 24.) Der Gläubige hat alſo bereits jetzt das ewige Leben. Es beſteht nicht in einer grenzenlos ſich dehnenden Dauer. Vielmehr ruht ſeine Ewigkeit in der Unendlichkeit ſeines Gehalts.[1]) Dieſelbe Erkenntnis ſpricht aus den Worten des Angelus Sileſius:

„Ich ſelbſt bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlaſſe
Und mich in Gott und Gott in mich zuſammenfaſſe."

Ebenſo meint es Schleiermacher, wenn er ſagt: „Mitten im Endlichen eins ſein mit dem Unendlichen, und ewig ſein in jedem Augenblick — das iſt die Unſterblichkeit der Religion", oder Fichte mit ſeinen oft angeführten Worten: „Nicht erſt, wenn ich aus dem Zuſammenhange der irdiſchen Welt geriſſen ſein werde, werde ich den Eintritt in die überirdiſche erhalten; ich bin und lebe ſchon jetzt in ihr, weit wahrer als in der irdiſchen; ſchon jetzt iſt ſie mein einziger feſter Standpunkt, und das ewige Leben, das ich ſchon längſt in Beſitz genommen, iſt der einzige Grund, warum ich das irdiſche noch fortführen mag."

Daß es doch uns Menſchen ſo ſchwer fällt, die äußerliche Betrachtung nach Länge und Breite durch den Wertgedanken zu erſetzen! Wer die Hoffnung auf bewußtes Weiterleben des Individuums nicht preisgeben kann, der ſollte dann doch eine unvergleichliche Steigerung und (mit Goethe) nicht für jeden, der Menſchenantlitz trägt, geſchweige für Tiere erwarten; ſtichhaltige Beweiſe für ein beſtimmt geſtaltetes Jenſeits liegen nicht vor; die ſpiritiſtiſchen Annahmen bereiten dem Denken unüberwindliche Schwierigkeiten. Sicherlich wird viel Herzensſehnſucht und treue Liebe in den Gedanken der einfachen Lebensfortſetzung geſenkt. Aber der Gedanke der Lebensvertiefung befähigt zur unmittelbaren Hingabe von Güte und Liebe. In dieſer furchtbaren

[1]) Näheres hierüber in dem Büchlein von Heinrich Scholz, Der Unſterblichkeitsgedanke als philoſophiſches Problem, Berlin, Reuther & Reichard, 1920. Auch die Zitate ſind dieſer Schrift entnommen.

Digitized by Google

Gegenwart, da der Mensch dem Menschen ein Wolf ist, dürfen wir uns nicht mit Träumereien von einem „Sommerlande" trösten. Nur die Erhebung zum Geist kann helfen. Ist aber der Geist stark in uns, dann bedürfen wir nicht der Geister.

Die derzeitige Steuerpolitik[1])

Ein Brief an die Redaktion der „Deutschen Revue"

Von

Prof. Dr. Georg v. Mayr, Unterstaatssekretär z. D. (Tutzing)

Aufgefordert, in der „Deutschen Revue" einen kleinen Artikel über die Notwendigkeit einer Reichsfinanzreform und einer Reform der gesamten Steuergesetzgebung zu veröffentlichen, bitte ich in möglichster Kürze zum Ausdruck bringen zu dürfen, warum meines Erachtens der jetzige Zeitpunkt zu einer endgültigen Formulierung der Ansprüche an eine befriedigende Finanz- und insbesondere einer Steuerreform in Deutschland noch nicht geeignet ist. Dabei mag ein einleitender kurzer Ausblick auf gewisse Grundströmungen gestattet sein, die in der weiter wie in der näher zurückliegenden Vergangenheit die wünschenswerte Kräftigung der Reichsfinanzen verhindert haben.

Es sind jetzt drei Jahrzehnte, daß ich in der „Deutschen Revue" von 1890 einen Aufsatz über „Finanzielle Kriegsbereitschaft im Frieden" veröffentlicht habe; heute wäre ein Aufsatz über „Finanzielle Friedensbereitschaft nach dem Krieg" am Platz! Das Deutsche Reich von 1871 hatte schon bei seiner Begründung einer festen, auf die Dauer berechneten Ausgestaltung seines Finanzwesens sich nicht zu erfreuen. So kam es, daß weiterhin je nach mehr oder weniger kurzen Zeitstrecken von kleiner oder großer Finanzreform die Rede war, wobei aber die erzielten Ergebnisse dadurch charakterisiert sind, daß im allgemeinen gelegentliche ausgiebige Besserungsabsichten schließlich nicht zur Verwirklichung gelangt sind, und zwar wegen politischer Befürchtung der Volksvertretung, es könne des Reiches Finanzkraft allzu gewaltig sich gestalten. Und wenn Bismarck einmal energisch zugriff und des Reiches Finanzkraft befriedigend begründen wollte, dann war es schließlich nicht bloß das Parlament, wie bei der Zoll- und Steuerreform von 1879, sondern bei näherem Zusehen auch ein eigener preußischer Ministerkollege, der erschwerende Bedingungen dieser Kräftigung und damit deren Vereitelung durchsetzte. So ging es mit dem Tabakmonopol im Jahre 1882, das, wie der weiß, welcher Gelegenheit hatte, hinter die Kulissen zu sehen, tatsächlich an der Weigerung

[1]) Vgl. die Zuschrift von Geh. Hofrat Dr. v. Stieda im März-Heft dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

des preußischen Finanzministers, befriedigende Entschädigung an die ausscheidenden Tabakfabrikanten zu gewähren, gescheitert ist.

Aus der parlamentarischen Furcht vor einem finanziell überreich ausgestatteten Reichswesen hat sich sodann weiter die langjährige verzwickte Finanzpolitik kombinierter Matrikularbeiträge und Überweisungen entwickelt und damit die zweckmäßige Gestaltung der Reichsfinanz- und Steuerpolitik und insbesondere auch der — wie die schmerzliche Erfahrung späterer Zeit gezeigt hat — sehr wohl veranlaßten Fürsorge für finanzielle Kriegsbereitschaft in den Hintergrund treten lassen. Was hätte das für einen Sturm der Entrüstung gegeben, wenn man — wie ich das in meinem obenerwähnten Aufsatz über finanzielle Kriegsbereitschaft im Frieden kurz erörtert hatte — mit der gesetzlichen Organisation einer inneren Zwangsanleihe und der damit zusammenhängenden Schaffung von Katastern der Leistungsfähigkeit der Einzelwirtschaften sich hätte beschäftigen sollen! Und doch war — wie unsere traurige Erfahrung der Gegenwart zeigt — die rechtzeitige sorgsame Entwicklung organischer Fürsorge für den Kriegsfall, auch zu dem ausdrücklich von mir betonten Zweck der Vermeidung der Ausgabe uneinlösbaren Papiergeldes, sehr am Platz!

So sind wir denn, abgesehen von vereinzeltem Aufschwung, der namentlich in dem Wehrbeitrag von 1913 sich zeigt, mit einer gewissen armseligen Reichsfinanzpolitik in den Weltkrieg eingetreten, und auch dann, nachdem die ursprüngliche Hoffnung baldiger Beendigung desselben sich nicht erfüllt hatte, haben wir zunächst die in der vorhergehenden Friedenszeit waltende Zauberpolitik in der Frage der jetzt dringendst bedeutsam gewordenen Reichssteuerreform beibehalten.

Was zunächst die Kriegsjahre ab 1916 an Kriegssteuern brachten, das waren Tropfen auf einen heißen Stein, und sie konnten nicht verhindern, daß durch fortschreitende und heute noch andauernde Papiergeldwirtschaft eine ungeheure Verschärfung der Aufgaben der Finanzpolitik des Reichs eingetreten ist. Mit der gewaltigen andauernden Steigerung der Schuldenlast uneinlöslichen Papiergeldes ist die tatsächliche ungeheure Entwertung des Geldes eingetreten, und da dieses Geld als reeller Wertmesser mehr und mehr versagt, die ungeheure fortschreitende Teuerung, die auch den Reichsbedarf, den Personalbedarf wie den Realbedarf, fortlaufend steigert und die Notwendigkeit, steigende Einnahmen zu beschaffen, als Aufgabe der Finanzpolitik des Reichs ergibt.

Dazu kommt weiter die ungeheuere Milliardenlast, die von der Entente für „Wiedergutmachung“ und alles, was damit weiter zusammenhängt, uns aufgebürdet werden will, und deren Gesamtzahlung die Wirtschaftskraft Deutschlands weit übersteigt, wie aus dem Weißbuch des Auswärtigen Amts vom 11. März 1921 ersichtlich ist.

Auch bei der inneren Finanzpolitik des Reichs ist, insbesondere seit dem Umsturz eine gewaltige Entwicklung der Steuerpolitik, und zwar in stark

Digitized by Google

zentralisierter Weise mit mannigfaltigem Ausbau sowohl der direkten als auch der indirekten Besteuerung erfolgt. In der Not der Zeit haben endlich auch solche Politiker, welche ursprünglich den indirekten, namentlich den Verbrauchssteuern feindlich gegenüberstanden, die Notwendigkeit der weiteren Heranziehung auch dieser Steuern eingesehen. Wenn einmal genauer wird ermittelt werden können, was eine übermäßige zentralistisch und vielfach konfiskatorisch ausgebaute tatsächlich eine eigenartige Sozialisierung darstellende Anziehung der direkten Steuerschraube an Schaden für die heimische Volkswirtschaft und durch Kapitalflucht und sonstige Hinterziehung gerade auch für die Einzelwirtschaft des Reichs herbeigeführt hat, dann wird man sehen, wie notwendig der Zugriff auch auf die indirekten Steuern war und wie derselbe, soweit irgend möglich, auch weiterhin noch auszudehnen sein wird.

Aber jetzt ein bestimmtes Steuerprogramm der Zukunft in allen seinen Einzelheiten zu entwerfen, dazu ist die Zeit noch nicht gegeben.

Wir müssen erstens zum vollen Überblick kommen über das, was die bisherigen, namentlich die neuen großen Kriegssteuern, darunter beispielsweise im besonderen das Reichsnotopfer und die Reichseinkommensteuer einbringen, und dazu weiter beurteilen können, wie die weiteren neuen Steuerpläne der Reichsregierung beschaffen sind, über die wir ja in kürzester Frist näheres erfahren sollen.

Wir müssen zweitens bei dem Zusammenhang, der zwischen der schwebenden Papiergeldschuld und der Entwertung unseres Geldes besteht, vor allem in Erwägung nehmen, wie dieser ungeheure Mißstand beseitigt oder doch wenigstens erheblich gemildert werden kann. Hier steht nicht nur eine Finanzfrage zur Erörterung, sondern eine — oder wenn man will „die" Wirtschaftsfrage für unser deutsches Vaterland!

Drittens ist klar, daß wir aus laufenden Steuereinnahmen neben dem ordentlichen Reichsbedarf den außerordentlichen Bedarf und die von der Entente erpreßten außerordentlichen Leistungen und weiter dann die Einlösung des jetzt uneinlösbaren Papiergeldes nicht decken können.

Wir können nur ein richtig ausgebautes Steuersystem ausgestalten, das erstens unseren laufenden ordentlichen Bedarf deckt, zweitens die Zinsen und eine sehr mäßige Amortisation der konsolidierten Anleihen deckt, die wir aufnehmen müssen, um unser zur Zeit uneinlösbares Papiergeld einzuziehen und die endgültig festgestellten Extraleistungen an die Entente machen zu können.

Hier wird sich, was nur kurz angedeutet sei, dann die Frage erheben: Zwangsanleihe? Auswärtige, entsprechend gesicherte Anleihe? oder beides zusammen? Wahrscheinlich wird letzteres notwendig sein. Unbedingt notwendig ist dabei — und auch übereinstimmend mit den primitivsten Vorstellungen völkerrechtlicher Gerechtigkeit —, daß der Artikel 4 der Pariser Beschlüsse der Alliierten vom 29. Januar 1921 in Wegfall kommt, nach dem Deutschland weder unmittelbar noch mittelbar irgendeine Kreditoperation außerhalb

Digitized by Google

seines Gebietes ohne Zustimmung der Reparationskommission soll unternehmen dürfen!!

Bevor aber weitere Erwägungen in finanzwissenschaftlicher und steuerwissenschaftlicher Weise nun des nähern angestellt werden können, muß insbesondere bezüglich der künftigen Gestaltung des deutschen Reichssteuersystems ein gründlicher kritischer Blick auf unser dermaliges, auch die unmittelbar bevorstehenden neuen Steuern mit umfassendes Steuersystem geworfen werden. Die Kritik wird sowohl die Eingliederung des Steuersystems in eine lebenskräftige deutsche Volkswirtschaft zu würdigen haben als andererseits die technische Durchführbarkeit der Besteuerungsgrundsätze mit Berücksichtigung auch der Leistungsfähigkeit der Steuerbehörden, welche zurzeit durch den außerordentlich verwickelten Steuerapparat gelegentlich wohl sehr in Frage gestellt ist. Eine erhebliche Förderung wird diese für die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft hochwichtige Aufgabe der Kritik der geltenden und der jetzt weiter beabsichtigten Steuernormen und der daran sich schließenden positiven Ausgestaltung eines endgültig befriedigenden deutschen Steuersystems durch die Gewährung eines vollen Einblicks in die Ergebnisse der bisherigen Reichsbesteuerung finden. Hierzu ist eine erschöpfende, in sachlicher und geographischer Ausgliederung wohl ausgebaute Steuerstatistik erforderlich. Hier gilt es eine für die endgültige Ausgestaltung unseres deutschen Steuersystems wertvolle Vorarbeit möglichst bald in die Wege zu leiten.

Aus den Briefen von Kurd v. Schlözer an seinen Bruder

1862/63

Als Bismarck seine Abberufung aus Petersburg erhalten hatte, wünschte er im Bewußtsein des Genius, der seine Stunde kommen sieht, den von ihm erprobten Schlözer in seiner Nähe zur Verfügung zu haben.

Schon in Petersburg hatte er ihm freundschaftlich geraten, bei dem zum Nachfolger ernannten Gesandten Grafen Goltz nicht zu bleiben: „Ihre Fluida passen nicht zueinander!“ Wozu Schlözer bemerkte: „Solches und Ähnliches heute Anno 62 nach den Vorgängen von Anno 59 aus Bismarcks Munde macht einen ganz schnurrigen Eindruck.“ [1])

Am 14. Mai 1862 schrieb Bismarck aus Berlin an Schlözer:

„Über London und Paris nichts entschieden. Die Wahrscheinlichkeitsreihenfolge ist für mich augenblicklich: Berlin, Paris, London; es kann sein, daß sie in wenigen Tagen wieder anders rangiert. Wenn Bernstorff aus-

[1]) Schlözers Brief an den Bruder vom 21./9. März 1862.

Digitized by Google

tritt, so nimmt er London, nicht Paris ... Über Personalien und besonders über Ihre Bestimmung ist hier nichts zu entscheiden, solange Bernstorff nicht der ihn selbst betreffenden Frage ein Ende macht.

Herzliche Grüße. Sehr in Eile. Ihr

v. B."

Am 7. Juni 1862 aus Paris:

„Ich sitze noch immer wie der Vogel auf dem Dache; vielleicht bringen die nächsten acht Tage, wo Hohenlohes Urlaub abläuft, eine Entscheidung, vielleicht wachse ich hier fest. Mir ist beides recht; letzteres angenehmer. Ich weiß unter diesen Umständen auch noch nicht, was aus meinen Sachen und Wagen wird ... Es ist alles in allem doch wahrscheinlicher, daß sie für Berliner Pflaster bestimmt sind als für Pariser, und wenn letzteres doch wäre, so kostet Verschiffung nach Havre am Ende mehr als vernünftig ist... Barometer in Politik steht hier auf „beständig", die Losung ist konservativ, Solidarität der Dynastien, behalten, was man hat, Typus der Befriedigung und Achtbarkeit, Rußland unterschätzt man und überschätzt den Effekt seiner Krisen.

Die Stunde schlägt.

Herzliche Grüße an Holst.,[1]) falls er noch da. Ihr v. B."

Am 29. Juni aus Paris:

„In meiner persönlichen Lage hat sich nichts geändert; ich gehe morgen oder übermorgen nach England, nur auf einige Tage, und werde dann Urlaub erbitten, da, trotz des Gedränges auf den Straßen, ‚niemand mehr in Paris ist'.

Der Kaiser, bei dem ich gestern in Fontainebleau frühstückte, geht am 10. nach Vichy; er erzählte mir auf einer langen einsamen Promenade viel Interessantes, zur Postkorrespondenz nicht Geeignetes. Alle Gerüchte über seine Gesundheit sind falsch, er ist so wohl, wie je, etwas mexikomüde, sonst geistig und körperlich rüstig, sie hat sich seit fünf Jahren noch embelliert. Stieglitz ist hier, die Frau in Vichy. Sagen Sie bitte Nadi[2]) meinen Dank für ihre Photographie, schön, weil ähnlich.

Ich höre, Pirch ist nun doch ernannt, ich kann also hoffen, Sie in Berlin wiederzusehen. Meine Frau bleibt in Pommern, bis alles klar ist; bleibe ich hier, so folgt sie mir im September.

In freundschaftlicher Ergebenheit Ihr

v. B."

In London hatte Bismarck zu Disraeli gesagt: „Ich werde binnen kurzem genötigt sein, die Leitung der preußischen Regierung zu übernehmen" und dann seine Pläne über Österreich und Deutschlands Einheit entwickelt. Worauf

[1]) Der bekannte Geheimrat v. Holstein, damals Attaché.

[2]) Ein von Baron Stieglitz angenommenes Findelkind, vermählt mit dem Senator Polowzoff.

Digitized by Google

Disraeli den Engländern zurief: „Seid auf der Hut vor diesem Mann! Er glaubt, was er sagt."

Am 17. Juli 1862 trat Bismarck einen längeren Urlaub nach Biarritz und in die Pyrenäen an. Am 18. September erhielt er in Paris Roons bekanntes Telegramm: „Periculum in mora. Dépêchez-vous." Am 23. September erfolgte die Ernennung zum interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums, am 5. Oktober zum Ministerpräsidenten und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.

Über den neuen Ministerpräsidenten, dessen Name mit Reaktion und Junkertum verbunden war, fielen damals, auch von befreundeter Seite, die heftigsten Worte. Gustav Freytag nannte ihn einen wahnsinnigen Schurken; die von Georg v. Vincke und dem Literarhistoriker Julian Schmidt beeinflußte „Berliner Allgemeine Zeitung" schrieb: „Als ein Landedelmann von mäßiger politischer Bildung, dessen Einsichten und Kenntnisse sich nicht über das erheben, was das Gemeingut aller Gebildeten ist, begann er seine Laufbahn. Er trat in seinen Reden schroff und rücksichtslos auf, nonchalant bis zur Frivolität, mitunter witzig bis zur Derbheit — aber wann hätte er einen politischen Gedanken geäußert?" Seine auswärtige Politik erschien „zur Unfruchtbarkeit" verdammt. Sogar Roon sprach von „geistreichen Exkursen".

Schlözer, der seit dem 11. August 1862 in Berlin im Ministerium des Auswärtigen arbeitete, wurde oft von Bismarck eingeladen oder sie aßen zusammen bei Schott „Unter den Linden", bald allein, bald zu dritt mit dem Geheimrat Theremin aus dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. Wiederholt schrieb der Bruder, wenn er in Berlin war, hierüber nach Hause, wie z. B. am 12. November 1862: „Kurd war gestern mittag bei Bismarck mit Theremin ganz allein." Aber — trotz der magnetischen Anziehungskraft, die Bismarck auf Schlözer ausübte, konnte dieser sich doch nicht enthalten, in seiner manchmal drastischen Art „Ottos" Politik zu kritisieren; noch weniger war er bereit, dessen „Adjutant" zu werden. Ihm fiel ein Alp von der Brust, als dieser Posten mit dem Grafen v. Bismarck-Bohlen besetzt wurde.

Schlözer schrieb seinem Bruder am 25. September 1862 kurz:

„Otto" also am Ruder! Ich wußte es vorher. Seit seiner Ankunft hier wiederholt mit ihm zusammen, auf einem Diner bei Bernstorff, langer Spaziergang, bei Schott usw. Als er aus Babelsberg kam, traf ich ihn auch; er sagte in ganz merkwürdigem Ton: „Ich fürchte, man hat mich eingefangen!"

Er macht allerhand Andeutungen, will mich heranziehen. Ich biege immer aus. Ich kann mich nicht mit Haut und Haaren verkaufen. Für einen Sklaven passe ich nicht.

5. Oktober 1862.

Guter Bruder! Hier noch immer starke Krise. Bismarck spielt nach allen Seiten hin Komödie, versucht den König und alle Parteien einzuschüchtern, um eine Vereinigung der verschiedenen Richtungen herbeizuführen. Vorgestern

Digitized by Google

hatte er Theremin und mich zum Essen bei Schott im kleinen Zimmer eingeladen, wo wir viel Sekt tranken, der ihm seine von Natur lose Zunge noch mehr löste. Er freut sich, daß er alle Welt etwas hinters Licht führt. Den König sucht er teils selbst, teils durch andere Einflüsse zum Nachgeben in bezug auf die zweijährige Dienstzeit zu bewegen; dem Herrenhause gegenüber stellt er die von ihm projektierte Reaktion in so schwarzen Farben hin, daß — wie er meint — die Herren selbst Angst kriegen vor den Zuständen, die er eventuell herbeizuführen gesonnen zu sein vorgibt. Vor den Herren der Zweiten Kammer tritt er bald sehr stramm auf, bald so, daß sie seinen Wunsch zur Vermittlung durchriechen sollen. Die deutschen Kabinette endlich macht er glauben, daß der König nur mit Mühe den Cavourismus seines neuen Ministers zu zügeln vermag. Das läßt sich nicht leugnen, daß er durch seinen Geist und seine Blitze imponiert. C'est un homme!

In welcher Stimmung der König von Baden heimgekehrt ist, weiß ich noch nicht. Ein neuer Vermittlungsvorschlag ist neuerdings von Gneist[1]) gemacht; wenn der König in der Dienstzeit ein bißchen nachgibt, so sind Roon und Bismarck die ersten, die darauf eingehen; in diesem Fall können sie der Kammer „materielle Konzessionen" in Aussicht stellen und dann bekommen sie — ohne Zweifel — bis 1863 Kredit, so daß sie Budget und Militärvorlage ausarbeiten können. Roon ist auf Nachgeben vorbereitet, und dem guten Bismarck sind die Details Wurst.

Generalkonsul Theremin soll aus Warschau fort. Goltz hat mich als einzig möglichen Nachfolger bezeichnet; ich habe mich aber schon unter der Hand aufs allerentschiedenste für die Ehre bedankt.

In Petersburg sind schon 6 Grad Kälte und Schneegestöber gewesen. Hier täglich Fremde und Freunde: Urküllls, Perponcher, Georg Curtius mit Frau usw.

Berlin, 1. Februar 1863.

Mein guter Schlözer!

Wir haben eine sehr aufgeregte Woche hinter uns, sind aber heute noch ebenso klug wie vor acht Tagen.

Sonntag, 25. Januar. Diner bei Raczynski[2]) mit dem alten Jüngken.[3]) Solange von Politik die Rede war, hielt ich den Mund; der eine überbot den andern durch extravagante Ansichten von Aufhebung der Verfassung usw.

[1]) Rud. Gneist, Rechtsgelehrter, Mitglied des Abgeordnetenhauses, einer der ersten Redner der liberalen Majorität, jedoch immer bemüht, die Möglichkeit friedlicher Verständigung offen zu halten.

[2]) Athanasius Graf Raczynski, preußischer Diplomat, hatte als Gesandter in Madrid seinen Abschied genommen und war nach Berlin gezogen, wo er, die ihm vom König angebotene Hofstellung ablehnend, seiner Unabhängigkeit und seinen Kunststudien lebte. Seine Gemäldesammlung wurde beim Bau des neuen Reichstagsgebäudes, auf dessen Platz sie sich befand, der Nationalgalerie einverleibt und kam später nach Posen.

[3]) Chirurg und Augenarzt, Direktor der chirurgischen Abteilung der Charité.

Digitized by Google

Montag, 26. Soiree bei Arnim-Boitzenburg.[1]) Bismarck war zur Vorbereitung zu den parlamentarischen Raufereien auf der Jagd im Grunewald gewesen und erzählte mir mit großer Genugtuung, daß er sich sehr wohl fühle und daß er dem Kronprinzen ein Füchslein weggeschossen habe.

Dienstag, 27. Von 9½ Uhr an patrouillierte ich vor dem Abgeordnetenhause auf und ab. Um 10 Uhr kam Bismarck mit gelber Gesichtsfarbe und so präokkupiert, daß er mich, obgleich ich auf dem Trottoir ihm entgegenkam und ihn grüßte, nicht erkannte. Rede des Referenten Sybel,[2]) Waldeck[3]) usw. Bismarck sprach viel geläufiger als im Herbst. Damals stotterte er geradezu und verwickelte sich in jedem Satz, denn er hatte noch zwei Pferde gesattelt und wußte nicht, ob er nach rechts oder links mit dem Könige reiten werde. Damals war er auch noch — in meiner Gegenwart — kühl gegen Kleist-Retzow.[4]) Jetzt aber ist er mit letzterem ein Herz und eine Seele. Die äußerste Partei der „Kreuz-Zeitung" hat ihn ganz in ihren Krallen — er glaubt zu schieben und er wird geschoben; jetzt hat er wieder die Stellung von 47, 48 und 49, kann sich rückhaltlos und rücksichtslos aussprechen, und da fehlt ihm das Wort nicht mehr.

Mittwoch, 28. Früh 10 Uhr als Zeuge vor Gericht am Molkenmarkt in Auswandererſache des Agenten Levinson. Dann Kammerverhandlungen.

Herr v. Tettau, Attaché unseres Generalkonsulats in Warschau, ist angekommen, um hier persönlich über die Lage Bericht zu erstatten,[5]) da Post unsicher und Telegraphen zerrissen sind. General Ramsay in Warschau hat ihm gesagt, die Insurgenten seien 15000 Mann stark, hätten an 14 Orten Kassen geplündert und Waffen geraubt. Ramsay meint ferner, daß jedenfalls drei Monate erforderlich sein würden, um die Verhältnisse zu ordnen. In Warschau, wo die Regierung einen Coup erwartet und deshalb dort Truppen zusammengezogen hat, ist alles ruhig geblieben; das haben die Insurgenten schlau berechnet und auf dem von Truppen entblößten platten Lande agiert. Der Kommandant von Modlin[6]) hat den Gehorsam verweigert. Spione bis ins Kabinett des Großfürsten.[7]) Die Bewegung wird sich wahrscheinlich nicht nach Westen, sondern nach Osten und Litauen ausdehnen. Den

---

[1]) Adolf Graf v. Arnim-Boitzenburg, ehemaliger Staatsminister, im Herrenhaus Führer der Konservativen.

[2]) Heinrich v. Sybel, Historiker, gehörte als Abgeordneter zur Opposition.

[3]) B. Franz Leo Waldeck, Hauptführer der preußischen Demokratie.

[4]) Hans Hugo v. Kleist-Retzow, Führer der Altkonservativen, war 1850–1857 Oberpräsident der Rheinprovinz.

[5]) Der polnische Aufstand von 1863 war durch die von Rußland angeordnete Rekrutierung beschleunigt worden. Die Polen verlangten Wiederherstellung ihrer Nationalität, Repräsentativverfassung, eigenes Heer, eigenes Ministerium, Einverleibung der altpolnischen Provinzen in Polen.

[6]) Nowo-Georgiewsk.

[7]) Großfürst Konstantin, der Bruder des Kaisers, war am 8. Juni 1862 an Stelle des Generals Lüders zum Statthalter von Polen ernannt worden.

Digitized by Google

Russen fehlt Kavallerie; Elisabethgrad, das Hauptkavalleriedepot, ist weit und die Jahreszeit zur Mobilisierung schlecht.

Die Mieroslawski-demokratische Partei agiert; die Czartoriski-aristokratische Partei ist gegen diese Erhebung.

Mittags 5 Uhr Diner bei Bismarck mit Frau v. Arnim-Kröchlendorff, Bismarcks Schwester, und Kleist-Retzow, der mit Bismarcks Reden sehr zufrieden war und meint: sie stehe wie eine eherne Mauer da. Allgemeines Geschimpfe auf die Kammer. Schulze-Delitzsch[1]) wurde als talentvoll anerkannt. Hauptwut gegen Virchow,[2]) der Bismarck persönlich angegriffen hat. Auch hier hielt ich in politicis den Mund und amüsierte mich mit der eleganten Frau v. Arnim.

Abends 9 Uhr ganz intimer Tee bei Augusta im Hinterstübchen, der sogenannten „Bonbonnière" oder „Teebüchse": Fürstin Pleß,[3]) Gräfin Oriola[4]) und Dohna, Max Nesselrode, Rheinländer,[5]) Adjutant Rauch,[6]) Oberhofmeisterin Gräfin Schulenburg und Stillfried[7]) mit Gattin. Sehr gemütlich. Gegen 9 1/4 Uhr kam der König. Es wurden Bilder besehen und Ringe aus den pommerschen Herzogsgräbern. Der König sah angegriffen aus, wurde aber ganz fidel, als wir über Dobberan sprachen und uns gemeinschaftlich aller der niedlichen Mecklenburgerinnen erinnerten.

Donnerstag, 29. Bei Abeken mit Lepsius[8]) und Graf Yorck jun.[9]) gegessen.

Freitag, 30. Diner bei Usedom,[10]) der sich mit Sterkhschen Rubeln recht elegant eingerichtet hat und per französisch-lithographierte Billetts in dritter Person einladet: Hohenthal,[11]) Dönhoff,[12]) Perponcher,[13]) Adlerberg,[14]) Gräfin Behr, Lowther mit Frau, Jarta, der Schwede und die Seydewitz.[15]) Abends Ball bei Morier.

---

[1]) Herm. Schulze-Delitzsch, Begründer der Deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaft, Abgeordneter („Fortschrittspartei").

[2]) Rud. Virchow, Pathолog und Politiker, Abgeordneter („Fortschrittspartei").

[3]) Marie Fürstin v. Pleß, geb. v. Kleist.

[4]) Luise Gräfin v. Oriola, Hofdame, später Palastdame der Königin Augusta.

[5]) Maximilian Graf v. Nesselrode, Oberhofmeister der Königin Augusta.

[6]) Alfred v. Rauch, Major und Flügeladjutant, der spätere Generaladjutant und Präses der Gen.-Ord.-Kom.

[7]) Rudolf Graf v. Stillfried, Oberzeremonienmeister, Verfasser mehrerer Schriften über die Geschichte der Hohenzollern.

[8]) Karl Rich. Lepsius, der bekannte Ägyptologe.

[9]) Paul Graf Yorck v. Wartenberg, vermählt mit Luise v. Wildenbruch.

[10]) Die Hochzeit des Leutnants v. Usedom war in Petersburg gewesen.

[11]) Adolf Graf v. Hohenthal, vermählt mit der Gräfin v. Bergen, Witwe des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen (siehe „Jugendbriefe").

[12]) Eugen Graf v. Dönhoff, Oberstхofmeister der Königin-Witwe Elisabeth.

[13]) Friedrich Graf v. Perponcher, General der Kavallerie, Vorstand der Hofhaltung der Königin Augusta von Preußen.

[14]) Graf Adlerberg, russischer Militärbevollmächtigter.

[15]) Josephine Gräfin Seydewitz, Hofdame der Prinzessin Karl von Preußen.

Digitized by Google

Sonnabend. Cour. Meyerbeer selbst dirigierte das Konzert im Weißen Saal. Meine Bekanntschaft mit Georg Vincke[1]) erneuert. Von Deputierten waren außerdem anwesend: Grabow,[2]) Bockum-Dolffs,[3]) Behrend,[4]) Carsten, Bethusy-Huc.[5]) Bismarck sah sehr angegriffen aus.

Tettau ist nach Warschau zurück. Postdirektor Philippsborn[6]) erzählt, daß der Telegraph zwischen Kowno-Eydtkuhnen wieder zerrissen sei; die polnischen Postbeamten an der Grenze weigerten sich, Wertsendungen anzunehmen, da sie für sichere Beförderung nicht einstehen könnten. Von hier soll Alvensleben, Generaladjutant des Königs,[7]) mit Rauch nach Warschau, um über Lage der Dinge militärisch zu berichten.

Adieu guter Schlözer! Diese Zeilen sind nur für Dich und meine gute Schwägerin.

Gestern Abend ist der alte Rantzau nach Dresden abgegangen. Auch Eulenburg[8]) ist fertig; er hat mit seiner leichtsinnigen Rede Fiasko gemacht. L. will ganz sicher wissen, daß immer wieder von Abdikation des Königs die Rede ist.

Die Worte Gneists am Donnerstag von den Dioskuren Bismarck und Kleist-Retzow machten auf mich großen Eindruck, da ich tags zuvor bei dem Diner ganz dasselbe Gefühl gehabt hatte. Diese Fortschrittler haben starken Geruch von dem, was hinter den Kulissen vorgeht.

Berlin, 20. Dezember 1863.

Liebe Schwägerin!

Ich schreibe Dir heute, um Dir meinen herzlichsten Glückwunsch zu Deinem Geburtstage zu senden. Du feierst den Tag dieses Mal in Unruhe und wohl in einiger Ungewißheit gegen die Zukunft ... Ich wünsche also von Herzen, daß Ihr alle übers Jahr gesund und wohl in Rodensande eingerichtet seid[9]) und daß sich bis dahin die weiteren Familienangelegenheiten auch geebnet haben mögen.

---

[1]) Georg Freiherr v. Vincke, der langjährige Führer der altliberalen Partei.

[2]) Wilh. Grabow, Präsident des Abgeordnetenhauses.

[3]) H. G. v. Bockum-Dolffs, liberaler Politiker, Zweiter Vizepräsident des Abgeordnetenhauses. (Am 11. Mai 1863 der bekannte Konflikt mit dem Kriegsminister v. Roon.)

[4]) H. Theodor Behrend, Vizepräsident des Abgeordnetenhauses. („Fortschrittspartei".)

[5]) Ed. Georg Graf v. Bethusy-Huc, konservativer Abgeordneter. (1866 Fraktion der „Freikonservativen".)

[6]) Richard v. Philippsborn, preußischer Generalpostdirektor, Bruder des Gesandten.

[7]) Gustav v. Alvensleben, der frühere Chef des Stabes beim Militärgouvernement der Rheinprovinz.

[8]) Friedr. Albrecht Graf zu Eulenburg. Dezember 1862 Minister des Innern.

[9]) Schlözers älterer Bruder Nestor siedelte auf das Gut Rodensande im Fürstentum Lübeck (Holstein) über.

Digitized by Google

Dasselbe möchte ich für unsere hiesigen Verhältnisse wünschen, an denen doch so sehr viel für das übrige Deutschland, mithin auch für den kleinen Winkel abhängt, in dem Rodensande liegt. Dazu scheint aber vorderhand gar keine Aussicht vorhanden zu sein. Bismarck geht immer toller ins Zeug! Die Konvention mit Rußland! Man wartet nicht, bis Rußland darum bittet, sondern der Herr Ministerpräsident bietet sie großmütig seinem Freunde Alexander II. und Gortschakoff an.

Vorigen Sonnabend den 14. war Ball beim Kronprinzen. Dort war außer anderen Deputierten auch Behrend, der Vizepräsident. Mit diesem hat Bismarck dort wieder eine jener tollen Unterhaltungen gehabt, durch die er sich so sehr auszeichnet: „Ich werde am Montag die polnische Interpellation beantworten. Die Russen wollen Polen aufgeben; der Kaiser hat es mir, während ich in Petersburg war, selbst angeboten. Wir müssen dann ein ordentliches Stück, wenigstens bis zur Weichsel, womöglich alles an uns nehmen!“ Worauf Behrend erwidert haben soll: „Sie scheinen wieder in sehr munterer Laune zu sein.“

Montag erfolgte dann in der Kammer die Erklärung Bismarcks, und Mittwoch hat er von Unruh[1]) und Virchow wieder schreckliche Dinge hören müssen, auf die er rasch geantwortet, sich aber doch — wie seine gelbe Gesichtsfarbe verriet — furchtbar geärgert hat. Als die Konvention zuerst im Ministerkonseil beraten wurde, hat der Kronprinz, der ihm beiwohnte, sein Erstaunen nicht verschwiegen: „Eine Konvention mit Rußland ist für mich eine so unfaßbare Sache, daß ich nicht weiß, was ich dazu sagen soll.“

In Moskau besteht eine geheime Gesellschaft in Verbindung mit ähnlichen in Wilna, Warschau usw. Alle disponibeln Truppen ziehen nach Polen und vielleicht geht binnen kurzem die Bewegung in Rußland los. Denn der zweijährige Termin in der Bauernfrage läuft jetzt ab und der Bauer rechnet mit voller Bestimmtheit darauf, daß ihm jetzt das Land frei und ungehindert übergeben werde. Von der Rekrutierung, die seit sieben Jahren nicht stattgefunden hat und schon im Januar v. J. beginnen sollte, hört man kein Wort.

Berlin, 5. September 1863.

Fürstentag ist vorbei.[2]) Daß Wilhelm I. nicht dorthin ging, war richtig; aber nur deshalb richtig, weil er sich mit Otto nirgends darf sehen lassen. Er ist jetzt mehr als je in seinen Krallen, siehe die gestern veröffentlichte Auflösungsorder des Landtages! Bismarck bildet sich wirklich ein, daß das preußische Volk keine Fortschrittsleute wählen wird, weil er zwei forsche Depeschen losgelassen hat.

In der deutschen Frage wissen wir natürlich gar nicht, was wir machen sollen.

---

[1]) Hans Viktor v. Unruh, Techniker, liberaler Abgeordneter („Fortschrittspartei“).

[2]) Auf einem Fürstentag in Frankfurt a. M. sollte das neue Deutschland ins Leben treten. Der Tag verlief ohne Erfolg.

Digitized by Google

Schreiben des Geh. Legationsrats Theremin an Kurd v. Schlözer.

Berlin, 11. September 1863.

Lieber Schlözer!

Der Chef hat bestimmt, daß Sie nach Kopenhagen gehen und ich bitte Sie, sich so einzurichten, daß Sie den 16. dort sind. Das Amtliche expediere ich morgen. Bismarck sagte: Ich werde Schlözer doch vorher wohl noch sehen? Balan hat übrigens telegraphisch um Sie gebeten. Vielleicht sehe ich Sie noch diesen Abend.

Ihr Ther.

Hierzu schreibt Schlözer:

Sonnabend.

Also gehe ich übermorgen abend über Kiel, Korsör nach Kopenhagen, um während vier bis fünf Wochen Balan zu vertreten.

Die Worte: „Ich werde Schlözer doch vorher wohl noch sehen?" hat Bismarck — wie Theremin sagt — in merkwürdig fragendem Tone vorgebracht; ich war heute früh bei ihm; er war sehr freundlich.

Er sitzt jetzt fester als je beim Könige.

In Eile.

Kopenhagen, „Hotel Phönix".
Sonnabend, 19. September 1863.

Von Altona fuhr ich Dienstag abend 6½ ab und traf gegen 10 in Kiel ein. Mittwoch früh 6 Uhr waren wir in Korsör und um 10½ in Kopenhagen, wo Balan mir schon am Bahnhof die Nachricht brachte, daß er nicht am folgenden Tage, wie er anfänglich beabsichtigt hatte, sondern erst heute reisen würde. Ich wohne im „Hotel Phönix" und bleibe dort wohnen; ich habe dort zwei alte Freunde gefunden: den Oberkellner Fritz, der früher im Schwarz-(Lamm-)schen Bierlokal mir manches Glas Grünthaler gebracht, und meinen Stubenkellner Gustav, der erst vor kurzem das „Hotel du Nord" [1]) verlassen hat.

Donnerstag schiffte der König Georg [2]) sich ein, um seiner ungewissen Zukunft entgegenzudampfen. Die Bevölkerung gab ihm das Geleite; der Danebrog wehte in allen Straßen neben der griechischen Flagge. Einige dieser griechischen Fahnen hatten noch das bayerische Wappen, und der Admiral Bille, der am Ufer dem Prinzen ein Abschiedshoch ausbringen wollte, hat sich bei der Gelegenheit versprochen und hat „König Otto" statt „König Georg" leben lassen. Der junge Prinz ist von angenehmem Äußeren. Wir sahen den Zug vom Fenster des österreichischen Gesandten aus. Nachher stellte Balan mich dem Minister Hall vor, der gestern zu Ehren der Bundesgenerale

[1]) Schlözer wohnte in Berlin stets im „Hotel du Nord".

[2]) Nach der Absetzung des Königs Otto aus der bayerischen Dynastie hatte die griechische konstituierende Versammlung den zweiten Sohn des Königs Christian IX. von Dänemark als Georg I. zum König erwählt. Er landete am 30. Oktober im Piräus.

Digitized by Google

Schlichting und Wiederholt[1]) ein großes militärisches Diner in Amalienborg gab, in den schönen alten Rokkokosälen, in denen einst die Königin Mathilde mit Struensee zu speisen pflegte. Es wurde dort gestern recht stark gezecht.

Heute speise ich in ähnlich militärisch-festlicher Weise beim General Hegermann. Alles zu Ehren Schlichtings und Wiederholts. Ich hatte die beiden Herren und Albedyll[2]) schon auf der Eisenbahnfahrt von Korsör nach Kopenhagen kennen gelernt, und als ich mich als Schwager des Senators Curtius zu erkennen gab, glänzte das Gesicht des alten Schlichting vor Freude in Erinnerung an diesen „angenehmen Mann" und an die freundliche Aufnahme in Lübeck.

Morgen früh fahre ich nach Elseneur zu Krügers.[3]) Ich habe ihn hier schon am Donnerstag gesehen. Freytag[4]) sah ich gestern und werde Montag oder Dienstag zu ihm aufs Land gehen.

Kopenhagen, 17. Oktober 1863.

Der Moment wird immer gespannter, kritischer und bewegter; ich habe somit sehr viel zu arbeiten. Daneben seit acht Tagen Hofvisiten, Audienzen usw. Unsere Prinzessin Anna, Gattin des Prinzen Friedrich von Hessen, Tochter unseres Prinzen Karl, ist seit voriger Woche hier.[5]) Ich habe mich vorstellen lassen, mich famös mit ihr amüsiert und schon ebenso famös vorgestern en petit comité bei ihr gespeist. Wenn Prinzessinnen so sind, wie diese, nämlich amüsant, geistvoll und musikalisch, dann gehe ich recht gerne mit ihnen um. Bei ihr ist Kammerherr Georg Oertzen, Bruder Heinrichs.[6])

Heute 12 Uhr soll ich zu König Friedrich VII., der seit vorgestern abend hier ist. Ob ich dort die Danner[7]) am Horizonte finde, weiß ich noch nicht.

Morgen Diner bei Brenner,[8]) dem österreichischen Gesandten.

Vorigen Mittwoch sehr lustiges Diner bei der reizenden Lotte Pauli.

Dienstag Diner bei Baron Blixen, Gatte der Prinzeß Auguste, ein amüsanter Mensch.

---

[1]) Eduard v. Schlichting, Generalleutnant und Direktor der Kriegsakademie, und der württembergische General Wiederholt sollten das deutsche Bundeskontingent auf Seeland inspizieren.

[2]) Emil v. Albedyll, Rittmeister, kommandiert zum Kriegsministerium, war dem Generalleutnant v. Schlichting beigegeben; der spätere Generaladjutant und Kommandierende General des VII. Armeekorps.

[3]) Fritz Krüger, diplomatischer Vertreter der Hansestädte.

[4]) Freiherr v. Freytag-Loringhoven, russischer Generalkonsul, ein Freund des Bruders.

[5]) Landgräfin Anna von Hessen, die Mutter des jetzigen Landgrafen.

[6]) Siehe „Jugendbriefe".

[7]) Gräfin Danner (Rasmussen), Tänzerin, dem König 1850 zur linken Hand angetraut. Nach dem Tode des Königs verließ sie Dänemark.

[8]) Adolf Freiherr Brenner v. Felsach.

Digitized by Google

Himmlisches Wetter! Heute früh 8 bis 9 Uhr Spaziergang mit Krüger am Meere, auf der „Langen Linie".

Balan hat sich nun zum 22. angemeldet. Ob er dann wirklich kommt, weiß ich nicht. Jedenfalls bleibe ich dann noch ein paar Tage.

Noch nicht bei Thorwaldsen gewesen; dagegen Mittwoch früh 7 Uhr mit Oertzen nach Roeskilde gedampft, um in einer Stunde Dom und Königsgräber zu sehen; 10½ Uhr schon wieder hier.

P. S. Der dicke König sprach zuerst nur von Ballett und Madeira. Zum Schluß spielte er den Forschen und schlug an sein Schwert.[1]) —

Ende Oktober traf Schlözer wieder in Berlin ein. Bismarck empfing ihn bei der Rückmeldung mit den Worten: „Wie geht es, Rosenkranz und Güldenstern?"

Der innerpolitische Kampf tobte weiter, der schleswig-holsteinische Konflikt spitzte sich zu — einsam schritt Bismarck seinen Weg.

Zu einem Gesandten hatte er gesagt: „Auf Liebe kommt es mir weniger an als auf Akkuratesse." Daß er bei Schlözer in der Arbeit auf Akkuratesse rechnen konnte, wußte er, aber einen Gefolgsmann durch dick und dünn fand er noch nicht in ihm. Wie bei dem persönlichen Konflikt in Petersburg zeigte er sich auch jetzt groß. Er ließ dem allzu freimütigen Kritiker seiner Politik am 20. Januar 1864 durch den Unterstaatssekretär Thiele mit der Ernennung zum Legationssekretär bei der preußischen Gesandtschaft in Rom mitteilen, er wünsche seine baldige Abreise.

Schlözer schrieb: „Tannhäuser, Schluß des 2. Aktes. Otto singt: Nach Rom, du Sünder!"

Vier Jahre darauf kam die Berufung nach Mexiko als Ministerresident bei der neuen Republik. Dann folgte Washington mit seinen Handelsverträgen, und als der Kulturkampf in Rom zu einem Ausgleich geführt werden sollte, griff Bismarck abermals zu Schlözer, der längst sein treuester Freund, sein glühender Verehrer geworden war.[2])

[1]) Der König starb kurz nach dieser Audienz.

[2]) Als ich nach dem Tode meines Onkels in Friedrichsruhe war und die Rede auf seine Verabschiedung kam, sagte Bismarck: „Den hätte ich als Karkasse behalten." D. H.

Digitized by Google

Die Kontinentalsperre und ihre Wirkungen

Von

Prof. Dr. Otto Münch (Darmstadt)

Das kampferfüllte Zeitalter der französischen Revolution und ihres Erben Napoleons I. gewinnt heute ganz besonderes Interesse dadurch, daß hier zum ersten Male mit den militärisch-politischen Ereignissen ein wirtschaftlicher Zweikampf größten Stiles in modernem Sinn Hand in Hand geht: der Wirtschaftskrieg zwischen Frankreich und England. Zwar waren die Kriege zwischen Spanien und Portugal, Spanien und Holland, Holland und England und England und Frankreich vor dieser Zeit auch eine Art Wirtschaftskriege gewesen, insofern, als es sich um Störung der gegenseitigen Handelsmöglichkeiten und Eroberung von Kolonien handelte — man nennt sie deshalb besser Kolonialkriege — aber es fehlte noch ein sehr wesentlicher Faktor: die Industrie. Früher wurden in der Hauptsache zur See und über See Rohprodukte, Kolonialwaren, verfrachtet. Erst Ende des 17. und im Verlauf des 18. Jahrhunderts beginnt sich die Industrie in modernem Sinne zu entwickeln. Die beiden führenden Mächte auf diesem Gebiet waren Frankreich und England. Den Vorrang hatte zuerst Frankreich, dank den erfolgreichen Bestrebungen Colberts, aber England holte durch die gewaltigen Erfindungen gegen Ende des 18. Jahrhunderts mächtig auf und begann Frankreich gerade beim Ausbruch der großen Revolution zu überflügeln. Es kam ihm dabei der Vorteil seiner insularen Lage, die es von den kontinentalen Reibungen fernhielt oder daraus nur Vorteile gewinnen ließ, sehr zustatten, während Frankreich bei allen Auseinandersetzungen zur See zugleich die Landfront im Auge behalten mußte und sich nicht so auf ein Ziel konzentrieren konnte oder wollte. Persönliche Liebhabereien und Launen der Bourbonen — man denke an Ludwig XIV. und XV. — spielen nämlich dabei eine nicht geringe Rolle.

Neben der wirtschaftlichen Stellung ist in diesem Zusammenhang weiter die maritime Macht ausschlaggebend, und hier hatte England gerade vor der französischen Revolution aufs neue seine zähe, überlegene Kraft bewiesen.

Schon glaubte England auf seinen Lorbeeren ausruhen zu können, da änderte sich die Lage blitzartig durch die große französische Umwälzung von 1789. Mit einem Schlage fallen die mittelalterlichen Schranken des französischen Erwerbslebens, und ungeheure wirtschaftliche Kräfte gewinnen Raum zu freier, rascher Entfaltung. Die gerade in der Aufrichtung und im Ausbau begriffene englische Alleinherrschaft zur See wird durch das aufstrebende französische Bürgertum von neuem bedroht und setzt sich sofort, angeblich um die Rechte der bourbonischen Herrscher zu verteidigen, gegen den gefährlichen Nebenbuhler zur Wehr. So beginnt der große Zweikampf zwischen Frankreich und

Digitized by Google

England, der fast ununterbrochen bis zum zweiten Pariser Frieden währt. Immer stärker treten darin die wirtschaftlichen Beweggründe hervor. Sie erreichen ihren stärksten Ausdruck in der durch Napoleon von Berlin aus verhängten Festlandsperre, der sogenannten Kontinentalsperre. Wie kam es dazu?

Von vornherein ist festzuhalten, daß dieser Wirtschaftskrieg Frankreichs gegen England nicht etwa erst dem Kopfe Napoleons entsprungen ist, sondern schon von dem Konvent 1793 und auch von dem Direktorium durch Verbot jeglicher Einfuhr englischer Manufakturwaren angeordnet war; ja, England hatte umgekehrt mit der Handelsblockade den Anfang gemacht und schon im November 1792 allen Neutralen untersagt, ihre Schiffe in französische Häfen einlaufen zu lassen. Wohl aber ist Napoleon, unter dessen glänzender Führung die ungeheuren Kräfte der Revolution in einen starken Strom gepreßt wurden, der eigentliche Erbe und Träger auch dieser Idee. Vergegenwärtigen wir uns die Entwicklung des Englisch-Französischen Seekriegs bis zum 21. November 1806, wo von Berlin aus die Festlandsperre gegen England verhängt wurde, in den wichtigsten Phasen, denn nur im Zusammenhang der Kampfhandlungen ist ein Verständnis möglich. (Vgl. dazu besonders die betreffenden Abschnitte der Biographien von Napoleon I. von Aug. Fournier, 3 Bde., und von Oskar Klein-Hattingen, 2 Bde.)

Napoleon verfolgte schon seit der Belagerung von Toulon, wo er die Bedeutung der britischen Flotte zuerst kennen gelernt hatte, das nationale französische Ziel, die englische Seemacht zu vernichten, und dieses Ziel hat er unverrückbar, trotz gelegentlicher Versöhnungsversuche, bis zum endgültigen Scheitern aller seiner Pläne festgehalten. Auch hier ist vorweg zu betonen, daß Napoleon nur der Erbe aller der Pläne gewesen ist, die teilweise schon von den Bourbonen ins Werk zu setzen versucht wurden, nur mit dem Unterschiede, daß diese unter seiner genialen Führung unendlich viel klarer und zielbewußter angesetzt und mit geradezu dämonischer Kraft verfolgt wurden. Es war sein Verhängnis, daß die Mittel zur Durchführung des Kampfes immer gewaltsamer alle menschlichen Hemmungen überschritten, ohne Rücksicht auf völkische, nationale Empfindungen; daran ist er zuletzt gescheitert. Jedenfalls ist Napoleon in diesem Zusammenhang durchaus nicht, wie das früher immer geschah, als ehrgeiziger, gewissenloser Abenteurer und Völkerverderber zu betrachten, seine sämtlichen Feldzüge sind von dem obersten Gesichtspunkt geleitet: Vernichtung Englands. Das hat schon Ranke überzeugend nachgewiesen. Die Kontinentalsperre bedeutet auf dieser Bahn den letzten Trumpf, den Napoleon gegen England ausspielte, wozu ihm alle europäischen Festlandmächte ihre Unterstützung leihen sollten. Der noch nicht dreißigjährige General Bonaparte schreibt am 18. Oktober 1797, nach dem Frieden von Campo Formio, an Talleyrand: „Unser wahrer Feind ist England. Wir müssen England vernichten, damit es uns nicht vernichte. Werfen wir uns angespannt auf die Vermehrung unserer Marine und vernichten wir England!“

Digitized by Google

Man kann in diesem gigantischen Kampf, in dem er in steigendem Maße die Kräfte des ganzen europäischen Festlandes gegen die Inselwelt einsetzte oder einzusetzen versuchte, verschiedene Stufen unterscheiden. Eine Art Vorstufe stellt der italienische Feldzug Napoleons 1796/97 dar. Damals ließ er Livorno besetzen, das der englischen Mittelmeerflotte lange Zeit als Stützpunkt gedient hatte. Die erste Stufe in dem gewaltigen Ringen bildet dann die ägyptische Expedition 1798/99, das erste selbständige Unternehmen gegen die britische Seemacht. Napoleon plante schon damals eine Durchstechung der Landenge von Suez und ein Auslaufen der französischen Flotte in das Rote Meer zur Bedrohung Indiens. Es ist bekannt, wie dieses kühne Unterfangen durch Vernichtung der französischen Flotte auf der Reede von Abukir scheiterte und Napoleon nur unter den größten Schwierigkeiten der drohenden Katastrophe entging. Den ägyptischen Plan hat er aber niemals aufgegeben, bei allen späteren Kampfmaßnahmen taucht er wieder auf; es war ein Lieblingsgedanke Napoleons.

Die zweite, weit breiter angelegte Stufe umfaßt im wesentlichen die Jahre 1800 und 1801 bis zum Vorfrieden von Amiens. Diesmal ist der unmittelbare Angriff auf die britischen Inseln geplant. Hatte Napoleon mit dem ägyptischen Unternehmen neue Bahnen zur Niederwerfung Englands eingeschlagen, so ist dieser Plan schon alt. Die Iren waren einst von Ludwig XIV. mit 100 000 Mann unterstützt worden, Ludwig XV. hatte die englische Küste auf geeignete Angriffspunkte erkunden lassen, und unter Ludwig XVI. standen während des nordamerikanischen Freiheitskrieges bei Havre 40 000 Mann zur Überfahrt nach England bereit. Damals, im Jahre 1779, fuhren 66 französische und spanische Linienschiffe im Kanal auf, denen England im Augenblick nur 36 entgegenstellen konnte. Aber ein Streit zwischen dem französischen und dem spanischen Admiral zerstörte die schönen Aussichten auf Erfolg, es kam zu nichts. 1795 stand das Direktorium in enger Fühlung mit den Iren und schickte im Dezember 1796 Hoche mit 17 Linienschiffen und 15 Fregatten nach Irland. Schon waren 6500 Mann in der Bantrybai ausgeschifft, da zerstreute ein furchtbarer Sturm die Flotte in alle Winde und verschlug den tapferen General bis nach La Rochelle. Im Herbst 1797 wurde auf Drängen der Iren der Versuch wiederholt, diesmal mit einer holländischen Flotte. Aber sie erlitt an der Kamper Düne, kurz vor dem Frieden von Campo Formio, eine Niederlage. Danach wurden am Kanal 80 000 Mann unter dem Befehl Bonapartes für einen großen Schlag gegen England bereitgestellt, aber dieser wußte den Angriff hinauszuschieben und die Blicke des Direktoriums auf Hannover und Ägypten zu lenken. Die 1100 Mann, die im Frühjahr 1798 nach Irland gingen, konnten den Sieg der Engländer über die Iren nicht aufhalten. Erst während des zweiten Koalitionskrieges, nach dem Sturze des Direktoriums, nimmt der erste Konsul den Landungsplan wieder auf und versucht gleichzeitig, Malta und Ägypten als Stützpunkte im Mittelmeer zu gewinnen. Letzteres mißlingt völlig, und die Landung in England kam nicht über das vorbereitende Stadium hinaus.

Digitized by Google

Napoleon läßt nach dem Frieden von Lunéville 100 000 Mann am Kanal zusammenziehen und in Boulogne eine Flottille von Flachbooten zum Übersetzen der Truppen bauen. Vergebens versucht Nelson am 4. und 16. August 1801 die Vorarbeiten in Boulogne zu stören. Da folgt kurz darauf, im Oktober 1801, der Vorfriede von Amiens: der Angriff auf England ist damit vorläufig eingestellt. Aber Napoleon behält diesen Plan im Auge, besonders da er nach dem Verlust von Malta und Ägypten die einzige Möglichkeit auf Erfolg bot.

War die zweite Stufe schon erheblich breiter angelegt wie die erste, so erhebt sich die dritte Stufe des Kampfes auf noch unverhältnismäßig viel breiterer Basis. Der Friedenszustand zwischen Frankreich und England war nur ein kurzes Atemschöpfen, um zu neuen wuchtigen Schlägen ausholen zu können. Ein dauernder Friede war zwischen den alten erbitterten Gegnern nicht möglich, das wußte man auf beiden Seiten ganz genau. Napoleon war nach dem Vorfrieden von 1801 nicht auf den von den Engländern gewünschten Handelsvertrag eingegangen, sondern hielt im Gegenteil die britischen Waren durch hohe Zölle fern, um die französische Industrie zu unterstützen. Die englischen Kaufleute und Fabrikanten wollten deswegen wieder den Krieg, um sich den verlorenen Markt mit Gewalt wieder zu öffnen und ihre Monopolstellung zu wahren. Auch Napoleon war von dem Bruche mit England überzeugt, nur erwartete er ihn nicht so bald und gedachte deshalb zuerst noch einen umfassenden Kolonialplan durchzuführen. Zugleich wandte er der Vermehrung und Verbesserung der französischen Marine unablässig sein Augenmerk zu, denn er wußte ganz genau die Notwendigkeit und den Wert einer starken Flotte für den Kampf mit England einzuschätzen. Stützpunkte für die Verwirklichung des Kolonialprogramms sollten St. Domingo (Haïti), die Kleinen Antillen und das gerade von Spanien erworbene Louisiana abgeben. Daneben rüstete er eine Expedition in die ostindischen Gewässer aus, um von Ile de France (Mauritius), Réunion, Madagaskar, Pondichéry und Chandernagor aus Beziehungen zu den einheimischen Fürsten zu eröffnen. Schon 1800 war eine Flotte in die australischen Gewässer entsandt worden, um die Südküste des Festlandes und Tasmanien womöglich für Frankreich zu erwerben; sie hatte aber durch den Seekrieg erfolglos umkehren müssen. Die Unternehmung nach St. Domingo, wo damals der begabte Neger Toussaint Louverture die Herrschaft an sich gerissen hatte, scheiterte trotz heldenmütiger Tapferkeit der Franzosen infolge der schrecklichen Verluste durch das gelbe Fieber, dem auch Leclerc, Napoleons Schwager, zum Opfer fiel. 1803 verließen die letzten Franzosen die Insel. Auch Louisiana war unbenutzbar, da die Amerikaner gegen die französische Ausbreitung am Mississippi energisch protestierten. So blieben noch Guadeloupe und Martinique. Aber sie waren klein, isoliert und im Handel ganz abhängig von der Union; damit konnte man nichts anfangen. Die Expedition nach Ostindien wurde aus Mangel an Transportschiffen erst lange hinausgeschoben, und als sie dann endlich auslief, stand der neue Krieg mit England vor

Digitized by Google

der Tür. Sie erreicht noch glücklich den indischen Ozean, da bricht der Krieg aus. Die Verhandlungen wegen der Räumung Maltas durch die Engländer einer- und Hollands durch die Franzosen andererseits, worauf England ganz besonderes Gewicht legte, waren nämlich gescheitert. Ohne vorherige Kriegserklärung kapert England 1200 französische und holländische Handelsschiffe, und Napoleon läßt zur Vergeltung alle Engländer in Frankreich verhaften. Damit beginnt die dritte Stufe der Kampfhandlungen, die letzte große militärische Auseinandersetzung vor der Verhängung der Kontinentalsperre. Napoleon arbeitet fieberhaft an den Vorbereitungen zur Landung in England. Wenn er hinterher den Landungsplan ableugnete, dann log er aus Eitelkeit, um nicht das Scheitern seiner Pläne eingestehen zu müssen.

Alsbald nach dem Wiederausbruch des Krieges im Mai 1803 blockiert ein englisches Geschwader unter Cornwallis die französischen Häfen Brest, Lorient und Rochefort, und ein zweites unter Nelson Toulon. Napoleon ergreift dagegen zwei Mittel: Einmal will er dem englischen Handel die Küste von Hannover bis Tarent verschließen, und dann versucht er die Landung auf den britischen Inseln, um in London den Frieden zu diktieren. Bei Verfolgung beider Ziele steht die französische Nation geschlossen hinter ihm und scheut kein Opfer, um sie zu erreichen. Tatsächlich führt der erste Weg schon im Juni 1803 zum Ziel, die Kontinentalsperre Südwesteuropas ist durchgeführt; es ist der Vorläufer der späteren, das ganze Festland umfassenden Sperre. Napoleon verschließt nicht nur den englischen Waren, sondern auch allen Produkten aus den englischen Kolonien die Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten, nachdem er schon im Mai durch das Korps Mortier Hannover hatte besetzen lassen. Durch letztere Maßregel traf er zwar in der Hauptsache nur das englische Königshaus, aber immerhin kam dadurch auch ein erhebliches Stück der deutschen Nordseeküste unter seine Kontrolle, und es war nur ein weiteres Glied in dieser Kette, wenn er nun auch die Weser- und Elbemündung und damit die Zugänge nach Norddeutschland sperrte. Gleichzeitig ließ er Tarent, Brindisi und Otranto besetzen und schloß Hilfsverträge mit Holland, der Schweiz, Spanien und Portugal. (S. Klein I, S. 537 und 538.) Die batavische Republik muß 16 000 Mann, 5 Linienschiffe, 5 Fregatten, 100 Kanonenschaluppen usw. stellen und der Sperre beitreten. Als Gegenleistung steht ihr der Wiedergewinn aller an England verloren gegangenen oder noch verloren gehenden Kolonien, auch Ceylons, in Aussicht. Sicherte er sich hierdurch die Hilfe des für England durch seine Lage besonders gefährlichen Holland zur wirtschaftlichen Abwehr und zum Angriff, so schloß er mit der Schweiz nur ein „Verteidigungsbündnis". Spanien soll 6 Millionen Franken monatliche Hilfsgelder zahlen, den französischen Schiffen drei Häfen einräumen und die zollfreie Durchfuhr französischer Waren nach Portugal gestatten, um so die ganze Halbinsel auch wirtschaftlich fest mit Frankreich zu verkitten. Man sieht hier besonders deutlich das System der künftigen Kontinentalsperre, der Mobilmachung des ganzen europäischen Festlandes gegen die britische Seemacht, hervortreten. Spanien wird zugleich

Digitized by Google

die Stütze Frankreichs im Seekrieg gegen England, wie es später umgekehrt die Stütze Englands im Landkriege gegen Frankreich wurde. In Madrid erhob man zuerst Einwände, aber ein bei Bordeaux aufmarschierendes französisches Heer erzwang am 19. Oktober 1803 den Vertrag, und nach der ein Jahr später erfolgten Wegnahme einer spanischen Silberflotte durch die Engländer schließt Spanien am 4. Januar 1805 ein Kriegsbündnis mit Frankreich. Portugal muß die französischen Waren zollfrei einlassen und 16 Millionen Franken zahlen, bleibt aber neutral. Es zeigt sich also hier eine Lücke in der Kette, und es gelingt auch nie, diese Lücke vollständig zu schließen. Die ligurische Republik stellt 6000 Matrosen (nach Fournier II, S. 39, nur 4000), die italienische Republik die gleiche Zahl und noch Geld. Mit dem Ablauf des Jahres 1803 starrt also von der Elbmündung bis zum Eingang des Adriatischen Meeres den Engländern eine geschlossene feindliche Wirtschaftsfront entgegen, und nur an einer Stelle, in Portugal, zeigt sich ein schwacher Punkt, der aber damals noch durch die vereinigte französisch-spanische Flotte hinreichend geschützt ist. Die Folgen blieben in England nicht aus, viele Handelshäuser machten bankrott, fast alle erlitten schweren Schaden, der Handel stockte und die französische Industrie nahm tatsächlich einen raschen Aufschwung durch die Erweiterung ihres europäischen Marktes. (Vgl. dazu besonders die ausgezeichneten „Studien zur napoleonischen Wirtschaftspolitik" von Paul Darmstädter, Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1904 und 1905; Paul Rocke, Die Kontinentalsperre und ihre Einwirkungen auf die französische Industrie, Dissert. Naumburg 1894; Wilh. Kießelbach, Die Kontinentalsperre in ihrer ökonomisch-politischen Bedeutung, Stuttgart 1850; Robert Hoeniger, Die Kontinentalsperre und ihre Einwirkungen auf Deutschland, Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Berlin 1905.) Davon später Genaueres. Jedenfalls erzielte Napoleon mit diesem Boykott der englischen Waren augenblicklich große Erfolge, und dieser Umstand förderte den zweiten Plan, die Landung in England, so sehr, daß eine Niederringung des meerbeherrschenden Britanniens in greifbare Nähe gerückt schien.

Die militärischen Vorbereitungen Napoleons für den Angriff auf die britischen Inseln stellen alles weit in den Schatten, was die Welt bis dahin in der Hinsicht gesehen hatte. Waren schon im März 1801 eine große Flottille von Flachbooten und 40 000 Mann zur Überfahrt nach England bereit gewesen, so werden jetzt über 2000 Flachboote, die zum Segeln und Rudern eingerichtet sind, und über 150 000 Mann in Boulogne zusammengezogen. Städte und Körperschaften überbieten sich in nationaler Opferfreudigkeit, in allen See- und Binnenhäfen entstehen die Boote, und der Hafen von Boulogne wird mächtig erweitert und stark befestigt. Nach Napoleons Weisung sollen die Flachboote in langen, dunklen und nebligen Winternächten ohne Begleitung von Kriegsschiffen, so die Feinde täuschend, hinüberfahren und zwischen Dover und Hastings auf den Strand laufen. Die Tat Wilhelms des Eroberers sollte

Digitized by Google

wiederholt werden. Rastlos überwacht der erste Konsul alle Arbeiten. Die Engländer sind natürlich auch nicht müßig, überall melden sich Freiwillige, und an allen eventuellen Landungspunkten erstehen Batterien. Aber an der französischen Küste geht nicht alles nach Wunsch. Im Januar 1804 sind erst 70 000 Mann versammelt, und die Häfen erweisen sich als zu klein. Zudem ist das Wetter dauernd ungünstig. Interessant ist, daß im Sommer 1803 Napoleon sich auf der Seine von Robert Fulton das Dampfschiff vorführen ließ, um es auf seine militärische Brauchbarkeit zu prüfen. Leider mißglückte der Versuch, und auch ein Unterseeboot mit Torpedoladung, das Fulton Napoleon anbot, war unbrauchbar. Schließlich verschiebt Napoleon die Landung auf den Sommer 1804 und stellt dafür einen neuen Plan auf. Aber wieder kommt er nicht zur Ausführung: der Hafen von Boulogne ist nicht geeignet, so viele Schiffe aufzunehmen, und die geplante Vereinigung der französischen und spanischen Geschwader am Eingang zum Kanal gelingt nicht. Dazu stirbt Ende August Napoleons rechte Hand zur See, der tüchtige Admiral Latouche-Tréville, zu seinem Nachfolger Villeneuve hat der Kaiser kein Zutrauen. So fällt der Plan zum zweitenmal. Erst im Sommer 1805 nimmt Napoleon den Gedanken wieder auf. Es war die Zeit, in der England unablässig an der Bildung der dritten Koalition auf dem Festlande arbeitete, um Frankreich dadurch auch zu Lande in Schach zu halten. Deshalb gedachte Napoleon jetzt den unversöhnlichen Gegner direkt anzugreifen, um ihn ein für allemal unschädlich zu machen. Zugleich zog er eine starke Truppenmacht zusammen, um sie unter Umständen sogleich gegen die feindlichen Festlandsmächte werfen zu können. Ende Juli 1805 waren in Boulogne unter dem Konteradmiral Lacrosse 1339 bewaffnete Fahrzeuge und 954 Transportboote mit 17 000 Matrosen und 4 Armeekorps, 150 000 Mann, unter Soult, Ney, Lannes und Davout zur Überfahrt bereit. Am 3. August weilt Napoleon selbst in Boulogne, alles klappt, in acht bis zehn Stunden konnte man bei Windstille drüben sein. Voll Spannung wartet alles auf Villeneuve, aber vergebens. Dieser war befehlsgemäß mit einer französisch-spanischen Flotte nach Westindien gesegelt, um die Aufmerksamkeit der Engländer von sich abzulenken. Leider aber kannte man in London sein Ziel, und Nelson folgte ihm. Zwar gelang es Villeneuve, wieder wohlbehalten heimzukommen und nach einem glücklichen Gefecht vor Ferrol die dort eingeschlossenen Schiffe an sich zu ziehen, aber den weiteren Auftrag, nun auch Rochefort und Brest zu befreien und durch die dort blockierten Geschwader verstärkt über Irland oder nach Besiegung des Feindes in offener Seeschlacht in den Kanal einzulaufen zur Sicherung der Überfahrt, führte er nicht aus. Durch Stürme schwer mitgenommen, hielt er sich an den Ausweg, den ihm der Befehl Napoleons vom 16. Juli 1805 im äußersten Falle ließ, er segelte nach Cadiz, um hier seine Flotte instand zu setzen. Am 25. August endlich erfährt der ungeduldig wartende Napoleon, daß Villeneuve an 18. in Cadiz eingelaufen war. Damit ist der Landungsplan endgültig begraben, und Napoleon wirft mit einem plötzlichen Ruck seine Landungsarmee gegen Österreich, um die feindliche Koa-

Digitized by Google

lition zu Lande zu sprengen und sich ganz Europa im Kampfe gegen England dienstbar zu machen. Der Seekrieg nimmt kurz darauf durch die Schlacht bei Trafalgar am 21. Oktober 1805 ein Ende, mit einem Schlage werden hier durch Nelson die letzten Reste der französisch-spanischen Seemacht vernichtet, und ein direkter Angriff auf das meerbeherrschende England ist nunmehr ausgeschlossen; dazu hätte es einer starken Flotte bedurft.

Merkwürdig, daß es einem Manne wie Napoleon, der die militärischen Kräfte Frankreichs zu Lande so glänzend entwickelte, nicht gelang, eine ebenbürtige Kriegsflotte zu schaffen. Dafür ist jedoch nicht er, sondern die französische Revolution verantwortlich zu machen. In der sehr exklusiven königlichen französischen Marine war durch die Revolution furchtbar gehaust worden, um jede monarchische Gesinnung zu ertöten; fast alle tüchtigen Offiziere waren verschwunden und die Disziplin der Mannschaften systematisch untergraben. Der Ersatz an Menschen und Material war völlig untauglich und unzureichend, und Napoleon konnte daran in den wenigen Jahren bis 1805 nichts Wesentliches ändern. Mit raschen Änderungen ist bekanntlich bei der Marine nichts getan, ihr Dienst verlangt Kenntnisse und Erfahrungen, die nur durch lange Übung und geeignete Manöver erworben werden können. Napoleon aber wollte natürlich rasche Erfolge. Zu allem Unglück war der Flotte das offene Meer durch den fortwährenden Krieg mit England verschlossen und ihre Seetüchtigkeit ging infolgedessen ständig herunter. Alle Anstrengungen Napoleons, auch nach Trafalgar eine kampfkräftige französische Flotte zu schaffen, sind deshalb von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

So knüpft Napoleon jetzt, nach der Vernichtung der französischen Seemacht und dem endgültigen Aufgeben des Landungsplanes, wieder an die wirtschaftlichen Maßnahmen an, die im Sommer 1803 (s. o.) getroffen waren und seither die kriegerischen Unternehmungen nur wirksam unterstützt hatten. Inzwischen waren Österreich und Preußen niedergeworfen worden und mit Rußland stand eine baldige Verständigung in Aussicht, das ganze festländische Europa sollte nun Gefolgschaft leisten im Kampf gegen englischen Handel und englische Industrie. So erfolgte von Berlin aus am 21. November 1806 das berühmte Dekret, das die Festlandsperre gegen England in ihren Grundzügen festlegte. Noch kurz vorher hatte Napoleon mit seinem Seegegner in aller Form unterhandelt, als James Fox, fast der einzige Freund, ja Bewunderer des großen Korsen in England, Minister des Auswärtigen war. Aber die Unterhandlungen waren bald ins Stocken geraten und nach dem Tode von Fox abgebrochen worden. Alle Kriege, die Napoleon nach Verhängung der Kontinentalsperre bis zum Jahre 1812 geführt hat, insbesondere der Feldzug gegen Rußland, sind im Kern nur zur Durchführung dieser Sperre unternommen worden. Napoleon dachte, wenn England nichts mehr verkaufen kann und alle notwendigen Erzeugnisse, die es nicht selbst hervorbringt, von dem französisch-europäischen Wirtschaftsgebiet kaufen muß, dann ist es in kurzer Zeit

Digitized by Google

völlig verarmt und zugrunde gerichtet. So ist die Kontinentalsperre für ihn zugleich ein Kriegsmittel. Nur eins übersah er in dieser Rechnung: Ohne starke Flotte konnte England niemals zur Beobachtung der Sperre gezwungen werden. Wer wollte den britischen Schiffen verbieten, an irgendeinem Punkte der Festlandsküste anzulegen und Handel zu treiben, zumal der Hunger nach englischen Waren in vielen Ländern Europas unbezähmbar war? Dem Schmuggel und Schleichhandel war so Tür und Tor geöffnet, die Sperre verfehlte ihren Zweck und vergiftete Handel und Wandel andererseits aufs schwerste, ganz abgesehen von der Verbitterung, die sie erzeugte.

Die Bestimmungen des Berliner Dekrets sind kurz folgende: Jeder Handel des Festlandes mit England ist verboten, alle englischen Waren werden mit Beschlagnahme, die englischen Untertanen auf dem Kontinent mit Gefangennahme bedroht. Außer den britischen Schiffen sind alle neutralen Schiffe, die englische Häfen angelaufen haben, von sämtlichen Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten ausgeschlossen, und die Schiffe, die eine Verletzung der Kontinentalsperre geduldet haben, sollen als gute Prise betrachtet werden. England trifft natürlich seine Gegenmaßregeln. Nachdem auch Rußland in einem Schutz- und Trutzbündnis sich Frankreich angeschlossen und sogar England den Krieg erklärt hat, erkennt dieses keine Neutralen mehr an und durchsucht alle Schiffe, die nach den geschlossenen Häfen fahren; die Häfen selbst erklärt es für gesperrt. Napoleon beantwortet diese Londoner Erklärung im November und Dezember 1807 mit den Mailänder Dekreten, wonach jedes den Engländern willfährige Schiff entnationalisiert und als gute Prise betrachtet wird. Sämtliche zwischen England und seinen Kolonien verkehrenden Schiffe sollen von den französischen Schiffen gekapert werden. Gleichzeitig entwickelte der rastlose Geist des Korsen den Plan eines französisch-russischen Vorstoßes nach Asien (Indien), zu welchem Zweck vorher das Mittelmeer von den englischen Kriegsschiffen gesäubert werden soll. (Vgl. Klein II. S. 78 ff.) Der Zar ist davon begeistert, aber es blieb bei dem Plan, zur Ausführung ist er nie gekommen.

Auf der anderen Seite blieb England keineswegs untätig. Zähe und unentwegt verfolgt es sein Ziel und weiß alsbald die Kontinentalsperre wirksam zu durchbrechen, ganz abgesehen von dem rege blühenden Schmuggel. Die eine Bresche schlägt es durch Wegnahme der dänischen Flotte anfangs September 1807, wodurch der Zugang zur Ostsee offengehalten wird, und die andere öffnet Napoleon selbst, indem es ihm nicht gelingt, Spanien und Portugal in sein System zu zwingen; zum erstenmal stößt er hier auf unüberwindlichen Widerstand, den die Engländer eifrig fördern. Dagegen scheitert ein groß angelegter englischer Landungsversuch in Holland, der im Sommer 1809 zur Unterstützung Österreichs unternommen wurde. Ende Juli, also schon nach der Niederlage Österreichs, wovon man in London nichts wußte, liefen von Dover etwa 900 Schiffe, darunter 40 Linienschiffe und 30 Fregatten, mit 40 000 Mann aus, um die französische Flotte bei Vlissingen und die französischen Werften in Antwerpen zu vernichten. Lord Chatham, der älteste Bruder Pitts, führte das

Digitized by Google

Heer. Aber statt sofort nach Norddeutschland vorzustoßen und Preußen zu einem Angriff gegen Napoleon im Rücken fortzureißen, verliert er vor Middelburg und Vlissingen kostbare Zeit, bis die Franzosen genügend gerüstet sind und einen Angriff auf Antwerpen abschlagen. Das Sumpffieber rafft die Engländer zu Tausenden dahin, so daß Ende 1809 nur noch traurige Reste heimkehren. Die Expedition war völlig gescheitert. (Schluß folgt)

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister

Mitgeteilt von

Gustav Mayer

Vorbemerkung

Der hier folgende zweite Teil der Briefe von Friedrich Engels an Mutter und Geschwister umspannt den Zeitraum von 1859 bis zu seinem Tode im Jahre 1895. Wenngleich hier im Vordergrunde nur familiäre, gemütliche, auch geschäftliche Dinge stehen, so tauchen im Hintergrunde doch die politischen Ereignisse jener Tage auf, und Engels nimmt in diesen Familienbriefen mehrfach in prägnanter Form Stellung zu ihnen. Aus seinen Bemerkungen über den Amerikanischen Sezessionskrieg und den Russisch-Türkischen Krieg spricht nicht nur der politische und ökonomische, sondern auch der militärische Fachmann, der er war. Einen tiefen Eindruck hinterläßt unter den heutigen Verhältnissen die Voraussage, die er am 10. März 1871 macht, wo er zu seinem Bruder Rudolf behauptet, daß die Preußen, wenn sie einmal Prügel bekämen, sich selbst dann keine Sympathien erwerben würden. Jene Fragen, denen sein Leben vornehmlich gehörte, über die er aber mit Mutter und Brüdern sich nie geeinigt hätte, streift Engels in diesen Briefen bloß, wenn er es nicht gut vermeiden kann. Und dann geht er nur so weit auf sie ein, als seine eigene äußere Existenz durch sie in Mitleidenschaft gezogen wird. In dieser Hinsicht verdient besondere Beachtung der Brief, den er nach der Niederwerfung des Kommuneaufstandes an die Mutter schreibt, der sein Verhältnis zu Marx berührt und dessen Inhalt mutatis mutandis heute von neuem recht aktuell klingt. Es lag in Friedrich Engels Charakter, daß er alle Dinge, selbst die ernstesten, auf eine möglichst wenig feierliche Weise erledigte. Auch in schwierigen und etwas peinlichen Situationen legte ihm sein goldener Humor, der ihm bis zum Tode niemals untreu wurde, stets das passendste Wort in den Mund oder in die Feder. Die Schlichtheit und Natürlichkeit seines Wesens, dem auch die kleinste Pose verhaßt war, tritt in diesen Familienbriefen, die im einzelnen eines näheren Kommentars nicht bedürfen, auf das wohltuendste in Erscheinung.

Digitized by Google

An die Mutter.[1])

Manchester, 20. April 1859.

Liebe Mutter!

Endlich komme ich dazu, Dir einmal wieder mit ein wenig Ruhe schreiben zu können, ich habe Deine beiden lieben Briefe erhalten und freue mich, daß es Euch allen gut geht und Blanks Kinder die Masern glücklich überstanden haben. Mir geht es sehr gut, die Backenzähne gehen mir allmählich in Stücken, aber im ganzen ohne viel Schmerzen, sonst fehlt mir absolut nichts, mein Appetit und meine Verdauung sind vortrefflich, und von den alten Geschichten hab' ich nie wieder das geringste verspürt.

Der kleine Delius hat also doch schließlich nicht umhin gekonnt, bei Euch den Bradforder herauszubeißen. Ich hätte geglaubt, er würde sich etwas mehr in acht nehmen, da er aber anzufangen scheint, diese kleinen Stänkereien zu machen, so will ich Dir nur bloß sagen, daß in Bradford das Aufschneiden in der Luft liegt, und es einem Bradforder auf die Dauer rein unmöglich ist, die Wahrheit zu sagen. Da nun der Kleine mit dem Wilhelm Kutter zusammenwohnt, der der größte Aufschneider unter der Sonne ist, so scheint er mehr und mehr sich dieselbe Tugend angewöhnt zu haben. Wenn mir ein Bradforder sagte, daß zweimal zwei vier wäre, so würde ich sofort anfangen, an der Richtigkeit des Einmaleins zu zweifeln. Ich sage Dir das vorher, damit Du den Kleinen nicht zu hart beurteilst, die Bradforder sind alle so, sie lügen wie gedruckt. Die Geschichte mit dem Pferd beruht darauf, daß ich dem Eigentümer einfach gesagt habe, wenn er das Tier unter 120 Pfund verkaufen wolle, so solle er mich's wissen lassen, weiter nichts. Von da an bis zum Kaufen ist noch sehr weit. Wenn es mir jetzt zu 120 Pfund angeboten würde, würde ich mich noch sehr besinnen, 100 Pfund dafür zu geben, denn es ist mir noch etwas zu leicht, und für dies Geld kann ich schon ein sehr schönes starkes Jagdpferd bekommen. Übrigens ist das mit dem Springen in den Laden so arg nicht. Jedes Pferd, das viel Blut hat und nur acht Tage nichts oder wenig getan hat, wird unter einem mittelmäßigen Reiter allerhand sonderbare Manöver machen, und ob sie dabei alle beide den Hals brechen, hängt bloß vom Zufall ab. Mit mir geht aber so leicht kein Pferd in einen Laden hinein, wenn ich nicht will, darüber kannst Du ruhig sein.

Die andere Geschichte mit dem Carl Siebel[2]) ist erst recht aus der Luft gegriffen. Weit entfernt davon, ein wildes Leben zu führen, sitzt er vielmehr

---

[1]) Frau Elise Engels, geb. von Haav (1797—1875). Friedrich war ihr ältester Sohn.

[2]) Carl Siebel (1836—1868), wie Engels selbst der Sohn eines Barmer Fabrikanten, war 1856 nach Manchester gekommen. Er hatte bereits 1854 anonym einen „Tannhäuser" erscheinen lassen und gab 1856 und dann 1861 Gedichtbände heraus. Je einen Brief von Friedrich Engels und Karl Marx an ihn veröffentlichte die „Deutsche Zeitung" vom 16. Oktober 1920.

Digitized by Google

jeden Abend zu Hause, geht fast gar nicht aus und hat fast gar keinen Umgang. Ich glaube nicht, daß zwanzig junge Leute in Manchester sind von seinem Alter, die so solid leben wie er. In den ersten Tagen trank er allerdings ein paarmal ein Glas über den Durst und machte allerhand lustige Jungenstreiche, da er aber mit mir und ein paar Bekannten zusammen war und fand, daß wir an diesen Kindereien nichts zu bewundern fanden, so ließ er es bleiben. Er ist überhaupt noch ein halbes Kind, schrecklich unreif und weiß sich in den gewöhnlichsten Geschichten nicht zu helfen. Das wird sich mit der Zeit schon geben. Wir Barmer scheinen das alle an uns zu haben, daß wir erst sehr spät aus den Flegeljahren kommen, ich muß gerade so ein Kauz gewesen sein, als ich 23 Jahre alt war. Übrigens müssen seine Eltern es sehr kurios angefangen haben, wenn sie mit dem Jungen nicht fertig werden konnten, denn es ist eine sehr gute Seite an ihm, daß er seine eigenen Schwächen selbst fühlt und nichts weniger als rechthaberisch ist, im Gegenteil sich sehr leicht überzeugen läßt. Was mich für ihn einnimmt, ist, daß er trotz der vielen Lobhudeleien, die über seine Verse ausgeschüttet worden sind, doch im Grunde das Bewußtsein behalten hat, daß sie lauter unreife und unverarbeitete, oberflächliche Geschichten sind, und der gute Junge war mir ordentlich dankbar, als ich ihm dies ziemlich lustig, aber ebenso deutlich auseinandersetzte, denn ich hab' ihm geradezu gesagt, nachdem er mir seine sämtlichen unsterblichen Werke verehrt hat, daß zwar Talent drin ist, aber ein sehr verbummeltes, und daß als Kunstwerk die sämtlichen Sachen nichts wert sind. Der Junge muß in Berlin wirklich sehr verbummelt und in Gefahr gewesen sein, im allerordinärsten belletristischen Literatentum zu verkommen. Ich mache ihm hier regelmäßig den Marsch deswegen, wenn ich ihn sehe, sage ihm, er solle das Versemachen eine Zeitlang an den Nagel hängen und tüchtig die klassischen Poeten aller Völker studieren, damit er sich erst einmal seinen sehr verwirrten Geschmack etwas bildet und deutsch lernt, was er noch immer nicht kann. Wenn er das tut, so kann noch ein ganz ordentlicher Kerl aus ihm werden. Übrigens sollten seine Eltern soviel Raison haben, daß sie sich mit ihm auf einen vernünftigen, für ihn selbst erträglichen Fuß stellen, oder dafür sorgen, daß er allmählich die Mittel findet und die Gelegenheit, sich irgendwo, hier oder sonstwo, eine unabhängige kaufmännische Existenz zu machen. Der Junge weiß, daß er jeden Augenblick mit seiner Schriftstellerei sich soviel verdienen kann, daß er davon leben kann, und wenn der liebenswürdige Papa nicht den Verstand und Takt hat, ihn wie einen erwachsenen Mann zu behandeln, so hat er es sich nur selbst zuzuschreiben, wenn der Carl am Ende die Geschichte leid wird und sich ganz auf die Schriftstellerei wirft, und dabei würde er ganz sicher *total verkommen*. Der alte Siebel mag sich vielleicht einbilden, ich setzte seinem Jungen lauter tolles Zeug in den Kopf, er kann sich aber darauf verlassen, daß ich meinen ganzen Einfluß auf ihn verwende, ihn von übermäßiger Schriftstellerei abzuhalten (weil der Junge dazu noch nicht reif ist), ihm bei-

Digitized by Google

zubringen, daß es keine erbärmlichere Existenz gibt, als auf den Ertrag belletristischer Schriftstellerei angewiesen zu sein, und daß er sich mit seinem bürgerlichen prosaischen Handwerk je eher je besser befreunden soll (denn da er au fond lernfaul ist, würde er ohne dieses allen Halt verlieren und ganz verkommen). Wenn er das tut und etwas mehr Lebenserfahrung bekommt und seine Unbeholfenheit abschleift, so zweifle ich nicht, daß er ein ganz ordentlicher Kerl wird und auch literarisch etwas Tüchtiges leistet. Ich habe den Jungen recht gern, da er sehr gutmütig, gar nicht eingebildet und sehr offenherzig und geradeaus ist, ich sehe ihn gewöhnlich zweimal die Woche oder so.

Daß E. Blank in London ist, wußte ich nicht, ich hoffe, er kommt dieser Tage einmal herüber, er hat es mir wenigstens vor einigen Monaten versprochen. Übrigens Krieg oder nicht Krieg, so laß Dich keinenfalls davon abhalten, diesen Sommer herzukommen, ich rechne fest darauf, Du weißt, es geht diesen Sommer nach Schottland, und Du kannst Dir schon in der Zwischenzeit Deinen Walter Scott wieder etwas ansehen, damit Du auch überall Bescheid weißt.

Ich muß aber jetzt schließen, es ist 7 Uhr und ich habe noch verschiedene Geschäftsbriefe zu schreiben. Ich hätte eigentlich noch ein paar Zeilen an den Vater beigelegt, aber ich kann es absolut nicht, und muß ihm auch noch die Auszüge zurechtmachen lassen. Ich schreibe ihm also sobald wie irgend möglich, in zwei bis drei Tagen.

Inzwischen grüße ihn und alle Geschwister nebst Familien herzlich.

Mit treuer Liebe

Dein Sohn Friedrich.

Du brauchst natürlich der Frau Siebel das nicht alles haarklein zu erzählen, was ich Dir über den Carl geschrieben habe.

Ich gratuliere Dir auch noch von ganzem Herzen zu Deinem Geburtstage und hoffe, daß ich noch oft, sehr oft Dir werde dazu glückwünschen können!

*

Manchester, 13. Februar 1861.

Liebe Mutter!

Hierbei die Kontrakte unterschrieben zurück. Ich muß sagen, daß, wenn es nicht um Deinetwillen gewesen wäre, ich mich schwer dazu entschlossen hätte. Es ist mir hart angekommen, mich selbst so, wie mir scheint, ohne allen triftigen Grund oder Vorwand aus dem einzigen väterlichen[1]) Ge-

[1]) Friedrich Engels senior (1796—1860) hatte 1837 mit Ermen in Manchester die Baumwollspinnerei Ermen & Engels und 1841 mit dem Bruder jenes Ermen die gleichnamige Spinnerei in Engelskirchen und Barmen gegründet. Jetzt wurde Friedrich in dem englischen Geschäft sein Nachfolger, während seine Brüder die deutsche Firma behielten, die noch heute im Besitze ihrer Söhne und Enkel ist.

Digitized by Google

schäft, das uns bleibt, sicher bleibt, hinauszusetzen. Ich glaube, ich hatte auch ein Recht daran, und meine Brüder hatten nicht das Recht, mir zuzumuten, dies Recht so ohne weiteres und ohne allen Grund ihnen zugunsten aufzugeben. Was ich verlangte, war gewiß nicht unbillig, ich stellte mein Verlangen auch noch rechtzeitig, um bei der Debatte berücksichtigt zu werden. E. Blank gab mir ganz recht, als er hier war. Aber man hat mir weiter gar nichts mitgeteilt, und erst als die anderen alles abgemacht haben, kommt man und fordert meine Zustimmung zur Verzichtleistung auf meine Forderung, unterstützt von Gründen, in Emils Brief, die sehr geschäftsmäßig sein mögen, die ich aber nicht gern, meinen Brüdern gegenüber, in der Art geltend gemacht hätte, und läßt mir, als Trost dafür, Emils Versicherung, daß Gottfried Ermen, wie Emil überzeugt sei, seinen Kontrakt mit mir nicht brechen werde. Diese Überzeugung ist aufgewogen durch die unseres Advokaten, der Emil mehr als einmal gesagt hat, daß der Kontrakt als Kontrakt mir gar keine gesetzlichen Garantien biete. Sie haben das Engelskircher Geschäft und ich habe Emils Überzeugung.

Liebe Mutter, um Deinetwillen habe ich alles das und manches andere niedergedrückt. Ich will nicht um alles in der Welt auch nur ein Titelchen beitragen, daß Dir Dein Lebensabend durch Familienstreitigkeiten über die Erbschaft verbittert wird. Ich glaube, sowohl mein Benehmen als ich bei Euch war wie auch meine Briefe haben hinreichend Zeugnis abgelegt, daß ich weit entfernt war, irgendeinem Abkommen Hindernisse in den Weg zu legen; daß ich im Gegenteil gern Opfer brachte, um alles nach Deinem Wunsch zu arrangieren. Darum hab' ich auch diese Sache ohne weiteres unterschrieben, ich will um keinen Preis, daß Du noch länger mit solchen Sachen geplagt wirst und darum Dir Sorgen machst. Ich werde auch meinen Brüdern darüber nichts nachtragen und nicht einmal die Sache gegen sie erwähnen, wenn sie mich nicht absolut dazu nötigen, denn es ist abgemacht und ich habe keine Lust, damit großzutun, daß ich glaube ein Opfer gebracht zu haben. Ich halte es aber für meine Schuldigkeit, Dir offen zu sagen, was meine Motive bei der Sache waren, und es versteht sich von selbst dabei, daß ich nicht im entferntesten daran denke, daß Du etwa hättest die Sache günstiger für mich gestalten können. Ich weiß im Gegenteil, daß Du bei der ganzen Verhandlung stets auch an mich gedacht hast und Dein möglichstes für mich getan.

Die Sache ist jetzt abgemacht und damit Punktum. Du wirst schwerlich je wieder ein Wort darüber von mir hören, und es versteht sich, daß, wenn Emil herkommt, ich ihn ebenso brüderlich empfangen werde wie immer, wir mögen in der Sache verschiedener Ansicht gewesen sein, er bleibt aber darum doch ein braver Junge, der sich meiner Interessen hier sehr angenommen hat.

Der Schlafrock ist hier und tut mir sehr wohl, da es wieder friert, aber die roten Epauletten sind doch etwas arg für den hiesigen Geschmack. Auch ist mir ein junger Rattenfänger zugelaufen, der mir jetzt zu Hause Gesellschaft leistet.

Digitized by Google

Ich hoffe, Du bist von Deiner Erkältung glücklich kuriert, und die Befreiung von allen Erbschaftssorgen wird Dir auch günstig sein. Aber die Sieg sollte doch womöglich gekauft werden!

Grüße Hermanns, Rudolfs, Blanks und Böllings herzlich.

Mit treuer Liebe

Dein Sohn Friedrich.

*

Manchester, 27. Februar 1861.

Liebe Mutter!

Ich hätte Dir auf Deinen lieben Brief gern gleich geantwortet, aber bei Emils[1]) Anwesenheit hatte ich mit den laufenden Geschäften so viel zu tun, daß es mir rein unmöglich war. Er ist nun gestern morgen fort, und wird hoffentlich heute abend in Engelskirchen eintreffen. Liebe Mutter, mache Dir nur ja keine Sorgen darüber, daß ich etwa meinen Brüdern irgend etwas nachtragen würde wegen der Geschäftssache, daran denke ich nicht. Es war mir sehr unangenehm, mich selbst so aus dem väterlichen Geschäft hinaussetzen zu müssen und es konnte mich nicht angenehm berühren, wenn über etwas, das ich als ein mir zukommendes Recht ansah, mit allerhand Gründen, die dies Recht gar nicht berührten, leicht hinweggegangen und meine Zustimmung sozusagen als etwas sich von selbst Verstehendes gefordert wurde. Ich will nicht sagen, daß die Sache nicht auch so sehr gut und vielleicht besser ist, als es möglich gewesen wäre sie zu machen, wenn auf meinen Anspruch Rücksicht genommen wäre, aber gerade das hat man sich nie die Mühe gegeben mir klarzumachen, und Du kannst nicht leugnen, daß es unter den Umständen eine etwas starke Zumutung an mich war, das Ding zu unterschreiben. Damit ist die Sache aber auch abgemacht, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich keinem von meinen Brüdern das geringste darüber nachtrage. Wir werden uns gegenseitig noch oft genug nötig haben, und zudem weißt Du, daß ich nicht die Manier habe, die verkannte schöne Seele zu spielen. Emil hat mir gewiß keine Verstimmung angemerkt, noch weniger irgendwelche Ärgerlichkeit gegen ihn, und er konnte es auch nicht, da ich mich jetzt vollständig in die Sache gefügt habe und weiter nichts wünsche, als daß das Engelskircher Geschäft den Vieren[2]) recht gute Resultate liefere. Also darüber gräme Dich ja nicht, liebe Mutter, für mich ist die Sache so vollständig abgemacht, daß auch das peinliche Gefühl, mit dem ich an's Unterschreiben allerdings ging, mit abgemacht, beseitigt und vergessen ist. Ich dachte, wenn mir die Sache nach einer Seite hin unangenehm sei, so hättest Du während der Verhandlungen noch viel mehr

[1]) Kommerzienrat Emil Engels (1828–1884), Friedrich Engels' dritter Bruder, auch Mitbesitzer der deutschen Firma Ermen & Engels.

[2]) Der vierte Teilhaber war Adolf von Griesheim, der Gatte einer jüngeren Schwester von Friedrich Engels.

Digitized by Google

und viel unangenehmere Momente haben müssen, und es machte mir wieder Freude, mit einem Federstrich denen allen ein Ende machen zu können. Ich kann noch hundert andere Geschäfte bekommen, aber nie wieder eine Mutter.

Es geht mir übrigens recht gut, Emil war hier sehr vergnügt und schrieb Dir, daß wir mit Gottfried so gut wie fertig sind, so daß auch diese Sache jetzt endlich in Ordnung kommt. Nun lebe wohl, bleibe recht gesund, pflege Dich tüchtig und grüße Hermanns, Rudolfs, Blanks und Böllings recht herzlich.

Mit treuer Liebe

Dein Sohn Friedrich.

An seinen Bruder Hermann.[1])

Manchester, 2. November 1864.

Lieber Hermann!

Mit dem Niersteiner ist es nichts. Der Wein ist hier angekommen und hat einen dezidierten Stich, er schmeckt ganz anders als bei Euch, und ich werde daher darauf verzichten müssen, mehr davon kommen zu lassen.

Die Geldkrise ist, denk' ich, vorüber. Es können nur noch drei Sachen einwirken:

1. Mögliche starke Falliten infolge schlechter Nachrichten aus Indien. Diese werden aber von den Meistbeteiligten nicht erwartet. Indien hat seine Krisis im Frühjahr gehabt, wo der Diskonto in Bombay 31 Prozent stand.

2. Starke Anfuhr von Baumwolle in Liverpool, etwa 100000 Ballen in einer Woche, wodurch eine Masse verlustbringender Lieferungsgeschäfte plötzlich zur Abwicklung kämen und dadurch Falliten entständen. Auch diese Gefahr scheint vorüberzugehn. Die Liverpooler wissen, wie tief sie alle im Schwindel sitzen und sind sehr tolerant untereinander. Wer nicht die volle verlorene Differenz zahlen kann, offeriert einen Teil, und der Akkord kommt meistens zustande. Dazu sind die einlaufenden Anfuhren mäßig; und so wird die schwimmende Baumwolle (400000 Ballen von Indien und China) wohl allmählich ankommen und große Schläge vermieden werden.

Was für beide Punkte günstig ist, ist die entschiedene Besserung im Geldmarkt und die Rückkehr des Vertrauens.

3. Wenn Lincoln in Amerika nicht gewählt würde. Die Wiederwahl ist aber so sicher wie in Amerika nur irgend etwas sein kann. Mir scheint die Fortführung des Kriegs bis zur vollständigen Unterwerfung des Südens unzweifelhaft, einerlei, wer Präsident wird, aber sollte Mac Clellan[2]) gewählt werden, so träte für mindestens sechs Monate Unsicherheit ein, bis man erst

[1]) Hermann Engels (1822—1905) Mitinhaber der Firma Ermen & Engels in Barmen und Engelskirchen, der nächstälteste Bruder von Friedrich Engels.

[2]) G. B. Mac. Clellan (1826—1885), zeitweise Oberbefehlshaber der Nordtruppen im amerikanischen Bürgerkrieg. Als Gegenkandidat gegen Lincoln bei der Präsidentenwahl im August 1864 unterlag er, wie Engels hier voraussagte.

Digitized by Google

genau wüßte, was seine Politik ist. Aber nach den Wahlen in den Einzelstaaten ist davon keine Rede.

Das Resultat von alledem ist nach meiner Ansicht: Der amerikanische Krieg dauert fort, sicher bis spät ins folgende Jahr und endigt in einem Bürgerkrieg südlicher Banden wie in Neapel vor zwei Jahren, wobei sicher viel Baumwolle verbrannt wird. Wir bleiben also auf dieselben Quellen für Baumwolle angewiesen wie im letzten Jahr. Diese liefern nur langsam verstärkte Zufuhren. Da aber die Konsumtion sich mehr und mehr wegen der hohen Preise eingeschränkt hat, so müssen die Vorräte fertiger Waren, auch in Händen der einzelnen Konsumenten selbst, jetzt äußerst gering sein, und da doch ein sehr starkes Quantum Baumwollwaren nicht für die Konsumtion entbehrt werden kann, so glaub' ich, daß eine vermehrte Nachfrage der vermehrten Zufuhr von roher Baumwolle vollständig die Stange halten wird und daher wir nicht nur nicht mehr dauernd fallen, sondern selbst bis gegen nächsten Sommer hin im allgemeinen steigen müssen.

Während der Geldkrise war der Preis der Baumwolle nicht durch die Lage des Baumwollengeschäfts bestimmt, sondern durch die Lage des Geldmarkts im allgemeinen. Ich glaube, darüber sind wir jetzt weg, und die Preise werden wieder naturgemäß durch Nachfrage und Angebot bestimmt werden, und dann ist bei der gesunden Lage des Geschäfts und den absolut mangelnden Vorräten, bei den jetzigen niedrigen Preisen, sicher ein gutes Geschäft bei im ganzen steigenden Preisen zu erwarten.

Einzelne Schläge können noch kommen, sei es von Indien, sei es von Liverpool. Wir mögen dadurch momentan wieder etwas gedrückt werden, aber das kann weder von Dauer noch von Bedeutung sein, und es wäre sicher ein Fehler, daraufhin à la baisse zu spekulieren. Dagegen bin ich ebenso sicher, daß jeder Versuch, die Preise wieder rasch hinaufzuschwindeln, sofort an den hiesigen Käufern wie am Geldmarkt scheitern würde. Dies zeigte sich schon gestern. Baumwolle ist 3—3 1/2 Pence über den niedrigsten Punkt gestiegen, Garn 1 Penny, in einigen Fällen 1 1/2 Pence. Gestern verlangten die Spinner zirka 1 Penny ferneren Aufschlag, und das Geschäft kam sofort ins Stocken. Gelingt es uns, die Preise in Liverpool wieder 1/2 Penny à 1 Penny zu drücken, so können die Spinner die offerierten Preise nehmen, sonst werden die Käufer wohl schließlich den Aufschlag zahlen müssen, denn der Bedarf ist unleugbar da.

Sewings sind noch sehr flau, besonders sieben Leas, diese will kein Mensch kaufen.

Hier hast Du meine Meinung. Wir haben uns für ein bis zwei Monate gedeckt und erwarten in acht bis vierzehn Tagen starke Orders.

Grüße Emma, die Kleinen, Rudolfs, Blanks und Böllings, und wenn Du nach Engelskirchen schreibst, auch die Mutter und die Dortigen. Die mit dem Fallen der Preise verknüpften Schikanen haben mir viel Schererei gemacht.

Dein Friedrich.

Digitized by Google

An seinen Bruder Rudolf.[1])

10. Januar 1865.

Lieber Rudolf!

Meine Ansicht über den amerikanischen Krieg ist die: Der Süden erschöpft sich allmählich und kann seine Armeen nicht ersetzen. Der Norden hat noch nicht die Hälfte seiner Ressourcen in Bewegung gesetzt. Der Süden ist auf die Verteidigung beschränkt, und zwar so sehr, daß die offensiven Rückstöße, wie z. B. Conystreet [?] sie im Shenandoahtal machte, jetzt vorbei sind. Hood[2]) versuchte noch einen, aber damit war auch mit einem Schlage seine Ohnmacht und der ganze Feldzug entschieden. An allen Punkten ist der Norden seinen südlichen Gegnern überlegen und hat obendrein noch die 40000 Mann Shermans zu seiner Verfügung, die hingehen können, wohin sie wollen, und überall die Kräfte, Verbindungen, Hilfsquellen und Vorräte des Südens mitten im Süden selbst zerstören. Charleston wird in vier bis sechs Wochen spätestens, nachdem Sherman es zu Land eingeschlossen hat, fallen müssen. Der Süden hat nur noch eine Armee, die in Richmond. Diese wird im laufenden Jahr sicher sehr entscheidend geschlagen, und damit ist die Verteidigung des Südens durch Armeen zu Ende. Es kann dann Guerillakrieg, Räuberwesen usw. folgen, und wird es wahrscheinlich bis ins nächste Jahr.[3])

Wenn der Süden seine Neger bewaffnet, so ist das um so besser für den Norden. Sie werden sich aber hüten. Höchstens im letzten Augenblick. So dumm sind die Neger auch nicht, daß sie sich für die Peitsche totschlagen lassen, die sie prügelt.

Es werden sicher noch Momente kommen, wo es wieder etwas besser für den Süden aussieht als jetzt, aber das haben wir schon zu oft gehabt, und das kann mich nicht irre machen. Das sind Momente zum Verkaufen.

Daß wir Baumwolle von Amerika kriegen, glaub' ich nicht; daß wir aber vorläufig heruntergehen, glaub' ich. Baumwolle ist jetzt so sehr Spekulationsartikel, daß die Preise von jeder Fluktuation der Meinung berührt werden. Dazu 500000 Ballen in Liverpool, und die Neigung der Leute, hier immer gleich in Extreme zu fallen, zu rufen: Der Süden ist geliefert, muß in 14 Tagen klein beigeben usw. — dabei ist an kein Steigen zu denken. Wir werden von den Nachrichten beherrscht werden, die wir erhalten, aber stets mit dem Vorbehalt, daß wir wissen, der Stock in Liverpool ist doppelt so groß wie voriges

---

[1]) Rudolf Engels (1831—1903), Mitinhaber der Firma Ermen & Engels, der jüngste Bruder von Friedrich Engels.

[2]) Nachfolger Johnstons in der Führung der Truppen der Südstaaten, er wurde am 16. Dezember 1864, als er versuchte, den Krieg noch einmal nach dem Norden zu spielen, bei Nashville besiegt.

[3]) Engels' Voraussagen haben sich im wesentlichen bestätigt. Charleston z. B. fiel am 17. Februar.

Digitized by Google

Jahr. Auch glaub' ich, daß das Jahr 1865 niedriger schließen wird als jetzige Preise, da wir mehr Baumwolle von allen Gegenden zu erwarten haben.

Dein Friedrich.

An seinen Bruder Hermann.

Manchester, 22. März 1866.

Lieber Hermann!

... Im Geschäft geht es seit vorigem September wieder besser. Wir waren seitdem stets und sind jetzt sogar über Gebühr beschäftigt und stellen neue D. T.-Maschinen auf. Auch die Preise haben sich gebessert, und im letzten Halbjahr 1865 haben wir doch so viel verdient, daß ich meine Kosten vom Juni 1864 an daraus bestritten und noch eine Kleinigkeit übrig behalten habe; im ersten Jahr meiner Partnership wurde nämlich nicht ein roter Heller verdient, selbst wenn wir nichts auf Maschinerie abschrieben. Jetzt müssen wir ein recht gutes Geschäft machen, aber wenn Baumwolle infolge der starken Zufuhr unter 18 Pence für Middling Orleans gehen sollte, so verlieren wir wieder alles. Das erwarte ich indes nicht, ich glaube, gute amerikanische Baumwolle hält sich im ganzen auf zirka 19 Pence, während Surat allerdings stark fallen kann. Sonst glaub' ich, daß wir nicht mehr Baumwolle bekommen, als wir brauchen, und im ganzen auf zirka 19 Pence für Middling Orleans bleiben bis gegen Herbst, wo möglicherweise wieder Spekulation eintritt und Preise heraustreibt.

Der Mutter werde ich dieser Tage schreiben, sobald ich irgend kann; ihren Brief habe ich vorigen Montag erhalten und mich gefreut zu erfahren, daß es ihr wieder wohl geht. Grüße sie und alle Geschwister herzlich von Deinem

Friedrich.

Apropos. Das hier mir gutgeschriebene Kapital betrug, wie Du weißt, schon am 30. Juni 1864 etwas über 13000 Pfund Sterling, und da ich nicht verpflichtet bin, mehr als 12000 Pfund Sterling im Geschäft zu haben, so braucht Ihr gegen Einkäufe durch uns nicht zu decken, könnt auch einige Rimessen haben, besonders da Ende Juni wieder zirka 300 Pfund Sterling Zinsen fällig werden ...

*

Manchester, 6. April 1866.

Lieber Hermann!

... Ich rate Dir nicht, Eure Sewings in der Regel durch uns zu beziehen. Gottfried E.... wird stets versuchen, Euch sein Garn von Pendleburg zuzuschustern, und das wäre sicher nicht immer in Eurem Interesse. Dabei würde er sofort beantragen, daß Ihr 2 Prozent Provision vergüten solltet, sowie die Sache sich ausdehnt. Wenn Ihr aber sein Garn gebrauchen könnt (und warum nicht, da wir es verwenden können), so wendet Ihr Euch am besten an uns.

Digitized by Google

Was kostet der Hochheimer? Das ist die Hauptsache. Und wieviel ist davon da? Statt drei Flaschen hättest Du gleich drei Dutzend schicken sollen.

Wegen Ponys will ich mich umhören. Gute starke Cobs sind jetzt eben hier sehr gesucht und teuer, und Gelegenheitskäufe — gleich ein gutes Paar zusammen — dürften lange auf sich warten lassen.

Ihr glaubt dort auch wohl nicht an Krieg? Es wäre eine heillose Geschichte, wenn es dazu käme, und kein Ende abzusehen. Neulich, als der Kram losging, träumte mir, irgendwo an der Mosel sei ich unter eine kolossal große Armee geraten. Es waren eine Art Freischärler, allerhand Kerls, die sich wichtig durcheinander bewegten, und von Zeit zu Zeit schrie einer: Feinde ringsum!, wobei dann alles durchbrannte. Endlich geriet ich ins Hauptquartier und fand da Peter und Gottfried Ermen als Generals en chef und Anton als Chef des Generalstabs. Ich frug diesen nun über dieses und jenes, erhielt aber so sonderbare Antworten, daß ich ihn endlich frug, er habe doch Karten von der Gegend, wo er sich befinde? Worauf er mich ganz überlegen ansah und sagte: Karten? Das machen wir hier alles viel besser ohne Karten. Als ich ihm nun auseinandersetzen wollte, daß er doch ohne Karten nicht fertig werden, nicht einmal seine Leute einquartieren könne usw., antwortete er: Wenn es absolut sein muß, so haben wir auch Karten, und zog eine Karte von einer ganz anderen Gegend, jenseits Aachen und Maastricht, mit triumphierendem Blick aus der Tasche. Dies ist nicht etwa ein schlechter Witz von mir, sondern ist buchstäblich so vorgekommen.

Herzliche Grüße an die Mutter, der ich dieser Tage auch schreibe, und an alle Geschwister

Dein Friedrich.

*

Manchester, 18. Dezember 1866.

Lieber Hermann!

... Sage der Mutter, ich habe von Gottfried E.... noch immer den Kontraktsentwurf nicht, er schiebt's auf den Advokaten. Der Witz ist der, er möchte mich veranlassen, tüchtig Geld schon jetzt aus dem Geschäft zu ziehen, dann hätte er mich fest, aber so grün sind wir auch nicht.

Sei so gut, mir im Laufe des Januars meinen Kontokorrent zu schicken, da ich das noch Schuldige gern, sobald wie ich mit Gottfried E.... im reinen bin, abzahlen möchte. Du kannst auch sagen, ob ich an Funke oder nach dort remittieren soll.

Wenn ich die Sache mit G. E. hätte aufs äußerste treiben wollen, d. h. riskieren, daß wir brächen, und ich dann irgend etwas anderes anfangen müßte, so glaube ich wohl, ich hätte zirka 750 Pfund Sterling mehr herausschlagen können. Aber es kam mir durchaus nicht darauf an, nochmals auf zehn Jahre — denn auf kürzere Zeit hätte sich ein neues Geschäft doch nicht verlohnt anzufangen — an den süßen Handel gebunden zu sein.

Digitized by Google

Inliegend ein Haufen Photographien, wovon Ihr zwei nach Engelskirchen schicken und die übrigen dort verteilen könnt. Für die Mutter ist von jeder Sorte eines bestimmt.

Grüß die Mutter, Deine Frau und alle Geschwister herzlich und amüsiert Euch gut an den Feiertagen.

Mit bestem Gruß

Dein Friedrich.

*

Manchester, 13. Mai 1869.

Lieber Hermann!

Meinen besten Glückwunsch zur Vermehrung der Familie, die mich um so mehr freut, als damit der Zauber endlich gebrochen ist, der Euch so viel Sorgen machte. You will now have to make up for lost time.

Der Kontokorrent ist soweit richtig, nur kann ich nicht herausbekommen, wie die Zinsen à 5 Prozent von 27924.29.4 Talern betragen sollen 1396.25.5, anstatt 1396.7.6 Taler. Da es sich indes um nichts mehr als den Preis einer Flasche Moselwein handelt, so ist es nicht der Mühe wert, viel zu ändern.

Mit G. kontraktlich noch keinen Schritt weiter. Die Advokaten ziehen die Sache greulich in die Länge, der meinige riet mir, durchaus nicht zu eilen, da G. mehr Interesse habe, die Sache abzuschließen als ich, was ich auch glaube, da ich, sobald ich mein Geld habe, schlimmstenfalls immer wieder ein Geschäft anfangen kann und ihm Konkurrenz machen, dazu brauch' ich nicht erst viele Proben und Notizen zu sammeln, die Sachen hab' ich all' im Kopf. Inzwischen hab' ich ihm mein Geld aus dem Geschäft zum größten Teil schon jetzt weggenommen und in Aktien angelegt, und zwar so, daß ihm selbst die Gelder jetzt knapp werden und ich ihm selbst für zirka 2400 Pfund Sterling Aktien abgekauft habe; er hatte mich erst animiert, flott Geld zu ziehen, aber der Atem ist ihm ausgegangen, als ich zirka 7500 Pfund Sterling gezogen hatte, und so mußte er mir selbst obige Aktien verkaufen, da er gerade von der Sorte hatte, die ich brauchte.

Es tut mir sehr leid, daß ich mich bei der Geschichte mit der Gewichtsreform bei Euch so getäuscht habe. Ich dachte, eine solche Sache führt man nicht ein, wenn man sie nicht absolut durchführt und gültig macht für alle. Damit hättet Ihr Euch vom außerdeutschen Markt aber ganz ausgeschlossen, und ich schloß daraus, daß Euch am außerdeutschen Geschäft nicht viel liege. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde ich, wie ich dies schon vor zwei Jahren Adolf und noch voriges Jahr der Mutter gegenüber erwähnte, Euch zuerst gefragt haben, ob es Euch konveniere, ins außerdeutsche Geschäft zu gehen und, wenn dies so, inwiefern wir ein Arrangement treffen könnten. So aber mußte ich das Gegenteil annehmen und machte daher meinen Kram mit G. E. ab; und jetzt, nachdem dies arrangiert ist, schreibt mir die Mutter, daß Ihr diese Gewichtsreform nur für Deutschland gemacht habt. Dann

Digitized by Google

hätte ich sie an Eurer Stelle aber gar nicht gemacht, da in Holland, der Schweiz, Österreich, Italien usw. alles, nur kein Zollgewicht verlangt wird und Ihr bei Ausdehnung Eures außerdeutschen Geschäfts ebensoviel Mühe und Haspelei haben werdet wie vorher.

Die Mutter schreibt mir, daß mir am 1. April dort 4000 Taler gutgeschrieben sind. Damit würde sich mein Konto auf zirka 17000 Taler reduzieren, wovon noch die Cops abgehen, die billig gekauft sind und bald fertig sein werden. Diese werde ich Euch Anfang Juli in Talern remittieren, da es an der Zeit ist, daß ich auch endlich einmal etwas am Kurs profitiere. Wollt Ihr aber lieber Sterling, so ist mir das auch recht, vorausgesetzt, daß wir dann den ganzen Kursprofit, den Ihr seit 1860 bei meinen Rimessen gemacht habt, und auch die 35,8 Prozent Diskonto, die Ihr mir damals angehangen, ehrlich teilen, Ihr die Hälfte und ich die Hälfte . . .

Grüße Emma und die Kleinen herzlich, desgleichen die Mutter

Dein Friedrich.

(Fortsetzung folgt)

Ärztliche Schweigepflicht

Von

Dr. W. Schweisheimer (München)

In einem Filmdrama, das der hygienischen Volksbelehrung über die Gefahren der übertragbaren Geschlechtskrankheiten diente, war vor einigen Jahren ein Konflikt zu sehen, der jeden fühlenden Betrachter aufs äußerste erschüttern mußte. Ein Arzt, der einen geschlechtskranken jungen Mann behandelte, erfuhr von dessen Absicht, sich mit einem jungen Mädchen zu verehelichen. Trotz allen Zuredens, trotz aller Vorstellungen und Hinweise auf das Verbrechen gegen seine künftige Frau und zu erwartende Kinder, das er zu begehen im Begriff sei, zwangen äußere Verhältnisse den ungeheilten jungen Mann, nach kurzer Verschiebung des Termins den Ehebund zu schließen. Der unbequeme Arzt wird davon nicht unterrichtet, der Kranke entzieht sich seiner Behandlung. Zufällig aber wird der Arzt Zeuge der Trauung des verbrecherischen jungen Mannes. Voll Entsetzen und Gewissensnot kämpft er mit sich, ob er die Trauung stören, die Wahrheit offenbaren soll. Er schweigt — schweigt, eingedenk seiner moralischen Pflicht und der gesetzlichen Bindung. Was er voraus wußte, trifft ein: er wird in das Haus des Verbrechers wieder gerufen, als das erste Kind geboren ist — krank und ein Krüppel.

Es erhebt sich die Frage: Hat dieser Arzt recht gehandelt, daß er schwieg, oder hätte er sprechen sollen? Zwei Ansichten, im Innern nicht so sehr verschieden, in der äußeren Wirkung diametral entgegengesetzt, stehen bei der

Digitized by Google

Beantwortung der Frage einander gegenüber. Die eine Auffassung sagt: moralisches Recht, moralische Pflicht kommt vor der gesetzlich formulierten Verpflichtung. Der § 300 des Reichsstrafgesetzbuches lautet: „Ärzte werden, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Standes — anvertraut sind, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein." Über den Ausdruck „unbefugt" besteht subjektiv keine Einheitlichkeit der Rechtsprechung. „Befugt" ist der Arzt jedenfalls dann, wenn ihm vom Patienten die Erlaubnis zur Mitteilung des Anvertrauten ausdrücklich gegeben wird. Die eine Auffassung geht nun dahin, daß der Arzt zur Überschreitung seiner Schweigepflicht auch dann „befugt" ist, wenn ein höheres Interesse, insbesondere ein öffentliches Interesse vorliegt, wenn wie im geschilderten Fall ein Verbrechen zu verhüten ist oder wenn, wie eine Reichsgerichtsentscheidung ausführt, eine moralische Redepflicht den Vorrang vor der ärztlichen Berufsgeheimnispflicht beanspruchen kann.

Denn der Arzt, der im vorliegenden Fall gesprochen hätte, könnte — vielleicht nicht nach dem Wortlaut des Gesetzes, aber nach der für die Rechtspflege praktisch in Betracht kommenden Rechtsprechung des Reichsgerichtes — mit großer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß der Richter unter Anwendung der den § 300 des Reichsstrafgesetzbuchs mildernd interpretierenden Rechtsprechung des Reichsgerichts seine Straflosigkeit trotz objektiver Verletzung der Schweigepflicht wegen Fehlens der subjektiven Voraussetzungen ausspricht. Es sei hier an die bekannte Reichsgerichtsentscheidung vom Jahre 1905 erinnert. Der beklagte Arzt wußte, daß die geschlechtskranken Kinder einer unverehelichten Frau mit den Kindern ihrer Schwägerin häufig verkehrten, zuweilen sogar dasselbe Bett benutzten. Der Arzt warnte die gesunde Mutter vor der Ansteckungsgefahr; die Art der Erkrankung wird — da ihr der Lebenswandel der Schwägerin bekannt ist — von der gesunden Mutter sofort vermutet. Darauf der Arzt: „Wenn Sie meinen, daß es Syphilis sei, dann nehmen Sie sich in acht." Bei dem Arzt lag eine Pflichtenkollision vor, da er sich einer Strafverfolgung einerseits wegen fahrlässiger Körperverletzung (diese Möglichkeit wurde vom Gericht anerkannt), andererseits wegen Geheimnisbruch aussetzte. Der Arzt wurde vom Reichsgericht freigesprochen. Ausdrücklich betont wurde in der Entscheidung, daß die Befugnis zu reden auch durch andere Berufspflichten des Arztes gegeben sein kann, auch wenn die Verletzung derselben nicht wie diejenige der Schweigepflicht mit krimineller Strafe bedroht ist.

Die eine Auffassung der Schweigepflicht sieht also über ihr unter Umständen eine höhere Pflicht und will das in der Gesetzgebung — worauf die Versuche, den § 300 in diesem Sinne auszudeuten, hinweisen — verankert wissen. Eine andere Auffassung erblickt in der Schweigepflicht des Arztes ein Dogma, an dem nicht gerüttelt werden darf, und verlangt eine ganz eindeutige, die absolute Schweigepflicht grundsätzlich festlegende Gesetzgebung oder Gesetzesauslegung. Sie geht dabei von einem moralischen Beweggrund aus, der das „höhere

Digitized by Google

Interesse" in viel weiterem Kreise erblickt als in der Verhütung eines einzelnen Falles von Ansteckung usw. Ihr ist Anfang und Ende, Kern und Wesen des Verhältnisses zwischen Arzt und Krankem das Vertrauen. Der Kranke kommt zum Arzt in dem Bewußtsein, sich ihm rückhaltlos anvertrauen zu dürfen. Die Zurückhaltung und Vorsicht, die im sonstigen Leben notwendig ist und die gleich einer Schutzhülle das Eindringen rauher Außenwelt verwehrt, fällt ab in dem Augenblick, da die Hilfe des Arztes gesucht wird. Für den Patienten bildet das Vertrauen zum Arzt die notwendige Voraussetzung für Schutz- und Hilfemöglichkeit, nicht nur das Vertrauen in seine ärztliche Kunst, sondern auch in seine menschlichen Eigenschaften. Für den Arzt andererseits wird das Vertrauen des Patienten zur unumgänglichen Notwendigkeit, soll seine Tätigkeit in vielen Fällen nicht von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt sein. Ohne rückhaltloses Vertrauen des Patienten, ohne möglichst lückenlose Offenbarung der Vorgeschichte, ist richtige Diagnose und Heilung erschwert, ja unmöglich. Die aufrichtigen Schilderungen, die der Kranke von der Art seines Leidens gibt, die Mitteilungen über frühere, sonst oft ängstlich verschwiegene Krankheiten und Erlebnisse, über Familiengeschichte und Erblichkeitsverhältnisse bedingen häufig erst die Möglichkeit der Erkenntnis von dem Wesen der den Beschwerden zugrunde liegenden Krankheit.

Alle diese Offenbarungen und Mitteilungen würden indessen niemals gemacht, wenn der Kranke nicht die feste Überzeugung besäße, daß seine Worte und Mitteilungen unter der selbstverständlichen Voraussetzung unverbrüchlichen Stillschweigens entgegengenommen würden, daß es nicht anders ist, als spräche er zum Priester in der Beichte oder zu sich selbst. So kommt es auch nur selten vor, daß ein Patient den Arzt darauf aufmerksam macht, er dürfe über ein Anvertrautes nicht reden. Das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patienten läßt es im allgemeinen zu einer solchen — jedem anderen, dem wichtige Geheimnisse anvertraut werden, gegenüber selbstverständlichen — Ermahnung nicht kommen.

Wäre nun aber — sei es auch aus idealen Gründen — eine Lockerung der Schweigepflicht gegeben, bestände die Möglichkeit für den Arzt, das Schweigen zu brechen, so wäre eine Verwüstung und Zerrüttung des Vertrauensverhältnisses zwischen Arzt und Patienten unausbleiblich. Geschlechtskranke Personen würden sich hüten, sich dem Arzt anzuvertrauen; Personen, in deren Familiengeschichte Geisteskrankheiten vorgekommen sind, würden es sich überlegen, das ohne weiteres dem Arzt mitzuteilen, wenn die Gefahr besteht, daß vielleicht später ein „höheres Interesse" das Anvertraute öffentlich machen könnte. Das aus solcher seelischer Einstellung entstehende Unglück ist vieltausendfach größer, als es durch die Verhütung des nicht gerade unmöglichen, aber doch im Verhältnis zu der Anzahl der Geschlechtskranken seltenen Vorkommnisses, von dem diese Darlegungen ausgingen, gutgemacht werden könnte. Der Einzelfall tritt hier gegenüber der großen Masse gewissermaßen in den Hintergrund. Zu dieser zahlenmäßig praktischen Erwägung tritt die ideale hinzu, daß auch das Ver-

Digitized by Google

trauen eines leichtsinnigen und verbrecherischen Menschen vom Arzte nicht enttäuscht werden darf: die durch das verwerfliche Verhalten des Patienten neu geschaffenen Bedingungen heben die alten Voraussetzungen, unter denen der Kranke sein Geheimnis anvertraute, eben das Bewußtsein des Begrabenseins in der Seele des Arztes, nicht auf.

So kommt man zu dem Schluß, daß die gesetzliche Festlegung der Schweigepflicht so streng sein muß wie nur möglich. Wenn sich der Arzt im einzelnen Fall über diese Gesetze hinwegsetzt, weil ihm Gewissenskonflikte die Einhaltung der Schweigepflicht innerlich unmöglich machen, wenn er das tut, was ihm sein Gewissen gebietet, und was ihm subjektiv bei Abwägung der sich aus der Pflichtenkollision ergebenden Konsequenzen als notwendig erscheint — so wird das verständlich und menschlich zu billigen sein. Aber der Arzt sowohl wie die Masse der Kranken müssen sich dabei bewußt sein, daß es sich bei diesem Bruch des Schweigens um eine objektive Verletzung der gesetzlichen Schweigepflicht handelt. Durch keine Auslegung darf das Vorhandensein dieser Gesetzesbeschränkung in Zweifel gezogen werden. Aber auch in der sonstigen Rechtsprechung wird ja, je nach der Lage im einzelnen Fall, nicht jeder verurteilt, der sich gegen eine Gesetzesvorschrift vergeht.

Das Vertrauen zum Schweigen des wissenden Arztes läßt viele Bemühungen der sozialen Hygiene erst zur Wirksamkeit reifen. Es bildet beispielsweise die Grundlage des neuestens Strebens der sozialen Hygiene, des endlich durchgesetzten Schrittes des amtlichen Rates zur Gesundheitsuntersuchung vor der Eheschließung. Dieses Beginnen — ein primitiver Anfang nur des Notwendigen — wäre von vornherein zur Aussichtslosigkeit verdammt, wenn nicht die Schweigepflicht des ärztlichen Untersuchers, dem man sich freiwillig anvertraut, eine unumstößliche Gewißheit wäre.

Bestünde die generelle Möglichkeit, daß der Arzt im öffentlichen Interesse oder zur Abwendung eines Schadens für Dritte von den anvertrauten Mitteilungen Gebrauch machen könnte, so würden viele Angaben mit ganz anderem Bedacht gemacht, als es jetzt geschieht: die seelische Einstellung des Patienten dem Arzt gegenüber wäre nicht die unbedingten Vertrauens, sondern die der gleichen Vorsicht wie im Verkehr mit anderen fremden Menschen. Anders liegen die Dinge natürlich in jenen festgelegten Fällen, wo die Kranken von vornherein wissen, daß eine ärztliche Schweigepflicht bestimmten Stellen gegenüber nicht vorhanden ist, also bei einem Amtsarzt, dem Vertrauensarzt einer Kasse, bei gerichtsärztlichen und anderen Gutachten, bei anzeigepflichtigen Krankheiten usw. Hier kommt der Kranke zum beamteten Arzt bereits in dem Bewußtsein, daß es dessen Aufgabe ist, der betreffenden Behörde oder Kasse Bericht zu erstatten; eine Verletzung der Schweigepflicht kommt also nicht in Frage, insoweit der beamtete Arzt nur seiner pflichtgemäßen, Kranken und Allgemeinheit bekannten Auskunfterteilung an die vorgeschriebene Stelle nachkommt. Der Kranke macht denn auch seine Angaben hier häufig mit einer fühlbaren, oft recht unerwünschten Reserve und Tendenz.

Digitized by Google

Auf dieser Linie liegt auch die Möglichkeit, in Fällen wie den eingangs geschilderten, den Arzt von der Pflichtenkollision zu befreien, ohne das Grundgebot der ärztlichen Schweigepflicht zu verletzen. Trotz aller berechtigter Bedenken ist die allgemeine Anzeigepflicht der übertragbaren Geschlechtskrankheiten unbedingt zu fordern. In diesem Zusammenhang ist rückhaltlos zu unterschreiben, was Spinner in seinem „Ärztlichen Recht" ausführt: „Die Anzeige von drohender Ansteckung oder Ansteckung mit nicht anzeigepflichtigen Krankheiten (in Frage kommen die venerischen Krankheiten!) kann vom Staate anders geregelt werden, ohne daß der Arzt denunzieren muß. Ist eine ansteckende Krankheit so wichtig, daß die Ansteckung damit als ein Verbrechen gelten kann, dann hat der Staat einfach die Pflicht, sie anzeigepflichtig zu erklären."

Die Grundlage des Verhältnisses zwischen Arzt und Kranken ist das Vertrauen. Es beruht vornehmlich auf dem Wissen und dem Gefühl des Helfers und Beraters, ohne daß dieses Wissen immer zum klaren Bewußtsein dringt. Eine Antastung dieser Grundlage zu einem bestimmten, auch ideal begründeten Zweck darf nie und nimmer erfolgen. Sie würde sich bitter rächen, indem das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patienten einem reinen, vorsichtbelasteten Zweckverhältnis Platz machte.

Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr

Von

Georg Heinrich Hartmann

(Schluß)

Livenhof, Ende Oktober. Seit einigen Tagen sind wir wieder hier. Die Fahrt von Riga war recht interessant. Wir marschierten aus unserem Gefängnis nach dem Bahnhof. Die gegenseitige Artillerie begann gerade in Tätigkeit zu treten, daher wenig Menschen auf den Straßen. Auf dem Bahnhof war eben ein Truppentransport aus Esti eingetroffen. Wir fuhren mit größter Schnelligkeit. Als wir an einem estnischen Panzerzuge vorüberkamen, mußte ich an unsere Kämpfe im verflossenen Sommer denken. Wir rechneten damit, vom anderen Ufer aus beschossen zu werden. Die Stationen lagen tot und still da infolge Einstellung des Privatverkehrs. In Kreuzburg kamen wir spät abends an. Ich übernachtete in Jakobstadt und fuhr am nächsten Morgen die 30 Kilometer bis Livenhof weiter. In der Truppe herrscht eine sehr erregte Stimmung. Was Nachrichten anbetrifft, so sind wir nur auf unsere Funkenstation angewiesen. Vor uns die Bolschewiki und hinter uns die beiden streitenden Parteien. Oft hört man den Kanonendonner in unserem Rücken. Geht

Digitized by Google

Bermondt über die Düna, so schneidet er uns von unserer Verpflegung ab. Aus Mißtrauen liefern die Letten immer nur Verpflegung für einige Tage, daher sind wir vollständig abhängig und müssen, um nicht zu verhungern, verhandeln. Nachdem Bermondt einige Zeit vor Riga gelegen, schlug er ein- oder zweimal Friedensverhandlungen vor, um mit den Letten gemeinsam gegen die Bolschewiki zu operieren. Die Letten gehen darauf nicht ein, sondern haben auch Deutschland den Krieg erklärt. Die Deutschen schlagen sich teilweise glänzend, die Russen ausnahmslos schlecht. Sie laufen über und werden dann zu Judenitsch geschickt. Jetzt hat auch die englische Flotte eingegriffen. Die Franzosen verfügen nur über zwei Zerstörer. Als Rangältester leitet der Franzose Briçon die Operationen. Gegen die Schiffsgeschütze kann Bermondt mit seiner Feldartillerie nicht aufkommen, auch soll er bereits an Munitionsmangel leiden, trotzdem hat er den Kampf aufgenommen und den Dragoon schwer beschädigt. Hier versteht keiner die Bermondtsche Strategie. Einzelne Abteilungen durchziehen planlos das Land, sind unglaublich unvorsichtig, fallen in Hinterhalte und werden aufgerieben. Dünamünde haben die Letten wieder besetzt. Das englische Sperrfeuer ermöglichte den Übergang über die Düna. Obgleich nur einige hundert Mann Libau angriffen, so kamen sie doch bis in die Stadt und mußten erst den englischen Kanonen weichen. Hier gewinnt man immer mehr den Eindruck, daß bei Bermondt von einem einheitlichen Operationsplan nicht die Rede ist."

Ich blieb einige Wochen in Livenhof, da ich dort erkrankte. Bereits machten sich die ersten Anzeichen der Grippe und des Flecktyphus, die uns später so furchtbar heimsuchten, bemerkbar. Sobald ich einigermaßen wieder hergestellt war, fuhr ich nach Riga zurück. Diese manchmal tagelangen Eisenbahnfahrten in überfüllten, ungeheizten Wagen empfand ich als wahre Qual. Das Verhalten der lettischen Soldaten richtete sich nach der im Zuge befindlichen Anzahl der Landeswehrleute. In Riga mußten wir schon an der sogenannten Alexanderpforte aussteigen. Der eigentliche Bahnhof lag unter zu starkem Feuer. Die meisten Leute aus dem Volke, mit denen ich sprach, hielten die Sache Lettlands noch immer für verloren. Eine gewisse Anerkennung wird man der Fähigkeit der Letten nicht versagen können, andererseits war ihr Verhalten äußerst kurzsichtig, wie die Gegenwart bereits zu zeigen beginnt. Damals steifte ihnen die Entente den Rücken, gegen die Deutschen konnte sie es, gegen die Bolschewiki ist sie wehrlos.

In der zweiten Hälfte des November erreichte die Tragödie, welcher unter dem Namen Bermondt-Abenteuer zu den traurigsten Kapiteln baltischer Geschichte gezählt werden wird, ihren Abschluß. Denn ein Abenteuer war es, nicht in der Idee, sondern in der Ausführung. Am Abend des 15. November verstärkte sich das Feuer orkanartig, die Schiffsgeschütze dröhnten ununterbrochen, die Bermondtsche Artillerie muß buchstäblich zugedeckt worden sein. Auf allen Punkten gingen die Letten vor. Stellenweise kämpften die deutschen Soldaten wie die Löwen, stellenweise versagten sie. Als die Bevölkerung

Digitized by Google

am anderen Morgen, ich glaube einem Sonntag, aufwachte, wurde sie zum erstenmal seit fünf Wochen nicht mit Granaten begrüßt, alles atmete auf. Ich machte einen Rundgang durch die Stadt, überall trat man auf Glas, kein Haus wies heile Fensterscheiben auf, dabei ist Glas in Lettland kaum mehr zu haben. Man vergegenwärtige sich, wie die Bevölkerung gelitten haben muß, kein Brennmaterial, zum Teil offene Fenster und dabei eine eisige Kälte und völliger Mangel an Nahrungsmitteln. Nach einigen Tagen wurde Mitau genommen. Das herrliche Schloß und verschiedene andere schöne Gebäude gingen in Flammen auf, es scheint leider sicher, daß sie von deutschen Soldaten angezündet worden sind. In kurzer Zeit war ganz Kurland in lettischen Händen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Regierung Ulmanis sei von den Bolschewiki gestürzt oder habe sich mit diesen verbündet und die Roten überschwemmten das Land. Wieder begann eine Massenflucht der Balten, namentlich Mitau wurde von ihnen verlassen. Mit den abziehenden Truppen verließen sie als Bettler die Heimat. Hätten sie es nicht getan, wären sie ein Opfer der zügellosen lettischen Soldateska geworden. In Mitau hat sie schrecklich gehaust. Wochenlang sind die von Balten bewohnten Häuser systematisch geplündert worden. Hierbei gingen die Offiziere gewöhnlich mit gutem Beispiel voran. Man scheute sich nicht, die Behörden mit fremdem Gut auszustatten. Eine Menge Unschuldige wurden ermordet, noch mehr kamen ins Gefängnis, ganz besonders wüteten die Letten in der Libauer Gegend. Eine Reihe von Gutsbesitzern fanden den Tod, darunter befand sich der Vater unseres gefallenen Kommandeurs. Sein Lebenlang war er ein deutscher Patriot, im Dienste seiner Heimat an führender Stelle tätig gewesen. Die Treue zu seinem Volk bezahlte er mit dem Leben. Die Regierung konnte und wollte gegen die Missetäter nicht vorgehen. In dem eben geschilderten Falle haben Regierungsorgane den Mord wohl veranlaßt. Eine Spionenriecherei und das durch Rußland großgezogene Denunziantenwesen kamen zu höchster Blüte. Daß die Regierung die am Bermondt-Unternehmen Beteiligten zu Hochverrätern erklärte, wird man noch verstehen können, ganz besonders, wenn man den ungeheuren Druck, den die linken Parteien auf sie ausübten, und den Mangel an moralischer Widerstandskraft, dieses Erbübel des lettischen Volkes, in Betracht zieht. Das Verbrechen, das sie beging, bestand darin, daß sie die Gelegenheit benützen wollte, um das ganze Baltentum zu vernichten, obgleich ihr bekannt war, daß der baltische Nationalausschuß, die für völkische Angelegenheiten maßgebende Stelle, sowie die Landeswehr ihr nicht den geringsten Grund zu Verdächtigungen gegeben hatten. Während der Bolschewikizeiten hatten die Kommunisten auch den gesamten livländischen Großgrundbesitz an sich gerissen. Die Regierung gab ihn den rechtmäßigen Besitzern nicht zurück. In größter Not fristen diese nun ihr Dasein. Dabei weiß die Regierung, daß sich gerade unter ihnen sehr viele befinden, die im Kampf gegen die Bolschewiki ihr Leben gelassen oder sich große Verdienste erworben haben. Nun ging es über den kurländischen Großgrundbesitz her. Hat man erst den Grundbesitz,

Digitized by Google

von jeher den finanziellen Rückhalt des Baltentums, vernichtet, so wird man mit dem Bürgertum ein leichtes Spiel haben, dieses ist durch den Krieg ohnehin völlig verarmt, zum großen Teil seiner Berufe beraubt, auf die Dauer allein nicht in der Lage, den völkischen Kampf zu führen. Es hat ihn mit bewunderungswürdiger Hingabe aufgenommen und auch Erfolge erzielt, schließlich aber wird es erliegen. Die geschickten lettischen Politiker suchten zwischen Adel und Bürgertum einen Keil zu treiben, indem sie immer wieder erklärten, gegen letzteres nicht das geringste zu haben. In der Praxis aber handeln sie anders. Im allgemeinen schlugen diese Versuche fehl. Nur der Minister des Inneren A. Berg zeigte einiges Gerechtigkeitsgefühl und ging bis zu einem gewissen Grade von dem Wunsche aus, alle Kreise zur Mitarbeit heranzuziehen. Es ist ihm gelungen, manches Unglück zu verhindern.

Als Bermondt seine militärischen Aktionen begann, bildete sich in Mitau der sogenannte Zentralrat, bestehend aus Russen, Letten und Balten. Erstere machten den großen Fehler, das Land bereits als russische Provinz anzusehen, was die Letten mit Recht zurückstieß. Die Balten hatten den Wunsch, mit den Letten zusammenzugehen. Eine Reihe Balten übernahm nur Posten, weil sie glaubten, damit das Land vor rücksichtsloser Ausbeutung und Willkür zu schützen. Dem Bermondt-Unternehmen lag ein richtiger Gedanke zugrunde, und wenn es später ausgeführt worden wäre, ist es durchaus möglich, daß die Letten und die Entente die wertvolle militärische Hilfe unter bestimmten Voraussetzungen angenommen hätten. Ob es möglich war, bis zum geeigneten Zeitpunkt zu warten, ist freilich eine andere Frage. Daß Bermondt Riga nicht nahm, war, wie gesagt, aus militärischen und politischen Gründen verständlich. Daß er aber mitten in einer erfolgreichen Offensive stehenblieb, war die Hauptursache seines frühzeitigen Zusammenbruchs. Er erwartete einen großen estnischen Vorstoß im Raume von Friedrichstadt. Die Esten sollten über die Düna gelassen und dann vernichtend geschlagen werden. Die Esten aber kamen nicht. Statt dessen griffen die Litauer, wenn auch mit schlechten Truppen, ein. Bermondt war in keiner Weise die geeignete Persönlichkeit für ein so großes Unternehmen, aber auch von den deutschen Führern läßt sich dies nicht behaupten.[1]) Bestätigt werden diese Ausführungen durch nachstehenden Brief, einer mit den Verhältnissen sehr wohlvertrauten, durchaus urteilsfähigen Persönlichkeit:

„Als Bermondt seinen Angriff auf Riga begann, hatte er zunächst vollen Erfolg. Riga wurde in eiligster Flucht von den Letten geräumt. Im Einvernehmen mit der Interalliierten Kommission bereitete die lettische Regierung ein Waffenstillstandsangebot vor, dessen Absendung durch einen Zufall unterblieben ist. Da Riga nicht besetzt wurde (was rein militärisch unter Umständen zu verstehen ist) entwickelte sich ein lettischer Widerstand: Riga wurde gehalten.

[1]) Graf v. d. Goltz, dem das Land so viel Dank schuldig ist, hatte es am 11. Oktober verlassen.

Digitized by Google

Anstatt nun an irgendeiner anderen Stelle (Friedrichstadt usw.) offensiv vorzugehen, blieben die Bermondtschen Truppen vor Riga liegen, den Letten die Möglichkeit zur Organisation des energischsten Widerstandes bietend.

Als der von Bermondt erwartete politische Erfolg nicht eintraf, schien man in seinem Stabe völlig hilflos zu sein: „Der Fall war einfach nicht vorausgesehen." Man entschloß sich nach vierzehntägigem nutzlosem Warten zu einer Expedition gegen die Kretulschen Banden in der Gegend von Talsen. Wertvolle Truppen gingen dorthin ab. Die beste Truppe, die deutsche Legion, legte man nach Bauske und Muj.(?), „die Litauer konnten eingreifen". Um dieser unverantwortlichen Verzettelung die Krone aufzusetzen, begann man Ende Oktober die Festung Libau zu berennen, die aufs sorgfältigste von den Engländern zur Verteidigung vorbereitet worden war. Der Angriff hatte an Ort und Stelle nirgends Erfolg, wohl aber machte sich das Abziehen so starker Truppen vor Riga auf das empfindlichste bemerkbar: die dortliegenden Truppen konnten nicht abgelöst werden, Verpflegung konnte nur spärlich herangebracht werden, weil das rollende Material zu den Verschiebungen auf den anderen Kampfschauplätzen gebraucht wurde. So sank die zu Anfang glänzende Stimmung der Truppe (besonders auch durch den Eintritt starker Kälte) völlig in sich zusammen.

Als dann der Gegenangriff der Letten einsetzte, war der völlige Zusammenbruch des ganzen Unternehmens selbstverständlich."

Politisch wurde scheinbar geschickter operiert. Allerdings waren Reichsdeutsche dabei kaum beteiligt. Der zwischen der politischen und militärischen Leitung notwendige Zusammenhang muß gefehlt haben. Eine wirkliche militärische Führung kann gar nicht bestanden haben. Die alten russischen Fehler, Korruption und Strebertum, machten sich sofort bemerkbar.

Zu gleicher Zeit, als das Bermondt-Unternehmen zusammenbrach, erlitt die gesamte russische weiße Front dasselbe Schicksal. Das erste Opfer war Koltschak. Er wurde geschlagen und von den Tschechoslowaken gefangen genommen, die ihn den Bolschewiki auslieferten. Der französische militärische Vertreter General Jeannin (?) hat eine wenig schöne Rolle dabei gespielt. Denikins Offensive machte anfänglich glänzende Fortschritte, er bedrohte bereits Moskau, da griffen die Feinde seine beiden zurückgebliebenen Flügel an und schlugen ihn vollständig. Sein Nachfolger wurde General Baron Wrangel, einer der besten Heerführer Denikins. Judenitsch näherte sich Petersburg. Seine Patrouillen sollen sogar in den Vorstädten gewesen sein. Aber auch bei ihm erfolgte der Rückschlag. Ob ihn die Esten wirklich im Stich ließen, weiß ich nicht. Die Nordwestarmee ist wahrscheinlich die schlechteste der drei großen russischen weißen Organisationen gewesen. Eine beispiellose Lotterwirtschaft herrschte bei ihr. Die Soldaten desertierten von den Weißen zu den Roten und umgekehrt, je nachdem es ihnen vorteilhaft erschien.

Zur Landeswehr gehörte auch ursprünglich die Abteilung des Fürsten Liven. Sie bildete ein besonderes Detachement mit russischer Kommando-

Digitized by Google

sprache, russischen Uniformen und Abzeichen. Sie rekrutierte sich aus Russen, Balten und Litauern. Am Estenkriege beteiligte sich dies Korps nicht. Es ließ sich betören und nach Reval verschiffen. Wenn bei uns die „Livenschen" stets als eine weniger gute Truppe gegolten, so war sie die Elite der Nordwestarmee. Bei deren Untergange wurde sie aufgerieben. An Stelle des Fürsten Liven führte sie ein Kapitän Didorow, der sich durch große Tüchtigkeit auszeichnete. Die Nordwestarmee mußte sich hinter die Narowa zurückziehen, wurde von den Esten entwaffnet und zum Teil interniert. Sie ist durch Kämpfe, Desertion, vor allem aber an Krankheiten buchstäblich ausgestorben. Wenn man Augenzeugen erzählen hört, wird man an mittelalterliche Schilderungen aus den Pestzeiten erinnert. Die tüchtigsten Elemente des Baltentums hatten sich dem Livenschen Korps nicht angeschlossen. Die nordbaltische Landeswehr, die lange im taktischen Verbande mit der Nordwestarmee focht und ganz Hervorragendes leistete, kam nach Abschluß des Friedens zwischen Eesti und Sowjetrußland nach Pernau, wo sie demobilisiert wurde. Die Murmanfront war vorher den Roten erlegen. Somit hatte der Kampf zwischen dem weißen und dem roten Rußland um die Wende des Jahres 1919 mit einem völligen Siege des letzteren geendet. Zur selben Zeit wurde in Deutschland von vielen und nicht einflußlosen Kreisen der Bolschewismus als erledigt angesehen. Nur in der Krim hielt sich General Wrangel mit den kümmerlichen Resten der Freiwilligenarmee, weil die Bolschewiki bereits begannen, alle Kräfte gegen die Polen zusammenzuziehen. Auch die Randstaaten zeigten zum Teil die Neigung, Frieden zu schließen. Eesti war der erste Staat, der es und, wie es heißt, gegen den Rat Englands tat. In Lettland wollte man auch Frieden schließen, sich aber vorher in den Besitz eines Teiles von Lettgallen mit Dünaburg setzen.

Mit der Auflösung der Bermondtschen Truppen war seitens der Entente der französische General Niessel beauftragt. Obgleich man versuchte, ihn ausschließlich mit lettischen Augen sehen zu lassen, so erkannte er, daß Lettland bolschewistisch unterwühlt war. Er gab der Regierung den Rat, die Landeswehr als zuverlässigste Truppe beizubehalten. Es scheint, als ob Niessel und General Malcolm, der Chef der englischen Militärmission in Berlin, die Situation übersahen und demgemäß dem Obersten Rat in Paris berichtet haben. Verschiedene mit der Ostpolitik vertraute Persönlichkeiten neigen zu der Ansicht, daß gewisse Ententekreise das Bermondt-Unternehmen nicht unbedingt ablehnten. Und daß, wenn es militärisch besser organisiert gewesen wäre, sie ihm ihre Unterstützung keineswegs versagt hätten. Esten und Letten hatten die Entente enttäuscht, sie erkannte allmählich, daß die Rechtsbegriffe und das Pflichtbewußtsein bei ihnen nicht genügend ausgebildet waren, um einen Staat auf die Dauer erfolgreich zu leiten. Der Handel kam nicht in Fluß. Wenn man den Letten auch eine gewisse diplomatische Geschicklichkeit nicht absprechen kann, so ist eine gewandte Diplomatie noch keine Staatskunst, und die fehlte vollständig, wie sie überhaupt auf der Welt im beständigen Abnehmen begriffen ist. Das Nationalgefühl der Letten äußert sich meist in einem uferlosen Chauvi-

Digitized by Google

nismus, der sie aber nicht hindert, in der Stunde der Gefahr jede Würde abzulegen und die Hilfe der eben noch Bekämpften anzuflehen. Sehr schädlich wirkt auch das Fehlen allen historischen Denkens und die Neigung, mit Schlagworten und durch sogenannte populäre Maßnahmen die großen Realitäten des Lebens außer acht zu lassen. Ganz besonders äußert sich dies in der Wirtschaftspolitik und den Minoritäten gegenüber. Lettland, Estland und Litauen sind eben keine Rechtsstaaten, und dadurch haben sie auch in den Augen der Entente ungeheuer verloren; wenn sie von ihr noch gestützt werden, so geschieht dies in viel zurückhaltenderer Weise als vor einem Jahr.

Nachstehender Brief gibt ein zuverlässiges Bild von der politischen Seite des Bermondt-Unternehmens. Es kann daraus geschlossen werden, daß, wenn es Erfolg gehabt hätte, Europa heute wahrscheinlich anders aussehen würde.

„Als die russische Westarmee unter Awalow-Bermondt in ihrer militärischen Organisation so weit gediehen war, daß damit gerechnet werden konnte, in absehbarer Zeit den Vormarsch gegen Sowjetrußland beginnen zu können, mußte natürlich in den leitenden Kreisen die politische Frage erwogen werden, zumal es sich bei Denikin gezeigt hatte, daß gerade die Organisation der inneren Verwaltung in den befreiten Gebieten für die weiteren militärischen Erfolge von ausschlaggebendster Bedeutung war. Da man davon ausging, durch Verhandlungen mit Letten und Litauern einen Frontabschnitt etwa nördlich Dünaburg mit einer eigenen Truppe in diesen beiden Randstaaten zu erhalten, der aber nur auf die Verbindung mit Deutschland, also die Haupteisenbahnen, beschränkt geblieben wäre, so handelte es sich darum, eine politische Organisation zu schaffen, die einerseits in den zu befreienden rein russischen Teilen die neue Verwaltung aufbauen, andererseits aber, da sich ja die Westarmee dem Oberkommando General Denikins unterstellt hatte, mit dessen Regierung in engster Fühlung zu bleiben, und zwar so weit, als sie nicht durch die räumliche Trennung bedingte selbständige außenpolitische Handlungen vornehmen sollte. Aus diesem Gedankengang ergibt sich von selbst, daß man für diese politische Organisation nicht den Namen Regierung, sondern „Zentralrat beim Stabe der Westarmee" wählte. Als Letten und Litauer den Durchmarsch der neuformierten russischen Armee nicht gestatteten, kam es zu dem bewaffneten Zusammenstoß, der nun den Zentralrat vor die Aufgabe stellte, nicht, wie anfangs gedacht, russisches, sondern lettisch-baltisches Territorium zu verwalten. Der Zentralrat löste die Aufgabe, indem er mit den in Kurland weilenden Vertretern der Needra-Regierung in Verbindung trat und sie beauftragte, nach Rücksprache und gemeinsam mit einigen Balten, die in Mitau weilten,[1]) eine Landesregierung zu bilden, und dieser Regierung die Verwaltung Kurlands übertrug. Eine endgültige Lösung der Frage über die Autonomie Lettlands resp. verschiedene Formen der Selbstverwaltung konnte erst nach Lösung der russischen Frage und durch die russische Regierung stattfinden, deshalb wurde

[1]) Vgl. S. 161. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

die Frage vom Zentralrat vorläufig dahin gelöst, daß der lettischen Landesregierung die größten Rechte eingeräumt wurden, einschließlich Eisenbahnen und Post, und nur in Fragen der äußeren Vertretung und des Zolles war der Zentralrat als oberste Behörde am Orte zuständig. Sowohl Zentralrat wie auch Landesregierung waren Frühgeburten, ja Fehlgeburten, da sie unter ganz anderen Voraussetzungen für ganz andere Aufgaben geboren werden sollten. Der Ausbruch des bewaffneten Konflikts den 8. Oktober 1919 kann als ihr Geburtstag bezeichnet werden, und unter den ungünstigsten äußeren Umständen begannen sie ihre Tätigkeit. Die inneren Schwierigkeiten, die sich der neuen Zivilgewalt entgegenstellten, brauchen nicht erst erwähnt zu werden, wurden aber noch wesentlich dadurch vergrößert, daß in dem von Truppen überfüllten Mitau kein Platz für normale Unterbringung der Geschäftsräume zu schaffen war, ein Umstand, der, so äußerlich er anmuten mag, doch große Unbequemlichkeiten mit sich brachte. Da England im Juli die alte Ullmanisregierung wieder in den Sattel gehoben hatte, war von Anfang an damit zu rechnen, daß es auch weiterhin seinen Plan verfolgen würde, die Randstaaten zu stützen, wenn es nicht gelang, aus der russischen Westarmee einen militärischen Machtfaktor zu schaffen, der im Verein mit der damals siegreich vordringenden Armee Denikins und der russischen Nordwestarmee unter Judenitsch der ganzen Entwicklung im Osten eine neue Entwicklung gab. Mit Frankreichs Gegnerschaft mußte von vornherein gerechnet werden, galt doch dort alles, was mit Deutschland im Zusammenhang stand, als feindlich, daher hieß es, sich mit Polen, Frankreichs einziger Waffe im Osten, zu setzen, was möglich schien, da Litauen gegen die Russen Stellung genommen hatte und man aus dem äußerst scharfen Gegensatz zwischen Polen und Litauen und der sich damals anbahnenden Verständigung zwischen Polen und Denikin Vorteil zu schöpfen hoffte. Zu diesem Zweck wurde sofort ein Glied des Zentralrats zu Verhandlungen nach Warschau delegiert. Amerika war damals schon wenig in Europa interessiert, und man konnte mit einer wohlwollenden Neutralität rechnen. Somit ergab sich als erste und wichtigste Aufgabe, in schnellste Verbindung mit Denikin und Judenitsch zu treten und von ersterem die Anerkennung zu erlangen, zweitens durch einen militärischen Sieg die eigene Stärke zu bewähren, denn nur dadurch wäre England zu bewegen gewesen, seine Politik in Rußland notgedrungen zu ändern. Die englische Politik jedoch parierte noch mit anderen Mitteln. Erstens wurde Judenitsch gezwungen, dem dienstlich jüngeren Bermondt den Befehl zu geben, sich sofort nach Reval einschiffen zu lassen, zweitens wurde ein starker Druck von seiten der Entente auf Deutschland ausgeübt und letzteres nicht nur dadurch, sondern auch durch das verderbliche Wirken der Sozialdemokratie, ja selbst einzelner einflußreicher Führer und Politiker anderer Lager gezwungen, seine Grenze nach Kurland zu schließen und somit jeglichen Nachschub an Ausrüstung, Waffen, Munition und Freiwilligen zu unterbinden. Als General Bermondt dem erfolgten Befehl Judenitschs nicht nachkam, wurde er von diesem zum Landesverräter erklärt, und um wiederum den Einfluß Judenitschs

Digitized by Google

Denikin gegenüber zu stärken, dessen Sympathien für Bermondt auf der Hand lagen, wurde der Nordwestarmee befohlen, auf Petersburg vorzustoßen und die Hauptstadt zu nehmen. Daß dieses Manöver mit unzureichenden Mitteln kläglich scheitern mußte, lag zu sehr auf der Hand, und nur vom englischen politischen Standpunkt ist dieses Unternehmen überhaupt zu verstehen. Daß ein immerhin erfolgreicher General wie Judenitsch sich überhaupt dazu hergab, beweist nur, wie sehr er sich in der Hand Englands befand, einer Hand, die seine Armee der Vernichtung preisgegeben hat. Wie weit dies in der Absicht Englands lag, muß späteren Untersuchungen anheimgestellt werden. Daß England sich mit allen politischen Mitteln der russischen Westarmee entgegenstemmen würde, war niemand ein Geheimnis, doch hatte man nicht erwartet, daß englische Schiffsgeschütze aktiv in den Kampf eingreifen würden, daß mithin die ganze Frage der Wiederherstellung Rußlands mit Hilfe deutscher Freiwilliger so sehr der englischen Politik zuwiderlief, daß sie sich nicht scheute, offen gegen Rußland aufzutreten und sich nicht nur die Westarmee, sondern noch weite Kreise darüber hinaus zu Feinden zu machen. Da die Anerkennung durch Denikin offiziell nicht erfolgte, wohl auch unter dem Drucke der Entente, so war dem Zentralrat jegliche Initiative aus den Händen gerungen, und die Entscheidung lag einzig und allein bei der Waffe. Mittlerweile wurde der politische Druck auf Deutschland von seiten der Entente verschärft, wozu es bei der damaligen Stimmung in deutschen Regierungskreisen nicht viel bedurfte, und damit jegliche Verbindung nach Deutschland unterbunden, die deutschen Truppen, die noch die Bahnlinie Schaulen-Tilsit besetzt hielten und dadurch wenigstens indirekt die Etappe sicherten, zurückgezogen. Die russische Westarmee war allein auf sich und das, was sie aus dem durch den Bolschewismus schon gänzlich ausgesogenen Lande schöpfen konnte, angewiesen, von allen Seiten militärisch bedroht, der einsetzenden kalten Witterung schutzlos preisgegeben. Auf den Druck der Entente hin, die in der Westarmee ein deutsches Unternehmen sah, hatte die deutsche Regierung das Anerbieten gemacht, eine interalliierte Kontrollkommission nach Mitau zu entsenden, um sich an Ort und Stelle vom Tatbestand zu überzeugen und zu beweisen, daß alle deutschen Militärs, die sich in Kurland befanden, nicht mehr dem deutschen Oberbefehl unterstanden, daher nicht auf einen Befehl von Berlin aus zurückgezogen werden konnten. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und die Kommission unter Leitung des französischen Generals Niessel traf in Tilsit ein, als der militärische Zusammenbruch bereits erfolgt war und die Kälte und Krankheit bereits die schwierige Aufgabe gelöst hatten, die England dem französischen General zugedacht hatte. Die zweite Instruktion, die General Niessel für den Fall in der Tasche hatte, daß sich die russische Armee widerstandsfähig genug erwiese, um ihre Ziele durchzukämpfen, und die ein Nachgeben in gewissen Fragen vorsah, konnte in der Tasche bleiben, das Ziel war erreicht, die einzige russische Armee, die genügend Hinterland und Nachschubmöglichkeiten sowie kampfkräftiges Menschenmaterial zur Verfügung hatte, um erfolgreich und dauernd

Digitized by Google

den Bolschewismus niederzuwerfen, war zertrümmert. Mit dem militärischen Zusammenbruch hörte jede politische Betätigung des Zentralrats auf. Entente und deutsche Sozialdemokratie hatten das Ziel erreicht, Europa nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Der Niederbruch Polens ist die erste augenscheinliche Frucht dieser Politik. Bald werden andere Staaten dem Beispiel Polens folgen müssen."

Lievenhof, den 25. Dezember. Am 23. verließen wir Riga, um Weihnachten bei den Kameraden an der Front zu verbringen. Mit der Bahn ging's bis Kreuzburg, dann bei schöner Schlittenbahn nach Lievenhof. Vor dem Hause des Kommandeurs standen die Trophäen des letzten großen Streifzugs: zwei feindliche Geschütze. Zweimal war der Stoßtrupp tief in den Rücken des Feindes vorgedrungen. Jedesmal brachte er zwei feindliche Geschütze, darunter einmal schwere, Maschinengewehre, Gefangene und Pferde mit. Die lettischen Truppen haben ähnliche Erfolge nicht aufzuweisen. Tiefe Verstimmung verursacht es bei uns, daß die Leistungen der Landeswehr in den Heeresberichten nicht erwähnt werden. Auf diese Weise erfährt niemand etwas davon. Im Kriegsministerium sucht man sich damit herauszureden, daß während des Weltkrieges der russische Heeresbericht einzelne Truppenteile nicht nannte. Die Zeitungen dürfen nicht einmal von sich aus über die Taten der Landeswehr berichten. Nur in feuilletonistischer Form ist dies gestattet. Gestern feierten wir Weihnachten bei der 2. Schwadron. Es war sehr gemütlich dort. Wir bekamen köstliche Dinge, die zu diesem Tage aufgespart worden waren, vorgesetzt. Die Raumverhältnisse sind in den winzigen Bauernhäuschen zwar sehr beschränkt. Aber die Anwesenheit der Besitzer störte uns nicht, man setzte uns sogar selbstgebrautes, metartiges Bier vor. Der Feind verhielt sich die Nacht über ruhig. Ich traf auf der Bahnstation lettische Bolschewiki, die die Polen gefangen genommen und an Lettland ausgeliefert haben. Nie in meinem Leben habe ich so jammervoll aussehende Menschen gesehen. Halb verhungert, mit Lumpen und Schmutz bedeckt, zum Teil ohne Fußbekleidung warteten sie bei 15 Grad Kälte auf den Rigaer Zug. In den polnischen Konzentrationslagern sollen fürchterliche Zustände herrschen, dasselbe ist in den lettischen in Wolmarshof der Fall. Flüchtlinge aus Rußland, Bolschewiki, in Schutzhaft befindliche und deutsche Soldaten und Offiziere fristen darin ihr Dasein. Ich sprach Personen, die dort gewesen sind, und las eine Denkschrift darüber. Beraubt und gepeinigt werden die Menschen darin auf jede nur erdenkliche Art und Weise. Einzelne deutsche Soldaten sind erschossen worden. Noch schlimmer als die lettischen Soldaten betrugen sich ihre Offiziere. Die Entente erhielt Kenntnis davon und seitdem soll es ein wenig besser geworden sein. Auch in Libau sah ich bei bitterer Kälte deutsche Soldaten nur notdürftig bekleidet im Freien arbeiten. Manche haben ihr Schicksal verdient, denn sie ergaben sich feige und kampflos, andere aber haben sich gut gehalten und hofften in diesem Lande eine neue Heimat zu finden. Es liegt eigentlich nur im Interesse Deutschlands, wenn die Baltikumtruppen auf Forderung der Entente auf-

Digitized by Google

gelöst werden. Ihren Zweck können sie nicht mehr erfüllen, und das Ganze war derartig morsch, daß auch die guten Formationen und die überall vorhandenen tüchtigen Elemente von den schlechten immer wieder behindert wurden.

Lievenhof, den 29. Dezember. Das Leben wird allmählich unerträglich. An der schlechten Kost allein muß die Truppe langsam zugrunde gehen. Außer einer Wassersuppe und schlechtem Kaffee erhält man nichts. Wenn es Fischsuppe gibt, so verekelt schon der Geruch einem den Geschmack. Das Brot ist nach dem zweiten Tage kaum genießbar, Aufstrich gibt es lange nicht mehr. Da man von der Verpflegung nicht leben kann, so muß man sich das Fehlende hinzukaufen. Es ist aber kaum was zu haben, die Kaufkraft gering und die Preise unerschwinglich. Unsere Kantine leistet das mögliche. Die wenigen englischen Konserven sind ausgezeichnet, die Verteilung gerecht, aber wer kann sie bezahlen? Zigaretten kosten 1 Rubel das Stück, somit gibt der Soldat für vier bis fünf seine tägliche Löhnung aus. Von 3 Uhr an sitzt man im Dunkeln. Sogar der Stabschef,[1]) der einzige Nutznießer einer Lampe, steckt sie erst nach acht an, um zu sparen. Dabei haben wir es im Stabe noch gut im Vergleich zur Truppe vorn. Das gemeinsame Offiziersessen ist längst abgeschafft. Die Letten leben bedeutend besser. Ein Bekannter, der im Ballodschen Stabe war, erzählte von einem speisenreichen Mittagessen. Als die Kälte begann — der Frost setzte so früh ein, daß die Düna hier Anfang Oktober zufror —, hatten viele keine Mäntel. Es gab Artilleristen, die nicht reiten konnten, weil ihre Beinkleider in Fetzen gingen, von zerrissenen Stiefeln gar nicht zu reden. Damals gaben die wenigen, die zwei Mäntel besaßen, einen ab. Schreiber und überhaupt viele, die nicht an der Front standen, gaben auch ihren einzigen her. Manche besaßen noch warme Sachen und hatten sie in Libau, Mitau oder Riga zurückgelassen. Es erwies sich, daß die lettischen Soldaten das meiste geraubt und gestohlen hatten. Die Engländer liefern jetzt Bekleidung und Waffen, von ersterer sollten auch wir einiges bekommen. Das Material ist sehr gut, besonders die Unterkleider, nur liefert das Kriegsministerium ausschließlich zu kleine Nummern. „Die großen sind bereits verteilt," heißt es. Bei den Letten führt jetzt eine Division russische, eine englische, eine französische und ich glaube eine deutsche Gewehre. In den Häusern ist es sehr kalt. Eine Menge Gebäude sind zerstört, Fenster und Türen fehlen. Es gibt kein Glas und Bretter sind sehr schwer zu beschaffen. Die Zahl der Kranken ist im Zunehmen. Die Truppe ist unterernährt und überanstrengt, die Kompagnien schrumpfen zusammen. Freiwilliges Ausscheiden, Krankheiten, Gefechtsverluste haben unsere Zahl erheblich gemindert. Auch die Siebzehnjährigen werden entlassen. Unsere Minenwerfer mußten aufgelöst und den einzelnen Schwadronen zugeteilt werden, um sie notdürftig aufzufüllen. Dadurch, daß kein Briefverkehr mit Deutschland besteht, ist man ohne Nachrichten von den dort befind-

[1]) Der Stabschef Girgensohn hatte im September einen Urlaub angetreten und war durch die kriegerischen Verwicklungen von uns abgeschnitten worden. Ihn vertrat der Rittmeister v. Damnitz, ein deutscher Offizier von hervorragender Tüchtigkeit.

Digitized by Google

lichen Angehörigen, viele derselben sind in bitterster Not. Das Elend ist noch größer als man erfährt, weil die meisten schweigen. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Ruhe alle seelischen und körperlichen Leiden ertragen werden, dabei sieht die Zukunft düster aus. Trotz der Absperrung von der übrigen Welt empfindet man hier deutlicher, welche Gefahren Europa noch drohen.

Es ist endlich gelungen, ein Soldatenheim in Lievenhof zu errichten. Zwar ist es eisig kalt darin und an die armen Schwestern werden große Anforderungen gestellt, aber es wirkt belebend. Sogar ein Klavier ist da. Werden wir auch allmählich sterben wie die Nordwestarmee?

Lievenhof, den 4. Januar 1920. Zum Silvesterabend war ich bei der 1. Schwadron zu Gast. Es war sehr hübsch, aber trotz der gehobenen Stimmung merkte man doch, daß alle am Ende ihrer Kräfte sind. Dieses Jahr überlebt die Landeswehr nicht. Was auch kommen mag, sie hat nicht nur Bewunderungswürdiges geleistet, sondern sie hat es zu einer Zeit getan, die die anderen deutschen Stämme kraftlos und oft verächtlich sah. Die übermäßigen Anforderungen des Weltkrieges sind keine Entschuldigung, denn unter ihnen haben die Balten zum Teil weit mehr gelitten als die Bewohner des Reiches. Den Balten aus Estland und den Reichsdeutschen bei uns sind wir zum größten Dank verpflichtet, denn sie sind in höherem Maße Freiwillige als wir.

Gestern begann die große Offensive im Verein mit den Polen. Ein polnischer Verbindungsoffizier traf hier ein. In Gegenwart der lettischen Offiziere sagte er, die einzigen Truppen im Osten, die Disziplin halten, sind die Polen und die Landeswehr. Um 1/2 3 Uhr nachts verließen wir Lievenhof und fuhren im Schlitten zum Standort der 6. Schwadron, von da marschierten wir ungefähr 6 Kilometer auf dem Bohlenwege. Diese Art Wege sind von den Russen während des großen Krieges angelegt worden. Dann ging es in Schützenlinie vorwärts. Ganz fern wurde Kanonendonner hörbar — die Polen begannen Dünaburg anzugreifen. Der Feind leistete schwachen Widerstand. Die 2. Schwadron, bei der ich mich befand, hatte keine Verluste. Das Gehen im tiefen Schnee war sehr ermüdend und man merkte, wie kraftlos die Leute waren. Gegen Mittag besetzten wir die befohlenen Stellungen. Ich blieb die Nacht bei der zweiten und kam heute früh hierher zurück, wo der Oberstab jetzt liegt. Die Polen haben Dünaburg genommen. Bei uns wie bei ihnen hat alles geklappt, bei den Letten nicht. Unsere 5. Schwadron kam dadurch zeitweise in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Die Letten schämten sich so, daß sie dem Führer der fünften erzählten, sie hätten das ihnen zugewiesene Dorf genommen, was nicht der Fall war. Erst viel später ist ihnen dies gelungen.

Ich fuhr nach Riga zurück, wo ich an der Grippe, die so viele Opfer in unseren Reihen forderte, erkrankte. Als ich endlich genas, war ich dienstuntauglich geworden, auch mußten auf Befehl des Kriegsministeriums alle Reichsdeutschen aus der Landeswehr ausscheiden und in ihre Heimat zurückkehren. Ich glaube, daß die Engländer im Gegensatz zu den Franzosen nicht dafür waren. Während meiner Krankheit dauerte die Offensive fort. Es wurde eine

Digitized by Google

besonders bewegliche Truppe aus der Landeswehr ausgeschieden, die Oberst Alexander persönlich führte. Die Letten kamen im Gegensatz zu den Polen nicht recht vorwärts. Die Anforderungen an die Truppen waren sehr groß. Das Detachement v. Hahn nahm Rossitten, nach Dünaburg die wichtigste Stadt in Lettgallen. Es war eine großzügige Umfassungsoperation à la Hindenburg geplant, sie mißlang, weil der lettische linke Flügel zurückblieb. Ogleich von Rossitten viel weniger weit als wir entfernt, kamen die Letten erst einen halben Tag nach uns dort an. Was sie nicht hinderte, mit klingendem Spiel und Parademarsch als Eroberer einzuziehen, nachdem die Landeswehr es bereits vor einigen Stunden verlassen hatte. Dem lettischen Einmarsch folgte ein Judenpogrom. Ähnlich soll es auch in Sebesh, das ebenfalls von der Landeswehr genommen wurde, gewesen sein. In diesen Gegenden hatten die Juden ohnehin starke bolschewistische Neigungen. Durch das Auftreten der Letten werden sie sich nicht gemindert haben. Wir fingen ein Funkentelegramm, des inzwischen für seine Verdienste im Bermondtkriege zum General beförderten Oberbefehlshabers Ballod [1]) auf, in welchem er betonte, daß die Landeswehr auf keinen Fall Rossitten hätte nehmen dürfen, und dem Führer der lettischen Truppen, die es eigentlich hätten tun sollen, Vorwürfe darüber machte. In dem Heeresberichte wurden unsere Leistungen mit keinem Wort erwähnt. An der Front dagegen war die Zusammenarbeit durchaus befriedigend. Besonders wenn die Lage kritisch wurde, fanden die lettischen Offiziere den Weg zu uns. Um die in Rossitten befindlichen roten Truppen abzuschneiden, mußte die Bahn, die von dort nach Welikije-Luki führt, gesprengt werden. Der Stoßtrupp hatte sie bereits erreicht und wartete auf Sprengmaterial, das ein lettischer Panzerzug heranbringen sollte. Der Zug erschien auch, machte aber sofort Kehrt, als die Bolschewiki ihn unter Feuer nahmen. Wir waren daher leider nicht in der Lage, die Flucht der feindlichen Panzer- und Transportzüge zu verhindern. Sie wurden auf kürzeste Entfernung unter Maschinengewehrfeuer genommen und erlitten die größten Verluste. Das Blut soll buchstäblich aus den Waggons auf den Schienenstrang geströmt sein. Zum erstenmal traten an diesem Teil der Front Chinesen auf, sie schlugen sich besser als die Russen. Wenn auch der Vormarsch wie stets die Stimmung ein wenig gehoben hatte, so war niemand mit dem Herzen dabei. Seit Monaten war erzählt worden, daß die Landeswehr in Ruhestellung käme, davon war nun wieder keine Rede. Sie kam aber an eine stillere Front, denn man fürchtete, daß die lettischen Soldaten sich dort zu leicht mit den Bolschewiki verbrüdern würden. Mehrten sich doch bei ihnen die Anzeichen einer wachsenden Unzuverlässigkeit. Regimenter mußten zurückgezogen werden, da sie sich weigerten, gegen die Bolschewiki zu kämpfen. Gleichzeitig sprachen sie ihre Bereitwilligkeit aus, jederzeit gegen

[1]) Ballod war der Nachfolger Simonsohns, er übernahm das Oberkommando erst als der Sieg Bermondts zweifelhaft schien. Man hat den Eindruck, als ob er sich vorher die Hände nicht binden wollte.

Digitized by Google

die Deutschen vorzugehen.[1]) Im Frühjahr wurde allgemein die Bildung von Soldatenräten befürchtet.

Im Frühjahr eröffnete die lettische sozialdemokratische Presse eine Kampagne gegen die anderen sogenannten „privilegierten" Truppenteile, wie das Studentenbataillon und die in Riga stehende Tankdivision, beide natürlich rein lettischer Nationalität. Daran schlossen sich ständige Angriffe und Verleumdungen der regierungsfreundlichen Zeitungen gegen die Landeswehr. Anfang März wurde dann durch Tagesbefehl die Deformierung der Landeswehr angekündigt, d. h. sie wurde in das 13. Tukkumsche Infanterieregiment umgewandelt, wobei die Artillerie und Kavallerie zunächst beim Regiment belassen wurden, die Etappe wurde aufgelöst, die besonderen Formationen, wie Funker, Lazarette usw., geschlossen zu anderen Truppenteilen übergeführt. Vom 1. April ab mußten die alten Abzeichen abgelegt sein. Es muß bemerkt werden, daß obgleich seinerzeit ein Tagesbefehl das Tragen des sogenannten Stoßtruppkreuzes als Regimentsabzeichen gestattete, dieses nun nicht mehr getragen werden durfte. Der englische Oberstleutnant Sir Alexander nahm seinen Abschied, es war ihm trotz redlichster Bemühungen nicht gelungen, das Schicksal der Landeswehr abzuwenden. „Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen," dies Gefühl beherrschte Führer und Mannschaft. Die englische Mission gab der lettischen Regierung den freundschaftlichen Rat, von der Auflösung abzusehen, er wurde nicht befolgt. Der Chef der französischen Militärmission Oberst du Parquet hatte mit allen Mitteln versucht, der Landeswehr zu schaden, er scheute sich nicht davor, Verleumdungen über angebliche Verschwörungen u. dgl. auszustreuen. Ihm ist das Ende der Landeswehr mit zuzuschreiben. Die nationale Eitelkeit, die das Bestehen einer „Minoritätstruppe" nicht ertragen konnte, der Wunsch, sich die Volksgunst bei den kommenden Wahlen zu sichern, die Absicht, das Baltentum, wo nur angängig, zu schädigen, und der Neid auf die unerreichten Leistungen der Landeswehr waren die Ursache der Auflösung. Im Grunde konnte man den Letten nur dankbar sein für diese Tat, denn die Landeswehr lief Gefahr, sich zu überleben. Nicht in dem Sinne, als ob die Disziplin und die Zuverlässigkeit ins Wanken geraten wären, davon kann keine Rede sein, aber sie hatte ihren Zweck erfüllt, so vollständig, als es bei einer Weltlage, die ihr in sozialer, nationaler und kultureller Beziehung nicht günstig war, möglich ist. Im Laufe der Zeit hatten sich manche Schäden eingeschlichen,

[1]) Der Krieg mit Bermondt wird von den Letten als ein gegen Deutschland und die Deutschen gerichteter angesehen, folglich sind sie auch der Ansicht, Deutschland besiegt zu haben. Daß das Bermondt-Unternehmen ein russisches sei, wird nur als Bluff aufgefaßt. In ihrer Bekämpfung alles Deutschen treffen sich die chauvinistischen und die bolschewistischen Elemente. Die wenig zahlreichen gemäßigten und weiterblickenden Letten werden von ihren Landsleuten als Verräter betrachtet. Nur wenige wagen es daher offen ihre Ansicht zu bekennen. Die deutsche Politik hat sich bis jetzt der mit orientalischer Verschmitztheit arbeitenden lettischen nicht gewachsen gezeigt. Leider kann nicht verhehlt werden, daß in den meisten Randstaaten die Auffassung vorherrscht, es gäbe überhaupt keine deutsche wirkliche Politik mehr.

Digitized by Google

wie sie leider unzertrennliche Begleiterscheinungen langdauernder Feldzüge zu sein pflegen. Der gefallene Kommandeur hatte vorausahnend darauf hingewiesen, daß auch einmal bei uns für unerschütterlich gehaltene Begriffe ins Wanken geraten könnten. So schlimm wie anderwärts war es zwar nicht annähernd geworden. Aber manches erregte die Unzufriedenheit der Front mit Recht. Die Etappe war zu groß, unsere Feldpost funktionierte unbefriedigend, Sendungen trafen öfter gar nicht oder erbrochen ein. Ein gewisses Protektionssystem machte sich breit, man konnte sich namentlich nicht entschließen, höhere Führer, deren Unzulänglichkeit feststand, abzulösen. Manchmal war die Kritik der Truppe ungerecht, da sie nicht übersehen konnte, was von der Oberleitung abhing und wo höhere Gewalt vorlag. Der Oberstab erfreute sich namentlich bei den Mannschaften einer ständig abnehmenden Beliebtheit, besonders nachdem der Befehlshaber Baron Taube kurz nach der Besiegung Bermondts ausschied. Den Detachementsstäben kommen große Verdienste zu, ohne die Zähigkeit, Opferfreudigkeit und Heimatliebe der Truppe aber hätten auch sie nichts leisten können.

Auf kulturellem Gebiet hat die Landeswehr bis zuletzt positive Arbeit geleistet, auf dem Unterrichtskursus in Rossitten, der auf Anregung der Stoßtruppe geschaffen wurde, machten etwa 60 junge Leute ihr Abiturientenexamen. Da mehrere Jahrgänge der lettischen Armee demobilisiert wurden und die deutschen, russischen und anderen Staatsangehörigen ausschieden, so verminderte sich der Bestand der Truppe sehr erheblich. Da die lettische Armee gewesene Offiziere nicht Mannschaftsdienste tun läßt, wie es in der Landeswehr üblich war, so mußten erstere ihrer Charge entsprechend verwendet oder beurlaubt werden. In eine schlimme Lage kamen die eigentlichen baltischen Offiziere, welche nicht auch Offiziere einer anderen Armee gewesen waren, sie wurden scheinbar als solche von der lettischen Heeresleitung nicht anerkannt, dabei sind es zum Teil ganz vorzügliche Elemente.

Das war das Ende einer Truppe, die unter größter Mühe geschaffen und die zeitweilig die einzige war, welche der roten Flut standhielt. Tausende von Balten, Letten, Juden und Russen verdanken ihr das Leben. Neben großen Erfolgen sind ihr herbe Verluste und die bittersten Enttäuschungen nicht erspart geblieben. Eins aber steht fest, sie hat in höchstem Maße dazu beigetragen, daß baltische Geschichte wieder einmal europäische Kulturgeschichte war ...

Wer zu den Wenigen gehört, die sich durch den Lärm der Straße, das Geschrei der Presse und Parlamente nicht haben beeinflussen lassen, der spürt, wenn auch leise, das Wehen eines neuen Geistes. Er ist keiner Nation allein zu eigen, wenn er sich auch bei einigen stärker, bei anderen kaum bemerkbar macht. Er wird siegen, wenn sich die Anschauungen, welche heute Trumpf sind, gleichgültig, ob sie sich Demokratie, Bolschewismus oder sonst wie nennen, überlebt haben werden. Das heißt, überlebt haben sie sich bereits in der Theorie, aber noch nicht in der Erkenntnis der Massen.

Digitized by Google

Die Landeswehr war in erster Linie berufen, ihre Heimat zu befreien, in zweiter mit anderen Europa vor der roten Flut zu schützen. Aber das, was ihr den höchsten Wert verleiht, ging darüber hinaus. Der gefallene Kommandeur sah in den erwähnten Aufgaben, so hoch sie auch zu stellen waren, ein gewissermaßen rein defensives Programm. Er suchte nach einer neuen Idee, welche der des Bolschewismusses entgegenzustellen wäre. Sein Streben fand Verständnis. Die Nachdenklichen, die Suchenden unter uns wurden sich immer klarer darüber, daß weder den Mächten der Gegenwart noch denen der Vergangenheit die Zukunft gehöre. Es wurde das mehr als Scherz aufzufassende Wort vom Neobolschewismus geprägt. Wir waren weder konservativ noch Demokraten, obgleich es Demokraten und Konservative unter uns gab. Vor allem war die Landeswehr nicht reaktionär — das Schlagwort, mit welchem man sie zu diskreditieren liebte. Mehr als einmal konnte die Landeswehr hoffen, ein Faktor in der Weltpolitik zu werden. Das Glück schien ihr zu lächeln, und man spann weitgehende Pläne, aber die Zeit war wohl noch nicht gekommen, die Welt noch nicht reif für das Neue, deshalb gab es bei der Landeswehr mehr einsame Menschen als anderswo, und deshalb mußte sie sterben. Aber für die Landeswehr wie für alle, denen die tragische Rolle eines Vorläufers, eines Johannes, zugefallen ist, gilt das Wort, das Huß vor seinem Tode sprach: „Ich bin die Gans, nach mir aber wird der Schwan kommen — dem werdet ihr folgen."

Die Neuaufrichtung des jüdischen Staates in Palästina

Von

Bernhard Funck

Stärker wie je zuvor in den letzten Jahrzehnten haben die heutigen politischen Ereignisse die Judenfrage in Deutschland wieder aufgeworfen. Unser durch die unseligen Kriegsereignisse zerrüttetes und gleich wie von vulkanischen Ausbrüchen zerborstenes Wirtschaftsleben hat die Juden als die Hauptträger des Handels und des Geldwesens in mehr oder minder gefährdeter Weise in den Vordergrund gerückt. Dazu treten die inneren Umformungen der neuen östlichen Staatsgebilde, die die Rechtsverhältnisse, unter denen die Juden seitdem dort lebten, in für diese teilweise verschlimmerndem Maße beeinflussen. Der immer schärfer heraustretende Gegensatz der Polen zu den Juden muß auf die Dauer erhebliche Folgen zeitigen, ja, sie können zu einem Verhängnis ausarten, wenn es nicht gelingt, diesen unvermeidlichen Kampf zwischen dem aufkommenden polnischen Mittelstand und den Millionen von Juden vorzubeugen, die bisher die Träger des Mittelstandes und besonders der handeltreibenden Berufe waren. Aus diesem der Überhitzung nahen

Digitized by Google

Kessel gibt es nur einen Weg: die Auswanderung. Aber wohin? Amerika, das vor dem Kriege bereits der Hauptanziehungspunkt war, ist infolge der heutigen unerschwinglich hohen Fahrpreise für die meisten nicht erreichbar. Zudem sind in den letzten Jahren auch dort die Einwanderungsbedingungen verschärft worden. So sind heute Deutschland und Österreich das erste Ziel für die Ostjuden. Aber schon macht sich auch hier eine Überfüllung bemerkbar. Deutschland ist durch die Ausschaltung seiner vordem so ausfuhrkräftigen Industrie nicht einmal imstande, seine eigene zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Nicht nur alle Berufe sind, mit Ausnahme ganz weniger, überfüllt, ganz besonders die geistigen, es macht sich zudem überall eine recht unangenehme Wohnungsnot fühlbar. Alle diese Umstände drängen auf Auswanderung, der auch die Regierung scheinbar wohlwollend gegenübersteht. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich in allen Volksschichten eine starke Strömung gegen die Einwanderung von Ostjuden bemerkbar macht. Nicht nur, daß diese kulturell auf bedeutend tieferer Stufe stehenden Menschen, die daran persönlich natürlich unschuldig sind, die herrschende Not noch verschärfen, sie bilden auch für das deutsche Judentum, das eine Angleichung an deutsche Kultur erstrebt, eine stete Gefahr des Mitgerissenwerdens in eine drohende deutschjüdische Auseinandersetzung.

Diese Erwägungen haben bereits Jahrzehnte vor dem Kriege, da selbst die Friedensvorgänge auf eine ähnliche Entwicklung hindeuteten, innerhalb des Judentums dem Wunsch Ausdruck verliehen, sich von der Abhängigkeit der Wirtsvölker frei zu machen und einen eigenen Staat zu schaffen. Eine große Rolle spielte hierbei auch die soziale Lage des größten Teils der Judenschaft, die, unter eigenartigen Verhältnissen in Polen und Galizien lebend, aller Voraussetzungen hygienischer Anforderungen einfach spottete. Es sollte das Ziel der 1881 geborenen zionistischen Bewegung sein, die selbstgewählten Fesseln der Berufseinzwängung zu sprengen und das Judentum weg von Schacher, Schleicherei und Krämerei dem ehrlich schaffenden Broterwerb durch seiner Hände Arbeit zuzuführen, und zwar in den sicheren Grenzen eines eigenen Volkswesens. Th. Herzl war der Schöpfer und zielsicherste Vertreter dieses großen Gedankens, ihm verdankt das Judentum den wiedergefundenen Glauben an ein eigenes Reich Zion. Natürlich richtete sich der suchende Blick nach dem fernen Land, zuerst auf Palästina. Doch stellte man gleichzeitig Versuche an, in Südamerika, in Argentinien die Grundlagen durch Erwerbung fruchtbarer Landstriche herzustellen, sie scheiterten, aus Ursachen, die später genannt werden. Herzl konnte das Sehnen seines Volkes nicht mehr befriedigen; er starb und mit ihm fuhren die meisten Hoffnungen dahin. Da brachte der Kriegsausbruch neues Leben in den Zionismus. Er erweckte die Möglichkeit der Erreichung des Hauptzieles: Palästina mit Hilfe Englands. Doch schon meldeten sich nicht nur die jüdischen Gegner des Zionismus, auch innerhalb der Bewegung schieden sich zwei Gruppen deutlich voneinander, deren Kernpunkte deutlicher beleuchtet zu werden verdienen. Beide unter-

Digitized by Google

scheiden sich weniger durch das Ziel, das ihnen gemeinsam ist, als durch den Zweck desselben und die einzuschlagenden Wege. Hier treten nun allerdings die Belange ihrer Wirtsvölker, die sie wahrzunehmen hatten, in den Vordergrund. Der Basler Entwurf von 1897 fordert: „Die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina." Auf diesem Boden entwickelten sich nun eine schärfere und eine gemäßigte Partei, deren Wünsche durch die verschiedenen sozialen Stufen, auf denen die Juden des Westens und Ostens stehen, gekennzeichnet sind. Die des Westens sind von der ursprünglichen Ursache der Gründung, der Verpflanzung einer möglichst großen Masse der teilweise in drückenden Verhältnissen lebenden Ostjuden in bessere Lebensbedingungen, zum Teil abgekommen und suchen in der Aufrichtung des Judenstaates hauptsächlich die Erfüllung eines schon seit Jahrtausenden wachen idealen Wunsches. Ihnen soll ein jüdisches Staatsgebilde der Erhaltung und Belebung des großen Gedankens dienen, der allein das Zusammenhalten der Judenschaft der ganzen Welt noch ermöglicht. In Palästina soll eine geistige Hochburg hebräischen Wissens entstehen, zugleich auch politisch ein sicherer Hafen für alle Zufluchtsuchenden. Die Führer der englischen Zionisten, die Aktivisten Sokolow und Weizmann, stellten am 7. Februar 1917 folgende Grundsätze auf:

1. Das Recht des jüdischen Volkes auf Palästina muß in zwischenstaatlichem Sinne anerkannt werden.

2. Die jüdische Bevölkerung Palästinas muß als eine Nation im staatlich-rechtlichen Sinn anerkannt werden, weitgehende Selbstverwaltung, das Recht der Sprache und der Ausschreibung von Zwangssteuern müssen festgelegt werden.

3. Einer besonderen jüdischen Gesellschaft muß ein Freibrief erteilt werden, wie auch das Verkaufsrecht auf Gerechtsame, auf staatlichen und privaten Boden, das Vorrecht auf bestimmte gesellschaftliche Arbeiten, das Recht der freien Einwanderung und verschiedene Begünstigungen bei der Einbürgerung der Einwanderer.

4. Das ganze geschichtliche Gebiet Palästinas muß verwaltlich vereinigt sein.

5. Die heiligen Stätten werden neutral erklärt.

Solche Forderungen konnten nur gestellt werden vom Gesichtspunkte des Unterordnens der zionistischen Arbeit unter die Ententepolitik. Denn von deutscher Seite aus war es ganz unmöglich, die Türkei zu zwingen, den Juden staatliche Befugnisse in einem Lande einzuräumen, in dem sie heute noch eine Minderheit von 1 zu 8 bilden. Das hieße, die andersrassige Bevölkerung und gerade die Schichten, auf deren Arbeit sich die Lebensfähigkeit Palästinas stützt, schmählich zu hintergehen. Diese Gedanken bewogen auch, abgesehen von den sittlichen Verpflichtungen, die man dem türkischen Bundesgenossen entgegenzubringen hatte, die Judenschaft Deutschlands und Österreich-Ungarns, auf so weitgehende Ziele zu verzichten und ihre Belange dem Stande des politischen Verhältnisses der Türkei zu den Mittemächten einzuordnen. Sie

Digitized by Google

wollte sich mit der Gewährung von wirtschaftlichen und kommunalen Zugeständnissen zufrieden geben, die dem völkischen Charakter der Palästinajuden entgegenkam und eine ausgedehnte Ansiedlung jüdischer Bauern ermöglichen sollte. Und gerade dieser letzte Punkt ist der wichtigste, denn mit ihm steht und fällt der ganze Zionismus. Daß die Aktivisten ihn zeitweise außer Acht ließen, darf nicht wundernehmen. Dies findet seine Erklärung in dem ungeheuren sozialen Unterschiede der Ost- und der Westjuden. Diese, zum größten Teile dem sephardischen, spanischen Zweige entstammend, sind bereits kulturell so sehr dem Nichtjuden angeglichen und stehen fast ohne Ausnahme auf so festem sozialem Boden, daß sie der Forderung nach körperlicher und ethischer Läuterung verständnislos gegenüberstehen. Für die oft allen hygienischen Grundforderungen hohnsprechende Lage ihrer Brüder im Osten, für deren rassische und sittliche Heruntergekommenheit und die Frage nach der Möglichkeit einer geistigen und seelischen Gesundung haben sie kein Gefühl. Sie sehen das Heil ihrer Rasse in der allmählichen Angleichung an die westliche Kultur, bedenken aber nicht, daß mit solcher Zerstreuung in alle Welt der staatliche Gedanke verloren gehen muß. Aus diesem Grunde haben sich die Gemäßigten von den politischen Plänen der Aktivisten losgesagt und sich mit Macht auf die der Wirklichkeit näherliegenden wirtschaftlichen Aufgaben geworfen. Der Kampf zwischen den beiden Richtungen erreichte seinen Höhepunkt, als im Verlaufe der militärischen Vorgänge Palästina in den Kampfbereich kam. Die Gemäßigten hatten sich in Verhandlungen mit dem Großwesir Talaat Pascha weitgehende Zugeständnisse gesichert, während auf der anderen Seite die Aktivisten im Bunde mit den britischen Kriegszielen die Befreiung des Heiligen Landes begrüßten und den Tag herbeisehnten, wo der Judenstaat seine Auferstehung feiern würde. Aber selbst in englischen Judenkreisen wurde die Befürchtung laut, daß ein so kleines Staatswesen auf die Dauer nicht lebensfähig bleiben könne. Dann sahen sie rechtliche Verwicklungen derart voraus, daß mit der Gründung eines Judenstaates die Juden in der Diaspora die Staatsangehörigkeit ihrer Wirtsländer verlieren könnten. So legte außerdem eine vom „Conjoint Committee" herausgegebene Schrift dar, daß das Judentum überhaupt kein Volk, sondern lediglich eine religiöse Gemeinschaft sei und schon deshalb eine Ansiedlung widersinnig. Außerdem stellte sie fest, „daß die Gewährung einer Autonomie an die Juden in Palästina diesen die Möglichkeit geben werde, als Minderheit die nichtjüdische Bevölkerung zu unterdrücken". Doch der Stein war im Rollen und die Entwicklung der Dinge nicht mehr aufzuhalten. Der Widerstand im eigenen Lager wurde durch die Erklärung Lord Rothschilds völlig abgeschlagen: „Wir Zionisten vermögen nicht einzusehen, wieso die Errichtung eines autonomen jüdischen Staates unter der Ägide und Protektion des Verbandes als ein Moment angesehen werden kann, das in irgendeiner Weise die Stellung oder die Loyalität derjenigen Juden gefährden würde, die sich überall identifiziert haben mit den Bürgern der Länder, in denen sie leben." Die Einnahme Palästinas

Digitized by Google

durch die Briten und endlich die Friedensverhandlungen, die es völlig der türkischen Vorherrschaft entzogen, stellen die Welt vor die vollzogene Tatsache des Judenstaates. Nach Darlegung der der Gründung vorausgegangenen Geschehnisse wollen wir an die Hauptaufgabe, die Untersuchung seiner Lebensfähigkeit herangehen.

Unter den zionistischen Vereinigungen sind die bedeutendsten die Alliance Israélite Universelle mit dem Sitz in Paris, der Hilfsverein deutscher Juden, das Odessaer Komitee, ihnen schließen sich verschiedene kleinere Gesellschaften an, die teils auf eigene Faust, teils im Verbande jener arbeiten. Die zionistische Arbeit kann in zwei Hauptgruppen geteilt werden: Hebung der kulturellen Stufe der Palästinajuden und Gründung von Siedlungen.

Palästina zählt unter 960000 Einwohnern 85000 Juden, also nur 12,3 vom Hundert, das gesamte Syrien auf 200000 Geviertkilometer unter $3^1/_2$ Millionen Einwohnern 115000 Juden, also 3,4 vom Hundert. Palästina umfaßt 30000 Geviertkilometer, hat also die Größe der Provinz Pommern oder von Sachsen und Baden zusammen, es entfallen auf einen Geviertkilometer 32 Seelen, also halb so viel wie in Pommern, für orientalische Verhältnisse sehr gut, da im Durchschnitt in der Asiatischen Türkei nur 11 Seelen auf den Geviertkilometer entfallen.

Doch verteilt sich die Bevölkerung in Palästina nicht gleichmäßig auf das ganze Gebiet, die Wüstenstriche im Osten und Süden sind sehr spärlich belegt, weshalb sich die Mehrheit in den Sandschaks Jerusalem und Beirut sowie im Ostjordangebiet sammelt. Die Juden darunter halten sich überwiegend in den Städten auf. Es zählte: Jerusalem 1827 nur 560, 1870 10600, 1912 50000 Juden, Jaffa 1900 4000, 1913 unter 50000 Einwohnern 10000 Juden, Tiberias unter 10000 Einwohnern 7000 Juden, Safed unter 18000 Einwohnern 10000 Juden, Haifa unter 20000 Einwohnern 2000 Juden.

Die nichtjüdische Bevölkerung besteht aus einer Mischrasse aus Syriern und Arabern, daneben aus Drusen, Tscherkessen und Kurden. Die beiden letzten Stämme sind erst in Abdul Hamids Zeiten angesiedelt worden, wahrscheinlich um in diesem Kriegervolk ein Gewicht gegen die aufsässigen arabischen Stämme zu haben. Semiten reiner Prägung findet man nur auf dem flachen Lande unter Fellachen und Beduinen. 2500 deutsche Bauern haben ein wenig nordische Kultur in den erstarrten Orient hineingetragen. Die Juden sind erst in den letzten vierzig Jahren so zahlreich geworden, vordem zählten sie kaum 15000. Teile davon sind sephardischen Stammes und stellen, da sie sich Jahrhunderte hindurch religiös und rassisch streng abgeschlossen hielten, die heute reinstblütigen Juden dar. Die Neueingewanderten sind durchweg Aschkenasier. Es ist möglich, daß ursprünglich der Drang nach Landbesitz sie den Lockrufen der Zionisten folgen ließ, doch hat sich nur ein ganz geringer Bruchteil dem Ackerbau gewidmet, die Masse geht wie früher den angestammten Berufen nach.

Digitized by Google

Die letzten Jahrzehnte sahen Palästina in einem gewissen Aufschwung. Der das entlegene Hinterland mit der Kulturwelt verbindende Schienenstrang nach Mekka und Medina, der Palästina allerdings nur streift, verursachte ein starkes Anschwellen des Pilgerstroms und damit ein Lebhafterwerden des ganzen Handels und Verkehrs. Der Haupttrieb für das Aufblühen, besonders der Hafenstädte und Jerusalems seit den achtziger Jahren, war das Neueinsetzen des Fremdenverkehrs nach den heiligen Stätten. Die Hauptstadt wurde durch eine Bahnlinie mit ihrem Hafen Jaffa verbunden. Ein nicht zu unterschätzender Anteil trifft auch den Zionismus, der riesige Summen ins Land brachte und Zehntausende von Ostjuden hineinzog; in diese Zeit fällt die Haupteinwanderung, die allein die Juden Jerusalems um 40000 hob. Sie haben fast den gesamten Handel in Händen, ein kleiner Teil ist auch gewerblich tätig. Außer einer sich in örtlichen Grenzen haltenden Fremdenindustrie beherbergt Jerusalem keine größeren Unternehmungen. Die Ergebnisse der zionistischen Arbeit sind jedoch weniger zivilisatorischer als kultureller Art. Die sich hebende Zahl der Juden bot dazu die beste Gelegenheit.

In erster Linie sind die Ergebnisse auf dem Gebiete des Schulwesens zu nennen, dessen sich alle jüdischen Vereinigungen und vorzüglich die bereits erwähnten ganz besonders angenommen hatten. Doch sind hier gleich im Anfang schwere Fehler insofern unterlaufen, als jede Gesellschaft bedacht war, auch gleichzeitig die Belange des Wirtslandes zu fördern, unter dessen Schutz sie stand. So baute sich das ganze sonst moderne Schulwesen ohne einheitlichen Plan auf. Auf den von der Alliance Israélite Universelle gegründeten Schulen war französisch die Unterrichtssprache, auf den Hilfsvereinsschulen deutsch, auf der Eveline-Rothschild-Mädchenschule der Anglo Jewish Association englisch. Allein die Anstalten des Odessaer Komitee führten von Anfang an hebräisch als Unterrichtssprache ein, das außerdem noch an den deutschen Schulen besonders gepflegt wurde. Erst neuerdings geht man daran, hebräisch durchweg als Umgangssprache anzunehmen, wie dies denn überhaupt auch im öffentlichen Leben so große Fortschritte macht, daß es allmählich an die Stelle des heutigen Jiddisch treten wird. Die Hilfsvereinschulen umfassen alle Stufen vom Kindergarten bis hinauf zum Gymnasium. In Jerusalem bestehen außerdem Lehrerseminar und Handelsschule, in Haifa ein Technikum und in Jaffa das Theodor-Herzl-Gymnasium. In allen anderen Städten, wie Safed, Saida, Hebra, Tiberias, bestehen Kindergärten und Schulen, die durchweg von in Europa ausgebildeten Kräften geleitet werden.

An Zeitungen erscheinen in Jerusalem das Tageblatt „Haör", der „Moriah", außerdem verschiedene Wochen- und Monatsschriften unterhaltender und wissenschaftlicher Art, sämtlich natürlich hebräisch geschrieben. Die jüdischen Arbeitervereine Hapoel Hazair und Poalei-Zion haben eigene, allerdings nur wöchentlich erscheinende Organe, die in Jaffa erscheinende „Haschkalei" dient lediglich den Belangen der Landwirtschaft.

Digitized by Google

Sogar das hebräische Buchwesen hat sich ein modernes Gewand zugelegt. Druckereien in Jerusalem und Jaffa stellen nicht nur mehr mosaische Gebet- und Moralbücher her, sondern schreiten sogar zur Übersetzung von europäischen Klassikern und Modernen. Ebenso bestehen in beiden Städten Büchereien, die sich regen Zuspruchs erfreuen.

Krankenhäuser sind in größeren Orten eingerichtet. So ist in kultureller und gesundheitlicher Hinsicht viel geleistet worden. Anders sieht es allerdings auf sozialem und beruflichem Gebiete aus. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein jüdisches Staatswesen nur gedeihen kann und nur dann seinen ursächlichen Zweck erfüllt, nämlich Tausenden die Grundlage eines gesunden, sittlich emporführenden Lebensdaseins zu bieten, wenn sich das Judentum gleichmäßig auf alle Schichten verteilt und nicht wie bisher das Monopol für einzelne Berufe in Anspruch nimmt. Von Landarbeiterfragen vorerst abgesehen, ist eine Besserung hierin bis heute nicht erkennbar. Zwar zählt Nawratzki (in „Die Kolonisation Palästinas") in Jerusalem 6000 jüdische Handwerker auf, darunter 600 Tischler, 350 Steinhauer, 500 Maurer, 300 Schuster, 200 Schneider, 250 Müller, 300 Modisten, 200 Weber, 100 Drucker, 100 Klempner, 300 Drechsler, 75 Glaser usw., aber die Sache bekommt ein anderes Gesicht, wenn man den Einfluß des Chalukah in Betracht zieht. Dieses Chalukah ist ein Almosen, welches aus den verschiedenen Gaben gespeist wird, die alljährlich etwa in Höhe von 10 Millionen Franken nach Palästina flossen, und in der planlosen Verteilung, die nach Kolzlims oder Landsmannschaften geschieht, eine durchaus nutzlose Verwendung findet. Mehr als 3000 Menschen gewährt (nach Nawratzki) allein in Jerusalem dieses Chalukah ein vollständig arbeitsloses Auskommen, 6000 gibt es etwa die Hälfte ihres Lebensbedarfes, während zwei Drittel der Juden geringere Summen beziehen, so daß sie auf Erwerb angewiesen sind. Dabei sind die Almosen, die aus anderen Quellen ihnen zufließen, noch gar nicht berücksichtigt. Das heißt mit anderen Worten: ein großer Teil arbeitsfähiger Männer führt ein sorgenfreies Rentenleben auf Kosten ihrer europäischen Stammesgenossen, die mit ihren mildtätigen Spenden Not und Elend zu heilen gedachten. Aber nicht das ist das Schlimmste, daß einige Tausend ein Parasitendasein führen, sondern daß diese Arbeitskräfte und unberechenbare Summen einem Zwecke verloren gingen, der die Grundlage aller zionistischen Ziele bildet. Wir kommen hiermit auf die letzte und zugleich die Hauptfrage, die Ansiedlung, zu sprechen.

1893 gründete der Baron Hirsch in London die Jewish Colonisation Association zum Zwecke der Ansiedlung von Juden in eigenen Kolonien oder in Ländern, die ihnen weiteste völkische Selbstbestimmung boten sowie zu allen mit diesem Zwecke zusammenhängenden Maßnahmen. Hirsch stattete seine Gesellschaft mit einem Kapital von 40 Millionen Mark aus, vermachte ihr nach seinem Tode weitere 120 Millionen Mark. Die J. C. A. wandte sich erst nach mißlungenen Versuchen in Argentinien Palästina zu, in dessen Ver-

Digitized by Google

hältnisse sie zusammen mit den schon Genannten gegriffen hat. Obgleich von Anfang an Bedenken gegen die Möglichkeit landwirtschaftlicher Betätigung der Juden geltend gemacht und aus diesem Grunde auch die englischen Angebote, die El Arisch und in Südafrika Uganda zur Verfügung stellten, abgelehnt wurden, blieb angesichts der Zielloſigkeit aller sonstigen Mittel nichts weiter übrig, als diesen Schritt doch zu gehen. Denn das Bauerntum ist nun einmal die Wurzel allen völkischen Lebens, auf die krümelige Scholle baut sich die soziale Stufenleiter eines Volkes sicher und unverrückbar empor, und der Erdgeruch bleibt der Lebensodem jeden Staates. Wo der freie, urgesunde Bauernstamm fehlt, da spaltet ein verhängnisvoller Riß die naturgegebene Geschlossenheit des sozialen Körpers in die beiden sich innerlich fremden und mißtrauischen Hälften des herrschenden Kapitals und des unterjochten, sich oft nur frei wähnenden Proletariats. Und solch ein Staat, mag er sich äußerlich auch noch so lebenskräftig geben und, wie es meist der Fall ist, vermittelst der unerschöpflich scheinenden Macht seines Kapitals für Jahrzehnte sich eine führende Weltstellung erringen, eines Tages wird sein allzu künstlicher Mechanismus der ungebrochenen Kraft eines jüngeren, blutstrotzenden Volkes erliegen.

Da setzte denn eine weitreichende Werbetätigkeit für die Besiedlung Palästinas ein. Riesige Strecken Bodens wurden erworben. Die anfangs fieberhafte Tätigkeit ebbte jedoch bald wieder ab. In ganzen 40 Jahren wurden 43 Kolonien gegründet, die der lächerlichen Zahl von 12000 Menschen Unterhalt gewähren. 12000! Ein Tröpfchen angesichts der Millionen, die in den dumpfen, stinkenden Ghettos von Wilna, Warschau, Lodz und Krakau ihr Leben einem zänkischen Schacher widmen, anstatt unter Gottes freiem Himmel ihre Fäuste zu regen!

Ein sehr großer Teil der eingewanderten Juden schüttelte alsbald wieder den Staub von den Füßen, um Palästina mit Amerika zu vertauschen; von 1881 bis 1908 wanderten 15000 dorthin ab. Von dem Rest haben sich nur 12000 dem Ackerbau gewidmet, die übrigen gingen in die Städte, um ihrer alten Beschäftigung weiter nachzuhängen. Es ist eben eine Unmöglichkeit, ein Volk in einen Beruf hineinzupressen, in dem es nie heimisch gewesen ist. Denn — und das wird von den jüdischen Idealisten viel zu wenig beachtet — zu keiner Zeit in ihrer ganzen langen Geschichte sind die Juden Ackerbauer gewesen! Seit ihrem Eintritt in Kanaan, vordem waren sie bis Ägypten höchstens viehzüchtende Nomaden, haben sie die Bebauung des Bodens der eingesessenen nichtjüdischen Bevölkerung überlassen. Sie selbst blieben in den Städten, sich den Aufgaben des Handels und der Priesterkaste widmend. Auch später in der Diaspora hat es wohl überall jüdische Grundbesitzer gegeben, die aber nie ihr Land selbst bestellten, sondern es Pächtern überließen und sich mit dem Verzehren der Zinserträgnisse begnügten. Über diese feststehende Tatsache kann nichts hinwegtäuschen, und sie muß zum Grundstock aller Berechnungen gemacht werden. Marx selber, der den Gedanken

Digitized by Google

eines Judenstaates vertrat, in dem die geistigen und politischen Belange überwiegen sollten, meinte: „Wer die Juden zu Ackerbauern machen will, der ist in einem wunderlichen Irrtum begriffen." Und jeder andere jüdische Forscher wird dies bestätigen. Es sei nur Schall angeführt: „Von einer Rückkehr der Juden zur Landwirtschaft kann nicht die Rede sein, weil die Juden nie in bedeutender Zahl Landwirte waren ... Die Idee, die Juden in großer Zahl zu Landwirten zu machen, bedeutet die Umschichtung in einen neuen Beruf ... Es steht fest, daß es mehrere Generationen dauern wird, bis der Jude sich zu einem tüchtigen Bauern entwickelt."

So wird erklärlich, wie dies ungezählte Millionen verschlingende Unternehmen solche Früchte zeitigen konnte. Von den 428000 Dunam (zu je 920 Geviertmeter), die der in jüdischem Besitz befindliche Boden umfaßt, sind nur 88400 bebaut. In der Mehrzahl sind die Siedlungen in kleine Anwesen eingeteilt, doch hat man auch einige große Mustergüter geschaffen. Nun hat sich aber gezeigt, daß selbst diese kleine Zahl von 12000 keinen wirklichen Ackerbau zu treiben vermag. Die Siedler haben sich sehr bald von dem schwere Arbeit erfordernden Getreidebau losgesagt und sich mehr auf die gärtnerische Bewirtschaftung des Bodens gelegt. Diese abwechslungsreichere Tätigkeit liegt dem unruhigen rührigen Juden eben näher als der angestrengte, Konzentration erfordernde Getreidebau, zu dem er sich vielleicht ganz allmählich durchzuarbeiten vermag. Er zieht heute hauptsächlich Hülsengemüse, dann Früchte aller Art, voran Orangen, Oliven, Mandeln, Wein usw. Hierfür muß er in den Städten Absatz suchen, dessen Erlös er zum Teil beim Fellachen in Brotkorn anlegen muß. Ein Zustand, der nicht ungewöhnlich ist und selbst bei vergrößertem Umfange der Siedlungen auf ein erträgliches Maß gebracht werden kann, wenn der jüdische Gärtner für den Absatz seiner Erzeugnisse nicht zu fürchten braucht. Es sind bereits Schritte unternommen worden, um eine Ausfuhr nach Europa zu ermöglichen, doch kann sich dies nur dann lohnen, wenn die Erträge eine gewisse Mindesthöhe erreichen. Man denkt deshalb daran, ausgedehnte Obstpflanzungen zu schaffen und die Früchte in Konservenform auszuführen. Aber dem steht wieder der große Zuckermangel entgegen, der bei Einfuhr zu teuer kommt und der im Lande nicht erzeugt werden kann, solange nicht moderne Bewässerungsanlagen geschaffen sind. Zudem fehlen Zuckerfabriken.

Ein Lieblingsgedanke Hirschs war der Weinbau, auf den man große Hoffnungen setzte, da man einen dem französischen ebenbürtigen Wuchs erzielen zu können annahm. Gleich zu Anfang der ersten Siedlungen wurden riesige Weingärten angelegt, gleichzeitig mächtige Kellereien in Tiberias gebaut. Der Wein gedieh auch in reicher Fülle, nur war er — nicht trinkbar. Jahre hindurch kaufte Hirsch die gesamten Vorräte auf, für die sich kein Absatz finden wollte, um sie mit großen Verlusten zu niedrigem Preise abzustoßen.

Digitized by Google

Die Mustergüter konnten natürlich nur Getreidebau pflegen. Auch hier versagten die ostjüdischen Arbeiter vollkommen, man mußte deshalb jemenitische, aus Südarabien stammende Halbjuden einstellen.

Die Landwirtschaft Syriens im allgemeinen steht auf ganz niederer Stufe. Die von den Fellachen verwandten Werkzeuge und Entkörnungsverfahren sind vorsintflutlicher Art. Der Boden wird so gut wie gar nicht gedüngt, die Erträge der Kornfrüchte erreichen deshalb auch nur bei Weizen die höchstens zwölffache, bei Gerste sechzehnfache Frucht im Flachlande, im Gebirge ist Korn überhaupt nicht nutzend. Hier gedeihen infolge der besseren Bewässerung Orangen, Oliven usw. sehr gut.

Gewiß könnte das Flachland in hohem Maße ergiebiger gemacht werden, wenn eine durchgreifende Bewässerung in Angriff genommen würde, von der jedoch die hohen Kosten bisher noch abgehalten haben. Auf jeden Fall würden auch noch so große Summen, wie Ägypten und Turkestan zeigen, durchaus sicher angelegt sein, denn wenn der Boden Palästinas für Baumwolle, wie in genannten Ländern, auch zu kostbar ist, so hat eine intensive Gartenwirtschaft gewiß keine schlechteren Aussichten. Aber zur Durchführung solch großer Pläne fehlt vor allem eins: Geld. Entweder wird solche Kolonisation auf gemeinnütziger Grundlage aufgebaut, in dem Falle müßten erst neue Kapitalien aus dem Boden gestampft werden, denn die riesigen Summen der zionistischen Vereinigungen sind entweder aufgebraucht oder in Grundbesitz angelegt, der heute noch brach liegt, oder das Land wird umsonst oder in Erbpacht zu eigener Erschließung abgegeben. Dieser Weg ist unbeschreitbar, da die zur Einrichtung nötigen Summen zu hoch und die angehenden jungen Bauern völlig mittellos sind, weil die vermögenden ihr Geld im Handel besser anzulegen glauben. So bleibt nur der erste Weg übrig, auf dem die Siedlungsangelegenheit voraussichtlich nur sehr langsam vorwärtskommen wird, da sie so gut wie ganz auf freiwillige Spende angewiesen ist. Das Großkapital hat sich bisher ferngehalten, erstens weil der Ertrag aus Pflanzungsunternehmungen ziemlich lange auf sich warten läßt und zweitens, und das ist die Hauptursache, weil hier nicht kapitalistische, sondern soziale Belange vertreten werden wollen. Der Kapitalismus kann nur ein willenloses Proletariat brauchen, aus dem es seine Gewinne pressen kann, Palästina braucht aber das Gegenteil — einen gesunden selbständigen Bauernstamm, der sich nie auf kapitalistischem Wege beschaffen läßt, sondern ruhig und langsam aus sich selber herauswachsen muß.

Aber die Verwirklichung all dieser Möglichkeiten hängt einzig von einer Lösung ab: der Überwindung der beruflichen Abgeschlossenheit innerhalb des Judentums. Solch ein Kampf mit den Mächten des Blutes, mit den Gesetzen der Vererbung einer viertausendjährigen bewußten Inzucht höchstgesteigerter Geschlechtseigenschaften läßt sich nicht von heute auf morgen entscheiden. Den Naturkräften ihre Beute abzuringen, ist ein gefährliches Beginnen!

Digitized by Google

Der neue Judenstaat hat in rohumrissener politischer Form bereits das Leben erblickt, die Anzeichen seiner Geburt sind in dem Tosen des in revolutionären Erschütterungen zuckenden Europa ungehört verhallt. Wird er lebensfähig sein und bleiben? Wenn ich die Ergebnisse meiner Ausführungen gegeneinander abwäge und kurz zusammenfasse: politisch — geduldet unter dem Schilde einer anderen Macht, völkisch — nur nach durchgreifender sozialer Umschichtung des Ostjudentums.

König Nikolaus von Montenegro

Politische Erinnerungen

von

Oberst im Generalstabe Gustav v. Hubka,
vormals österreichisch-ungarischem Militärattaché in Montenegro

II.

Überraschend ist die Tatsache, daß man in Paris und Belgrad (Rom verhält sich schweigend) einen verbündeten Monarchen, dessen Soldaten mit Franzosen und Serben Schulter an Schulter gekämpft haben, in die Reihe jener Männer zu stellen versucht, auf deren Häupter die Schuld am Kriege oder an seiner Verlängerung gehäuft werden soll.

Nicht den einstmals in zwei Weltteilen gebietenden, dann vom eigenen Volke gestürzten und gemeuchelten Zar aller Reußen hat man für diese klägliche Rolle auserwählt, sondern den kleinsten und ärmsten König im alten Europa, der heute außer Landes Gnadenbrot essen muß: König Nikolaus von Montenegro.

Man fügt dem bald achtzigjährigen Manne kaum weniger hartes Unrecht zu, als den früheren Beherrschern der Mittelmächte. König Nikolaus hat sich zwar am Kriege beteiligt, allein er tat dies gegen seine innerste Überzeugung, in dem Vorgefühle, daß er und sein Haus einem Verhängnis entgegensteuern, das abzuwenden außerhalb seines Könnens lag. Ebenso ungerecht trifft ihn der zuerst von großserbischer Seite mit voller Leidenschaft erhobene Vorwurf, den Kampf gegen Österreich-Ungarn mit berechnender Absicht lau und kraftlos geführt zu haben. Ja — noch viel mehr wird von ihm behauptet: Verrat an der serbischen Nation und deren Bundesgenossen, indem er im Sommer 1915 zunächst Verhandlungen mit Österreich-Ungarn angeknüpft und schließlich im Januar 1916 den Befehl zur vorzeitigen Räumung der Stellungen am Lovcen erteilt haben soll. Ein Judaslohn in der Höhe mehrerer Millionen und die Zusicherung der Krone des neuen Serbien sollen hierfür der Preis gewesen sein.

Als Offizier der ehemaligen österreichisch-ungarischen Armee und Angehöriger eines deutschen Staatswesens bin ich gewiß nicht dazu berufen, als

Digitized by Google

Anwalt des Königs Nikolaus von Montenegro aufzutreten. Aber — da ich sowohl vor dem Kriege als Militärattaché, als auch während der Ereignisse des Weltkrieges in dienstlicher Eigenschaft als Generalstabsoffizier manchen tieferen Einblick in die Verhältnisse Montenegros zu tun in der Lage war, und schließlich sowohl an den Verhandlungen im Juni 1915, wie auch an der Erstürmung des Lovcen und an den nachfolgenden Abmachungen unmittelbar beteiligt gewesen bin, liegt es nahe, zur Steuer der Wahrheit, dem gegenwärtig noch vorhandenen Interesse der Öffentlichkeit einige persönliche Erinnerungen zu widmen. Einzig diesem Zwecke sollen die nachfolgenden Darlegungen dienen.

An dem großen Ränkespiel, das dem Weltkriege voranging, hatte König Nikolaus keinen Anteil. Dies ist vielleicht nicht einmal sein Verdienst, sondern ist dem Umstande zuzuschreiben, daß der König nach der erzwungenen Räumung Skutaris allen Großmächten gegenüber den schwer Gekränkten spielte und hierbei so weit ging, auf alle russischen Lehr- und Wohlfahrtsanstalten in Montenegro, ja sogar auf die Unterstützungsgelder eigensinnig zu verzichten. Allerdings waren letztere schon seit 1912 nicht mehr ausbezahlt worden, mithin machte der König mit vornehmer Gleichgültigkeit nur aus der Not eine Tugend.

Seine einstmals sehr guten Beziehungen zum Petersburger Hofe waren bedenklich erkaltet. Daran konnten selbst seine Töchter, die Großfürstinnen Militza und Anastasia, nichts ändern, und um das verminderte Interesse Rußlands am Schicksal Montenegros auch äußerlich zu kennzeichnen, war der Gesandte Herr v. Giers angewiesen worden, sich — trotz sommerlicher Hitze — zur Erholung nach Ragusa zu begeben.

Herr Delaroche, der französische Gesandte, wurde vom König nicht ernst genommen, weil die von ersterem wiederholt versprochenen finanziellen Hilfen aus Frankreich niemals eintrafen.

Der serbische Gesandte in Cettinje, Herr Gawrilowitsch, eine hochachtbare, charakterfeste Persönlichkeit, gehörte zu jenen wenigen Leuten, die Serbiens staatliche und wirtschaftliche Entwicklung von der Anbahnung und Ausgestaltung friedfertiger Beziehungen zu Österreich-Ungarn erhofft, daher jede Politik heimlicher Wühlarbeit oder gewalttätigen Umsturzes verabscheut hatten.

Man wußte dies auch in Cettinje, dennoch — oder gerade deshalb — war sein Urteil sehr geschätzt, und König Nikolaus befolgte manchen seiner Ratschläge, wiewohl er sonst gerne das Gegenteil von dem tat, was sein königlicher Schwiegersohn in Belgrad persönlich wünschte.

Alle übrigen in Cettinje beglaubigten Vertreter waren im Sommer 1914 entweder beurlaubt oder sie unterstützten in durchaus ehrlicher Weise den vom österreichisch-ungarischen Gesandten vertretenen Standpunkt in der Frage der montenegrinisch-albanischen Grenze, die damals im Vordergrunde stand.

Aus den schon genannten Ursachen zeigte der König, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, allen Diplomaten gegenüber absichtliche Kühle und Zurück-

Digitized by Google

haltung im persönlichen Verkehr, und als Wechselwirkung mußte er hierfür eine unverkennbare politische Vereinsamung in den Kauf nehmen, die ihn folgerichtig auch von jenem Ränkespiel ausschloß, das nach Beendigung der Balkankriege gegen die Donaumonarchie eingesetzt hatte. Es darf als feststehend angenommen werden, daß Montenegro den panslawistischen Umtrieben, die zum Fürstenmord in Sarajevo geführt haben, gänzlich ferne gestanden hat. Dies wurde durch die im Juli 1914 geführte Untersuchung erwiesen und der montenegrinischen Regierung mit Befriedigung zur Kenntnis gebracht.

In der erwähnten Vereinsamung mußte der König jene unheimliche Stille, die in den ersten drei Wochen des Monats Juli 1914 äußerlich alle europäischen Staatskanzleien zu erfüllen schien, wie einen Alpdruck empfinden, denn sein politischer Scharfblick ließ ihn, trotz des beharrlichen Schweigens aller Gesandten, die zunehmende Spannung und gewiß auch die ganz Europa bedrohende Kriegsgefahr erkennen. Meine plötzliche Rückkehr von einem kaum begonnenen Urlaub mochte ihm auch nicht zufällig erscheinen, doch beschränkte er sich gelegentlich meiner Meldung am Vormittag des 13. Juli auf die scheinbar ganz gleichgültig hingeworfene Redewendung, daß Österreich-Ungarn nun wohl „etwas machen" werde.

In der nächsten Zeit erfolgten meine Berufungen ins Palais auffallend häufig; sie konnten nur dem Zwecke dienen, von mir irgendwelche Andeutungen über die Absichten der Wiener Regierung zu hören, doch waren mir diese bis zur Mitteilung des weltgeschichtlichen Ultimatums an Serbien ebenso unbekannt wie allen übrigen Mitgliedern unserer Gesandtschaft. Nebstbei mußte mich der König soweit kennen, um einzusehen, daß er von mir keine Preisgabe geheim zu haltender Angelegenheiten erwarten dürfe.

Da trat er seinerseits aus der Zurückhaltung hervor, indem er mich an eine Antwort erinnerte, die ich ihm während des ersten Balkankrieges im Hauptquartier am Skutarisee erteilt hatte, als er mir gegenüber Klage führte, daß auch Rußland sich von Montenegro abwende. Damals hatte ich etwa geantwortet: „Rußland ist geographisch von Montenegro viel zu weit entfernt, um es unmittelbar unterstützen zu können, und wird in ernsten Zeitläufen stets wichtigere Sorgen haben als die Förderung montenegrinischer Sonderinteressen."

„Österreich-Ungarn tut dies aber auch nicht!" hatte der König entgegnet und ich bemerkte hierauf: „Es kann wohl nicht in jedem Falle, aber — dessenungeachtet sind gute Beziehungen beiderseits wünschenswert und für den kleineren Staat von Vorteil, weil er ja — mit oder ohne Gegenliebe — den stärkeren Nachbar ständig braucht, sich daher mit ihm vertragen muß."

Seit diesem Gespräch waren ein und einhalb Jahre verstrichen und die Ereignisse schienen meine Auffassung zu bestätigen, doch wollte der König dies nicht ohne weiteres zugeben, sondern gefiel sich, auch mir gegenüber, in der Rolle der gekränkten Unschuld. Es mußte mich daher sehr überraschen, als er ganz unvermittelt auf den längst vergessenen Gesprächsstoff von 1912 zurück-

Digitized by Google

griff und dann die Frage an mich stellte: „Glauben Sie, daß Ihr Kaiser mich auch heute noch unterstützen würde?"

Ich antwortete in allgemeinen Wendungen, da ich ja nicht wußte, wohin der König hinauswolle, dennoch scheint letzterer aus meinen Worten mehr Bejahung als Ablehnung herausgehört zu haben, denn plötzlich nahm er seine Kopfbedeckung ab, bekreuzigte sich und sagte mit feierlicher Betonung: „Ihr Kaiser möge von mir nur das eine nicht verlangen, daß ich gegen Rußland kämpfen soll, weil ich diesem durch die Geschichte und durch Familienbeziehungen verpflichtet bin; in allen übrigen Fragen will ich gerne sein folgsamer Freund sein. Reisen Sie sogleich nach Wien und berichten Sie über meine verzweifelte Lage!"

Obgleich mir die schauspielerische Art des klugen und berechnenden Gospodars der Schwarzen Berge keineswegs neu war, hatte ich im Augenblicke dieses Ausspruches den Eindruck, daß es dem König diesmal bitterer Ernst sei, indem er solch verzweifelten Schritt nur angesichts eines Abgrundes tun konnte, der ihm keinen anderen Ausweg übrigließ.

Meine Antwort konnte desungeachtet keine Zusage eigener Bereitwilligkeit enthalten, sondern nur die neuerliche Bitte, den zur Vermittlung politischer Angelegenheiten allein berufenen Gesandten hiemit befassen zu wollen.

Der König machte eine Gebärde des Unwillens, die verschiedene Deutungen zuließ, und verabschiedete mich alsbald mit den Worten: „Also machen Sie, was Sie wollen."

Ich besprach diese Unterredung unverweilt mit Herrn Otto, der sich in Anbetracht ihrer Eigenart bereit erklärte, sie telegraphisch nach Wien zu berichten, hiebei mit voller Berechtigung hinzufügend, daß er die vom König gehandhabte Ausschaltung der Person des Gesandten ebenso ungewöhnlich als unbegründet finden müsse. In der Tat waren auch keine Ursachen bekannt, die es hinreichend erklärt hätten, weshalb es der König für gut fand, seinen auf die Skutarifrage zurückreichenden persönlichen Groll gegen den früheren Gesandten, Freiherrn v. Giesl, auch auf dessen Nachfolger zu übertragen, um so weniger, als letzterer wirklich bestrebt war, Montenegro die Wiederaufnahme guter Beziehungen zu Österreich-Ungarn zu erleichtern.

Als ich in der Nacht zum 24. Juli von einer in Begleitung des deutschen und italienischen Geschäftsträgers unternommenen Reise nach Albanien wieder nach Cettinje zurückgekehrt war, hatte die eigene Gesandtschaft soeben die amtliche Verständigung über die an Serbien gerichtete befristete Note erhalten, mit dem Auftrage, sie auch dem König Nikolaus zur Kenntnis zu bringen.

Ohne Bestürzung zu verraten, äußerte dieser einige Bedenken ob der für Serbien schier unannehmbaren Forderungen; er lenkte alsbald das Gespräch auf die unmittelbare Nachbarschaft Montenegros mit Serbien, auf die ungerecht erfolgte Verteilung des ehemals türkischen Gebietes nach den Balkankriegen zum Nachteile Montenegros und tastete dann vorsichtig an der unausgespro-

Digitized by Google

chenen Frage, was etwa Montenegro bei einer Aufteilung serbischen Gebietes zu erwarten hätte.

Nach einer längeren Geheimsitzung des Ministerrates wurde ich am 25. Juli in später Abendstunde durch einen Gardisten zum König beschieden. Er war sehr ernst, sprach mit gedämpfter Stimme und sorgenvoller Stirne; er stellte zunächst die Frage nach dem augenblicklichen Stande der politischen Lage, die er mit einer Pulvermine verglich, deren Verheerungen unabsehbar sein können.

Ich vermochte keinerlei Auskunft zu geben, denn der gesamte telegraphische Verkehr nach Österreich-Ungarn war seit Mittag eingestellt worden; es drangen somit über Cattaro nur wirre Gerüchte herauf, deren Richtigkeit nicht festzustellen war.

Der König schien fest überzeugt zu sein, daß es zum Kriege mit Serbien, vielleicht auch mit Rußland kommen werde, trotzdem gab er neuerlich seine eigene Absicht kund, loyale Nachbarschaft und strenge Neutralität beobachten zu wollen. Dann ersuchte er mich um Übermittlung seiner Bitte an den Kaiser, Befehle erteilen zu wollen, damit den zur Zeit außer Landes weilenden Mitgliedern der königlichen Familie (das Kronprinzenpaar, Prinz Peter und Prinzessin Wera reisten in Deutschland und Frankreich) auf ihrer Rückreise durch Österreich keine Hindernisse bereitet werden mögen.

Als ich nach mehreren Tagen dem König die durch den Generaladjutanten Grafen Paar telegraphisch erhaltene zustimmende Antwort des Kaisers Franz Joseph überbrachte, war die politische Lage auch in Cettinje bereits um vieles ernster geworden. Die am 1. August zu außerordentlicher Sitzung einberufene montenegrinische Skupschtina hatte den einstimmigen Beschluß gefaßt, die Regierung solle an Österreich-Ungarn den Krieg erklären, und der König hatte, dem Drängen der großserbischen Führer nachgebend, die Mobilmachung angeordnet.

Um der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, lehnte er es nunmehr förmlich ab, den österreichisch-ungarischen Gesandten zu empfangen, mit der Begründung, daß bereits serbisches Brüderblut geflossen sei; dessenungeachtet war sein Ansehen als Monarch ernstlich gefährdet, da seine Mahnungen zur Besonnenheit von der täglich an Anhang gewinnenden Kriegspartei auf böswilligste Art mißdeutet worden waren. In den Kaffeeschänken der Hauptstraße besprach man es öffentlich, daß der König wohl den Verkehr mit dem Gesandten abgebrochen habe, dafür aber jenen mit dem weitaus gefährlicheren Militärattaché fortsetze und diesem — nicht ohne Gegenleistung — bereits weitgehende Zusicherungen gemacht habe.

Nach wie vor galten die in den Gesprächen des Königs zum Ausdrucke kommenden Bestrebungen einzig der Erhaltung der Neutralität, indem er seinem durch die Balkankriege wirtschaftlich auf das äußerste erschöpften Volke neue Opfer an Blut und Gütern ersparen wollte. In dieser Absicht bot er alle Beredsamkeit auf, um zunächst wenigstens Zeit zu gewinnen.

Digitized by Google

Tag für Tag besuchte er im Automobil die bereits an den Grenzpässen versammelten Abteilungen, deren ehrgeizige Führer zum Losschlagen drängten; er beruhigte und beschwor sie zuzuwarten, bis er selbst — wenn es schon sein müsse — das Zeichen zum Kampfe geben werde. Trotz alledem schwand seine Hoffnung, Montenegro vor kriegerischen Verwicklungen zu bewahren, mit jeder neuen Nachricht über die wachsende Ausdehnung des Weltbrandes, und er mußte schließlich dem nahezu einmütigen Willen seines Volkes nachgeben. Am 5. August 1914, um 6 Uhr nachmittags, überbrachte der erste Sekretär des Ministers für auswärtige Angelegenheiten dem österreichisch-ungarischen Gesandten die schriftliche Aufforderung, sich im Lande als überflüssig zu betrachten, es daher vor der Aufnahme der Feindseligkeiten zu verlassen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages weilte ich zum letztenmal im Arbeitszimmer des Königs, der mir bewegt die Hand reichte mit den Worten: „Das Schicksal erfüllt sich; es ist stärker als menschlicher Wille!"

Siebzehn Monate lang führte Montenegro an der Seite Serbiens und der verbündeten Staaten Krieg gegen Österreich-Ungarn. Das Kriegsglück wechselte im Zusammenhange mit den Erfolgen oder Niederlagen des serbischen Heeres, es führte zur vorübergehenden Besetzung schmaler Grenzgebiete im südlichen Bosnien, in der Herzegowina und der Küstengemeinde Budua; zu weitreichenden Offensivunternehmungen kam es nicht.

Die Ursache hiefür lag in der eigenartigen Organisation der montenegrinischen Wehrmacht, die keine Offensivkraft gewährleisten konnte, eine Tatsache, die ja bereits im ersten Balkankriege offen zutage getreten ist, indem sich die Stoßkraft des gesamten montenegrinischen Heeres zu schwach erwies, um das nur wenige Kilometer von der eigenen Grenze entfernte Skutari mit Waffengewalt bezwingen zu können. Wie hätte man es da wagen können, moderne Festungen, wie Cattaro, Trebinje, Bileca oder Sarajevo anzugreifen?

Man darf ferner nicht übersehen, daß die Kriegsereignisse das montenegrinische Heer in einem Zustande völlig mangelnder Schlagfertigkeit überrascht haben, daß es an kriegsbrauchbaren Waffen und Munition, an wirkungsfähigen Geschützen, an technischer Ausrüstung, an Verpflegung, überhaupt an allem und jedem gefehlt hat, denn in den wenigen Friedensmonaten der Jahre 1913 und 1914 war infolge der trostlosen Finanzlage nichts nachgeschafft worden.

Bei Ausbruch des Weltkrieges ist Montenegro von seinen Verbündeten wohl vielerlei versprochen worden, aber bekommen hat es in Wirklichkeit nur sehr wenig, und selbst das wenige war veraltet, daher kaum brauchbar. Vom militärischen Standpunkte aus kann es somit nicht als Mangel an gutem Willen, sondern lediglich als Mangel an Kraft bezeichnet werden, wenn die montenegrinische Kriegführung eine vorwiegend passive gewesen ist.

An ehrlicher Begeisterung und Kampflust hat es den Männern der Schwarzen Berge sicher nicht gefehlt, das haben sie überall bewiesen, wo sie unseren Truppen

Digitized by Google

gegenübergetreten sind; ihre Schuld ist es also nicht, wenn die Waffenerfolge nur sehr bescheidene gewesen sind.

Nur in einem Falle kann ich auf Grund meiner eigenen Wahrnehmungen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß eine militärische Unterlassung begangen worden sei, als welche ich die höchst mangelhaften technischen Maßnahmen zur Verteidigung des Lovcen und der Hauptstadt bezeichnen muß.

Mit ganz einfachen Mitteln der Feldbefestigung hätte man das schon von der Natur als Bollwerk geschaffene Lovcenmassiv zu einem Stützpunkt ausgestalten können, der in gewaltiger Anlage und Widerstandskraft selbst die weltberühmt gewordenen Stellungen des Görzer Brückenkopfes hätte übertreffen müssen. Es war aber nichts geschehen; nicht ein einziger Graben, nicht die kleinste Sprengung, kein Verhau, keine Steinschlagbatterie, ja nicht einmal das einfachste Drahthindernis waren zur Abwehr eines Angriffes vorbereitet gewesen.

Ich will nicht behaupten, daß das Vorhandensein derartiger Hindernisse die Uneinnehmbarkeit des Lovcen tatsächlich verbürgt hätte, muß aber die Auffassung vertreten, daß ihre Nichtanwendung um so weniger entschuldbar gewesen sei, als es weder an Zeit und Kräften, noch an Material und vorbildlicher Erfahrung gefehlt hatte. Gerade letztere hatten die Montenegriner teuer genug bezahlt gehabt, als sie vor Skutari die türkischen Stellungen am Taraboſch und am Bardanjolt anrannten.

Nach der Erstürmung des Lovcen und der Waffenstreckung der montenegrinischen Truppen im Januar 1916 hatte ich als Generalstabschef in Montenegro wiederholt Gelegenheit, mit höheren Offizieren jener Abteilungen zu sprechen, welchen die Verteidigung des Lovcen anvertraut gewesen war, und ich gab hiebei meiner Verwunderung unverhohlen Ausdruck, daß man alle technischen Verstärkungen der Stellungen für überflüssig erachtet habe. „Ganz im Gegenteil" — gab man mir zur Antwort —, „wir Montenegriner haben ja immer gewollt, aber — die Franzosen sind dagegen gewesen."

Ich konnte die Richtigkeit dieser Behauptung bisher nicht feststellen, erfuhr jedoch von glaubwürdigen Personen, daß der letzte französische Gesandte in Cettinje, Herr Delaroche, der sich in eitler Selbstgefälligkeit auf den „vieux artilleur" und militärischen Fachmann aufzuspielen pflegte, tatsächlich des öfteren am Lovcen Ratschläge erteilt und diesen als einwandfrei uneinnehmbare Festung erklärt haben soll, die keiner Verbesserung durch Menschenhand bedürfe.

Wenn man diese Verbesserungen vermutlich aus dem Grunde unterlassen hat, um die Eigenliebe und Urteilskraft des Herrn Delaroche nicht zu verletzen, so bleibt die Unterlassung dessenungeachtet ein schwerer militärischer Fehler.

Ich gehe zum letzten und schwerstwiegenden der gegen König Nikolaus erhobenen Vorwürfe über, jenem der politischen Untreue. Er nimmt seinen Ausgang von der Tatsache, daß im Juni des Jahres 1915 durch einen vom Abschnittskommando des Prinzen Peter entsendeten Parlamentär die Bitte

Digitized by Google

überbracht worden ist, es möge der frühere österreichisch-ungarische Militärattaché in Cettinje zu einer Besprechung nach Montenegro geschickt werden.

Das Armeeoberkommando entsprach diesem Ansuchen und beauftragte mich, von der Isonzofront mit Beschleunigung in den Kriegshafen Cattaro abzugehen, um mich von dort aus für die gewünschte Besprechung zur Verfügung zu stellen.

Über den Gegenstand dieser Unterredung mit dem Prinzen Peter, als Vertreter des Königs, sind alsbald in der französischen, italienischen und serbischen Presse die verschiedenartigsten Behauptungen aufgestellt worden, man witterte geheime Abmachungen und Zusagen und ging schließlich soweit, den König Nikolaus des beabsichtigten oder wenigstens versuchten Abfalles von seinen Verbündeten zu bezichtigen. Ich erkläre alle derartigen Behauptungen für böswillige Erfindungen, die offenbar von jener Seite herstammen, die im Interesse der großserbischen Politik damals schon bestrebt gewesen ist, die Dynastie der Petrović bloßzustellen. Die Besprechung im Juni 1915 galt überhaupt keiner politischen Frage, sondern ausschließlich der sachlichen Kriegführung.

Die weiteren Ereignisse des Jahres 1915 bestätigten die Haltlosigkeit der gekennzeichneten Ausstreuungen, indem die große Offensive der Mittelmächte gegen Serbien den König Nikolaus unentwegt auf seiten seiner Verbündeten fand, trotzdem diese für die militärische Unterstützung Montenegros nur sehr wenig übrig hatten.

Die Niederwerfung Serbiens mußte für Montenegro das gleiche Schicksal zur Folge haben; darüber konnte nach dem Rückzug des geschlagenen Serbenheeres durch Albanien an die Adria kein Zweifel mehr bestehen, und die im Januar 1916 durchgeführte Besetzung des ganzen Landes durch österreichisch-ungarische Truppen bestätigte diese militärisch selbstverständliche Voraussehung. — Mit der Erstürmung des Lovcen war der Zugang nach Cettinje freigeworden, gleichzeitig waren starke Kolonnen des Generals v. Köveß über die Nord- und Ostgrenze eingebrochen, die Umzingelung war somit eine vollständige geworden und ließ keinen anderen Ausweg übrig als Waffenstreckung und Auflösung des Heeres.

An diese Tatsachen knüpft sich eine politische Legendenbildung, die zunächst im unmittelbaren Zusammenhange der Ereignisse entstanden ist, dann verstummte und in allerjüngster Zeit aufs neue emportaucht: die Behauptung, daß König Nikolaus die Räumung des Lovcen vorzeitig angeordnet habe, nachdem er vorher Verhandlungen angeknüpft gehabt hätte, als deren Ergebnis die Überweisung einer Spende von mehreren Millionen an das Bankkonto des Königs zu betrachten sei.

Trotz ungeheurer Plumpheit ist diese Behauptung doch nicht ohne Wirkung auf die Gemüter jener Personen geblieben, für die sie berechnet war, nämlich auf die Anhänger des Königs Nikolaus und seiner Dynastie.

Eine Ehrenrettung König Nikolaus' vor der slawischen Welt und der Weltgeschichte kann nicht meine Aufgabe sein, gleichwohl möchte ich der Ent-

Digitized by Google

stellung geschichtlicher Tatsachen gerade deshalb entgegentreten, weil ich in die Ereignisse jener Tage einen zusammenhängenden Einblick zu gewinnen imstande war, zum Teil sogar an ihnen unmittelbar persönlich beteiligt gewesen bin.

Von Konstantinopel zurückberufen, war ich im Dezember 1915 sowohl beim Armeeoberkommando, als auch im Ministerium des Äußern über die politischen Ziele am Balkan sehr eingehend und vorbehaltlos in Kenntnis gesetzt worden, wurde sodann zur Division des Feldmarschalleutnants v. Weber eingeteilt, in dessen Stabe ich alle Begebenheiten bis zum Einmarsch in Cettinje mitmachte.

Das Telegramm des Königs Nikolaus an Kaiser Franz Joseph, in dem er um einen ehrenvollen Frieden bat, ging durch meine Hände, die montenegrinischen Bevollmächtigten für die Abschließung des Waffenstillstandes wurden von mir empfangen, und die Verhandlungen über die Waffenstreckung wurden in meinem Beisein geführt. Unmittelbar darauf wurde ich zum Generalstabschef der Besatzungstruppen, dann zu jenem des neuerrichteten Generalgouvernements und zugleich Stellvertreter des Gouverneurs ernannt; ich konnte und mußte somit über alle Vorgänge in Montenegro ständig in Kenntnis sein und vermochte, dank älterer Beziehungen, auch jene Fäden in die Hand zu bekommen, die anfänglich noch zum König und seiner Regierung hinübergeführt hatten.

Der 8. Januar des Jahres 1916, der Tag, an welchem die großzügige Offensive gegen das Bergmassiv des Lovcen begann, entsprach im griechisch-orientalischen Kalender dem 26. Dezember, also dem zweiten Weihnachtsfeiertag. Für Cettinje und ganz Montenegro waren es recht traurige Weihnachten gewesen, denn seit dem furchtbaren Rückzuge der Serben konnte das Hereinbrechen einer Katastrophe über Montenegro kaum mehr bezweifelt werden; die Korps des Generals v. Köveß schlossen einen eisernen Ring immer enger um das Land der Schwarzen Berge, deren stets behauptete Unüberwindlichkeit dem Ansturm der kaiserlichen Truppen nicht standhielt, und alle nach Rom und Paris gerichteten Hilferufe waren bisher erfolglos geblieben.

Als dann die schweren Geschütze am Morgen des 8. Januar ein anhaltendes Massenfeuer gegen die Batterien am Lovcen begonnen und mit einem solchen Hagel von Sprengstoff und Eisen überschüttet hatten, daß die Verteidiger vielfach vom bloßen Luftdruck getötet wurden, als ganz Cettinje unter dem dröhnenden Widerhall der stundenlang andauernden Explosionen erbebte, da war es nicht der alte König, der als erster den Mut verlor.

Nach dem Einmarsch unserer Truppen in Cettinje schilderte mir der daselbst zurückgebliebene griechische Geschäftsträger, daß der französische Gesandte dem König zu eiliger Flucht von Cettinje geraten und gleichzeitig für sich und seine Familie Automobile und Fuhrwerke erbeten habe. Seinem Drängen war nicht bloß die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Podgoritza zuzuschreiben, die ja angesichts der drohenden Lage keineswegs unbegründet gewesen

Digitized by Google

sein mochte, sondern auch die tatsächliche Flucht der königlichen Familie über Skutari nach Rom und in weiterer Folge nach Frankreich.

In der Villa Kruschewatz nächst Podgoritza hatte der König den letzten Aufenthalt im eigenen Lande genommen. Von da richtete er das Telegramm mit der Bitte um einen ehrenvollen Frieden an Kaiser Franz Joseph, das in französischer Sprache mit den Worten begann: „Majestät, Ihre siegreichen Truppen haben heute meine Hauptstadt besetzt." Diese Bitte um Frieden ist später von seiten serbischer und französischer Politiker zum Ausgangspunkt leidenschaftlicher Anklagen gegen König Nikolaus gemacht worden, die sich sogar bis zur gehässigen Behauptung verstiegen, der König sei zur Zeit des Friedensangebotes bereits ein abtrünniger Verbündeter gewesen.

Demgegenüber sei festgestellt, daß nur die zwingende unerbittliche Not der Kriegslage den Entschluß herausgefordert hatte, die eigene Ohnmacht einzugestehen, daß diese Zwangslage von allen zur Zeit am königlichen Hofe weilenden Vertretern der verbündeten Staaten voll gewürdigt worden war und daß gerade diese Vertreter an der Verfassung der Friedensbitte persönlichen Anteil genommen hatten. Herr v. Obnorsky, der russische Geschäftsträger, war der Urheber des Wortlautes, dem alle übrigen Diplomaten notgedrungen beipflichteten, nur Herr Delaroche erhob gegen den Ausdruck „siegreiche Truppen" Einsprache und setzte es durch, daß die Tatsache der siegreichen Besetzung Cettinjes mit einem Federstrich aus der Weltgeschichte der verbündeten Staaten getilgt ward.

Der vom König erbetene Frieden kam nicht zustande, trotzdem er — im kindlichen Glauben, daß Beispiele auch in der Politik kriegführender Staaten Nachahmung finden — vom Wiener Ministerium des Äußern sehr dringend gewünscht worden ist. Schuld daran war die Unnachgiebigkeit der führenden oder schiebenden Männer im Armeeoberkommando, welche eine bedingungslose Unterwerfung Montenegros auf Gnade und Ungnade forderten und den Begriff „Waffenstreckung des Heeres" willkürlich dahin erweitert hatten, daß nach der Ablieferung aller Waffen und des gesamten Kriegsmaterials alle wehrfähigen Montenegriner als Kriegsgefangene außer Landes zu bringen seien.

Die Folge war, daß der übermäßig gespannte Bogen versagte; es kam wohl zur Unterfertigung eines Abkommens über die Abgabe von Waffen und des Kriegsmaterials, doch blieb dieses vom Feldmarschalleutnant v. Weber und dem General Bečir unterzeichnete Schriftstück ein wirkungsloser Akt, denn die montenegrinischen Truppenteile hatten sich mittlerweile aufgelöst, die Mannschaft in ihre Heimatsbezirke verlaufen und die Nachlese an Waffen blieb infolgedessen eine recht spärliche.

König Nikolaus' Absicht war ursprünglich dahin gerichtet gewesen, sich mit wenigen seiner Getreuen in die Berge zurückzuziehen, um von dort aus die Verhandlungen fortzusetzen, doch gab er schließlich den Bitten seiner Töchter sowie den dringenden Vorstellungen des französischen Gesandten nach und entschloß sich schweren Herzens zur Flucht.

Digitized by Google

Sein Verhalten in den schicksalsschweren Tagen vom Beginne des Weltkrieges bis zur letzten Stunde seines Aufenthaltes im eigenen Lande war ein durchaus würdevolles, war sachlich durch die Wucht der Ereignisse bedingt und in der Form von der Mitverantwortung seiner Minister abhängig gewesen. Er ist den Traditionen seines Volkes, seinen Pflichten als konstitutioneller Herrscher, aber auch jenen gegenüber den Verbündeten stets treu geblieben, als erster und zugleich letzter König von Montenegro.

Der Kampf der Götter um die Unsterblichkeit

Von

H. Schulze van Wrede

Die alten Inder faßten die Lehre von der Unsterblichkeit der Götter viel naiver auf als wir, die seit undenklichen Zeiten es als selbstverständlich hinnehmen, daß die Menschen zwar sterben, die Götter hingegen ewig leben bleiben.

Auch auf die alten Griechen hat die Lehre von der Unsterblichkeit der Götter weit größeren Eindruck gemacht als auf uns, wie u. a. aus den wunderbaren Worten der Sappho hervorgeht: „Sterben ist grausam, so haben die Götter geurteilt, denn sonst stürben sie selbst.“ Es müssen also besondere Gründe vorliegen für unsere Gleichgültigkeit gegen die Lehre von der Unsterblichkeit der Götter. Einer der schwerwiegendsten hängt unzweifelhaft mit unserer Erziehung zusammen.

Die Unsterblichkeit der Götter aber ist etwas so Wunderbares und Großes, daß es sich wohl verlohnte, das menschliche Empfinden dafür aufnahmefähig zu erhalten. Schon aus dem Grunde, weil die menschliche Seele sich dann vielleicht eher dazu entschließen würde, nach ihrer eigenen Unsterblichkeit zu suchen, um so den Göttern ähnlicher zu werden.

Scheinbar liegt gerade dieser Gedanke der indischen Sage vom Schlangenopfer zugrunde, in der uns u. a. erzählt wird, auf welche Weise sich die Götter den Lebenstrank quirlten.

Die Götter, heißt es, lagen mit den Danewern, den dunkeln Geistern, in furchtbarem Streite und waren nahe daran, den Kampf zu verlieren. Denn die Danewer besaßen einen Priester, welcher die im Kampfe Erschlagenen vom Tode wieder aufzuwecken vermochte, während Werhaspata, der Priester der Götter, dieser Kunst nicht mächtig war, so daß das Heer der Himmlischen immer mehr zusammenschmolz.

Daher gerieten die Götter in große Sorge und versammelten sich auf den Höhen des Berges Meru, um Rat zu halten. Sie baten Brahma um Erleuchtung, und dieser größte unter den Göttern riet, das Amrita zu quirlen, den Trank, der die Lebenden unsterblich macht.

Dies jedoch war eine sehr mühsame Aufgabe, denn das Amrita mußte aus dem Ozean herausgebuttert werden. Die Götter fühlten sich der Aufgabe allein nicht gewachsen und beschlossen daher, mit ihren Todfeinden, den Danewern, Frieden zu machen.

Gerade in diesem Friedensschluß der Götter mit den Danewern, des Lichts mit dem Dunkel, des Tages mit der Nacht, liegt eine wunderbare Hochschätzung des Lebens und der Unsterblichkeit. Nur der Frieden aller mit allen vermochte die Himmlischen vom Tode zu erlösen. So wie wohl auch erst der Friede aller mit allen der Menschheit die genügende Lebenssehnsucht, die nötige Intelligenz und Zeit geben wird, um sich

Digitized by Google

das Amrita zu quirlen, d. h. jene weitgehenden Erfindungen zu machen, die das Leben zu erhalten vermögen, womit Metschnikoff vor dem Kriege den Anfang gemacht hat.

Die weitere Erzählung der Amritaquirlung durch die Götter zeugt von der ungeheuer großen Phantasie der Inder.

Nachdem nämlich die Götter mit den Danewern Frieden geschlossen hatten, rissen sie, so heißt es, mit vereinten Kräften den bis in die Wolken ragenden Berg Mandara aus dem Erdboden los und trugen ihn an den Ozean. Alles was auf dem Berge wuchs und blühte, lebte und webte, wurde mit fortgetragen, die hochragenden Bäume, die Tiere samt den Höhlen, die Vögel samt den Nestern, die Menschen mit ihren Häusern.

Wie sie mit dem Berge am Ozean angekommen waren, unterhandelten sie zuerst mit dem Wasserherrn Varuna. Dieser gestattete die Butterung aber nur unter der Bedingung, daß man auch ihm vom Amrita zu kosten gäbe.

Nun wollten die Götter den Berg in den Ozean senken, da fiel ihnen ein, daß zuerst ein fester Punkt im Meere gesucht werden müsse, auf dem der gewaltige Butterstempel ruhen könnte, da er sonst ja umfallen und im Ozean versinken würde.

Die Götter wendeten sich an den König der Schildkröten, der auf dem Grunde des Meeres saß und einen riesengroßen schwarzen Schild auf dem Rücken trug. Der Schildkrötenkönig erlaubte, daß der Butterstempel auf einem Schilde ruhen dürfe. Und so stellte man den Berg fest auf den riesengroßen Krötenschild. Bis hierher war alles gut gegangen. Jetzt aber gerieten alle in große Verlegenheit, denn es mangelte das Seil, um den Butterstempel in Bewegung zu setzen.

Es ist hier offensichtlich eine Buttermaschine gemeint, wie sie von Indien nach England und von dort auch in einigen Exemplaren zu uns gekommen ist. Der Butterstempel wird bei ihr nicht auf und ab gestoßen, sondern ähnlich einem Kreisel durch eine Schnur in Bewegung gesetzt.

Die Götter standen ratlos. Wo finden wir einen Strick, sagten alle, der groß und stark genug wäre, den Riesenstempel damit zu drehen.

Der König der Schlangen aber hörte von der Verlegenheit der Götter. Er befand sich gerade jenseits des Meeres, aber da er lang genug war, schwang er sich über den Ozean fort und bot den Göttern seinen Dienst als Quirlstrick an.

Die Götter schlangen ihn kurzentschlossen als Seil um den Berg und warfen den Danewern, die jenseits des Meeres standen, den Kopf zu. Sie selber ergriffen den Schwanz, und nun begann die Butterung.

Der ganze Ozean schäumte hoch auf und die Wogen brüllten an den Hängen. Alle Fische und alles Getier des Meeres kam in dem Wirbel um.

Die Götter erlahmten jedoch bald, und Vishnu, der Herr der Welt, trat hinzu und stärkte sie.

Noch schneller butterten danach die Götter und die Danewer, so daß die Tiere, die in den auf dem Butterstempel befindlichen Wäldern noch immer hausten, sich nicht mehr zu halten vermochten und von dem kreisenden Berge ins Meer glitten. Auch die Vögel ergriff ein Schwindel, so daß sie in die wirbelnden Wellen stürzten, und sogar die Bäume brachen nieder und fielen ins Meer.

Noch schneller aber drehten die Götter den Berg, so daß sich sogar sein Inneres erhitzte und auch seine Erze ins Meer flossen.

Da endlich wurde das Wasser des Meeres zu Milch, die Milch zu Butter und aus der gelben Butter stieg in goldgelbem Kleide Sri, die Gattin Vishnus, und trug in einer Schale den Lebenstrank.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Der Weltverkehr und seine Technik im 20. Jahrhundert. Von Prof. Dr.-Ing. Otto Blum. 2 Bände mit 45 Abbildungen. 300 und 309 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 72.—.

In außerordentlich geschickter Weise hat es der Verfasser des vorliegenden schönen und gut ausgestatteten Werkes verstanden, in seiner Darstellung unangebrachte Wissenschaftlichkeit und die Ruhmredigkeit, die manche „populäre" Bücher über Technik ungenießbar macht, gleicherweise zu vermeiden. Die beiden Bände, die mehr enthalten als der Titel ahnen läßt, behandeln zunächst die verkehrsgeographischen Grundlagen und die wichtigsten geschichtlichen Tatsachen des Verkehrswesens. Darauf folgt ein großer Abschnitt über das Eisenbahnwesen, einschließlich der allgemeinen Eisenbahnverkehrsfragen. Der zweite Band behandelt den Seeverkehr (Schiffbau, Seekanäle, Seehäfen, Reederei) und hierauf die deutschen und wichtigsten ausländischen Binnenwasserstraßen, ausgehend von ihren Beziehungen zu den Eisenbahnen.

Nun folgen ein Abschnitt über die Stellung Deutschlands im Verkehr und einer über Verkehrspolitik. Diesen bisher aufgezählten Kapiteln schließt sich mit Recht ein solches über Verkehr und Siedelung an, d. h. vor allem über die Zustände und den Verkehr in Großstädten. Damit ist das eigentliche Thema des Buchs technisch-wirtschaftlich erschöpft. Aber dem Zweck der ganzen Arbeit, vor einem großen Leserkreis einen wichtigen Teil des Weltbildes der Gegenwart zu behandeln, entspricht auch der letzte Abschnitt, der auf Beziehungen zwischen Kultur und Verkehr eingeht. — In weiten Kreisen des gebildeten, aber nicht fachmännischen Publikums, herrscht gegen das Lesen von Werken technisch-wirtschaftlichen Inhalts eine nicht immer ganz unberechtigte Abneigung. Man versteht wenig von Technik und fürchtet, die Verfasser setzen so viel voraus, daß einem ihre Werke wie mit sieben Siegeln verschlossen seien. Man wird dem vorliegenden Buch diesen Vorwurf nicht machen können, es ist erstaunlich, wie einfach Blum darzustellen versteht. Sogar die Poesie des Weltverkehrs kommt in seinem Buch zum Ausdruck. — Auch der junge Ingenieur wird in dem Werke manches wirtschaftliche und sonstwie Interessante finden, das er im Fachkolleg nicht immer in so großem Zusammenhang zu hören bekommt, wie hier.

Da zu den vorstehend aufgezählten Vorzügen des Werkes noch eine gewandte flüssige Darstellungsweise kommt, so kann ich das Buch von Blum einem weiten Leserkreise — Laien wie Fachleuten — angelegentlich empfehlen. Die ersteren werden dabei erkennen, daß ein Mensch ohne alle Kenntnis technischer Dinge heute doch nicht wohl den Anspruch erheben darf, universell gebildet zu sein. R. Weyrauch.

Fünfzig Jahre Reichsdienst. Lebenserinnerungen von Ottmar v. Mohl. Leipzig, P. List.

Der Sohn Robert v. Mohls veröffentlicht Erinnerungen aus seinem im Reichs- und Hofdienst verbrachten Leben. Zur historisch-politischen Literatur wird man sein Buch nicht rechnen dürfen; wer nach dieser Richtung hin den Anschluß neuer Kenntnis erwartet, wird gänzlich enttäuscht sein. Er erschöpft sich in der Darstellung der äußeren Ereignisse, die auf den vielen wechselnden Posten in Übersee und am Berliner Hofe an den Verfasser herangetreten sind. W. W.

Weltgeschichte. Begründet von Hans F. Helmolt. Herausgegeben von Armin Tille. 2. Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Der vor dem Kriege fertiggestellte, aber bis auf die Zeit nach Beendigung des Weltkrieges nachträglich fortgesetzte vierte Band umfaßt die Balkanhalbinsel. Wir haben bei Besprechung des ersten Bandes dieses Werkes die ihm zugrunde liegende geographische Einteilung ausführlich gewürdigt. Will man dieser Methode Vorzüge zuerkennen, so können sie jedenfalls für die Balkanstaaten am ehesten zur Geltung kommen. Denn hier handelt es sich in der Tat um ein abgeschlossenes kulturpolitisches Gebiet, das durch die geographischen Beziehungen so wesentlich beeinflußt wird, daß kaum eine andere Darstellungsart vollständig erschöpfend sein kann. Freilich hat auch hier die Regel Ausnahmen erfahren müssen. Es sind auch die Gebiete, die mit der Geschichte wenigstens eines Teiles der Balkanvölker in unlösbarer Beziehung stehen, berücksichtigt, und andererseits war die Geschichte Griechenlands bis zu Alexander dem Großen schon in einem früheren Band vorweggenommen. In dem vorliegenden Band ist, und zwar überall von durchaus sachkundiger Feder, die Geschichte der Balkanvölker nicht nur in historischer, sondern auch literarischer

Digitized by Google

und wirtschaftlicher Hinsicht behandelt und so ein Schlüssel zu ihrer Entwicklung und Bedeutung gegeben. Dabei muß besonders anerkannt werden, daß die gerechte Würdigung ihrer Bestrebungen nicht durch zu naheliegende Verstimmung über die uns von ihnen widerfahrene Enttäuschung beeinträchtigt wird. Der Unparteilichkeit des Werkes kam es zugute, daß zum Teil die Bearbeiter den Nationen, über welche sie schreiben, angehören. Der Bilderschmuck ist wieder überaus prächtig und reichlich; er dient jedoch nicht nur der Verschönerung des Buches, sondern steht mit dem Inhalte im engsten Zusammenhang. Es ist erfreulich, daß demnächst ein weiterer Band zu erwarten ist. Dr. A. L.

Der Weltkrieg in seiner Einwirkung auf das deutsche Volk. Unter Mitwirkung von Gertrud Bäumer, Wilhelm Blankenburg, Rudolf Bovensingen, Martin Faßbender, Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Johann Gisbert, Freiherr v. Maltzahn, Ernst Posse u. s. w. herausgegeben von Max Schwarte. Geh. M. 16.—. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Was der Krieg an einschneidenden Einwirkungen dem deutschen Volke auf allen Lebens- und Schaffensgebieten brachte, wie er zum Umgestalten aller Gedanken und Arbeitsgewohnheiten zwang, und wie er in dieser Umgestaltung die Grundlagen schuf und die Wegziele wies für den Neubau, für die Lebensnotwendigkeiten und Zukunftshoffnungen, ist in dem Bande von führenden Männern aller in Betracht kommenden Berufe geschildert. Wenn auch seit dem Erscheinen des Buches inzwischen einige Zeit verstrichen ist, so behalten die betreffenden Arbeiten doch immer noch ihren Wert, und wir wollen nicht unterlassen, auf das bedeutende Werk ganz besonders hinzuweisen.

Der Tod von Falern. Von Frank Thieß. Roman einer sterbenden Stadt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 25.—.

Der Todeskampf einer Stadt, die, von der Außenwelt abgeschnitten, nach jahrelanger Belagerung einem unbarmherzigen Feind erliegt, ist der Inhalt dieses nach hohen künstlerischen Zielen strebenden Buches, das Geschehnisse, Eindrücke und Erfahrungen der unmittelbaren Gegenwart in eine zeitlose Ferne rückt, um eben dadurch das Unwandelbare, Allgemeingültige der großen menschlichen Motive zu stärkstem Ausdruck zu bringen. Die wachsende Not in der Stadt weckt und verschärft die Gegensätze und das Mißtrauen zwischen den niederen Schichten der Bevölkerung und dem engen Kreis der Machthaber und Führenden, deren beste Eigenschaften sich in der wuchtigen Gestalt des alten Feldherrn Marsos verkörpern, während die „kleinen Leute" in dem leidenschaftlich und ehrlich wollenden, aber noch jugendlich überschäumenden Volksmann San dem Marsos einen starken Gegenspieler entgegenzustellen haben. Diese Parteikämpfe innerhalb der Stadt, Hungersnot und Pest, die unaufhaltsamen Fortschritte der Belagerer führen folgerichtig zur Katastrophe, deren Herannahen endlich alle Gegensätze der Stadtbewohner überwindet und die Liebe zum gemeinsamen Vaterland, den Stolz auf das alte, ruhmvolle Stadtgebilde noch einmal zu begeisterter Hingabe und bedingungslosem Opfermut aufflammen macht, dessen Glorie über den Untergang tragisch versöhnenden Glanz gießt. — Heroisch und tragisch ist also Grundstimmung und Ausgang des Romans, der mit den Kunstmitteln eines besonnenen Expressionismus das starke Wollen und Empfinden des Dichters objektiviert und dem Leser nahebringt.

Die da zween Herren dienen. Von Julius R. Haarhaus. Ein Verlegerroman. Geh. M. 8.50, geb. M. 11.—. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Leipzig ist reich an Patrizierverlegern der „alten" Schule. Gerade sie haben der deutschen Großhandelsstadt im Herzen Deutschlands ihr Relief, ihren Namen, ihre deutsche Kultur mitgegeben. Unter ihren sorgsamen Händen lief die lange Kette der Entwicklung deutschen Geisteslebens der alten Meß- und Buchhändlerstadt von Bach über Gottsched-Gellert zu Seume, Freytag und den Heutigen. Das moderne Leipzig brachte aber auch jene Verlegerfürsten von heute hervor, die dem guten alten Typ fremd, ja schroff bis zur Feindlichkeit gegenüberstehen, weil sie Technik und kühle Berechnung über Bedächtigkeit und Genügsamkeit stellen und über der Großorganisation des menschenernährenden Riesenbetriebes den Selbstzweck, den Inhalt ihres Unternehmens vergessen oder verkümmern lassen. Hiermit ist Fabel und Konflikt des Buches schon gegeben. Dem Dichter, der sein Leipzig kennt und lobt, ist es gelungen, den katastrophalen Konflikt des alten Hauses zu lösen. Der Roman wirkt als interessanter und schalkhafter Leipziger Buchhändler- und sächsischer Großstadtroman. H.

Aus Luise Hensels Jugendzeit. Von H. Cardauns. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 4.— kart.

Das Buch bildet eine wertvolle Ergänzung zu F. Binders Biographie der Dich-

Digitized by Google

terin. Es bringt neue Gedichte und neue Briefe. Dieses und noch anderes Material ermöglichte es dem Verfasser, manche dunkle Punkte im Leben L. Hensels aufzuhellen, so z. B. ihren Uebertritt zum katholischen Glauben, ihre Beziehungen zu Clemens Brentano u. a. Insbesondere machte er mit viel Glück den ersten Versuch, ihre und Brentanos Gedichte voneinander zu scheiden. So bietet das Buch den Freunden der Dichterin, vor allem aber dem Historiker, viel neue Anregung. E. M.

Handbuch der Politik. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Band 1—3. Berlin und Leipzig, Verlag von Dr. Walter Rothschild.

Wenn die Politik auch mit Recht als eine Kunst bezeichnet wird, so kann diese doch nur auf der Grundlage eines festen Wissens geübt werden, um so mehr, als jetzt in der Republik weitere Kreise als früher zur politischen Betätigung berufen sind. Das vorliegende Handbuch erfüllt in seiner jetzigen dritten Auflage mehr als bisher die Aufgabe, dem Politiker den nötigen Wissensstoff zu übermitteln. Statt Handbuch der Politik hätte man es auch Handbuch des deutschen Politikers nennen können. Bewundernswert ist es geglückt, den gänzlich veränderten politischen und staatsrechtlichen Verhältnissen die neue Auflage anzupassen und der Gefahr einer nur äußerlichen Umarbeitung zu entgehen. Der erste Band enthält die Grundlagen der Politik, und zwar sowohl geschichtlich als auch rechtsphilosophisch und endlich auch juristisch in der Form des allgemeinen Staats- und Verwaltungsrechts. Er reicht dabei von dem allerallgemeinsten, wie z. B. der Methodik der Politik, bis zum allerspeziellsten, wie z. B. der Überwachung des Films. Der zweite Band ist ausschließlich dem Weltkriege gewidmet, in dessen Banne jede politische Betätigung in Deutschland noch lange stehen muß. Das gesamte Material, das zum Verständnis der Voraussetzungen des Weltkrieges, seines Verlaufs und seiner Folgen in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht in Betracht kommt, ist in seltener Vollkommenheit zusammengetragen. Der dritte Band endlich gibt das Staats- und Verwaltungsrecht der neuen deutschen Republik. Bekanntlich ist das Werk ein Sammelwerk, die einzelnen Gebiete sind in recht viele Einzelteile gegliedert und somit die einzelnen Aufsätze kurz. Vielleicht hätte man manchmal eine Zusammenfassung einzelner Aufsätze gewünscht. Doch ist auf der anderen Seite durch die Teilung die Vollständigkeit und knappe Darstellung des Stoffes gefördert. Daß die Beiträge eines Sammelwerkes nicht gleichmäßig sein können, liegt auf der Hand. Doch wird gerade in einem Handbuch für Politiker das eigene Nachdenken des Lesers dadurch mehr angeregt, als wenn das Ganze einer einzigen Feder entsprungen wäre. Dafür müssen Widersprüche in der Auffassung, wie sie sich z. B. in der Frage des U-Boot-Krieges zwischen dem Gesandten Grafen Bernstorff und dem Marinesachverständigen Groß zeigen, ebenso in den Kauf genommen werden, wie einige wenige schwächere Aufsätze, z. B. derjenige von Prof. Lenz über das Mittelmeer, in welchem über die Zukunftsaussichten einer Reihe neugebildeter Staaten doch wohl allzu großzügig und auch im Widerspruch mit den sorgfältigen Einzeldarstellungen des Handbuchs abgeurteilt wird. Doch können dergleichen kleine Ausstellungen das ungeheure Verdienst des Werkes für die Herausbildung einer politisch geschulten Schicht nicht beeinträchtigen. Unser Schrifttum kann auf das Werk stolz sein. Hoffentlich wird dem noch ausstehenden vierten Band ein bis ins kleinste ausgearbeitetes allgemeines Sachregister beigegeben, um dadurch das Werk auch als Nachschlagebuch möglichst nutzbar zu machen.

Dr. A. L.

Bismarcks Bündnispolitik. Von Walter Platzhoff. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder. M. 2.60.

In der letzten Zeit ist unser Wissen über Bismarcks Außenpolitik seit 1871 durch eine Reihe von Veröffentlichungen ganz wesentlich erweitert, teilweise auf neue Grundlage gestellt worden. Deren Ergebnisse faßt Platzhoff in klarer und übersichtlicher Weise kurz zusammen. Im allgemeinen stimme ich mit seiner Darstellung überein, nur hinsichtlich des Briefes an Salisbury vom 22. November 1887 scheint mir die inzwischen von Rachfahl im Weltwirtschaftlichen Archiv vertretene Ansicht die richtige zu sein, daß ein Bündnisangebot darin nicht erblickt werden darf. W. W.

Allerlei Geister. Gedichte und Erzählungen von August Kopisch. Ausgewählt von Leo Greiner. Zeichnungen von Rolf v. Hoerschelmann. Leipzig, Josef Singer. Geb. M. 10.—.

Eine wahrhaft liebenswürdige Persönlichkeit, ein Talent, das die äußere lyrische wie die tiefer liegende Form des epischen Erzählens mit glücklicher Leichtigkeit handhabt, wird in diesem schön gedruckten, mit reizenden Silhouetten passend geschmückten Band den Deutschen wieder ins Gedächtnis gerufen, dem der Name Kopisch fast entschwunden ist, während ein paar seiner Gedichte, wie das von den Kölner Heinzelmännchen, als namenlos gewordenes und

Digitized by Google

so erst recht unvergängliches Gut in ihm fortleben. Daß neben den gut ausgewählten Gedichten auch ein paar Stücke seiner klaren, lebendigen, anschaulichen Prosa nicht fehlen, ist besonders zu loben. — Ein äußeres Manko — man sucht vergeblich nach dem Inhaltsverzeichnis — sollte in einer neuen Auflage, die sich hoffentlich bald einmal nötig macht, ausgeglichen werden. G.

Das Problem der berufsständischen Vertretung von der französischen Revolution bis zur Gegenwart. Von Heinrich Herrfahrdt. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 32.—.

Unter der Einwirkung des russischen Rätesystems ist die seit der großen französischen Revolution oft erhobene und viel erörterte Forderung berufsständischer Vertretungen in Deutschland der Verwirklichung nahegebracht worden: der jüngst errichtete Reichswirtschaftsrat und die noch zu schaffenden Bezirkswirtschaftsräte sind nach der neuen Reichsverfassung so zu gestalten, „daß alle wichtigen Berufsgruppen entsprechend ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung darin vertreten sind". Angesichts dessen darf man dem Verfasser des vorliegenden Buches lebhaft Dank wissen für die eingehende Untersuchung, der er hier das Problem der berufsständischen Vertretung unterzieht. Der ausführlichere erste Teil führt uns die bisherige geschichtliche Entwicklung des Problems vor, in deren Mitte das Jahr 1848 steht, und verbreitet sich besonders lichtvoll über die durch den Umsturz in Rußland eingeleitete jüngste Phase. Im zweiten Teil folgt eine knapper gehaltene systematische Untersuchung des Problems, im dritten faßt der Autor die praktischen Folgerungen zusammen, die er aus seiner Darstellung für die Gegenwart zieht. Das gründliche und von voller Beherrschung des Stoffes zeugende Buch verdient als zuverlässiger und aufschlußreicher Führer durch eine wichtige Spezialfrage des modernen Staats- und Wirtschafslebens allen Politikern wärmstens empfohlen zu werden. B—r.

Neuordnung der Menschenliebe. Vom Wirklichen Geheimen Admiralitätsrat Dr. Felisch. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Hinter Felisch steht eine reiche Erfahrung, und in ihm lebt ein starker Wille zur Tat. Beides befähigt ihn, auch in diesem gehaltvollen und warmherzigen Buche von der theoretischen Forderung alsbald in ihre praktische Durchführung überzuspringen und die gangbaren Wege zu weisen zu einer künftigen Neuordnung der Menschenliebe. Wirtschaftliche und pflegerische Hilfeleistung kommen dabei gleichmäßig zu ihrem Recht, und der große organisatorische Zug in Felischs Wesen entfaltet sich glänzend im dritten Kapitel über die äußeren Formen, in denen sich das Erstrebte zu bewegen haben wird. Hans Zimmer.

Die Irren. Drei Aufzüge von Ulrich Steindorff. Berlin, Paul Cassirer. 107 S. M. 7.50 (9.50).

Es mag sein, daß die Worte dieser Dichtung, so sehr sie auch oft als geschwätzige Redensarten und Gemeinplätze erscheinen, aus tiefsinnigem Dichtergemüt stammen, daß sie in ihrer Empörung gegen Krieg und Herrschaft von innerem Erlebnis zeugen und wieder lebendig wirken, daß diese seltsamen Gestalten, der König, der Arzt, die Bettler, als Sinnbilder Daseinsberechtigung haben, aber eins ist dies Werk gewiß nicht: es ist kein Drama, sondern eine Reihe von Gesprächen, die sich ganz im Gefühl und Sinnbild verlieren und weder durch Handlung noch durch Charakterdarstellung ausgezeichnet sind. Br.

Die religiöse Gedankenwelt des Volkes im heutigen Islam (I). Von M. Horten. **Die religiöse Gedankenwelt der gebildeten Mosleme im heutigen Islam (II).** Von M. Horten. Halle, Max Niemeyer.

Gegenüber der nüchternen und logisch rechnenden Betrachtungsweise der Welt und ihrer Erscheinungen, die mehr und mehr auch schon die mittleren und unteren Schichten der abendländischen Völker zu durchdringen begonnen hat, erscheint der Vorstellungskreis des einfachen Moslems (gleichgültig ob Araber, Perser oder Türke) als eine Art von Wunderwelt, in der sich das alles noch lebendig erhalten hat, was bei uns seit den Tagen des Mittelalters infolge des Fortschreitens der wissenschaftlichen Erkenntnisse allmählich zum Absterben gekommen ist: All die bunten Bilder und märchenhaft anmutenden Anschauungen, wie der Glaube der Astralwirkung auf das menschliche Schicksal, der Glaube an Gespenster und Engel, der Glaube an die Wunderkraft der Heiligen und der Amulette usw.; wozu noch all die seltsamen, in den eschatologischen Werken mit breitem Behagen ausgeführten phantastischen Vorstellungen von den Schrecken und Lockungen des Jenseits kommen. Doch würde man mit der Annahme fehlgehen, im Islam nur solche kraß materialistische Auffassungen finden zu können. Letztere sind eben das Charakteristikum der Gedankenwelt des einfachen Volkes, die sich zu der der gebildeten Kreise wie etwa die sinnliche Vorstellung zum Begriff verhält. Der Islam

Digitized by Google

der Gebildeten ist ja tatsächlich auch keine primitive Ideenwelt, die sich nur im engen Zirkel der Anschauungen Mohammeds und seiner Zeit bewegte, sondern zweifellos ein Kulturprodukt, das als ein Amalgam jüdisch-christlicher, hellenistischer (neuplatonischer), ja selbst zoroastrischer und indischer Elemente und Fermente aufzufassen ist. Der christlichen Lehre ziemlich analog ist z. B. sicher die Anschauung von der (zwar nicht göttlichen, aber doch) alles überragenden Stellung, die Mohammed nach der orthodoxen mosleminischen Doktrin einnimmt. Mohammed ist so „das Ziel der Weltentwicklung" (II/108); seine Substanz ist überirdisch (I/13); das Licht Mohammeds ist das Grundwesen und Fundament der Welt, die Wurzel aller Dinge. (I/12.) — Uns mag diese mittelalterliche Gedankenwelt, die in der Phantasie den ganzen Kosmos leichter umspannt und begreift, als es die moderne Wissenschaft durch die Ergebnisse mühevoller Forschungen vermöchte, wohl fremd und seltsam erscheinen; und doch dürfte eine Einfühlung in sie nicht zu umgehen sein, will man wirklich die Psyche des unverfälschten Orients zu erfassen suchen. — Der Verfasser hat es sich nicht ohne Erfolg angelegen sein lassen, die Kernfragen und Hauptprobleme des Islams in übersichtlicher Weise zu gruppieren; die reichlichen, doch unaufdringlichen Nachweise erlauben auch dem, der tiefer in die Materie eindringen will, die Originalquellen zu prüfen und weiter zu verfolgen. O. R.

In zwei Welten. Aus den Erinnerungen und Wanderungen eines deutschen Schulmannes und Lexikographen. Von Professor Ernst M. Roloff. Berlin, Ferd. Dümmler. Kart. M. 22.—.

Wer Gelegenheit gehabt hat, Roloffs „Lexikon der Pädagogik" gründlicher zu studieren, der wird die ruhige Sachlichkeit und wohlabgemessene Gehaltenheit der eigenen Beiträge des Herausgebers zu seinem Werke auch in dieser Selbstbiographie wiederfinden, und sie wird ihm namentlich an den Stellen willkommen sein, wo Roloff seinen Uebergang aus der Welt seines Lehrers Adolf Harnack zum Katholizismus leidenschaftslos, aber doch nicht ohne innere Wärme und tiefes religiöses Empfinden schildert. Vielleicht legt der liebenswürdige Verfasser hier und da auf eine Einzelheit, die für unbeteiligte Dritte weniger Bedeutung hat, zu viel Gewicht, aber im ganzen ist dieses Leben zwar gewiß nicht eines der „großen", aber immerhin abwechslungsreich genug verlaufen, um eine Niederschrift zu verdienen. Das Wertvollste an dem Buche ist indessen die Bekanntgabe der pädagogischen Lebenserfahrungen des Verfassers, und in dieser Beziehung ist Roloffs Lebensbeschreibung eine dankenswerte Ergänzung zu seinem wissenschaftlichen Lebenswerke. Die Darstellung ist glatt und geschmackvoll. H. Z.

Grundriß einer Geschichte des katholischen Kirchenrechts. Von Dr. theol. A. W. Königer. Köln, Bachem. 91 Seiten. M. 3.20.

Das Buch enthält gesammelt eine Reihe von Aufsätzen, die bereits 1918 in den „Monatsblättern für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten" erschienen sind. In gründlicher, überaus klarer Form hat der Verfasser, o. ö. Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts in Braunsberg, den überreichlichen und zum Teil spröden Stoff in sechs Kapiteln dargestellt: das Kirchenrecht in freier Entstehung, unter dem Einfluß des römischen und des germanischen Rechts, unter dem Einfluß der Schule im 12. bis 15. Jahrhundert, in seiner Beschränkung und Reform, in seiner Enteignung und Verselbständigung bis hin zum Abschluß und zur Veröffentlichung des neuen Codex juris canonici 1918. In einem zweiten Teil enthält das Buch zahlreiche, meist Quellen enthaltende Anmerkungen und ein Register. Königers Grundriß hat seine Berechtigung und Bedeutung auch neben dem bekannten von Stutz, und gewiß wird er den Zweck erfüllen, den das Vorwort nennt, „das Interesse für die Rechtsgeschichte der katholischen Kirche mitfördern zu helfen". Dr. W.

Familienforschung. Von Ernst Devrient. Zweite Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt", 350. Bändchen). Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.50 (und Teuerungszuschlag).

Daß die Genealogie, dieses älteste und jüngste Gebiet der Geschichtswissenschaft, in diesem kurzen, in der neuen Auflage auf die Höhe der Forschung gebrachten Kompendium eine so straffe, übersichtliche und lichtvolle Zusammenfassung ihrer Geschichte, ihrer Probleme und ihrer bisherigen Ergebnisse erfahren hat, ist ein hervorragendes Verdienst Ernst Devrients. Niemand war aber auch geeigneter, diese Leistung zu vollbringen, als der Schüler von Ottokar Lorenz und erste Archivar der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. Dieser handliche Leitfaden der Familienforschung wird viele für dieses Gebiet gewinnen, die ihm jetzt vielleicht noch zweifelnd gegenüberstehen. Hans Zimmer.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Antiquariatsverzeichnis Nr. 89. 1921. Berlin-Friedenau, Buch- und Kunstantiquariat Oskar Rauthe.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 296: Bähnisch, Alfred, Die deutschen Personennamen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Bischoff, Prof. Heinrich, Nikolaus Lenaus Lyrik. Ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik (von der Königl. Belgischen Akademie gekrönte Preisschrift). Erster Band: Geschichte der lyrischen Gedichte von N. Lenau. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 80.—.

Bode, Wilhelm, Die Schicksale der Friedericke Brion vor und nach ihrem Tode. Mit 7 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Bücherei der Kultur und Geschichte. Herausgegeben von Dr. Seb. Hausmann, Bd. 8: Rapp, Prof. Dr. Adolf, Der Deutsche Gedanke, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert. M. 22.50. Bd. 9: Blüher, Rudolf, Moderne Utopien. Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialismus. M. 7.—. Bd. 10: Lammert, Dr. Friedrich, Verfassungsgeschichte von Schwarzburg-Sondershausen. Entwicklung einer deutschen Territorialverfassung in kulturgeschichtlichem und staatsrechtlichem Zusammenhange. M. 17.50. Bd. 11: Koppelmann, Prof. Dr. W., Einführung in die Politik. Theoretische Grundlegung für die Aufgaben der Praxis. M. 17.—. Bonn und Leipzig, Verlag Kurt Schroeder.

Cartellieri, Dr. Alexander, o. ö. Professor der Geschichte. Zum Gedächtnis der Reichsgründung. Rede, gehalten bei der Feier der Universität Jena am 18. Januar 1921. Jena, Verlag von Gustav Fischer. Brosch. M. 4.—.

Daus, Dr. jur. et phil. Ernst, Ueber die erkenntnistheoretische Dignität unseres Glaubens an das Dasein transsubjektiver Realitäten. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 10.—, dazu 75% Verlagsteuerungszuschlag.

Demartial, Georges, Die Schuld am Kriege, die Vaterlandsliebe und die Wahrheit. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Lujo Brentano. Autorisierte Uebersetzung von Hugo Bärentz. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Die deutsche Waffenstillstandskommission. Bericht über ihre Tätigkeit vom Abschluß des Waffenstillstandes bis zum Inkrafttreten des Friedens. Autorisierte Ausgabe. Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Geh. M. 27.—.

Die Umschau. Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik. Herausgegeben von Professor Dr. J. H. Bechhold. Erscheint wöchentlich einmal in Frankfurt a. M. und in Leipzig. Frankfurt a. M.-Niederrad, Verlag von H. Bechhold. Vierteljährlich M. 12.—.

Erdt, Wilhelm, Deutsche Einsamkeiten. Der Roman unseres Volkes. Berlin, Verlag der „Täglichen Rundschau".

Foerster, Wolfgang, Oberstleutnant a. D. Graf Schlieffen und der Weltkrieg. Zweiter Teil: Die Ostoffensive 1915 in Galizien und Rußland. Betrachtungen über die Heerführung des Generals v. Falkenhayn. Mit einer Karte. Berlin SW 68, E. S. Mittler & Sohn. M. 13.—.

Friedrichs, Dr. Ernst, Russische Literaturgeschichte. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 12.—.

Goette, Rudolf, Kulturgeschichte der Urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen Mittelalter (bis 919 n. Chr.). Bonn-Leipzig, Kurt Schroeder Verlag. Brosch. M. 33.—, in Halbleinenband M. 40.—.

Hatvany, Ludwig, Das verwundete Land. Leipzig-Wien-Zürich, E. P. Tal & Co., Verlag. Geh. M. 25.—, geb. M. 30.—.

H. H. Meyer, der Gründer des Norddeutschen Lloyd. Lebensbild eines Bremer Kaufmanns 1809—1898. Von Friedrich Herdegen. Fortgeführt und abgeschlossen von Käthi Smidt, geb. Meier. Mit fünf Tafeln in Lichtdruck. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Geh. M. 30.—.

Hillebrandt, Alfred, Kalidasa. Ein Versuch zu seiner literarischen Würdigung. Breslau, Verlag von M. und H. Marcus. M. 20.—.

Hofer, Klara, Goethes Ehe. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geh. M. 20.—, geb. M. 29.—.

Imperium mundi. Band 2. Roman von *** Halle a. S., Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (M. Grosse). Geh. M. 26.40, geb. M. 33.—.

Kleinecke, Paul, Gobineaus Rassenlehre. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). Brosch. M. 7.—, geb. M. 10.—.

Klöres, Hans, Weltwahnsinn — Weltwende. Zurück zur Vernunft! Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann.

Digitized by Google

Koser, Reinhold, Zur preußischen und deutschen Geschichte. Aufsätze und Vorträge. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 28.—, in Halbleinen M. 40.—.

Kühn, Joachim, Der Nationalismus im Leben der dritten Republik. Mit einem Geleitwort des Botschafters Freiherrn v. Schoen. Berlin W 35, Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). Geh. M. 30.—, geb. M. 38.—.

Kuhl, Dr. phil. H. v., General der Inf. a. D. Der Marnefeldzug 1914. Mit 2 Karten und 18 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 35.—, geb. M. 40.—.

Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des Armen Mannes im Tockenburg (Ulrich Braeker). Mit 12 Originalholzschnitten von Ernst Württemberger. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. Bern, Verlag Seldwyla. Geb. M. 14.—.

Lorenz, Felix, Die neue Bibel. Die Lehre Christi für den Menschen von heute. Unter Zugrundelegung der Evangelien. Berlin, Gustav Ziemsen Verlag. Volksausgabe mit Sortiments-Teuerungszuschlag M. 24.—, Geschenkausgabe mit Sortiments-Teuerungszuschlag M. 30.—.

Mirabeau. Ueber den Staatsbankrott. München, Georg Müller Verlag. Brosch. M. 12.—.

Mohr, Dr. jur. F. W., Regierungsrat. Gedanken zur neudeutschen Chinapolitik. Neuwied a. Rh., Verlag der Strüderschen Buchdruckerei. M. 15.—.

Morel, E. D., Der Schrecken am Rhein. Mit einem Vorwort von Arthur Ponsonby. Berlin W 15, Verlag von Hans Robert Engelmann.

Müller, Hans Ernst, Grobianus von groben Sitten und unhöflichen Gebärden. Aus dem Lateinischen des Friedrich Dedekind verdeutscht durch Kaspar Scheidt. Ulm, Verlag A. Bartz. In altertümlichem Pappband M. 6.—, in Halbleder M. 25.—.

Neuhert, Ernst, Das Feuer der Schlüssel des Seins. Durch Weltrevolution zum Menschentum. Dresden, Verlag Kultur-Bund. M. 3.—.

Pieper, P. (Stockholm), Ehescheidung oder Zwangsehe? München, Berlin und Leipzig, J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). Geh. M. 2.—.

Rohrbach, Paul, Die Beweise für die Verantwortlichkeit der Entente am Weltkrieg. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. M. 2.50.

Rubinstein, Dr. Siegmund, Romantischer Sozialismus. Ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution. München, Drei-Masken-Verlag. Geh. M. 35.—, geb. M. 45.—.

Ruhl, Agnes G., Vom menschlichen Verschulden. (Paetels Taschenausgaben 39.) Berlin, Gebr. Paetel.

Sauter, J. A., Mein Indien. Erinnerungen aus 15 glücklichen Jahren. Leipzig, K. F. Koehler, Verlag. M. 30.—.

Schlachten des Weltkrieges. In Einzeldarstellungen bearbeitet und herausgegeben unter Mitwirkung des Reichsarchivs. Heft 1: Tschischwitz, Erich v., Oberst, Inspekteur der Verkehrstruppen, seinerzeit 1. Generalstabsoffizier beim II. Reservekorps, Antwerpen 1914. Unter Benutzung der amtlichen Quellen des Reichsarchivs. M. 14.50. Heft 2: Vogel, Walter, Major, seinerzeit Hauptmann beim Stabe des Oberbefehlshabers Ost, Die Kämpfe um Baranowitschi Sommer 1916. Unter Benutzung der amtlichen Quellen des Reichsarchivs. M. 13.—. Oldenburg i. Oldenb., Verlag von Gerhard Stalling.

Schwarzkopf, Nikolaus, Rieſele. Die Geschichte eines kleinen Pferdes. München, Georg Müller Verlag. Geh. M. 22.—, geb. M. 28.—.

Wagner, Matthaeus, Deutschlands Schicksal? Durch Leid zu neuem Aufstieg? Frankfurt a. M., Matthaeus Wagner Verlag G. m. b. H.

Watbel, Leo, Urwald — Feld — Wüste. Breslau, Verlag Ferdinand Hirt. In Halbleinen geb. M. 12.50 und 100% Verlags-Teuerungszuschlag.

Wendel, Hermann, Aus dem südslawischen Risorgimento. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 14.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Herbert Bismarck als Mitarbeiter seines Vaters [1]

Von

Wolfgang Windelband (Heidelberg)

Nur um eine geringe Spanne liegt die Zeit zurück, in der wir vor Bismarcks Außenpolitik im letzten Jahrzehnt seiner Amtsführung fast wie vor einem verschlossenen Buche standen. Wir besaßen allerlei Anhaltspunkte für die äußere Form seiner Bündnispolitik, aus mehr oder minder zufälligen und lückenhaften Aktenpublikationen war einiges Licht auf sein Verlassen des bis dahin so unbedingt festgehaltenen kontinentalen Rahmens gefallen, an den Kern der Dinge jedoch reichte diese unsere Kenntnis auch nicht im entferntesten heran. Die zahlreichen Veröffentlichungen des letzten Jahres haben uns erst die Augen darüber geöffnet, wie wenig wir von entscheidendsten äußeren Tatsachen und erst recht von den leitenden Gesichtspunkten und treibenden Kräften gewußt haben. Heute ist unser Einblick bereits wesentlich gefördert; was wir früher kaum in den großen Umrissen erfassen konnten, beginnt sich jetzt bis in die Einzelzüge hinein aufzuklären, und da nun auch noch die Herausgabe der Akten des Berliner Auswärtigen Amtes zu erwarten ist, so wird binnen kurzem der Öffentlichkeit zur Beurteilung dieser Jahre ein Material zu Gebote stehen, wie es sie gerade in bezug auf außenpolitische Vorgänge nur für wenige Perioden in gleicher Vortrefflichkeit ihr eigen nennen darf. Es ist das ganz besonders zu begrüßen, und zwar nicht nur vom Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung aus, denn in den achtziger Jahren haben sich viele der Probleme geschlungen, an deren Bewältigung auf die Dauer Kunst und Kraft der deutschen Staatsmänner gescheitert sind. Zur Aufhellung der damaligen Zusammenhänge hoffe auch ich beitragen zu können mit einer Arbeit auf Grund der im Friedrichsruher Archiv befindlichen Schätze, zu denen mir die Güte der Fürstin v. Bismarck und des Fürsten Otto sowie die meines Lehrers Erich Marcks, dem vom Fürsten Herbert das Vorrecht auf alles dortige Material zugestanden war, den Zutritt ermöglicht hat.

---

[1] Dieser Aufsatz erscheint auch als Sonderausgabe bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Nachdem uns die Akten des Auswärtigen Amtes für nahe Zeit in Aussicht gestellt sind, wird man wohl gut daran tun, bis zu ihrem Erscheinen die Erörterung der großen sachlichen Fragen, die sich bei der Betrachtung der achtziger Jahre aufdrängen, hintanzuschieben. Dagegen erhob sich mir alsbald bei Beginn meiner Forschungen im Friedrichsruher Archiv ein mehr persönlich gerichtetes Problem, auf das ich schon jetzt eine Antwort zu finden versuchen möchte. Es besteht in dem Verhältnis von Otto und Herbert v. Bismarck, der beiden Männer, die in gemeinsamer Arbeit, wobei die Leitung und Entscheidung stets dem Kanzler verblieben ist, die auswärtigen Beziehungen des Reiches damals gestaltet haben. So glaube ich mich ausdrücken zu dürfen, denn daß der Anteil des Sohnes an der diplomatischen Leistung wesentlich höher zu veranschlagen ist, als das bisher allgemein geschieht, das ergeben die mir vorliegenden Zeugnisse unwiderleglich. Den erschöpfenden Nachweis und die quellenmäßigen Belege hierfür beizubringen, ist mir innerhalb dieses Aufsatzes nicht möglich; das muß ich mir für einen weiter gesteckten Rahmen vorbehalten und mich hier mehr auf Andeutungen und Behauptungen beschränken, die nur durch vereinzelte Zitate ihre Stütze finden können.

Die Rechtfertigung der eben gebrauchten Ausdrucksweise bezüglich des Anteiles des Grafen Herbert ergibt sich für die zweite Hälfte der achtziger Jahre schon aus seiner äußeren Stellung. Seit 1885 steht er ja, zunächst als Vertreter des bisherigen Staatssekretärs Grafen Hatzfeldt nach dessen Versetzung nach London, dann selbst als Chef an der Spitze des Auswärtigen Amtes, ist also auch formell Bismarcks wichtigster außenpolitischer Mitarbeiter. Aber auch schon in der ersten Hälfte hat er trotz seiner Jugend und untergeordneten Stellung eine überaus bedeutsame Rolle gespielt in der Eigenschaft eines unmittelbaren Werkzeugs des Kanzlers. 1874, mit 25 Jahren, in den auswärtigen Dienst getreten,[1]) hatte er mit geringen Unterbrechungen, die ihn an die Gesandtschaften in Dresden, München und Berlin sowie nach Wien führten, bis 1881 als Privatsekretär seines Vaters fungiert. Unter den Augen des großen Meisters und unter seiner unmittelbaren Anleitung hat er sich also in die Geschäfte einarbeiten dürfen. Bismarck hat in dieser Zeit die Gewißheit gewonnen, daß er sich unbedingt auf ihn verlassen konnte. Kein anderer ist, soweit Bismarck überhaupt sich und sein eigentliches Wollen jemandem offenbarte, in solchem Maße in seine geheimsten Gedankengänge und Absichten eingeweiht gewesen, keiner konnte deshalb geeigneter sein, gerade an entscheidenden Wendepunkten der auswärtigen Beziehungen als ausführendes Organ zu dienen als sein ältester Sohn. Daher ist der Kanzler seit dem Ende 1881 dazu übergegangen, Herbert an den Brennpunkten der europäischen Politik, in London, Paris, Petersburg und Wien,

[1]) Über die äußeren Daten unterrichtet am besten der 1898 in der „Deutschen Revue" erschienene, von Fürst Herbert persönlich durchgesehene Artikel von H. Poschinger, der dann auch Aufnahme gefunden hat in das Buch von J. Penzler: Die politischen Reden des Grafen Herbert v. Bismarck in den Jahren 1878—1898, Leipzig 1899.

Digitized by Google

zu verwenden, sei es, daß er ihn in fester Stellung einer Botschaft zuteilte oder ihn in besonderer Mission für einen bestimmten Zweck entsandte; zwischendurch aber holte er ihn immer wieder zu sich selbst zurück, damit er dauernd in engster Fühlung mit ihm bleibe. Auf diese Weise ist der junge Graf an den wichtigsten Verhandlungen und Abschlüssen mit den anderen Großmächten hervorragend beteiligt gewesen, so daß also auch schon in dieser Zeit seiner Mitarbeit hohe Bedeutung zukommt.

Das Material, auf dem sich die Urteilsbildung über diese Leistungen aufbauen kann, ist außerordentlich umfangreich und denkbar wertvoller Art. Es besteht, ganz abgesehen von einer Unsumme von Briefschaften aus aller Herren Ländern, vornehmlich einmal aus den Privatbriefen, die Graf Herbert an seinen Vater gerichtet hat, und aus den Antworten, die darauf entweder eigenhändig vom Kanzler oder nach dessen Angaben erfolgt sind. Infolge der Häufigkeit solcher Auslandsmissionen ist die Zahl dieser Briefe eine sehr große, und auch später, als Herbert an Berlin gebunden war, ergab sich Gelegenheit zu eingehendem Briefwechsel durch die vielfachen Aufenthalte des Fürsten in Friedrichsruh und Varzin, in Gastein und Kissingen. Wenn er dort weilte, riß seine Verbindung zur Wilhelmstraße natürlich niemals ab, und da ist dann die Korrespondenz zwischen Vater und Sohn von ganz besonderem Wert, weil in ihr als Ergänzung der amtlichen Berichterstattung häufig gerade die geheimsten Dinge, die in den Akten keinen Niederschlag finden sollten, ausführlich besprochen wurden. Als weitere Quellen von höchstem Range reihen sich dem an ein regelmäßig geführtes Tagebuch Graf Herberts mit Eintragungen vom März 1883 bis zum Juli 1892, und die Briefe an seinen nächsten und vertrautesten Freund, den Grafen Ludwig v. Plessen-Cronstern, die ich auf Schloß Nehmten habe einsehen dürfen. Im ganzen ist also durch dieses Material die Möglichkeit, ein klares Bild über die Zusammenarbeit der beiden zu gewinnen, in vorzüglicher Weise gegeben.

Wie und wo Bismarck seinen Sohn diplomatisch verwendete, galt dem Ausland, speziell den Franzosen, als Anhaltspunkt zur Beurteilung seiner Absichten. Von vornherein kam Herberts Wirksamkeit also eine gewisse politische Bedeutung zu, die allerdings zunächst mit seinen eigenen Qualitäten nichts zu tun hatte. Begonnen hat seine eigentliche Auslandstätigkeit mit verantwortlichen Aufgaben in London, und häufig ist er während des Jahrzehnts dorthin zurückgekehrt. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf Bismarcks Auffassung der gesamten politischen Lage, wenn er selbst den Londoner Posten als den wichtigsten von allen erklärt hat; deshalb trug er dafür Sorge, daß sein Sohn sich mit dem dortigen Terrain genau vertraut machte. Die in diesen Jahren auch für die Beziehungen des Reiches zu England maßgebende Tatsache war der englisch-französische Gegensatz über Ägypten. Auf welche Weise dabei die deutschen Interessen am besten gewahrt würden, hat Bismarck in einer Denkschrift für den Kronprinzen vom September 1882 auf knappste Formel gebracht: „Bei dem Mangel direkter deutscher Interessen an der Gestaltung der Zukunft Ägyptens, bei der Gewißheit,

Digitized by Google

mit der wir Frankreich, bei der Wahrscheinlichkeit, mit der wir Rußland unter Umständen zu Gegnern haben werden, habe ich bei Seiner Majestät die Notwendigkeit vertreten, unabhängig von der jeweiligen englischen Regierung und ihrer mitunter wunderlichen Politik mit der englischen Nation und der öffentlichen Meinung derselben jeden Konflikt zu vermeiden, der das englische Nationalgefühl gegen uns verstimmen könnte, ohne daß wir durch überwiegende deutsche Interessen dazu gezwungen sind. Selbst wenn der Ehrgeiz einer englischen Regierung bezüglich Ägyptens die Grenzen überschreitet, welche eine besonnene englische Politik meines Erachtens einhalten sollte, würden wir keinen Beruf haben, uns darüber anderen Mächten zuliebe mit England zu erzürnen... Positive Unterstützung können wir englischen Wünschen nur mit Innehaltung ziemlich enger Grenzen gewähren, weil wir uns nicht gegen Rußland feindlicher als nötig ist stellen und nicht bloß bei den Franzosen, sondern auch bei einem großen Teil der Engländer dem übelwollenden Verdacht Vorschub leisten wollen, als sei unsere Politik darauf gerichtet, die beiden großen Westmächte zu entzweien und in einen gegenseitigen Krieg hineinzumanövrieren." Wenn er also den Gegensatz der beiden nicht bis zu vollem Bruche ausarten lassen wollte, so war dessen Bestehen doch von höchstem Vorteil für ihn. Gladstone und Granville dagegen waren eifrig bemüht, ihn zu überbrücken, um sich die Handlungsfreiheit zurückzugewinnen, der erstere auch wesentlich mit Rücksicht auf Handelsinteressen, der letztere aus persönlicher Sympathie für das Land, in dem er seine schönsten Jahre verlebt hatte. Auf beide wirkte auch der Freund Gambettas, Charles Dilke, der allerdings dann, je schärfer er in das imperialistische Fahrwasser hineinsteuerte, um so deutlicher von Frankreich abrückte, besonders nachdem Jules Ferry ans Ruder gekommen war. Aber die sachlichen Gegensätze erwiesen sich stärker als aller Verständigungswille, Ägypten blieb der Streitapfel, und infolgedessen behielt Bismarck als höchst wirksames Druckmittel die Drohung, seine bisherige englandfreundliche Haltung in der ägyptischen Frage zugunsten Frankreichs abzuändern. Das hat er in großartigster Weise ausgenutzt, um Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte einzuschieben. Alle Großmächte, aber ganz besonders England, sahen mit höchstem Mißvergnügen auf den neuen weltpolitischen Rivalen; da jedoch seine Arme durch die Gleichzeitigkeit seines Konfliktes mit Frankreich über Ägypten und mit Rußland über Zentralasien gefesselt waren, mußte es gute Miene zum bösen Spiel machen. Immerhin steht seitdem die Kolonialpolitik im Vordergrund aller deutsch-englischen Auseinandersetzungen, sie ist die Quelle mannigfacher Trübung des Verhältnisses zwischen beiden Ländern geworden, so daß gerade sie verschiedentlich den Anlaß zur Entsendung Herberts gegeben hat. So lebhaft Bismarck aus Rücksicht auf die gesamtpolitische Lage Deutschlands die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu England wünschte, war ihm doch oft die Art, wie sich der Botschafter Graf Münster dem Foreign Office gegenüber verhielt, nicht energisch genug. Deshalb eben beauftragte er seinen Sohn mit direkten Verhandlungen; zu ihm hatte er das Vertrauen, daß er sich durch die

Digitized by Google

formale Gewandtheit der englischen Diplomaten und durch die bestechende Liebenswürdigkeit, die sie im geselligen Verkehr an den Tag legen konnten, nicht werde blenden lassen, wie das in gewisser Weise mit Münster geschehen war und wie es späteren deutschen Vertretern unendlich verstärkt ergangen ist. Lichnowsky und Eckardstein sind charakteristische Beispiele dafür. Von vornherein stellen also einige dieser Entsendungen des Grafen Herbert ein gewisses Mißtrauensvotum für den Botschafter dar, so daß es nicht gerade eine leichte Aufgabe sein konnte, reibungslos mit ihm gemeinsam im deutschen Interesse zu wirken. Ich kann aber keine Spur davon finden, daß dies eigentlich unmögliche Verhältnis, wobei der Untergebene über den Kopf des Vorgesetzten hinweg mit der fremden Regierung verhandeln mußte, zu irgendwelchen Friktionen oder Schwierigkeiten geführt hätte. Sehr intim sind beide nie miteinander geworden, aber die Geschäftsführung hat sich doch ganz glatt abgewickelt — ein gutes Zeichen für den Takt und die innere Vornehmheit beider Teile.

Gerade dem Grafen Bismarck gegenüber setzten die Bemühungen der Engländer mit voller Stärke ein, ihn durch gesellschaftliches Entgegenkommen auch politisch fügsam zu machen. Von Anfang an hat er sich drüben äußerst wohl gefühlt, er ließ deutlich erkennen, wie sehr ihm das englische Leben behagte. „Ich bin in London verwöhnt worden wie noch nie in meinem Leben," schreibt er an Graf Plessen, „ich kann mir eine angenehmere Geselligkeit überhaupt nicht vorstellen." Die Londoner Gesellschaft war damals ganz besonders berühmt wegen der großen Zahl schöner Frauen; Herbert hat später über Petersburg geurteilt, so glänzend das Bild der kaiserlichen Bälle auch sei, an London dürfe man doch nicht zurückdenken, um sich nicht die Freude zu verderben. Mit größter Zuvorkommenheit wurde der Graf von allen Seiten aufgenommen, in der Hauptstadt sowohl wie auf den Landsitzen. Sehr amüsant sind gelegentlich die Schilderungen, die er von diesen Schlössern entwirft, so z. B. von Mentmore, dem Sitz seines besonderen Freundes Rosebery, das dessen Schwiegervater Rothschild mit fabelhafter Pracht ausgestattet hatte, so daß der Gast bei jeder Bewegung ängstlich seine Frackschöße festhielt, um nicht eine 20 000-Pfund-Sèvres-Puppe umzureißen. Gerade dieser vertraute Umgang mit den führenden englischen Persönlichkeiten hat sich geschäftlich von größtem Nutzen erwiesen: in einer after-dinner-Unterhaltung in Walmer, dem Schloß, das Granville in seiner Eigenschaft als Lord Warden of the five ports wie früher Wellington zur Verfügung stand, hat er verschiedentlich leicht ein Einverständnis mit dem Minister erzielt in Fragen, über die er sich in London mit ihm und den Unterstaatssekretären vergeblich herumgestritten hatte. Mit Recht hat er deshalb später wiederholt deutschen Diplomaten den Rat erteilt, größten Wert auf die Ausgestaltung ihrer gesellschaftlichen Stellung zu legen. Unerläßlich schien ihm dabei die Beherrschung der englischen Sprache. Dafür ist kennzeichnend sein Rat an den Grafen Hatzfeldt, dessen Leistungen er übrigens ebenso hoch schätzte, wie das der Kanzler getan hat — Herbert nennt ihn einmal „einen als Diplomat wirklich hors ligne geschickten Mann" —, der aber bei seiner Übernahme der

Digitized by Google

Botschaft nur über geringe englische Kenntnisse verfügte, trotzdem ruhig darauf los englisch zu sprechen, denn auf die Richtigkeit legten die Engländer nur wenig Wert, „und wenn man bloß französisch redet, kommt auch kein Engel vom Himmel mit ihnen vorwärts". Er selbst ist nicht nur der Schriftsprache vollkommen mächtig gewesen, sondern beherrschte auch die Ausdrücke des slang in einem die Engländer verblüffenden Maße.

Engste persönliche Beziehungen hat also Graf Herbert angestrebt, und zwar war er dabei sorgsam bedacht, diese nicht nur auf die eine der beiden großen Parteien zu beschränken. Sein Erfolg ist ein ungewöhnlicher gewesen, manche dieser Bekanntschaften haben sich zu Freundschaft auf Lebenszeit ausgewachsen. Darüber hinaus hat Herbert es verstanden, auch bei Hofe und in dem Kreise des Prinzen von Wales eine sehr feste Stellung zu gewinnen. Der Prinz hat sich verschiedentlich mit höchst vertraulichen Anliegen persönlicher und politischer Natur an ihn direkt oder durch Mittelsmänner gewendet. Aber gerade das Maß dieser dem fremden Diplomaten entgegengebrachten Vertraulichkeit erregte Herberts Vorsicht. Er war ängstlich auf der Hut, daß sie niemals politisch mißbraucht wurde. So großen Wert er darauf legte, seine gesellschaftliche Position zu festigen, weil ihm das die politische erleichterte, so wenig war er gewillt, in seiner politischen Haltung sich durch seine gesellschaftlichen Beziehungen bestimmen zu lassen. Auch die größten Liebenswürdigkeiten konnten ihn nicht veranlassen, auch nur eine Linie in seinen sachlichen Forderungen zurückzuweichen. Alsbald hatte er die Überzeugung gewonnen, daß England angesichts der weltpolitischen Gesamtlage viel stärker auf Deutschland angewiesen war als umgekehrt, und danach richtete er seine Haltung ein. Seine Berichte sind ganz auf diesen Ton gestimmt. Auch deshalb konnten ihm diese Liebenswürdigkeiten keinen Sand in die Augen streuen, weil er sich bewußt war, daß sie zum guten Teil eben doch einen politischen Zweck hatten. Daß sie dem Sohn des Kanzlers galten und diesen für die englischen Absichten gewinnen sollten, betont er wiederholt.

Aber nicht nur auf solche politische Berechnung ist es zurückzuführen, daß die Engländer binnen kurzer Zeit Herbert eine für einen Ausländer ganz ungewöhnliche Stellung einräumten. Sehr stark dafür mitgewirkt hat sein eigenes geselliges Talent, das, wenn er wollte, nach verschiedensten Zeugnissen geradezu einen faszinierenden Reiz ausüben konnte. Seine Art des Witzes entsprach dem englischen Geschmack; gerade diese seine Unterhaltsamkeit hat dem Prinzen von Wales den ersten Anstoß gegeben, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Zahlreiche Briefe erweisen, welcher Beliebtheit sich Herbert bei den Lords und Ladies erfreute. Aber das Entscheidende für die Festigkeit seiner politischen Stellung ist doch das gewesen, daß die Engländer sehr schnell herausfühlten, daß hier zum Unterschied von den meisten deutschen Vertretern einmal ein Mann vor ihnen stand, der in politischer Beziehung ganz ihres eigenen Geistes war. Was sonst die Verständigung zwischen Deutschland und England erschwert, ist die grundsätzliche Verschiedenheit in der Wesensart beider Nationen. Es ist

Digitized by Google

meines Erachtens sehr richtig darauf hingewiesen worden, daß eine der wichtigsten Eigentümlichkeiten deutschen Wesens — wenn man trotz Rankes Warnung dessen Definition versuchen will —, die allzu einseitige Betonung intellektualistischer Geistigkeit, für unsere staatlichen Mißerfolge die Ursache abgegeben hat. Demgegenüber ist der Engländer vorzüglich eingestellt auf Willensentscheidungen, und das ist es, was ihn in der Welt des Handelns befähigt, auch ohne überragende staatsmännische Begabung von Erfolg zu Erfolg zu schreiten. Dadurch, daß die Voraussetzungen, unter denen deutsche und englische Staatsmänner stehen, im allgemeinen völlig verschiedene sind und ihre geistige Struktur sich als diametral entgegengesetzt erweist — man braucht ja nur an Männer wie Bethmann Hollweg und Edward Grey zu denken —, können sie so schwer aneinander herankommen. Bei Herbert Bismarck aber lag das anders. Hier hatten die Engländer einen Staatsmann vor sich, der nicht diese typisch deutsche Wesensart trug. Er ist vielmehr, genau wie sein Vater, ebenfalls durch und durch Willensmensch. Deshalb konnten sie mit ihm wirklich von gleich zu gleich verkehren, die angeborene politische Wesensart schlug die Brücke zwischen ihnen. Die Basis der Verständigung war hier von vornherein gegeben, da beide Teile in der gleichen Welt lebten.

Welches Ansehen sich Herbert errungen hatte, erhellt am besten aus dem bereits gedruckten Brief,[1]) den Granville am 15. Januar 1884 bei seiner Versetzung nach Petersburg an ihn richtete und der wirklich aus dem Rahmen des Üblichen herausfällt: „It is not usual to express one's regrets in writing to a Secretary of Embassy on his change of post. But the case is different of one who partly from his personal position, but still more from his abilities and personal qualities has done so much to strengthen the good relations of two countries which have so many interests in common and as far as I know none which are opposed." Man mag noch so sehr in Rechnung stellen, daß auch dieser Brief wieder in erster Linie auf den Kanzler berechnet war, dennoch zeigt er, daß auch Herbert persönlich die Wertschätzung der führenden Kreise Englands in hohem Maße gewonnen hatte. Das wird auch dadurch bestätigt, daß von Angehörigen beider Parteien mehrfach der Wunsch geäußert wurde, er möge dauernd in London bleiben und an Münsters Stelle an die Spitze der Botschaft treten.

Um so höher ist dieser persönliche Erfolg anzuschlagen, als Herbert ja von seinem Vater die Aufgabe gestellt erhalten hatte, den Engländern die Zähne zu zeigen, wie er sich selbst ausdrückt, und als an und für sich das politische System des damaligen Englands beiden Bismarcks in der Seele zuwider war. Es ist ja das Regime Gladstones, mit dem er zu tun hat, und wie Bismarck über den grand old man dachte, ist allgemein bekannt. Zu den bereits veröffentlichten harten Urteilen über ihn kann ich noch ein weiteres aus einem Brief an Kaiser Wilhelm vom 22. Oktober 1883 beisteuern: „Wenn Gladstone noch einige

[1]) Von H. Jacobi in Bettelheims Biographischem Jahrbuch für 1904, S. 107.

Digitized by Google

Jahre am Ruder bleibt, so kann die Königin Viktoria noch selbst die Anträge auf gesetzliche Abschaffung der Monarchie in England erleben. Möge Gott unser Vaterland auch ferner vor ähnlichen Ministern wie Gladstone behüten." Die tiefe Abneigung gegen das liberale Regiment hat auch Herbert gründlichst geteilt und sich häufig in durch ihre Schärfe uns, die wir gewöhnt sind mit staunendem Neid auf die englische Staatskunst und politische Erbweisheit zu blicken, überraschenden Ausdrücken über Gladstones Innen- und Außenpolitik ausgesprochen. Immer wieder warf er ihm vor, vom reinen Parteistandpunkt nicht loszukommen auf Kosten des nationalen Interesses. Deshalb ist ihm das energische Auftreten, das sein Vater von ihm erwartete, nicht schwer gefallen; da er aber bei allem sachlichen Nachdruck in der Form denkbar verbindlich auftrat und an seinem Ziel der Verständigung keinen Zweifel aufkommen ließ, so ist der Ausgang regelmäßig ein für Deutschland befriedigender gewesen. Zum großen Teil ist das als sein persönliches Verdienst zu buchen.

Die Berichte Herberts über diese Verhandlungen zeichnen sich aus durch Lebendigkeit des Ausdrucks und Kraft der Sprache. Die Bilder, die er von den bewegten parlamentarischen Zuständen entwirft, so vor allem von dem Fall Bradlaugh, der Jahre hindurch die öffentliche Meinung Englands in Aufruhr versetzt hat,[1]) sind von farbiger Anschaulichkeit, die Gespräche, die er mit anderen gehabt hat, gibt er plastisch und oft in Dialogform wieder. Gekennzeichnet sind diese Berichte trotz ihrer gelegentlichen Ausführlichkeit durch das sichtliche Bemühen noch äußerster Knappheit und Beschränkung auf das Wesentliche. Gar zu oft hatte Herbert eben erlebt, wie der Kanzler auf weitschweifige Breite reagierte. Einen Teil dieser Briefe hat Bismarck, weil er offenbar seine Freude an ihnen hatte, dem Kaiser vorgelegt, und wie dessen Marginalien beweisen, ist auch er durch sie gefesselt worden. Wer sie gelesen hat, dem steht es fest, wie falsch das oft gehörte Urteil ist, daß Bismarck in seiner väterlichen Liebe die Fähigkeiten des Sohnes weit überschätzt habe. Aufgefallen ist mir auch, daß der Kanzler gelegentlich Formulierungen, die Herbert hier bieret, in eigenen Äußerungen seinerseits wieder verwendet hat, so daß manche davon in die häufig zitierten Worte Bismarcks übergegangen sind. Das zeigt einmal, welchen Wert er auf das Urteil seines Sohnes legte, und andererseits, wie nahe verwandt vielfach die sprachliche Ausdrucksweise der beiden war. Wie bei dem Kanzler selbst die Kraft der Sprache immer durch eine vornehme, kavaliersmäßige Prägung gemildert ist, so hat Herbert in seinen Briefen an ihn sich ebenfalls gewisser Mäßigung befleißigt, dagegen an andere ihm Nahestehende läßt er sich mehr gehen. Hier ist sein Ton in seiner männlichen Derbheit dem der Briefe des jungen Bismarck, etwa den prachtvollen an Scharlach, nicht unähnlich; es

[1]) Dieser Vertreter von Nottingham war seiner atheistischen Anschauungen wegen vom Parlament nicht zur Eidesleistung zugelassen und damit von der Betätigung seiner Abgeordneteneigenschaft ausgeschlossen worden. Wiederholt suchte er sich dem Unterhause aufzuzwingen und hat dadurch leidenschaftliche Szenen hervorgerufen.

Digitized by Google

kommt hinzu das Erbteil von seiner Mutter, die ja in ihren brieflichen Ergüssen ihrem leidenschaftlichen Temperament keine Zügel anlegte. So z. B. wenn er von einem Botschafter urteilt, er sei schließlich doch nur ein Holzkopf, der seinen Posten lediglich im Sinne eines zivilversorgten Briefträgers auffasse, oder wenn er über die Sisyphusarbeit stöhnt, den Vertretern einer fremden Macht, „diesen mit jesuitischen Scheuklappen versehenen, bornierten und hirnweichen Schädeln", ihren eigenen Vorteil klarzumachen.

Es ist von hohem Interesse zu beobachten, wie allmählich die Art seiner Berichterstattung sich wandelt. Naturgemäß ist der junge Graf zunächst nichts anderes als das ausführende Organ, und dem entsprechend sind seine Berichte anfänglich reine Referate. Allmählich aber wächst daraus der selbst handelnde und urteilende Staatsmann hervor. Das wird besonders deutlich nach der Verpflanzung nach Petersburg im Januar 1884. Daß Bismarck seinen Sohn, von dem allgemein bekannt war, wie wohl er sich in London fühlte, an den Zarenhof entsandte, war an sich schon eine politische Demonstration; der Botschafter Schweinitz kündigte sie zur Befriedigung Alexanders III. beim Neujahrsempfang mit dem Scherzwort an, Bismarck schicke Herbert als Geisel für sein Wohlverhalten. Herberts Anwesenheit galt hauptsächlich den Vorbereitungen für die Verlängerung des geheimen Abkommens, das die drei Kaisermächte am 18. Juni 1881 auf drei Jahre abgeschlossen hatten. Der Druck, den die Option Bismarcks für Österreich im Jahre 1879 auf Rußland ausgeübt hatte, war eben stark genug gewesen, um den Zaren angesichts der Weltlage trotz aller panslawistischen Bestrebungen an die mitteleuropäische Mächtekonstellation heranzuzwingen. Bismarcks Berechnung hatte sich glänzend erfüllt. Aber trotz dieses Neutralitätsvertrags von 1881 hatten die beiden nächsten Jahre schwerste Spannung nicht nur zwischen Rußland und Österreich, sondern auch zwischen Rußland und Deutschland gebracht, so daß es zweifelhaft war, ob die Verlängerung glücken werde. Daß die schwere Verantwortung der Verhandlungen hierüber wesentlich in die Hände Herberts gelegt wurde, ist bei dem Wert, den der Kanzler auf ihr Gelingen legte, ein Beweis sehr hohen Vertrauens; das hat auch Kaiser Wilhelm in der Abschiedsaudienz ausgesprochen. Aber dies Vertrauen ist vollauf gerechtfertigt worden; sobald die Unterhandlungen ernsthaft aufgenommen wurden, führten sie schnell zum Ziel. Auf Grund einer Erzählung von Giers schildert Herbert die Szene bei der Paraphierung des Abkommens durch den Zaren: als nach der Vollziehung der Unterschrift sich der Minister unwillkürlich bekreuzigte, habe Alexander erstaunt gefragt: „Was machst du da?", dann aber auf Giers' Antwort: „Majestät, ich danke Gott für diesen segensreichen Akt," ihm sehr freundlich die Hand geschüttelt.

Auch hier also ist der Zweck von Herberts Entsendung erreicht worden, sein Aufenthalt war mit vollem Erfolg gekrönt. Aber nur wenige Monate ist er in Petersburg geblieben. Schon im März 1884 hatte Bismarck dem Kaiser seine Absicht geäußert, sobald Herberts Rangerhöhung zum Gesandten möglich sei, ihm im Auswärtigen Amt eine analoge Stellung zuzuweisen, wie sie einst

Digitized by Google

Radowitz zu dem Staatssekretär v. Bülow gehabt hatte, d. h. die eines persönlichen Assistenten in den ministeriellen Geschäften. „Dadurch, daß ich ihn jahrelang als vertrauten Sekretär in den wichtigsten Geschäften benutzt habe, ist er ebenso wie durch seine im Ausland geknüpften persönlichen Beziehungen für die Mitwirkung in der Zentralstelle besonders gut vorbereitet." [1]) Der Kaiser hatte darauf in für Herberts bisherige Tätigkeit schmeichelhaften Worten seine Zustimmung erteilt, obwohl er ihn gern noch länger in Petersburg gesehen hätte, da seine dortige Anwesenheit sich als segensreich für die deutsch-russischen Beziehungen erwiesen hatte, die Wilhelm I. so besonders am Herzen lagen. Die nötige Rangerhöhung ergab sich durch die Ernennung zum Gesandten im Haag, und bald darauf wurde der Plan ausgeführt, Herbert trat erst als zur Zentralstelle einberufener Gesandter ins Auswärtige Amt, um dann aber binnen kurzem schon das Unterstaatssekretariat zu übernehmen. Damit beginnt eine neue Periode ganz unmittelbarer Mitarbeiterschaft, nunmehr an verantwortlicher und weithin nach außen sichtbarer Stellung. Schon am 13. März 1885 konnte die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" schreiben: „Die Öffentlichkeit gewöhnt sich immer mehr an den Gedanken, daß der alte Bismarck in dem jungen sich einen ganz tüchtigen Nachfolger erzieht." Die Lehr- und Wanderjahre sind abgeschlossen, es hat sich in ihnen eine Persönlichkeit ausgebildet von starker eigener Prägung und hoher staatsmännischer Begabung. Auf schwerwiegende Leistungen kann der Graf bereits zurückblicken.

Auf irgendwelche Einzelheiten dieser zweiten Periode einzugehen, muß ich mir versagen, ebenso wie ich Herberts Anteil an den Vorgängen bei der Entlassung Bismarcks hier ganz ausschalte. Der Posten, den er übernahm, war mit Aufgaben verbunden, die unerhörte Anforderungen an Arbeitskraft, Leistungsfähigkeit und Takt stellten. Was der Kanzler von seinen unmittelbaren Mitarbeitern mit der naiven Rücksichtslosigkeit des Genius verlangte, ist bekanntlich ungeheuerlich gewesen. Herbert hatte das selbst schon in der Zeit, als er ihm als Privatsekretär diente, am eigenen Leibe empfunden. Aber die Leistungen von damals waren doch verschwindend gegen das, was nun auf ihm lastete. Die Leitung des Auswärtigen Amtes allein war ja schon aufreibend genug in diesen Jahren, wo sich immer drohendere Wolken am Horizont zusammenzogen, und Herbert hat sich durchaus nicht nur damit begnügt, die Weisungen des Kanzlers auszuführen, sondern hat seine Aufgabe gerade auch in eigener gedanklicher Mitarbeit erblickt. Dazu kam dann aber noch eine weitere, von Jahr zu Jahr sich steigernde Arbeitslast: mit zunehmendem Alter schloß Bismarck sich immer mehr, soweit es irgend anging, von der Außenwelt ab. Am liebsten hätte er nur noch ganz wenige der ihm seit Jahren vertrauten Persönlichkeiten an sich herangelassen, jedes neue Gesicht war ihm zuwider. Auf diesen wenigen Männern ruhte deshalb zum großen Teil die Vermittlung nach außen, und naturgemäß bediente sich dabei Bismarck am liebsten seines ver-

[1]) Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen", Bd. I, S. 326.

Digitized by Google

trautesten Werkzeuges, seines ältesten Sohnes. Ihm als Staatssekretär des Auswärtigen wurde im wesentlichen der Verkehr mit den fremden Diplomaten überlassen; Herbert stöhnt oft, wie zeitraubend es sei, wenn sie „wie die dummen Hühner zur Fütterung" zu ihm gelaufen kämen. Darüber hinaus aber oblag ihm auch vielfach die Verbindung mit den Ministern, die ja oft, wie die Memoiren von Lucius erkennen lassen, der persönlichen Fühlung mit dem Kanzler in einem erstaunlichen Maße entbehren mußten, und die mit dem Kaiser, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, dessen zeitweilige Kommandierung zum Auswärtigen Amt natürlich für dessen Chef mit erheblicher Belastung verbunden war, und andererseits wendeten sich alle die, die etwas von Bismarck erreichen wollten, mit Vorliebe an Herbert, weil sie durch seine Vermittlung am ehesten zum Ziele zu kommen hoffen konnten. Nimmt man dann noch hinzu seine Tätigkeit als Reichstagsabgeordneter und den ausgebreiteten privaten Briefwechsel gerade auch mit führenden Politikern anderer Länder, den er seit seiner Auslandstätigkeit unterhielt und im Interesse des Dienstes nicht einschlafen lassen wollte, nimmt man weiter noch die gesellschaftlichen Verpflichtungen seiner Stellung hinzu, so ergibt sich als Gesamtsumme eine Leistung, zu deren Bewältigung eine ganz ungewöhnliche Arbeitskraft erforderlich war. Bismarck selbst hat das auch öfters dankbar anerkannt, teilweise in scherzhafter Form, dann aber auch durch in eindringlichem Ernst gehaltene Mahnungen, sich nicht zu überarbeiten. Als Herberts nicht sehr feste Gesundheit 1886 dem Maß der Anforderungen erlag und die Überanstrengung mit monatelangem Zusammenbruch bezahlen mußte, hat der Kanzler allerdings Krauel gegenüber den in der Art der Formulierung für ihn so sehr bezeichnenden Ausspruch getan: „In einem großen Staate muß es immer Leute geben, die sich überarbeiten," [1]) aber das war nur die Fassade, die er nach außen vor seinen eigentlichen Gefühlen errichtete. Seinen wahren Empfindungen hat er vielmehr Ausdruck gegeben in dem Brief, mit dem er seinen Sohn beschwor: „Übertreibe die Arbeit nicht ... Deshalb hauptsächlich diese Zeilen, um Dir Deine Krankheit in Erinnerung zu bringen. Schone Dich um meinetwillen, wenn Du es nicht im eigenen Interesse tust; ich kann Deinen Beistand nicht missen. Es ist niemand in die Sachlage und in meine Absichten so eingeweiht, daß ein Ersatz möglich wäre. Ich will gern den Rest meiner Jahre und mich selbst pro patria einsetzen, aber ich habe keine Anlage zum Brutus, der seine Söhne und deren Jugend auf dem Altar des Staatsinteresses ausschlachtete. Vor allem schone und erhalte Dich. Lebend und gesund kannst Du dem Vaterlande große Dienste leisten und mir meine Aufgabe sehr erleichtern. Verdirbst Du Dich, so triffst Du nicht Dich allein." [2]) Auch aus späterer Zeit lassen sich solche Warnungen aus „ernstlich beunruhigtem väterlichem Gemüt" feststellen, ebenso wie sie wiederholt von anderer Seite her,

[1]) v. Brauer, Marcks, v. Müller: Erinnerungen an Bismarck, S. 21.

[2]) Vom 29. Oktober 1886, gedruckt in den „Hamburger Nachrichten", 18. September 1907.

Digitized by Google

z. B. von Graf Rantzau und Bernhard v. Bülow, erfolgt sind. Anderen als seinem Vater gegenüber hat denn auch Herbert öfters in seinen Briefen starken Mißmut über das Übermaß an Arbeit und die Tretmühle des Dienstes Ausdruck gegeben. Gerade die intimsten Äußerungen, die er in dieser Zeit von sich gegeben hat, legen Zeugnis ab von tiefer innerer Unbefriedigtheit. So häufig kehren derartige Ausbrüche wieder, daß sie nicht mehr vorübergehender Stimmung zugeschrieben werden dürfen, sondern als Symptom einer seelischen Depression angesprochen werden müssen, wie sie sich nicht allein aus der Arbeitsüberlastung erklärt. Ihre eigentlichen Gründe rühren aus ganz anderer Quelle her.

Der Gang der Dinge war durchaus der gewesen, den Herbert bei seinem Eintritt in die Zentralstelle sich hatte vorhersagen müssen: er hatte sich in den Schatten der großen Persönlichkeit begeben, die seine eigene auffaugte. Der Sohn seines Vaters war er schon immer und überall gewesen, wohin ihn seine amtliche Tätigkeit führte. Wenn er aber die ihm zugedachte Stellung in der unmittelbaren Nähe des Kanzlers übernahm, so war das der vollkommen bewußte Verzicht darauf, bei dessen Lebzeiten als etwas anderes und Eigenes erscheinen zu wollen. Er war sich klar, wie seine Mitarbeit aussehen würde und daß das, was Bismarck von ihm für sich erhoffte, sich mit der Betätigung persönlicher Eigenart nicht vertragen werde. Gern und freudig hat er dies Opfer gebracht, denn er kannte nichts Höheres, als alle seine Kräfte dem Manne zu widmen, der für ihn alles bedeutete. Wenn es ihm gelang, dessen Arbeit zu erleichtern und es durchzusetzen, daß dessen Wille sich verwirklichte, so schien ihm das vollauf genügend, ein hochgespanntes Leben auszufüllen. Auch für sich selbst konnte er sich gar keine bessere Art vorstellen, dem Vaterland sich nützlich zu erweisen, als das Seine zur Durchführung der Absichten des Kanzlers beizutragen. Deshalb nahm er auch die ihm aus seinem Verhältnis zu seinem Vater notwendig erwachsenden äußeren Folgen willig auf sich. Es war ja unvermeidlich, daß der Ruhm für alles das, was glückte, dem Fürsten zufallen und daß Herberts eigene positive Leistungen der Welt ein Geheimnis bleiben würden, und andererseits lag es sehr nahe, ihn für das verantwortlich zu machen, was nicht nach Wunsch verlief. Ihm übrigens die Schuld an solchen Mißerfolgen deshalb zuzuschieben, weil er auf seinem Standpunkt gegen den Willen Bismarcks beharrt sei, ist völlig unberechtigt, wenigstens in allen Angelegenheiten von einiger Bedeutung; in ihnen hat der Kanzler selbst niemals das Heft aus der Hand gegeben. Etwa, wie es von Eckardstein geschehen ist, zu behaupten, daß Herbert in der Samoafrage dem klugen Rat des Fürsten zuwidergehandelt und dadurch die für Deutschland unbefriedigende Lösung verschuldet habe, zeigt eine gänzliche Unkenntnis des Verhältnisses. Wenn die Samoafrage in der Weise, wie es geschehen ist, Regelung gefunden hat, so entsprach das eben der Meinung des Fürsten, daß in dieser Form unter den gegebenen Umständen am besten der Ausgleich zwischen den Interessen der beteiligten Mächte gefunden werden könne. Gegen dessen Wunsch hat Herbert in einer für die gesamte internationale Lage so wichtigen Angelegenheit gewiß nicht gehandelt und

Digitized by Google

gar nicht handeln können. War er einmal abweichender Meinung, dann ordnete er nach gründlicher Aussprache diese unter. Denn viel zu tief saß ihm die Bewunderung der überlegenen Geschicklichkeit und die Überzeugung von der Unfehlbarkeit des Reichsgründers im Blute, ganz abgesehen von aller Sohnesehrfurcht, als daß er sich dessen deutlich ausgesprochenem Willen entzogen hätte. Daß aber die Welt anders urteilen und seinen Namen immer nur bei Fehlschlägen und Enttäuschungen nennen werde, das sah er voraus und das war ihm, bei der ererbten geringen Einschätzung des Urteils anderer, gleichgültig. Auch das ist es also nicht, worauf solche Ausbrüche des Unbefriedigtseins und der Verbitterung letzten Endes zurückzuführen sind.

Tief im Innern vielmehr glüht in ihm der echt Bismarcksche Trieb, sich selbst auszuleben und ganz auf eigenen Füßen zu stehen. Es wäre ganz falsch, seine Mißstimmung etwa mit kleinlicher Eitelkeit zu begründen oder einfach die naheliegende Erklärung heranzuholen, daß er unter dem so häufigen Schicksal der Söhne großer Männer gelitten habe, die eben doch nicht die Leistungen vollbringen können, wie die Welt sie selbstverständlich mit dem erlauchten Namen verbindet. Nein, gerade das Beste und Wertvollste in ihm und das Bewußtsein eigenen Wertes und eigener Kraft bäumte sich auf. Der Wunsch, dieser Befähigung und Eigenart selbständig nachleben zu können, ist denkbar stark bei dem Mitglied dieser Familie und erst recht bei dem Sohn dieses Mannes entwickelt. Er hat es niedergerungen und ist mit dem klaren Entschluß und der Willensfestigkeit des gereiften Mannes in den Dienst des Genius getreten, von dem er doch wußte, daß er keine Selbständigkeit neben sich dulde. Aber er hat mit diesem Entschluß seine Natur nicht abzuändern vermocht, von dem Drang nach Selbstbestimmung kam er nicht los.

Deshalb hat er in dieser späteren Zeit alle die Gelegenheiten so von Herzen genossen, wo er wieder ins Ausland kam und als selbst handelnder Staatsmann den andern in freier Tätigkeit gegenübertrat. Wenn es nach seinen Wünschen gegangen wäre, würde er viel länger dort geblieben sein und die Leitung einer Botschaft übernommen haben. Die Rückkehr nach Berlin erneute jedesmal in ihm das Gefühl der Selbstaufgabe. Aber wenn er sich bei solchen Gedankengängen ertappte, wies er sich selbst sofort zurecht, und um dies innerliche Schwanken vor sich und anderen zu verbergen, stellte er sich mit verdoppelter Schärfe und rücksichtsloser Unbedingtheit vor seinen Vater. Nun erst recht erkannte er nur dessen Ideen an, dann konnte er einseitig den Bismarckschen Standpunkt übertreiben. Dann hat er jede Stellungnahme gegen den Kanzler schärfer noch empfunden als dieser selbst, und unerbittlich ist in ihm, genau wie in seiner Mutter, der Haß gewesen gegen alle, die er als dessen Feinde erkannt hatte oder betrachtete. Aus dieser Gesinnung heraus hat er auch bei Konflikten manchmal eher verschärfend als aussöhnend auf den Fürsten eingewirkt. Sie ist es auch gewesen, die den angeborenen Stolz übersteigernd seinem äußeren Auftreten die harte Form geben konnte, so daß sich die vielen Klagen über sein brüskes und barsches Wesen erhoben. Gerade von nahen Freunden erfolgten

Digitized by Google

deshalb Warnungen, nicht in Verbitterung und Menschenverachtung zu verfallen.

In Herbert Bismarck rangen eben die schwärmerische Liebe für den Vater und die Erkenntnis, als dessen Werkzeug selbst am besten wirken zu können, mit dem tiefinnersten Drange, auf sich selbst gestellt, eigenmächtig sein Leben zu gestalten. Immer zwar hat seine Kraft ausgereicht, den Sieg der Seite zufallen zu lassen, auf die ihn das wies, was er als seine Pflicht empfand. Aber der innere Kampf ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen, Härten und Gewaltsamkeiten hat er erzeugen müssen. Wir verstehen Herberts Haltung nur, wenn wir uns dies Seelenleben vergegenwärtigen. Wenn wir ihn aber so verstehen, dann werden wir uns des Gefühls der Bewunderung nicht entziehen können. Mit klarem Bewußtsein, daß ihm das von seiner Natur gebieterisch verlangte Eigenleben fortan unmöglich sein und daß vielleicht er selbst daran zugrunde gehen werde, hat er das Opfer seiner Persönlichkeit gebracht, weil er wußte, daß nur er allein in der Lage sei, dem Kanzler die Erleichterungen des Dienstes zu gewähren, die nötig waren, um ihn auch weiterhin trotz der durch Krankheit und Müdigkeit bedingten Empfindlichkeit die Geschicke des Reiches mit dem alten Erfolge lenken zu lassen. Und in die Bewunderung für die Tragik dieses Opfers mischt sich die Dankbarkeit, daß er Jahre hindurch tatsächlich das geleistet hat, was er damit beabsichtigte. Man darf sagen, daß ohne Herberts Mitarbeit die Kraft des Fürsten wohl früher erlahmt wäre und daß er die Zügel schon eher aus der Hand hätte fallen lassen müssen, als ihm dann gegen seinen Willen das Ziel gesetzt worden ist.

Der Vater hat ihm das vergolten, indem er sich, soweit er überhaupt für den Rat anderer zugänglich war, mit Vorliebe auf den seinen stützte und ihn erst einholte, bevor er sich entschied. Es muß ein stolzes Gefühl für Herbert gewesen sein und ein Trost für vieles, wenn er hörte, daß der Fürst gelegentlich bei wichtigen Entschlüssen, die sofort gefaßt werden mußten, so daß der abwesende Sohn nicht erst befragt werden konnte, dies schmerzlich empfunden hat.

Als quellenmäßige Stütze für alle die Andeutungen, wie sich mir die Persönlichkeit Herberts aus dem mir vorliegenden Material erschlossen hat, mag wenigstens ein Brief dienen, den er an Graf Plessen gerichtet hat. Der Ton, in dem er gehalten ist, bezeugt die innere Wahrhaftigkeit, mit der sich Herbert über seinen Seelenzustand Rechenschaft ablegt. Deutlich klingt daraus die tiefe Resignation und innere Unfrohheit, deutlich aber auch der feste Wille, kein anderes Lebensziel zu haben, als den Dienst am Vater. Gleichzeitig mag er zeigen, wie schön die Sprache dieser Briefe Herbert Bismarcks ist. Es ist die Antwort vom 25. September 1887 auf einen Glückwunsch zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Dauer von Bismarcks Ministerpräsidentschaft:

„Du hast recht, es war ein bedeutsamer Tag, recht anregend für stolze rückläufige Betrachtung, an der man sich bei einer solchen Feier genügen lassen muß, um sie sich nicht zu stören; denn wenn man vorwärts blicken will auf die vor uns

Digitized by Google

liegenden 25 Jahre, so kann man sich des Bangens nicht erwehren, daß während derselben harte Prüfungen über uns verhängt werden können. Gott wolle meines Vaters Genius auch über sein Leben hinaus über unserem von ihm so sehr geliebten Vaterlande walten lassen, damit die Epigonen erhalten können, was er mit beispielloſem Geschick und unvergleichlicher Aufopferung so herrlich geschaffen. Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch auf dieser Welt, als daß Gott der Herr meinem Vater das denkbar längste Leben in steter Kraft verleihen möge — nicht nur zum Heil unseres Landes, sondern auch rein persönlich gesprochen. Ich bin mit allen Fäden meiner Existenz so an ihn festgewachsen, daß ich meine einzige Genugtuung darin finde, für ihn zu leben und zu wirken mit dem ganzen Rest der Kräfte, über die ich noch verfüge; ein Dasein ohne ihn kann ich mir gar nicht vorstellen, es müßte ein Zustand sein, wie unsere alten nordischen Sagen ihn ausmalen, daß er eintreten werde, wenn der Wolf Fenris einst die Sonne verschlungen haben sollte: kalte Nacht, Verwirrung und Verzagtheit überall. Ich möchte das am liebsten gar nicht erleben, denn der Kontrast würde zu groß sein, nachdem unser Land sich so lange auf den Höhen der Weltgeschichte und des Ruhmes gewiegt hat.

Wie klein erscheinen mir in Momenten, wo ich mir dies recht lebendig vergegenwärtige, alle Beschwerden und Wünsche, die das tägliche Leben mir bringt und die mir ohne tieferes Nachdenken oft recht beträchtlich vorgekommen sind: Was ist schließlich der einzelne unter den Milliarden, die seit Tausenden von Jahren auf dieser Welt geseufzt, gestrebt, ihr Leben verfehlt haben und der verdienten Vergessenheit anheimgefallen sind: abgesehen von den Leuten, die das heroworshipping wirklich verdienen, ist es eigentlich doch schließlich recht einerlei, wie wir diese paar Jahrzehnte, die wir auf unserem Globus umhergestoßen werden, zubringen; man wird ja alt und grau, ehe man noch den rechten Entschluß gefaßt hat, wie diese beschränkte Existenz eigentlich zweckentsprechend einzurichten sei, und ist man philosophisch äquilibriert, so sieht man dann mit Resignation ein, daß es mittlerweile zu spät geworden ist und daß es außerdem der Mühe des Strebens gar nicht gelohnt hätte.

So bin ich zu dem Resultat gekommen, nur darauf bedacht zu sein, möglichst gut meine Pflicht zu tun, für mich persönlich nichts in Anspruch zu nehmen oder zu erwarten, sondern meiner Wünsche Summe nur dahin zusammenzufassen: long live our glorious chancellor!“

Digitized by Google

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee

Über seine Tätigkeit als Generalquartiermeister und Chef des Generalstabes (1882—1891)

Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner[1])

In der Mitte der siebziger Jahre fing die Arbeitslust und vielleicht auch Arbeitsfähigkeit des Feldmarschalls Moltke an merkbar nachzulassen. Er brachte den Sommer hindurch in Kreisau zu, wo Sachen, die er selbst entscheiden mußte, ihm vorgelegt, manchmal auch persönlich vorgetragen wurden; nach den Kaisermanövern und der Generalstabsreise pflegte er noch einmal nach Kreisau zu gehen und erst Anfang November zurückzukehren. Während des Winters wandte er viel Zeit der parlamentarischen Tätigkeit zu als Mitglied des Reichstages und des Herrenhauses, zu deren gewissenhaftesten Besuchern er gehörte; zum Beginn des Frühjahrs fand in der Regel noch eine Erholungsreise nach einem wärmeren Klima statt.

Infolgedessen fiel natürlich seinen nächsten Untergebenen eine erhebliche Verantwortung zu. Der Feldmarschall hatte sich daran gewöhnt, eigentlich nur mit zweien direkt zu verhandeln, dem Obersten de Claer, seinem ersten Adjutanten, und dem Chef der Eisenbahnabteilung, Oberst Keßler, gescheiten und gewissenhaften Offizieren. Als Chef des Zentralbureaus hatte de Claer Kenntnis vom ganzen Geschäftsgange und bearbeitete die Personalien; da der Feldmarschall sich niemals für Personen besonders interessiert hat und auf alle Vorschläge seines Adjutanten einging, war dessen Stellung eine sehr einflußreiche geworden. In der Eisenbahnabteilung wurde damals der Aufmarsch und alles, was mit ihm in Beziehungen stand, bearbeitet; den Abteilungen 1, 2 und 3 oblag tatsächlich nur die Beobachtung der fremden Armeen. Der Aufmarsch war das Gebiet, welches der Feldmarschall bevorzugte und auf dem auch seine große Stärke lag. Obwohl nun Keßler ein Mann von klarem Verstande und ganz ungewöhnlicher Arbeitskraft war, gingen die Anforderungen über seine Kräfte; die Sachen blieben daher endlos liegen, ehe sie zur Erledigung kamen, was dem Kriegsministerium Anlaß zu berechtigten Klagen gab.

Dort herrschten ähnliche Zustände wie im Generalstab. Der Minister, General v. Kameke, zehrte von seinen Lorbeeren, hatte auch mit dem Reichstag viel zu tun und ließ in der Hauptsache Untergebenen freie Hand. Als ich Generalquartiermeister wurde,[2]) standen da im Vordergrund der Chef der Zentralabteilung

[1]) Aus dem Nachlasse des Generalfeldmarschalls, dessen Denkwürdigkeiten bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin im Herbst dieses Jahres erscheinen werden.

[2]) Vgl. u. S. 210.

Digitized by Google

Oberstleutnant Wodtke, ein sehr tüchtiger Arbeiter, aber so herrschsüchtig, daß er sich auch im Ministerium mit aller Welt überworfen hatte, und der Chef der ersten Armee-Abteilung, Oberst v. Wittich, tüchtig, aber eitel; der Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, mein guter Freund Verdy,[1]) war eine durchaus friedliebende Natur und damals zu bequem, um von seinen großen Fähigkeiten den rechten Gebrauch zu machen, ließ also Wittich viel gewähren. Bei den zahlreichen Zwistigkeiten zwischen Generalstab und Kriegsministerium handelte es sich daher um Kämpfe nicht zwischen Moltke und Kameke, sondern zwischen Keßler und Wodtke-Wittich.

Im Generalstabe klagten die Abteilungschefs, daß sie den Feldmarschall höchst selten zu sehen bekämen, im Range tiefer stehende Offiziere behaupteten, daß sie ihn überhaupt niemals erblickten und daß er sie unmöglich auch nur vom Ansehen kennen könne. Da war es natürlich, daß ein Teil von ihnen — und zwar der größere — sich zur Firma Claer-Keßler hielt, ein anderer Teil mißvergnügt zur Seite stand. Weil der Feldmarschall tatsächlich für Personalien kein Interesse hatte, war es dem Militärkabinett leicht, hierin frei zu schalten, und eine sehr empfindliche Folge, daß das Avancement zum Major allmählich immer schlechter wurde (vor dem Kriege 1870 blieb man nur vier Jahre Hauptmann, nach ihm dauerte es allmählich bis zu sieben Jahren). Auch beklagten sich Generalstabsoffiziere, daß sie noch bei anderen Gelegenheiten zurückgesetzt würden. Die Unzufriedenheit suchte sich im Räsonnieren Luft zu machen, die Folge davon war wieder Mißstimmung beim Kabinett gegen den Generalstab.

Gegenstand nicht ganz unberechtigter Klagen waren am Königsplatz die Übungsreisen. Wo der Feldmarschall hinkam, war er Gegenstand begeisterter Ovationen, so daß boshafte Menschen sagten, die Reise zerfiele nicht in „Operations-", sondern „Ovations"-Tage. Gearbeitet wurde nicht viel, eine Kritik der Arbeiten unterblieb nahezu; man meinte, die Reisen hätten lehrreicher sein müssen.

Die zunehmende körperliche Schwäche des Feldmarschalls ließ die schwierige Frage des Nachfolgers auftauchen. Da es aber beim Kaiser feststand, daß der Feldmarschall lebenslänglich Chef des Generalstabs bleiben müsse und dies auch dem Prestige und der völligen geistigen Klarheit Moltkes gegenüber zweifellos richtig war, so handelte es sich zunächst darum, ihm eine Hilfskraft an die Seite zu setzen. Der Chef des Militärkabinetts wurde also vom Kaiser beauftragt, den Feldmarschall daraufhin zu sondieren; es ist dies im Jahre 1877 oder 1878 gewesen, aber schlecht abgelaufen. Moltke sagte ganz kurz: „Wenn Seine Majestät glaubt, daß ich meinen Posten nicht mehr ausfülle, so bitte ich, mir den Abschied zu geben." Damit war die Sache erledigt und durfte vorderhand nicht wieder angeregt werden; sie kam mittelbar wieder in Fluß, als der Feldmarschall im Jahre 1880 bat, von der Leitung der Generalstabsreise dispensiert

[1]) Verdy du Vernois, der spätere Kriegsminister.

Digitized by Google

zu werden und gleichzeitig als ältesten der unter ihm stehenden Generalstabschefs mich zu seinem Vertreter vorschlug.

Die Reise war von Keßler vorbereitet und die Anlage vom Feldmarschall genehmigt worden, ich hatte also ein gebundenes Programm, an das ich mich auch gewissenhaft hielt, was mir nachher ein sehr anerkennendes Schreiben von Moltke eintrug. Die Teilnehmer bemerkten bald, daß ein anderer Wind wehte; es wurde tüchtig geritten — nicht wie bisher fast immer auf Ordonnanz-, sondern auf eigenen Pferden —, tüchtig gearbeitet, zu allgemeinem Erstaunen auch kritisiert, und zwar gründlich. Wie mir später öfter versichert worden ist, war der jüngere Teil der Mitreisenden erfreut und mit vollster Frische dabei, während die Mehrzahl der Älteren in ihren Erwartungen auf ein angenehmes Touristenleben enttäuscht, einige Eitle tief verletzt waren. Durch diese Reise wurde man im Großen Generalstabe, wo die meisten mich wenig kannten, auf mich aufmerksamer, und manche glaubten wohl, in mir jene Hilfskraft zu sehen, die doch endlich einmal dem Feldmarschall an die Seite gesetzt werden mußte.

Es kam das Kaisermanöver des X. Armeekorps im Jahre 1881. Daß der Prinz Albrecht einen nennenswerten Anteil an der Ausbildung der Truppe, überhaupt einen Anteil an Anlage und Leitung des Manövers gehabt haben sollte, hat wohl niemand angenommen, jedenfalls wurde mir von allen hohen Stellen, dem Kaiser an der Spitze — auch sogar vom Kronprinzen —, allerlei Schmeichelhaftes gesagt. Als sich nun Moltke am letzten Manövertage dem Kriegsminister gegenüber sehr anerkennend über mich aussprach, faßte sich dieser ein Herz und sagte: „Nehmen Sie ihn doch als Hilfe zu sich, ich kenne ihn gut und bin überzeugt, Sie bekommen jemand, der Ihnen angenehm ist.“ Überraschenderweise lehnte der Feldmarschall den Gedanken diesmal nicht ab, Kameke eilte mit der Nachricht sogleich zu Albedyll, der dem Kaiser Meldung machte und mich natürlich in Kenntnis setzte. Somit war die Sache im Gange und wurde so betrieben, daß ich mit dem 1. Januar meine Stellung, die meinem Vorschlage gemäß die Bezeichnung Generalquartiermeister erhielt, antreten konnte. Geschäftlich wurde sie in der Form vorbereitet, daß der Feldmarschall dem Kaiser die Bitte aussprach, ihm eine Kraft zur Unterstützung an die Seite zu geben und dabei die Persönlichkeit auszuwählen, die dereinst sein Nachfolger werden solle. Auf Rückfrage nannte er dann mich.

Natürlich machte die Ernennung in der Armee und darüber hinaus, besonders im Generalstabe, großes Aufsehen, und ich war mir völlig klar darüber, daß sie nicht ohne abfällige Kritik bleiben würde; ich wußte aber auch, daß ich mir in der Armee einen gewissen Namen gemacht hatte, seit Jahren schon war mir oft gesagt worden, ich sei der nächste Chef des Generalstabes. Zu meinen Anhängern gehörten alle, die als Generalstäbler unter mir gearbeitet hatten, darunter die derzeitigen Chefs Krause, Holleben, Bartenwerffer, Willisen, Falckenstein, Zingler. Viel Anerkennung erfuhr ich durch meine Tätigkeit im Jahre 1880, wo ich neben den Generalstabsgeschäften beim X. Armeekorps die Leitung von vier Reisen mit unbestrittenem Erfolge durchgeführt hatte,

Digitized by Google

nämlich beim X. Armeekorps die Generalstabsreise und die Kavallerieübungsreise, die Übung im Festungskriege bei Königsberg und die Übungsreise des Großen Generalstabs als Vertreter des Feldmarschalls. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß da eine respektable Arbeit vor mir gelegen hatte, namentlich in Anbetracht der Neuheit der Übungen im Festungskriege und der Schwierigkeit, den Feldmarschall dem Generalstabe gegenüber zu vertreten.

Als mögliche Kandidaten galten in der Armee noch Verdy, Bronsart I[1]) und Caprivi; persönlich hielten sich dafür Schlichting[2]) und Burg.[3]) Sowohl Verdy als Bronsart besaßen Kenntnisse und Fähigkeiten für die Stellung in hohem Maße, kamen aber aus verschiedenen Gründen für den Feldmarschall nicht in Betracht. Caprivi genoß in der Armee fraglos ein gewisses Ansehen und war selbst davon überzeugt, daß er weitaus der geeignetste Mann für die Stellung sei, ohne sich aber klarzumachen, daß er dem Feldmarschall völlig unannehmbar war; sein hochmütiges, rechthaberisches Wesen war Moltke, der auch von seinen Fähigkeiten weniger als viele andere hielt, unsympathisch. In der Tat lag Caprivis Stärke auf dem Gebiete der Organisation und der Instruktion; für die Truppenführung war er nicht beanlagt, wie denn der Feldmarschall mit seiner Tätigkeit als Chef des Generalstabs des X. Armeekorps keineswegs immer einverstanden gewesen war. Caprivi hat seit dem Kriege sich bemüht, den Feldmarschall als müden Greis hinzustellen und in, ich möchte sagen, brutaler Weise vom Kriegsministerium aus Krieg gegen den Generalstab geführt.

Was der Feldmarschall vor allem verlangte, war vollendeter Takt.

Wartensleben[4]) wurde auffallenderweise nicht genannt, ich glaube wohl seines etwas weichen Wesens wegen. Stiehle,[5]) dem man vor dem Jahre 1866 noch Großes zutraute, hatte 1870 völlig Fiasko gemacht.

Bei der Kandidatenfrage wurde übrigens meist vergessen, daß es sich noch gar nicht um Moltkes Nachfolger handelte, sondern nur um seine Unterstützung. Für jenen war, wie mir Albedyll mitteilte, zunächst Blumenthal bestimmt.

Wie von je in der Armee die Neigung zu abfälliger Kritik leider stark entwickelt war, so fehlte es auch diesmal nicht an Leuten, die meine Ernennung bemängelten, an ihrer Spitze standen Caprivi und Schlichting, auch Leszczynski[6]) schloß sich nicht aus. Bronsart war im ersten Moment verstimmt, fand sich aber als kluger Mann bald in die Lage. Verdy war bei weitem der Verständigste. Claer und Keßler waren nicht ohne Besorgnis, ebenso einige Abteilungschefs; man versuchte, ehe ich die Stellung antrat, eine Art Geschäftsordnung festzulegen, die mir die Hände, namentlich in Personalien, binden sollte. Ich erhielt aber Kenntnis und legte den Herren noch rechtzeitig das Handwerk.

---

[1]) Generalleutnant Bronsart v. Schellendorff, der spätere Kriegsminister.
[2]) Generalmajor v. Schlichting, damals Chef des Generalstabes des Gardekorps.
[3]) Generalleutnant von der Burg, damals Kommandeur der 11. Division.
[4]) Generalleutnant, damals Kommandeur der 17. Division.
[5]) Generalleutnant v. Stiehle, damals Kommandierender des V. Armeekorps.
[6]) Generalmajor v. Leszczynski, damals Inspekteur der Jäger und Schützen.

Digitized by Google

Am 1. Januar 1882 verabschiedete ich mich vom Prinzen Albrecht, dessen Generalstabschef ich acht Jahre hindurch gewesen war; unser Verhältnis war ein ausgezeichnetes und der Prinz ehrlich und vornehm genug, anzuerkennen, daß ich ihm große Dienste geleistet und ihm zu viel Erfolgen verholfen hatte. Im Armeekorps wußte man genau, daß ich wohl tatsächlich das Kommando führte, und Albedyll sagte mir: „Sie sind durch acht Jahre Kommandierender General mit schlechter Bezahlung gewesen."

Als ich mich in Berlin beim Kaiser meldete, fand ich den lieben alten Herrn recht angegriffen; trotzdem behielt er mich lange bei sich. Ich dankte ihm für den hohen Grad von Vertrauen, den er mir durch Ernennung zum Generalquartiermeister schenke, worauf er erwiderte: „Ja. Sie haben recht, ich schenke Ihnen ein sehr hohes Vertrauen; ich bin aber auch überzeugt, daß Sie es rechtfertigen werden." Dann kam er auf die Stellung und den Feldmarschall näher zu sprechen, streifte unser weniger gutes Verhältnis zu Rußland und die fortschreitende Konsolidierung der französischen Armee, kam auf meine bisherige Stellung, um mir viel Anerkennendes zu sagen, und schloß mit den Worten: „Besonders danke ich Ihnen für das Geschick und den Takt, mit dem Sie meinem Neffen zur Seite gestanden haben, er hat sich vortrefflich entwickelt, und Sie haben ihn zum General gemacht." Eine größere Anerkennung meiner Tätigkeit konnte ich wahrlich nicht finden! Der Kaiser sprach noch weiter über den Prinzen in wohlwollender Weise und sagte u. a. auch: „Er ist ja jetzt der einzige Prinz, den ich verschicken kann, er hat überall, wo er gewesen, seine Sache zu meiner Zufriedenheit gemacht." Es ging das hauptsächlich gegen den Prinzen Friedrich Karl, aber in gewisser Weise auch gegen den Kronprinzen.

Als ich mich beim Kronprinzen meldete, war er recht freundlich, ich hatte aber doch das Gefühl, daß er höflich, aber nicht herzlich sein wollte. Zu meinem Erstaunen gab er einige nicht gerade abfällige, aber doch wenig anerkennende Urteile über Moltke ab, z. B. es fehle ihm ganz an Orientierungsgabe. Ich glaubte darin Blumenthalschen Einfluß zu erkennen.

Der Feldmarschall selbst war außerordentlich freundlich, besprach meine demnächstige Tätigkeit, mir von vornherein eine große Selbständigkeit einräumend, machte mich auch — was Claer und Keßler hatten vermeiden wollen — zum direkten Vorgesetzten aller Generalstabsoffiziere. Die Landesaufnahme konnte er mir nicht unterstellen, ebensowenig wie die Kriegsakademie, da Morozowicz und Flatow ältere Generale waren als ich.

Ich habe dann bis zum Sommer 1888 dem Feldmarschall als Generalquartiermeister zur Seite gestanden, bin, wenn er in Berlin war, täglich zu ihm gegangen und habe auch gern mit ihm außerdienstlich verkehrt. Diese sechseinhalb Jahre waren auch nicht durch den geringsten Mißton getrübt, ich habe den vortrefflichen Mann bei näherer Bekanntschaft nur immer mehr schätzen gelernt. Er ist bis zu Ende bei völliger geistiger Klarheit geblieben und war in allen Fragen des großen Krieges von unerreicht treffendem Urteil; seine Arbeitskraft war doch weit größer, als ich anfangs angenommen hatte, sie wuchs mit

Digitized by Google

dem Ernste der jeweiligen politischen Lage. Als reiner Charakter von immer gleich vornehmer Haltung, von stets freundlichem mildem Wesen, eines harten oder gar rohen Wortes unfähig, von feinster und umfassender Bildung, zurückhaltend, allem Drängen abhold, war der Feldmarschall eine Persönlichkeit, mit der in nahen Beziehungen gestanden zu haben ich als unschätzbares Geschenk der Vorsehung betrachte. Es ist mir bald gelungen, sein Vertrauen zu erwerben, er hat es mir dann in vollstem Maße geschenkt.

Mit besonderer Herzlichkeit begrüßte mich Bismarck, er gab seiner Freude Ausdruck, daß ich in die Stellung berufen sei und forderte mich auf, ihn öfter zu besuchen und auch uneingeladen zu kommen. Das Verhältnis zwischen ihm und Moltke war seit dem Kriege erkaltet, nicht allein der private Verkehr hatte beinahe aufgehört, sondern auch die amtlichen Beziehungen waren auf ein Minimum beschränkt, sie bestanden eigentlich nur zwischen dem Chef des Nachrichtenbureaus und einem vortragenden Rat und drehten sich um den Empfang gewisser Gelder zur Bezahlung von Agenten. Ich nahm mir vor, dies Verhältnis zu ändern, es wieder auf den für das allgemeine und beiderseitige Interesse richtigen Fuß zu bringen und kann wohl sagen, daß mir dies völlig gelungen ist. Ich bin mit Bismarck im besten Einvernehmen geblieben bis zu der Zeit, als Herbert Staatssekretär wurde. Davon später mehr.

Nachdem schon im Februar 1882 General Morozowicz gestorben war, nahm ich auch die Landesaufnahme unter meinen Befehl. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich die frei gewordene Dienstwohnung im Generalstabsgebäude.

Ich benützte die ersten Wochen, um mich zu orientieren und die Menschen genauer kennen zu lernen, dann aber ging ich an die Arbeit.

In personeller Beziehung war die notwendigste Anordnung, daß Claer fortkam; er wurde Kommandant von Magdeburg, und ich wählte als Nachfolger den Major v. Goßler, der vom Feldmarschall sofort akzeptiert wurde und sich vortrefflich bewährte.

In der Eisenbahnabteilung lag, wie erwähnt, der Schwerpunkt der Geschäfte: die eigene Armee und damit auch der Aufmarsch, die Korrespondenz mit dem Kriegsministerium über organisatorische Fragen, Mobilmachung, Grenzschutz, Kaisermanöver, Generalstabsreisen. Die Abteilungen 1 bis 3 hatten die drei Kriegstheater, von denen das zweite nach der Reichsgründung nur noch Italien, die Schweiz und Skandinavien umfaßte, wogegen die Eisenbahnabteilung überlastet war. Ich verteilte die Arbeit der 2. Abteilung auf die 1. und 3. und gab ihr von der Eisenbahnabteilung alles, was mit der deutschen Armee zusammenhing, die Abgrenzung dieser beiden Abteilungen erfolgte in der noch heute[1]) bestehenden Form. Die 1. bis 3. Abteilung mußten hinsichtlich der zu beobachtenden Armeen ein Urteil abgeben, ob bei ihnen eingetretene Änderungen auch solche in unserem Aufmarsche usw. bedingten, die 2. Abteilung hatte den Aufmarsch und die Korrespondenz mit dem Kriegsministerium zu be-

[1]) Die Aufzeichnungen stammen aus der Zeit zwischen 1891 und 1904.

Digitized by Google

arbeiten, die Eisenbahnabteilung die Eisenbahntransporte vorzubereiten, was noch immer, zumal bei den steigenden Anforderungen und der Erweiterung des Eisenbahnnetzes eine gewaltige Arbeitslast bedeutete. In Oberst v. Falckenstein fand ich einen mir angenehmen und sehr wertvollen Gehilfen gerade für die 2. Abteilung.

Als Aufmarsch war in den ersten dem Kriege folgenden Jahren nur einer, und zwar der gegen Frankreich, bearbeitet worden; als um die Mitte der siebziger Jahre die Haltung Rußlands anfing, unfreundlicher zu werden, trat der Aufmarschplan auch gegen Rußland hinzu, und es wurden zwei Fälle unterschieden: Krieg gegen Frankreich allein (a); Krieg gegen Frankreich und Rußland gleichzeitig (b).

Nach meiner Überzeugung hatten wir viel zu früh die französische Armee als zu einem Angriffskrieg gegen uns geeignet angesehen und auch viel zu früh den Sperrforts Bedeutung beigemessen; eine wesentliche Schuld daran muß ich einem langjährigen Militärattaché ... zuschieben; er hat nicht das Zeug gehabt, gut zu beobachten und richtige Urteile zu fällen; aber auch der Generalstab ist nicht von Schuld freizusprechen, er mußte Mittel finden, sich selbst ein Urteil zu bilden. Nach meiner Ansicht sind die Franzosen bis in die achtziger Jahre hinein in der Besorgnis gewesen, wir könnten einen Konflikt suchen und über sie herfallen, mit aggressiven Gedanken haben sie sich nicht getragen und noch heute [1]) traue ich ihnen solche nur für den Fall zu, daß sie der Hilfe Rußlands sicher sind.

Aufmarsch a sollte in Lothringen auf der Linie Bolchen—Saarburg erfolgen, das XV. Korps und die Reservedivision waren für das Oberelsaß bestimmt, im Osten dagegen keine Truppen vorgesehen. Schwieriger lag Fall b. Der Feldmarschall wollte die Armee zu gleichen Teilen (je 9 Korps) nach Westen und nach Osten schicken. Die Westarmee hatte sich in der sogenannten kleinen Stellung, dicht vorwärts Saarbrücken, die befestigt werden sollte, zu versammeln, für das Elsaß war wiederum das XV. Armeekorps nebst Reservedivision bestimmt. Sowohl die Hälftenteilung wie die rein defensive Tendenz bei der Westarmee hielt ich für nicht mehr zweckmäßig. In jener Zeit standen im westlichen Polen ungleich weniger Truppen und waren die Eisenbahnen nach Zahl und Leistungsfähigkeit sehr viel geringer als jetzt. Von einer frühzeitigen Offensive der Russen konnte gar keine Rede sein, eine solche überhaupt erst eintreten, nachdem im Westen große Schläge gefallen waren. Nun war im Jahr 1879 das Bündnis mit Österreich geschlossen, dadurch im Osten ein für uns günstigeres Verhältnis eingetreten, so daß es mir richtig erschien, die Westarmee zu verstärken. Der Feldmarschall bewilligte zu diesem Zwecke zwei Armeekorps, gab mir auch zu, daß es besser sei, die sogenannte kleine Stellung ganz fallen zu lassen. Er hatte sie nie selbst in Augenschein genommen und ließ sich durch mich von ihren erheblichen Mängeln überzeugen. Das beste war noch eine leidliche Flügelanlehnung;

[1]) Vgl. die letzte Note.

Digitized by Google

die frontale Stärke dagegen keineswegs günstig. Unmittelbar hinter der Stellung lief die Saar, die unter Umständen ein sehr unbequemes Hindernis sein konnte. Sodann lag sie soweit zurück, daß die Franzosen ungehindert über Saarburg durch die Pfalz an den Rhein marschieren konnten. Vor allem war mir der Gedanke der Defensive überhaupt unsympathisch. Im Elsaß war zunächst eine Stellung bei Sennheim geplant mit Anlehnung des rechten Flügels an die Vogesen; nach der Karte schien mir die Sache nicht geheuer und der Augenschein bestätigte diesen Eindruck. Außerdem war eine Schlachtstellung etwas südlich Kolmar nach allen Details vorbereitet (Schanzzeug usw. lag in Straßburg). Die Anlehnung rechts an die Vogesen erwies sich als sehr unzulänglich, da eine Umgehung möglich, die Front als stark. Die Anlehnung links an den Rhein wäre gut gewesen, wenn Neu-Breisach entsprechende Armierung besessen hätte. Unschwer ließ sich erkennen, daß hier die Ideen des Ingenieurs Keßler den Ausschlag gegeben hatten. Ich ließ Sennheim fallen, Kolmar einschlafen. Die rückwärtigen Verbindungen des XIV. Armeekorps, die bisher unbegreiflicherweise auf Straßburg gingen, legte ich auf Alt-Breisach und bereitete die Anlage einiger Schanzen vor, die Neu-Breisach zu einem wirklichen Brückenkopf machten.

Im Osten war unser Eisenbahnnetz in jener Zeit sehr ungünstig, es nötigte uns, mit der Mehrzahl der Korps noch auf dem linken Weichselufer aufzumarschieren. Der Feldmarschall hatte ein geniales, kühnes Projekt ausgearbeitet, nach welchem er mit den links der Weichsel aufmarschierten Korps bei Wloclawek oder gegen Plock den Strom überschreiten, die russische Armee von Süden anfassen und gegen die Seen werfen wollte. Dabei war nicht genügend mit der Weichsel gerechnet. Denn es gibt Zeiten, wo ein Übergang überhaupt unmöglich ist wegen Hochwassers oder Treibeises oder bei noch nicht genügend starker Eisdecke. Stets ist ferner gewaltiges Brückenmaterial nötig, ganz abgesehen davon, daß eine Brücke doch wohl nicht genügte. Mein Streben ging also von Anfang an dahin, unser Eisenbahnnetz so zu verbessern, daß wir möglichst schnell, möglichst stark auf dem rechten Weichselufer auftreten konnten. Dazu waren viel Kämpfe mit Eisenbahn- und Finanzbehörden nötig, die durch den Umweg über das Kriegsministerium sehr erschwert wurden, wo die kleinen eitlen Leute immer gern einen eigenen Standpunkt zum Ausdruck bringen wollten. Ein großer Irrtum lag, ähnlich wie im Westen, darin, daß wir den Russen zuviel zutrauten. Es ist als sicher anzunehmen, daß bis Ende der achtziger Jahre die russische Armeeleitung von offensiven Gedanken gegen uns weit entfernt war und es auf eine Waffenentscheidung in Polen nicht hätte ankommen lassen. Bei frühzeitiger Offensive unsererseits, bei gleichzeitiger Offensive der Österreicher wäre die russische Armee bis Bialystok, im Süden bis Rowno zurückgenommen worden. Ganz allmählich, mit den Dislokationen ins westliche Aufmarschgebiet, der erheblichen Vergrößerung der Armee, dem Bau und erhöhter Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, schließlich der Anlage zahlreicher Befestigungen, erfolgte eine Wandlung, aber noch heute vermag ich trotz alledem an eine früh-

Digitized by Google

zeitige Offensive der Russen nicht zu glauben, obwohl zuzugeben ist, daß sie die Absicht haben können, mit Kavalleriedivisionen, vielleicht auch Schützendivisionen unsere Mobilmachung und unseren Aufmarsch zu stören.

Als ich den Generalstab im Jahre 1891 verließ, hatte ich es doch soweit gebracht, daß der Aufmarsch ganz auf dem rechten Weichselufer und mehrere Tage früher als bisher erfolgen konnte. Die Gefahr eines frühzeitigen Einbruchs russischer Kavallerie in unsere Grenzgebiete liegt ja vor, wir überschätzen sie aber. Wenn im tiefen Frieden ohne Kriegserklärung ein Einfall von Osten erfolgte, würde uns das allerdings erheblich gestört haben. Jedem Kriege geht aber eine gewisse Zeit politischer Spannung voraus — 1870, wo sich bekanntlich die Ereignisse so schnell entwickelten wie kaum jemals zuvor, lag doch immer noch mindestens eine Woche zwischen dem Beginn der Krise und der Kriegserklärung —, diese Frist müssen wir benutzen, um unsere Grenze zu sichern, wozu 48 Stunden ausreichen. Weit besser aber wäre es, nicht zu warten, bis der Feind ins Land kommt, sondern die Initiative zu ergreifen. Davon scheinen wir aber weit entfernt zu sein.

Obwohl unser Bündnis mit Österreich schon mehrere Jahre bestand, war auch nicht das Geringste über die gemeinsame Kriegführung gegen Rußland vereinbart. Schon im Frühjahr 1882 machte ich auf das Bedenkliche dieses Zustandes aufmerksam, und es gelang, Bismarck dafür zu gewinnen, daß eine Besprechung der beiderseitigen Generalstäbe statthaben sollte; er verlangte aber völlige Geheimhaltung und keine bindenden Abschlüsse, sondern mehr einen Gedankenaustausch. Die Unterhandlungen führten dazu, daß ich bei Gelegenheit einer Sommerreise mit dem Feldzeugmeister Beck zusammentreffen sollte. Die Ausführung gelang durchaus. Gelegentlich eines Aufenthaltes im Salzkammergut machten wir, d. h. meine Frau und ich, der in Strobl am Mondsee sich aufhaltenden Familie Beck einen Besuch, der tatsächlich unbemerkt geblieben ist. Das Wesentlichste war, zu erfahren, ob die österreichische Armee in Galizien aufmarschieren oder ob sie hinter den Karpathen bleiben solle. Erfreulicherweise beabsichtigte man in Wien das erstere. Beck entwickelte mir aber ganz richtig die infolge des unzureichenden Eisenbahnnetzes entgegenstehenden Schwierigkeiten, eine Zeit von drei Wochen sollte bis zur Beendigung des Aufmarsches vergehen und erst, wenn man alles heranhatte, die Offensive ergriffen werden. Ich erklärte dem Feldzeugmeister, unsere Absicht sei, den Krieg offensiv zu führen bei Versammlung der Hauptkräfte auf dem rechten Weichselufer, wir würden auch schon vor vollendetem Aufmarsch die Grenze an mehreren Stellen überschreiten. Da Beck große Besorgnis hatte, daß die Russen frühzeitig einen Vorstoß gegen die damals einzige Bahnverbindung von Mähren nach Galizien machen würden, stellte ich — zur Entlastung der Österreicher — einen sehr frühzeitigen Vorstoß auf Czenstochau und darüber hinaus in Aussicht. Behutsam mußte ich mich über die Zahl der gegen Rußland zu verwendenden Truppen aussprechen; nannte ich eine geringe, so wäre das für die doch immer sehr vorsichtigen Österreicher ein Grund gewesen, von der Offen-

Digitized by Google

sive abzusehen, nannte ich eine sehr hohe, so konnte das später unbequeme Konsequenzen haben. Außerdem war doch auch der Fall möglich, daß wir Krieg mit Frankreich hatten, und Rußland erst nach einer späteren Zeit sich einmischte. Dann war bei uns bestimmt, daß vier Armeekorps am Aufmarsch gegen Frankreich zunächst nicht teilnehmen, sondern im Osten stehenbleiben sollten. In diesem Fall konnten wir natürlich an eine Offensive gegen Rußland nicht denken, ich hielt es aber für zweckmäßig, Beck gegenüber ihn nicht zu berühren. Ich bezeichnete ihm 20 Infanteriedivisionen, natürlich einschließlich der Reserveformationen, als die Stärke, in der wir aufzutreten gedächten, etwa auf so viel hatten die Österreicher auch gerechnet. Ich betonte, daß wir unser Eisenbahnnetz erheblich ausbauen würden und riet ihm, dieser Frage ebenfalls Beachtung zu schenken. Er erklärte, daß große Verbesserungen geplant seien. Auf seine Anregung gestand ich auch zu, die beiden böhmischen Korps durch Oberschlesien fahren zu lassen und dazu die Lokomotiven, an denen es fehlte, stellen zu wollen. Sehr angenehm war es Beck zu erfahren, daß der König von Sachsen bestimmt sei, den Oberbefehl bei uns im Osten zu führen.

Von dem Feldzeugmeister selbst empfing ich einen guten Eindruck, ich halte ihn für einen durch und durch zuverlässigen, kenntnisreichen, arbeitsamen, kurzum seiner Stellung völlig gewachsenen Mann. Inwieweit er hätte energisch sein und sich zu großartig angelegten Plänen aufschwingen können, dies ist schwer zu beurteilen. Er war ja auch keineswegs der eigentliche Leiter, es kamen hier wieder spezifisch österreichische Eigentümlichkeiten zur Geltung. Der Kaiser Franz Joseph ist verfassungsmäßig Oberbefehlshaber der Armee und übt diese Funktion im Frieden auch aus, aber mit der Einschränkung, daß er seinen Onkel, den Erzherzog Albrecht, zum Generalinspekteur gemacht hat und ihn tatsächlich diese Funktion auch ausüben läßt; es geht beides merkwürdig gut nebeneinander infolge größten Taktes von beiden Seiten; so ist z. B. bei den großen Manövern der Kaiser stets zugegen, die Anlage und Leitung derselben hat aber der Erzherzog. Beck hat daher die schwierige Aufgabe, gleichzeitig zwei Herren dienen zu müssen; er erfüllt sie aber mit großem Geschick, beide stehen zu ihm in geradezu freundschaftlichem Verhältnis. Für den Kriegsfall ist vorgesehen, daß der Erzherzog den Oberbefehl führt mit Beck als Chef des Generalstabes und daß der Kaiser auf dem Kriegsschauplatz anwesend sein will. Ob sich dann aber nicht erhebliche Schwächen herausstellen werden, da politische Fragen soviel hineinspielen, und ob der Kaiser den Grad von Seelengröße haben würde, sich wirklich nicht einzumischen, das erscheint doch sehr fraglich. Von Vorteil ist die Einrichtung unter keinen Umständen. Ich habe in den nachfolgenden Jahren Gelegenheit gehabt, den Erzherzog näher kennenzulernen und glaube mir seine Zuneigung und sein Vertrauen erworben zu haben. Ich meine, in Anbetracht aller Umstände war er der richtige Mann für den Oberbefehl und der mit ihm eingearbeitete, sein volles Vertrauen genießende Beck auch der geeignete Generalstabschef, um so mehr, als letzterer sich des vollsten Vertrauens des Kaisers erfreute. Ob bei dem hohen Alter des Erz-

Digitized by Google

herzogs eine sehr energische Kriegführung zu erwarten war, kann wohl fraglich scheinen. Meine Ansicht ist immer gewesen, daß wir durch unsere rücksichtslose Energie die Österreicher mit fortreißen müßten.

Im Laufe der Jahre habe ich wiederholt mit Beck Verkehr gehabt, indirekt auch ständig durch unseren Militärattaché in Wien; daraus entwickelte sich ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens, das der gemeinsamen Sache nützte, unter meinem Nachfolger übrigens leider nicht mehr in dem Maße zu bestehen scheint. Es ist über allen Zweifel erhaben, daß damals Österreich den besten Willen anwandte, eine energische Kriegführung gegen Rußland vorzubereiten, namentlich ist im Eisenbahnbau und in Truppendislokationen Bedeutendes geleistet worden. Ob derselbe feste Wille auch jetzt noch vorhanden, erscheint wohl fraglich. Ohne Überhebung kann ich sagen, daß beim Kaiser sowohl wie bei Erzherzog Albrecht und Beck, überhaupt an allen leitenden Stellen in Österreich mein Name einen guten Klang hatte — ein nicht zu unterschätzender Faktor.

Für den Krieg gegen Rußland hatten wir in bezug auf Kenntnis der in Betracht kommenden Länderstrecken höchst unzureichendes Material und namentlich erbärmliche Karten. Ich machte mich bald daran, hier Abhilfe zu schaffen; alles, was jetzt vorhanden ist an militärgeographischen Beschreibungen, Statistiken usw. und Karten, war eine Folge meines Eingreifens.

Sehr bald erkannte ich auch, daß in bezug auf die zu sogenannten Rekognoszierungsreisen vorhandenen Geldmittel große Mißbräuche eingerissen waren. Gewiß ist es jedem fleißigen Offizier zu gönnen, daß ihm Gelegenheit geboten wird, etwas in die Welt hinauszukommen, um seinen Gesichtskreis zu erweitern; dazu waren auch jene Gelder da, es wurde jedoch ein militärischer Auftrag zugrunde gelegt. Allmählich hatte man aber im wesentlichen bloße Vergnügungsreisen daraus gemacht — Italien war natürlich besonders beliebt — und der reisende Offizier formulierte die sogenannte militärische Aufgabe selbst! Schließlich kamen die zu solchen Aufträgen, denen Claer einen Gefallen tun wollte. Ich brachte dies bald wieder in das richtige Geleise und verwandte einen erheblichen Teil des Geldes auf Rußland; es sind da tatsächlich eine Anzahl sehr ergiebiger Rekognoszierungsreisen, namentlich auch zur Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, gemacht worden.

Sehr wenig entwickelt fand ich das Nachrichtenwesen; es lag in der Hand des Obersten Bergius, verschlang nicht unbedeutende Summen, ohne Ersprießliches zu leisten. Die Übergabe an Major v. Lettow förderte die Sache nicht, da sich dieser sonst kluge und gut beanlagte Offizier in die immerhin eigenartige Tätigkeit nicht recht hineinfand. Erst Hauptmann v. Waenker zeigte sich als der richtige Mann. Mein Ziel war, sowohl von Frankreich als von Rußland den Aufmarsch zu erfahren, ich ging dabei von dem Gedanken aus, daß alles andere doch nur nebensächlich sei, wenn wir diesen hätten. In bezug auf Frankreich ist es gelungen, in bezug auf Rußland nicht, obwohl auch Österreich sich nach Kräften bemühte. Wir mußten hier sehr vorsichtig sein, weil Bismarck

Digitized by Google

immer wieder betonte, daß es von größter Wichtigkeit sei, die Russen nicht argwöhnisch zu machen; lieber gar nichts wissen, als mit Berechtigung Argwohn erzeugen, war seine Instruktion. Ich versuchte einen hohen in Petersburg angestellten Eisenbahnbeamten zu gewinnen, der nichts tun sollte, als im gegebenen Moment avertieren, wenn große Eisenbahntransporte vorbereitet würden. Er verlangte eine Garantie, bei uns angestellt zu werden, falls er in Rußland unmöglich würde. Dies scheiterte an Maybach. Mit Österreich kam ich bald soweit, daß wir uns alle auf Rußland bezüglichen Ermittlungen austauschten.

Festungsrekognoszierungen nahmen ohne gegenseitige Verabredung vor der Generalstab, das Ingenieurkorps, manchmal auch das Kriegsministerium; ich brachte Einheitlichkeit hinein, indem fortan das Ingenieurkorps allein damit beauftragt wurde, aber mit dem Generalstab in dauernder Verbindung blieb.

Bisher hatten die Abteilungschefs nahezu souverän geherrscht, ihre Tätigkeit war vom Feldmarschall in keiner Weise kontrolliert worden. Ich machte in den Abteilungen viele Besuche, etwa so, daß ich täglich eine erledigte. Grundsätzlich wohnte ich allen Besprechungen der taktischen Arbeiten bei und ließ mir von den einzelnen Offizieren, auch den kommandierten, Vorträge über bestimmte Themata oder über ihre Arbeiten machen. Hierdurch, im Verein mit den Generalstabsreisen, bei denen jeder Teilnehmer Gelegenheit erhielt, seine Fähigkeiten zu zeigen, gewann ich die so notwendige Personalkenntnis, wie ich mich überhaupt mit den Personenfragen sehr viel beschäftigte, im Gegensatz zum Feldmarschall. Eine vortreffliche Hilfe war mir da Major v. Goßler, der Nachfolger von Claer, ein kluger, wohlwollender Mann und tüchtiger Arbeiter von feinstem Takte, der sich auch zum Feldmarschall als dessen erster Adjutant sehr gut zu stellen verstand und aufrichtig bestrebt war, mein Verhältnis zu diesem ungetrübt zu erhalten. Wenn dies bis zum Ende ohne den geringsten Schatten blieb, so hat Goßlers Takt dazu gewiß beigetragen.

Nicht sehr erfreulich fand ich das Verhältnis des Militärkabinetts zum Generalstab. Albedyll hatte, wie zu Anfang erwähnt, das Avancement zum Major erheblich verlangsamt, nahm auf Wünsche wenig Rücksicht, war empfindlich geworden durch jenes Räsonnieren einzelner Generalstabsoffiziere und geneigt, diese Stimmung auf den ganzen Generalstab zu übertragen. Ich ließ es mir ganz besonders angelegen sein, hier Wandel zu schaffen, und es ist mir dies auch völlig gelungen. Albedyll gewann bald volles Vertrauen zu mir — wir waren schon gute Bekannte — und sah es gern, daß ich oft zu ihm kam. Schließlich wurde daraus sogar die Einrichtung, daß ich jeden Freitag bei ihm Zutritt hatte; er besprach mit mir bald auch andere Armeeangelegenheiten und hatte oder bekam volles Verständnis dafür, welche große Bedeutung ein gut ergänzter und gut erzogener Generalstab für die Besetzung der hohen Stellen und für die ganze Armee besaß. Ich habe es bald erreicht, daß Albedyll alle meine Wünsche hinsichtlich Versetzungen in den Generalstab

Digitized by Google

und innerhalb des Generalstabes ohne weiteres genehmigte und zu meiner Befriedigung sowohl von ihm wie verschiedenen Kommandierenden Generalen die Erklärung gehört, daß ich das Niveau der Generalstabsoffiziere erheblich gehoben hätte. Allmählich kam er soweit, mir zuzugeben, daß bei Besetzung der wichtigen Stellen der mobilen Armee der Chef des Generalstabes der Armee mit gehört werden müsse; fortan gab er mir alljährlich Kenntnis von den Qualifikationsberichten aller Generale.

Meine Selbständigkeit wurde dabei nicht aufgegeben. Anliegen von seiten der Kaiserin Augusta, vom Kronprinzen und der Kronprinzessin, von Großherzoginnen und zahlreichen hohen Würdenträgern haben mich niemals bestimmt, anders als auf Grund sorgfältiger Prüfung bei Aufnahmen zu entscheiden. Auch als der jetzige Kaiser mich in zwei Fällen fragte, ob ich nicht bestimmte Persönlichkeiten in den Generalstab nehmen wollte, sagte ich: „Majestät können es ja befehlen; pflichtmäßig vorschlagen kann ich die Herren aber nicht, weil andere da sind, die mehr Anrecht haben." Er erwiderte mir: „Sie haben die Verantwortung, und wenn Sie sie nicht wollen, so fällt es mir nicht ein, Sie zu drängen." Als ich aufgehört hatte, Chef des Generalstabes zu sein, hat er beide allerdings sofort hineinversetzt. Die Beförderung zum Major wurde schrittweise wieder beschleunigt. Nach meinem Ausscheiden hat Hahnke gerade in entgegengesetzter Richtung gearbeitet.

Für sehr wesentlich hielt ich es, daß der Chef des Generalstabes der Armee mit dem Kaiser häufiger Berührungen hatte. Mit dem Feldmarschall war da nichts anzufangen, er sagte: „Wenn Seine Majestät mich sprechen will, so wird er es ja befehlen," in seiner ganzen Art lag es ja, sich niemals vorzudrängen; daß dies aber dem Kriegsminister, der laufend Vortrag beim Kaiser hatte, allmählich ein Übergewicht geben mußte, empfand Moltke nicht. Ich wußte Albedyll für den Gedanken zu gewinnen, daß regelmäßige Vorträge des Chefs des Generalstabes der Armee beim Kaiser, und zwar ohne Gegenwart des Kriegsministers, sehr wünschenswert seien. Wir waren uns aber klar, daß sich dies Kameke gegenüber um so schwerer durchsetzen ließ, als dem Feldmarschall an solchen Vorträgen nichts gelegen war. Wir mußten die Ausführung also aufschieben bis zu Kamekes Rücktritt, der uns beiden ziemlich nahe schien. Es hatte sich nämlich zu dem Zwiste zwischen Generalstab und Kriegsministerium ein noch schärferer zwischen diesem und dem Militärkabinett gesellt, wohinein schließlich der Kaiser, wenigstens mittelbar, verwickelt wurde. Daß da der Kriegsminister unterliegen mußte, namentlich der geschickten Hand Albedylls gegenüber, war nicht zweifelhaft. Als nun Kamekes Rücktritt erfolgte und Albedyll mit Bronsart I Unterhandlungen über die Nachfolge anknüpfte, sagte er ihm gleich, eine Bedingung sei der regelmäßige Vortrag des Chefs des Generalstabes beim Kaiser ohne Kriegsminister. Bronsart, selbst alter Generalstäbler, konnte eigentlich gar nicht nein sagen, er machte aber den Vorschlag, der ihm auch sofort zugestanden wurde, daß er als Kriegsminister die Initiative zu dem Schritte ergreifen solle. So wurde denn bald genehmigt,

Digitized by Google

daß der Vortrag wöchentlich einmal, und zwar Sonnabends,[1]) stattfinden könne, nur solle der Feldmarschall tags zuvor sein Kommen anmelden. Er blieb konsequent und hat sich nie angemeldet — gerufen wurde er einige Male —, ich aber bin, wenn der Feldmarschall nicht in Berlin war, jeden Sonnabend hingegangen. Ich habe den alten Herrn natürlich nicht mit breiten Berichten gelangweilt und von Albedyll erfahren, daß ihm meine Vorträge sehr angenehm waren. Da er Fragen stellte, kamen mehrfach sehr interessante Konversationen zustande und stieg auch das Vertrauen des Monarchen zu mir. Er hatte in seiner Gewissenhaftigkeit bisher alle Militärattachéberichte selbst durchgelesen. Anfangs der achtziger Jahre begann ihm dies etwas schwer zu werden, er empfand es als willkommene Erleichterung, daß ich ihm den wesentlichen Inhalt der Berichte vortragen konnte.

Bald entwickelte sich noch eine andere Einrichtung. Bisher waren bei Manövern stets Flügeladjutanten an des Kaisers Seite, bedienten ihn aber meist in sehr unzureichender Weise. Fortan wurde den Herren untersagt mitzureden, ich mußte stets unmittelbar neben dem Kaiser bleiben, ihn informieren, aufmerksam machen bzw. Auskunft erteilen. Ich hatte dadurch reiche Gelegenheit, den lieben alten Herrn näher zu beobachten und ihm auch näherzutreten. Es war eine wahre Freude zu sehen, wie der Kaiser durch und durch Soldat war und als Offizier fühlte. Das Loben machte ihm Freude; dabei sah er viel mehr auf die Ausbildung der Truppen als auf den Gang des Manövers, er wußte ganz genau, daß man aus der Führung beim Manöver noch lange nicht zu dem Schlusse auf die Fähigkeit zur Führung im Kriege berechtigt ist, daß man aber beim Manöver sehr wohl sich ein leidliches Urteil über die Truppe bilden kann. Hatte er in seiner Lebhaftigkeit einen Tadel ausgesprochen, so suchte er stets Gelegenheit, ihn wieder zu mildern. Man konnte da manchmal Blicke in sein gutes Herz tun.

Was das Verhältnis zum Auswärtigen Amte anlangt, das ich oben schon gestreift habe, so war meine Überzeugung, daß ein regelmäßiger direkter Verkehr zwischen dem Chef des Generalstabes der Armee und dem Leiter der auswärtigen Politik auf der Basis gegenseitigen Vertrauens im Interesse der Sache dringend wünschenswert ist. Soll ein solcher erst durch die Vermittlung des Kriegsministeriums, also auf schriftlichem Wege, herbeigeführt werden, so wird dabei nie viel herauskommen, weil man es von dem verantwortlichen Politiker billigerweise gar nicht verlangen kann, seine Eindrücke und Absichten den Bureaus preiszugeben. Die aus mangelndem Vertrauen zwischen Militär und Politik entstehenden Schäden hatte ich im Großen Hauptquartier 1870/71 genugsam kennengelernt. Es ist mir nun unschwer gelungen, ein richtiges Verhältnis herzustellen, und dies hat bestanden bis zum Rücktritt Bismarcks. Der „General" Caprivi war dafür unglaublicherweise nicht zu haben. In direkten

[1]) Die Kabinettsorder vom 24. Mai 1883, durch welche der neue Zustand festgesetzt wurde, ist zum erstenmal veröffentlicht bei G. Wohlers, Die staatsrechtliche Stellung des Generalstabes in Preußen und dem Deutschen Reich (1921), S. 32.

Digitized by Google

Verkehr trat ich — abgesehen vom Kanzler — mit den Staatssekretären Grafen Hatzfeldt und Herbert Bismarck, Graf Berchem und sehr lebhaft mit dem vortragenden Rat v. Holstein. Fürst Bismarck sprach stets ganz offen mit mir.

Der durchgehende Gedanke seiner Politik ist unentwegt gewesen, den Krieg mit Rußland zu vermeiden und in Frankreich durch Rücksichtnahmen und Höflichkeiten die Revancheidee abflauen zu lassen. Nach dem Berliner Kongreß, als in Rußland die systematische Hetze gegen uns begann und die Rüstungen zunahmen, wurde er natürlich bedenklich, hatte aber immer noch Vertrauen zu den Zaren Alexander II. und III. persönlich; er rechnete mit den Einflüssen der panslawistischen Partei an höchster Stelle, hielt da aber eigentlich Alexander III. für zuverlässiger als dessen etwas weichlichen und durch Attentate ängstlich gemachten Vater. Von dem Vertrage, der ohne Wissen Österreichs abgeschlossen war und uns große Sicherheiten dafür bot, daß Frankreich den Krieg nicht wagen würde, gab Bismarck mir Kenntnis. Allmählich gestattete er auch, das Nachrichtenwesen hinsichtlich Rußlands mehr auszudehnen, ersuchte mich aber, wie erwähnt, um die größte Vorsicht.

Wir hatten in Warschau seit 1863 den sehr klugen Generalkonsul Freiherrn v. Rechenberg, einen ausgezeichneten Kenner der russischen und polnischen Verhältnisse; der Kanzler wies ihn an, mit mir in regelmäßigen Verkehr zu treten und meinen Aufforderungen oder Anregungen Folge zu geben und gestattete uns den Verkehr unabhängig vom Auswärtigen Amte. Sein Gedanke dabei war wohl der, daß er nötigenfalls sagen konnte, er wisse von alledem nichts. Der ehemalige Chef der Polizei im Königreich Polen, General Orzewski, ein sehr tüchtiger Mann, sagte mir im Jahre 1884 in Petersburg: „Konservieren Sie sich den alten Rechenberg in Warschau, er ist ein ungewöhnlich kluger Mann und kennt das Land und die Leute besser als irgendeiner von uns; einen besseren Generalkonsul bekommen Sie dort nie wieder.“ Rechenberg war auch ein ausgezeichneter Russenkenner, von dem ich viel lernte; er brachte alle Jahre einen längeren Urlaub in Berlin zu, wobei wir uns häufig sahen.

Das Bündnis mit Österreich war natürlich aus Mißtrauen gegen Rußland erwachsen, ich hatte aber den Eindruck, daß Bismarck dadurch auf den Kaiser von Rußland wirken und ihn womöglich wieder zu einem Dreikaiserbündnis bringen wollte. Völlig traute er Österreich nie; wäre Graf Andrassy Minister des Auswärtigen geblieben,[1]) hätte es damit wohl anders ausgesehen.

Dem italienischen Bündnis legte er für den Krieg nur einen geringen Wert bei, hielt es aber aus diplomatischen Gründen für sehr zweckmäßig.

In Frankreich galt ihm die Republik als die für unsere Interessen beste Staatsform; bündnisfähig war sie ihm nicht, er traute ihr kriegerische Absichten überhaupt kaum zu. Wenn er davon sprach, daß die Republik ihm ganz angenehm sei, fügte er stets hinzu: „Um des monarchischen Prinzips willen darf sie aber auch nicht zu lange bestehen.“

---

[1]) Andrassy wurde 1879 durch den Freiherrn v. Haymerle ersetzt.

Digitized by Google

Mit England hat er sich, glaube ich, nicht viel beschäftigt; Gladstone, der nach seiner Meinung das Land zugrunde richtete, verachtete er in gewisser Weise und erwartete von dieser Seite keine energische Politik. Als Prinz Wilhelm Mitte der achtziger Jahre eine entschieden antienglische Richtung einschlug und zur Schau trug, warnte Bismarck jedoch und sagte, der Prinz möge nicht vergessen, daß vielleicht einmal Zeiten kämen, in denen uns die Freundschaft Englands sehr wertvoll sein könne.

Seitdem Herbert Staatssekretär geworden, wurde mein Verhältnis zum Auswärtigen Amt zeitweise etwas kühler, aber auch nur zeitweise. Es kam dies daher, daß man in der Familie fürchtete, ich könne Herbert beim Prinzen Wilhelm Konkurrenz machen, auch wohl, ich sei Zukunftskanzler. Den wesentlichsten Anteil hatte dabei wohl die Fürstin, die mit blinder Mutterliebe an Herbert hing und jeden als ihren Feind ansah, der dem Sohne im Wege stehen konnte. Ich bin wiederholt von Bismarckscher Seite in der Presse angefeindet worden, habe aber bis zum Ende die Überzeugung gehabt, daß — mit Ausnahme der Waldersee-Versammlungsangelegenheit — der Fürst den Angriffen fernstand. Jedesmal, wenn sich eine Wolke zu zeigen schien, fragte ich den Fürsten, ob er mich empfangen wolle. Jedesmal kam dann der Bescheid, daß ich am folgenden Tage kommen solle, und stets endigte die Unterhaltung — bei der Grünhäuser getrunken und geraucht wurde — damit, daß der Fürst in herzlichster Weise sagte: „Wir alten Bekannten wollen uns doch nicht noch zanken," oder ähnliches.

Mit Hatzfeld, einem sehr klugen Menschen, sowie mit Herbert, der allerdings nicht so klug, aber doch sehr fleißig und gut informiert war, ließ sich leicht arbeiten, ebenso mit Graf Berchem; anders lag es bei Holstein, mit dem ich seiner untergeordneten Stellung wegen nicht eigentlich zu verhandeln hatte. Man mußte stets mit größtem Argwohn und sofortiger Verstimmung seinerseits rechnen, ich war aber mit dem Sonderling gut bekannt noch von 1871 her, wo er mein Untergebener gewesen war,[1]) und erfreute mich bei ihm eines gewissen, für seine Verhältnisse sehr hohen Grades von Vertrauen. Ich muß auch sagen, daß er bis zu Bismarcks Abgange immer der gleiche geblieben ist und sich für mich, den er augenscheinlich, mit Berchem zusammen, für einen Kanzlerkandidaten hielt, interessierte. Ich kam sehr oft zu ihm ins Auswärtige Amt, auch er besuchte mich ab und zu. Er war dann sehr offen, gab mir alles von Eingängen zu lesen, was mich interessieren konnte, so daß ich erheblichen Einblick in das diplomatische Getriebe empfing.

Mit einzelnen Militärattachés unterhielt ich regen Verkehr; zunächst und am meisten mit dem Österreicher Freiherrn v. Steininger, einem gescheiten und verständigen Manne, der von Beck viel benutzt wurde, bei mir Anfragen oder Bestellungen zu machen. Während sich der Italiener Biseſti sehr eitel, un-

---

[1]) Bei der vom Verfasser nach dem Kriege als Geschäftsträger geleiteten Pariser Botschaft.

Digitized by Google

ruhig und ohne weiten Blick zeigte, war mit dem Russen Dolgoruki, einem liebenswürdigen und gescheiten, übrigens mehr diplomatisch veranlagten Menschen, angenehm zu verkehren. Butakow, sein Gehilfe, der ihn später ersetzte, war von anderem Kaliber, im Gegensatz zu seinem Vorgänger gar nicht Weltmann und überhaupt äußerst zurückhaltend, ließ er nicht warm werden, ich habe den Verdacht, daß nicht viel dahinter war. Als Englands militärischer Vertreter fungierte während des größten Teils meiner Amtszeit Oberst Swaine, ein biederer, übrigens halb deutscher, liebenswürdiger Gesellschafter. Der Vertreter der französischen Armee, Sancy, ein eitler Patron, hielt sich, wie ja auch natürlich, möglichst zurück und war auf Abwegen nicht zu ertappen, bis wir dahinter kamen, daß der chinesische Militärattaché Tscheng ki tong seinen Zuträger spielte. Dieser verschlagene Bursche ließ es sich gern gefallen, daß die Masse unserer Offiziere ihn auf Grund seines Gesichtes für dumm hielt. Er wußte diese guten Leute aber recht geschickt auszuhorchen. Mein System bei Behandlung der Militärattachés war, ihnen mit großer Höflichkeit, auch Freundlichkeit entgegenzutreten, gelegentlich auch, wo es ohne Schaden geschehen konnte, sehr offen zu sprechen und ihnen Vertrauen zu schenken. Damit konnte ich sie meist zum Sprechen bringen.

Die Reichseisenbahnen in Gegenwart und Zukunft[1])

Von

General Gröner

Als vor hundert Jahren der Schwabe Friedrich List seine wirtschaftspolitischen Anschauungen in Deutschland zu verbreiten suchte und für ein großes, einheitliches deutsches Eisenbahnsystem eintrat, fand er im deutschen Volke so wenig Verständnis für die grandiosen Entwicklungsmöglichkeiten des neuen Transportmittels, daß er ob des Scheiterns seiner Pläne freiwillig in den Tod ging. Dem Streben des unglücklichen Schwaben ist erst lange nach seinem Tode die verdiente Wertschätzung zuteil geworden. Eine späte, aber glänzende Anerkennung der vorausschauenden Erkenntnis von Friedrich List ist nunmehr nach hundert Jahren seines ersten Auftretens dadurch erfolgt, daß die deutschen Staatsbahnen auf Grund der Reichsverfassung vom August 1919 zu einem großen einheitlichen deutschen Eisenbahnsystem zusammengefaßt worden sind. Die Verreichlichung oder — um dies unschöne Wort zu vermeiden und mit Bismarck zu reden — die Verdeutschung der Eisenbahnen und der Wasserstraßen, wie sie durch die neue Reichsverfassung vom August 1919 eingeführt worden ist, bedeutet einen der größten realpolitischen Erfolge

[1]) Vortrag, gehalten im Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See (Landesverband Württemberg) in Stuttgart.

Digitized by Google

des deutschen Einheitsgedankens. Insbesondere die Eisenbahnen sind nunmehr zum Eckpfeiler der Reichseinheit geworden; alles zu tun, damit dieser Eckpfeiler unerschüttert bleibe, ist die Aufgabe der Zukunft. Dafür gibt es auch keinen besseren Kronzeugen als Bismarck, der alsbald, nachdem er das Deutsche Reich gegründet hatte, versuchte, die theoretischen Bestimmungen der Reichsverfassung von 1871 in die Praxis zu übersetzen und die Reichseinheit der Eisenbahnen durchzuführen. Wie tief in Bismarck die Überzeugung von der Notwendigkeit eines einheitlichen deutschen Eisenbahnsystems saß, geht daraus hervor, daß er den beim ersten Male gescheiterten Plan immer wieder aufnahm und auf anderem Wege das Ziel zu erreichen suchte, bis er zuletzt das, was er im Reiche nicht durchsetzen konnte, wenigstens in Preußen mit dem größten Erfolge zur Tat machte. Es ist bekannt, daß die deutschen Mittelstaaten den Bismarckschen Plan zu Fall brachten. Auch die damalige württembergische Regierung glaubte ihre Eisenbahnsouveränität ängstlich hüten zu müssen; doch fand Fürst Bismarck in dem württembergischen Reichstagsabgeordneten Dr. Otto Elben einen tatkräftigen Verbündeten. Um die Wende des Jahrhunderts endlich hatte die württembergische Regierung aus sachlichen Gründen zu der Erkenntnis sich durchgerungen, daß die Übertragung der Eisenbahnhoheit von den Ländern auf das Reich und die einheitliche Leitung des Eisenbahnwesens zweckmäßig und notwendig sei. Von diesem Zeitpunkt ab stand Württemberg stets im Vordergrund der Bestrebungen, die zunächst allerdings nur zum Staatsbahnwagenverband führten. Die volle Betriebsmittelgemeinschaft war an dem Widerstand des preußischen Finanzministers und Bayerns gescheitert. In den letzten Jahren vor dem Kriege hatten sich Preußen, Württemberg und Baden mehr und mehr auf gemeinsamer Basis gefunden, so daß die Aussichten für die einheitliche Gestaltung unseres Eisenbahnwesens günstiger wurden. Doch erst unter der Not der Kriegsjahre reifte die Erkenntnis, daß nach dem Kriege eine Zusammenfassung der deutschen Staatsbahnnetze zu einer einheitlichen Verkehrsanstalt eine zwingende wirtschaftliche Notwendigkeit sei. Das besondere Verdienst der württembergischen Regierung bleibt es, in diesem psychologischen Moment den Faden des Reichseisenbahngedankens wieder aufgenommen zu haben. Baden schloß sich dem Nachbar an, während Bayern in seiner ablehnenden Haltung verblieb. Preußen bemühte sich, durch vorsichtige Taktik den württembergischen und badischen Wünschen entgegenzukommen, wollte jedoch seinen Eisenbahnbesitz nicht mehr, wie früher, an das Reich abtreten. Die Not des Krieges genügte offenbar immer noch nicht, um die letzten Widerstände gegen den alten Bismarckschen Plan völlig zu beseitigen. Das sogenannte Heidelberger Programm, auf das man sich 1917 mit Bayern einigte, blieb ein unzulängliches Kompromiß, das infolge der politischen Entwicklung nicht mehr zur Durchführung gelangte. Erst die Revolution machte die Bahn frei für den endlichen Sieg des Reichseisenbahngedankens, für die volle Durchführung des Bismarckschen Planes. Die Revolution hatte einerseits die Vor-

Digitized by Google

machtstellung Preußens beseitigt, andererseits aber auch die partikularen Tendenzen der Mittelstaaten zurückgedrängt. Die Reichsgewalt zu stärken war nach der Auflösung des Heeres nur auf zwei Gebieten möglich, dem der Finanzen und des Verkehrs. Bayern führte noch einmal den Kampf um seine Eisenbahnsouveränität, aber angesichts der politischen und wirtschaftlichen Gesamtentwicklung nicht mehr mit der vollen Kraft. Das in der Reichsverfassung niedergelegte Programm für die deutsche Eisenbahnpolitik enthält vier Hauptpunkte, um die sich die übrigen Bestimmungen gruppieren:

1. Das Eigentumsrecht des Reichs an den dem allgemeinen Verkehr dienenden Eisenbahnen,
2. die volle Einheitlichkeit der Verkehrsanstalten für das ganze Reich,
3. die ungeschmälerte Eisenbahnhoheit des Reichs und
4. die selbständige wirtschaftliche Verwaltung.

Die Absicht des Gesetzgebers ging dabei keinesfalls dahin, noch Hintertüren offen zu lassen, sondern ganz im Gegenteil sollten Sicherheiten dafür geschaffen werden, daß die Reichseisenbahnen ein machtvolles Instrument der Politik in der Hand der Reichsregierung wurden. Die Reichsverfassung will in der Tat nichts anderes erreichen, als die volle Durchführung des alten Bismarckschen Planes. Das Eigentumsrecht an den Eisenbahnen ist nunmehr kraft Gesetzes auf das Reich übergegangen. Dabei ist unerheblich, daß die Bedingungen hierfür zunächst im Wege des gütlichen Einvernehmens zwischen Reich und Ländern vereinbart werden sollten. Zudem hatte die Verfassung einen äußersten Termin für die tatsächliche Übergabe, den 1. April 1921, bestimmt, falls die gütliche Einigung nicht zustande kommen sollte. Der Staatsgerichtshof war alsdann zur Entscheidung über die strittigen Punkte berufen. Glücklicherweise kam, wenn auch unter erheblichen Schwierigkeiten und unter einer gewissen Nachgiebigkeit des Reichs in den Fragen der Abfindung und der Organisation, die Vereinbarung zustande.

Während Preußen den Verzicht auf die eigene Eisenbahnhoheit ebenso hingenommen hat wie Württemberg, Sachsen, Baden und die anderen Länder, ist in Bayern der Schmerz darüber immer noch nicht verwunden. Wenn die Verfassung die selbständige Finanzgebarung und Wirtschaftsführung besonders hervorhebt, so verfolgt sie auch in dieser Beziehung nur die alten Bismarckschen Wege. Bismarck hatte bereits bei seinem ersten Versuch, ein einheitliches Staatsbahnsystem zu bilden, darauf hingewiesen, daß die Eisenbahnen nicht den Finanzen, sondern vielmehr dem Verkehr zu dienen hätten. Bekanntlich kam diese Absicht Bismarcks bei der späteren preußischen Staatsbahnverwaltung unter dem überragenden Einflusse des Finanzministers Miquel nicht zur Durchführung, sondern die Eisenbahnwirtschaft wurde zum Rückgrat der preußischen Staatsfinanzen. Das liegt nicht in der Absicht der Reichsverfassung. Die Durchführung des Artikels 92 der Reichsverfassung über die Wirtschaftsführung bedarf noch besonderer gesetzlicher Grundlagen, die demnächst durch die Einbringung eines Eisenbahnfinanzgesetzes geschaffen

Digitized by Google

werden sollen. Über die darin festzulegenden Richtlinien habe ich bereits im Reichstag der Öffentlichkeit Mitteilung gemacht und möchte daher heute nur auf einen Punkt zu sprechen kommen. Die moderne Staatswirtschaft beruht auf den Steuern. Solange die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland ein geordnetes Steuerwesen mit mäßiger Belastung der Bevölkerung ermöglichten, konnte man es hinnehmen, daß die großen Betriebsverwaltungen wie Eisenbahn und Post mit der Steuerwirtschaft aufs engste verkoppelt waren, heutigestags aber bildet eine solche enge Verbindung ernste Gefahren für eine gesunde Weiterentwicklung der Verkehrsbetriebe. Die unabweisbare Forderung der Zeit ist es, die Finanzgebarung der Eisenbahnunternehmung von der Steuerwirtschaft des Staates zu trennen und die Eisenbahnen auf eine eigene gesunde wirtschaftliche Basis zu stellen. Die erste Voraussetzung dafür ist die Selbstkostendeckung des Betriebes. Wollen wir den Artikel 92 der Verfassung mit Hilfe eines Eisenbahnfinanzgesetzes zur Durchführung bringen, so sind eben zunächst alle Mittel in Bewegung zu setzen, um das fortschleichende Betriebsdefizit zu beseitigen.

Die Mitwirkung der Länder und der Wirtschaftskreise in Eisenbahnangelegenheiten kann aus sachlichen und politischen Gründen nicht entbehrt werden. Insbesondere sind die berechtigten Wünsche der Industrie und des Handels zu berücksichtigen. Der Artikel 93 schreibt vor, daß Beiräte zur beratenden Mitwirkung in Angelegenheiten des Verkehrs und der Tarife zu errichten seien mit Zustimmung des Reichsrats, d. h. der Länder. Eine Verordnung zur Ausführung dieses Artikels bis zur endgültigen Entscheidung über die wirtschaftliche Gliederung des Reichs wird in diesen Tagen dem Reichsrat vorgelegt. In welcher Weise später die Mitwirkung der Länder und der Wirtschaftskreise bei den Eisenbahnangelegenheiten zu regeln sein wird, hängt wesentlich davon ab, wie der Ausgang des Kampfes zwischen staatlich-historischem und wirtschaftlichem Prinzip sich gestalten wird. Es liegt für die Reichseisenbahnen kein Anlaß vor, in diesem Kampfe um die wirtschaftliche Vorherrschaft in Deutschland, worauf es doch schließlich hinausläuft, etwa die Führung zu übernehmen und zugunsten des einen oder des anderen Gebietes die Sturmfahne voranzutragen. Die Reichseisenbahnen haben dem ganzen Reiche, allen Ländern und allen Wirtschaftsgebieten nach Maßgabe des Verkehrsbedürfnisses zu dienen. Das Streben weiter Kreise der werktätigen Bevölkerung geht heutzutage dahin, bei allen öffentlichen Angelegenheiten durch Vertreter mitwirken zu wollen. Sicherlich ist gerade auf dem Verkehrsgebiete die Beteiligung von Vertretern der Wirtschaftskreise schon deshalb eine Notwendigkeit, weil keine Eisenbahnverwaltung auf die Dauer eine ersprießliche Verkehrs- und Tarifpolitik treiben kann, wenn sie nicht von dem Vertrauen dieser Kreise getragen wird. Andererseits aber ist zu bedenken, daß die Beiräte der Reichseisenbahnen nicht den Schauplatz abgeben können für die Austragung wirtschaftlicher Interessenkämpfe, ebensowenig wie zu politischen Auseinandersetzungen. Durch die neue Verordnung

Digitized by Google

zu Artikel 93 wird auch den Länderregierungen der notwendige Einfluß in Verkehrs- und Tariffragen gewährt. Bei der Abgrenzung der Verkehrsgebiete haben wir eine gewisse Vorsicht obwalten lassen müssen, um keinesfalls der späteren wirtschaftlichen Gliederung zu präjudizieren. Auch haben wir die historische Entwicklung der Verkehrszusammenhänge zu berücksichtigen gesucht. Über die Mitwirkung des Reichstags bei Tariffragen wird das Eisenbahnfinanzgesetz Entscheidung treffen, wobei davon auszugehen ist, daß wir in den Tarifen zu Stetigkeit kommen müssen und daß der Verwaltung die notwendige Freiheit verbleibt für die Klassifizierung der Güter.

Der Staatsvertrag, der zwischen den Ländern und dem Reiche über den Übergang der Staatseisenbahnen auf das Reich abgeschlossen worden ist und durch die Nationalversammlung Gesetzeskraft erlangt hat, enthält drei hervorzuhebende Punkte, die in der Öffentlichkeit vielfach erörtert worden sind. Es sind die Fragen der Abfindung, der Organisation und des Personals. Man hat behauptet, die Länder hätten eine zu große Abfindung bekommen und die neuen Reichseisenbahnen seien überkapitalisiert. Ganz abgesehen davon, daß der nachträgliche Streit über diesen Punkt vollkommen zwecklos ist, liegt darin für die zukünftige finanzielle Basis der Reichseisenbahnen gar nicht der entscheidende Punkt. Sehr viel wichtiger ist die Frage, die durch das Eisenbahnfinanzgesetz gelöst werden soll, ob und in welchem Maße das neue Unternehmen mit den Kosten des Krieges und der abgetretenen Eisenbahnnetze belastet bleiben darf. Meines Erachtens bedarf es in dieser Beziehung einer sehr scharfen Scheidung nach der Richtung, daß die vollen Kriegskosten der Eisenbahn einschließlich der abgetretenen Netze auf die allgemeine Finanzverwaltung übernommen werden. Das bedeutet nichts anderes, als auch in Frankreich, England und Amerika geschehen ist. Der § 24 des Staatsvertrages handelt von dem zweiten wichtigen Punkt, der Neugestaltung des Eisenbahnwesens und schreibt dem Reiche vor, daß die Verwaltung nur insoweit zentralisiert werden solle, als es zur Erfüllung der Aufgaben der Reichseisenbahnen als einer einheitlichen Verkehrsanstalt unbedingt geboten sei. Das Schlußprotokoll, das jedoch nicht Gesetz ist, sondern Vertrag zwischen den Ländern, gibt Grundsätze für die Übergangszeit und für die Zeit nach der Neugestaltung des Eisenbahnwesens. Die Zuständigkeit des Reichsverkehrsministers wird darin festgesetzt, vor allem aber wird das Einverständnis der Länder darüber erklärt, daß die dem Reichsverkehrsminister unmittelbar unterstellten Behörden in ihrer Zuständigkeit einander gleichgestellt sein sollen. Von diesem Kernpunkt der ganzen Organisationsfrage wird bei allen Maßnahmen der Reichseisenbahnverwaltung auszugehen sein, da andernfalls eine Lockerung der einheitlichen Leitung unvermeidlich wäre. Es ist bekannt, daß bereits während der Verhandlungen in Weimar Bayern Vorschläge gemacht hat zu einer Teilung des ganzen deutschen Eisenbahnnetzes in größere Generaldirektionsbezirke. Gegen diesen Plan ist seinerzeit von früheren führenden Persönlichkeiten der preußischen Eisenbahnverwaltung der schärfste Wider-

Digitized by Google

spruch erhoben worden. Es wäre sehr unklug, zur Erfüllung eines bayerischen Wunsches die große preußische Eisenbahnverwaltung in Unordnung zu bringen. So richtig es einerseits ist, daß von einer Stelle dreißig und mehr Direktionen kaum mehr geleitet werden können, ebenso richtig ist es aber andererseits, daß organisatorische Änderungen nicht von heute auf morgen getroffen werden können. Deshalb war es auch die Absicht, zunächst nur ein Notdach über die Länderverwaltungen zu bauen und erst allmählich nach Maßgabe des Fortschreitens der Gesundung der Eisenbahnen die organisatorischen Aufgaben in Angriff zu nehmen.

Dieser Gesichtspunkt hatte auch dadurch noch seine besondere Berechtigung, daß bei der Übernahme infolge der Verschiedenartigkeit der Personalverhältnisse in den einzelnen Ländern eine große Beunruhigung des Personals zu erwarten war. § 26 des Staatsvertrags gewährte zudem noch den Beamten das Rücktrittsrecht in den Landesdienst, von dem in den süddeutschen Staaten, insbesondere in Bayern und Württemberg, Gebrauch gemacht worden ist. Heute noch ist die Einstufung des Personals in die Reichsbesoldungsordnung nicht ganz beendet. Sie hat uns außerordentliche Schwierigkeiten gemacht und seit Jahr und Tag das Personal in begreiflicher Unruhe gehalten, weil niemand wußte, woran er war, wie hoch seine Monatsbezüge auf Grund der Einstufung sein würden. Man macht sich in der Öffentlichkeit gar keinen Begriff davon, welche enorme Arbeitsleistung mit der einheitlichen Neuregelung solcher verschiedenartiger Personalverhältnisse verbunden ist. Man kann sagen, daß die Einstufungsverhandlungen geradezu ein Wettrennen der verschiedenen Beamtenkategorien darstellten, in der Besoldungsordnung möglichst weit nach oben zu kommen und vor allem auch sogenannte Verzahnungsstellen in den höheren Gruppen zu erreichen. Dazu kommt der begreifliche Wunsch der Beamten, in den Anstellungs- und Beförderungsaussichten im Reichsdienst keinesfalls hinter den bisherigen Errungenschaften des Landesdienstes zurückzubleiben. Ferner ist zu berücksichtigen, daß das Prozentverhältnis zwischen unteren, mittleren und höheren Beamten in den verschiedenen Ländern nicht gleichmäßig war und insbesondere in Preußen für die Beförderungsaussichten erheblich ungünstiger lag als z. B. in Süddeutschland. Es wird daher noch vieler ausgleichender Maßnahmen und längerer Zeit bedürfen, bis ein einheitlicher Beamtenkörper der Reichseisenbahnen sich herausgebildet haben wird. Doch versprechen wir uns von der unmittelbar bevorstehenden Beendigung der Einstufungsverhandlungen eine weitreichende Beruhigung des Personals.

Was die Geschäftsführung des Reichsverkehrsministeriums anbelangt, so beruht diese noch auf der vorläufigen Verwaltungsordnung, wobei angesichts der mehrfachen Presseäußerungen darauf hingewiesen werden darf, daß diese Verwaltungsordnung weit geringere Zuständigkeiten für das Reichsverkehrsministerium vorsieht, als sie früher das preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten und das bayerische Verkehrsministerium besaßen. Es

Digitized by Google

gab ja auch keine schärfer zentralisierte Verwaltung, als sie in Bayern bestand. So haben auch heute noch die bayerischen Eisenbahndirektionen eine viel unselbständigere Stellung als die preußischen. Wenn demnach z. B. von bayerischer Seite gegen angebliche Zentralisationsbestrebungen der Berliner Zentrale geeifert wird, so heißt dies etwa nicht den bayerischen Eisenbahndirektionen die Befugnisse erweitern, sondern lediglich die Zentralisation nach München zu verlegen. Es ist schade, daß man nicht das ganze Reichsverkehrsministerium geschlossen nach München verlegen kann, um die bayerische Besorgnis vor dem Berliner Einfluß mit der Wurzel zu beseitigen. Es herrscht zwar auch anderwärts eine Abneigung vor Berlin und vor den von dort ausgehenden Verfügungen. Sicherlich sieht sich von außen, von der Ferne, von den Ländern her manches ganz anders an als von dem zentralen Standpunkt, von dem aus aber allein die Gesamtlage zu überblicken und zu beurteilen ist. Wenn wir auch allen Grund haben, von der Reichshauptstadt aus nicht alles über einen Kamm zu scheren, so ist andererseits den Vertretern von abweichenden Meinungen zu empfehlen, auch ihrerseits den Blick aufs Ganze zu richten. Daß bei einem solchen riesigen Betrieb gelegentlich einmal an falscher Stelle von Berlin aus verfügt wird, ist nicht zu leugnen. Dies hängt jedoch mit den noch recht verwickelten Verhältnissen auf den einzelnen Gebieten der Verwaltung zusammen. Sobald eine größere Einheitlichkeit in den Vorschriften und den Auffassungen erreicht sein wird, werden auch die Erscheinungen einer falschen Zentralisation von selbst verschwinden. Diese Erscheinungen sind mit den Kinderkrankheiten zu vergleichen, die jeder Organismus durchzumachen hat.

Mit dem allmählichen Abnehmen der Wirkungen des Krieges, insbesondere der Kriegswirtschaft, mit dem Wiedereintreten normaler Verhältnisse in Produktion und Austausch der Güter werden auch im Verkehrswesen manche lästigen und dem Außenstehenden oft nicht erklärlichen Hemmnisse verschwinden. Voraussetzung dabei ist allerdings, daß die Politik des Wahnsinns, die von der Entente betrieben wird, vernünftigeren Auffassungen Platz macht und daß die Staatsmänner in Paris und London zu der Einsicht gelangen, daß nur eine Befruchtung der Produktion und des Verkehrs Deutschland befähigt, die durch den Versailler Vertrag übernommenen Reparationen auszuführen. Wenn die Entente dazu übergehen sollte, mit ihren Gewaltmaßregeln in den Eisenbahnverkehr einzugreifen, so würde sie den größten Schaden selbst davon tragen.

Die Gesundung des technischen Apparates der Eisenbahnen ist nunmehr so weit fortgeschritten, daß bei vorsichtiger Behandlung eine anhaltende Steigerung der Leistungen zu erwarten steht. Eine vorzeitige Überspannung des Apparates würde den Gesundungsprozeß hemmen und möglicherweise ernste Verkehrskrisen herbeiführen. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn den an sich durchaus berechtigten Wünschen der Verkehrsinteressenten auf Steigerung der Zugverbindungen noch nicht in dem erwünschten Maße entsprochen wird. Die Leistungen des Jahres 1920 haben wohl gegenüber dem Vorjahre

Digitized by Google

eine erhebliche Besserung aufzuweisen, doch bleiben sie natürlich immer noch im ganzen um etwa den vierten Teil hinter denjenigen der Vorkriegszeit zurück. Zu Beginn der Gesundungsaktion wurde der Hauptnachdruck auf die Förderung des Güterverkehrs gelegt, der Personenverkehr mußte notgedrungen zurückstehen. Wir werden versuchen, im Sommer dieses Jahres mit dem Personenverkehr etwas nachzufolgen, sind uns aber wohl bewußt, daß damit noch lange nicht die Bedürfnisse der einzelnen Landesteile ausreichend befriedigt werden. Abhängig bleiben unsere Verkehrsleistungen in allererster Linie von den Lokomotiven und Kohlen. Trotz aller Anstrengungen ist es bis jetzt noch nicht gelungen, bei den Lokomotiven die Folgen von Krieg und Revolution ganz zu beseitigen. Unser Lokomotivpark war am Ende des Krieges völlig heruntergewirtschaftet. Die Einführung von eisernen Feuerbüchsen statt der kupfernen hat dem Lokomotivpark ungeheuer geschadet. Die Abgabe der besten und leistungsfähigsten Lokomotiven an die Entente hat ihm vollends den Rest gegeben. Die Auffassung in Arbeiterkreisen, das mit der Revolution angebrochene neue Zeitalter bedeute weniger Arbeit, war nicht geeignet, den Lokomotivpark schnell wieder auf die Höhe zu bringen. Zudem war die technische Einrichtung unserer Werkstätten vielfach überaltert und für schnelle Massenreparatur nicht vorbereitet, um so weniger, als infolge der Überanstrengung der Kessel fast ausschließlich schwere Reparaturen anfielen. Auch im Werkstättenwesen, das die Öffentlichkeit besonders interessiert hat, ist der Tiefstand überwunden und Aussicht vorhanden, daß wir bei geschickter technischer Leitung und bei gutem Willen der Arbeiterschaft im Laufe dieses Jahres die Vorkriegsleistungen nicht nur erreichen, sondern überschreiten. Das Ziel und der Stolz einer jeden Werkstätte soll sein, mehr Lokomotiven und in besserem Zustande dem Betrieb wieder zuzuführen als vor dem Kriege.

Über die finanzielle Lage der Reichseisenbahnen ist so viel in der Presse geschrieben worden, daß es mir nicht erforderlich scheint, hierüber retrospektiv eingehende Ausführungen zu machen. Die Situation liegt klar zutage. Nicht, wie schon erwähnt, das Anlagekapital oder die Ausgaben für Neubeschaffungen spielen dabei die Hauptrolle, sondern das Betriebsdefizit, d. h. der Umstand, daß wir bisher für jede Mark, die wir eingenommen haben, fast zwei Mark Betriebskosten hatten. Auf diese Weise geht selbstverständlich jede Unternehmung, jedes kaufmännische Geschäft binnen kurzem zugrunde. Daß die Eisenbahnen bei einer solchen Mißwirtschaft noch nicht unter den Hammer gekommen sind, verdanken sie nur dem Umstand, daß der Reichsfinanzminister über eine Notenpresse verfügt und in der Lage ist, die Mehrkosten durch Anziehen der Steuerschraube wieder einzubringen. Wenn die Eisenbahnen im Besitz der Länder geblieben wären, so weiß ich nicht, auf welchem Wege sie sich aus der Klemme herausgeholfen hätten. Zur Untersuchung der wirtschaftlichen Lage der Reichseisenbahnen ist im vorigen Jahre der sogenannte Achtunddreißigerausschuß beim Reichsverkehrsministerium gebildet worden, der auch einen eigenartigen Versuch insofern darstellt, als in diesem Ausschuß

Digitized by Google

Reichstag, Reichswirtschaftsrat, Sachverständige des Wirtschaftslebens nach Wahl des Reichsverkehrsministers sowie Vertreter der Beamten und Arbeiter zusammengefaßt sind. Die Maßnahmen des Reichsministeriums für die Gesundung der Eisenbahnwirtschaft werden nach Anhörung und mit Billigung dieses Ausschusses getroffen. Volle Übereinstimmung herrschte darüber, daß die Beseitigung des Defizits, das insgesamt jährlich auf 15 Milliarden zu veranschlagen ist, allein durch Minderung der Ausgaben unmöglich wäre und eine erhebliche Steigerung der Einnahmen durch Tariferhöhungen das einzige Mittel bleibe, um wenigstens das Betriebsdefizit von rund 11 Milliarden in einigen Jahren aus der Welt zu schaffen. Man kam bei der Aufstellung des Sanierungsprogramms zu dem Schlüssel 1:2, d. h. ein Teil des Defizits sollte durch Verminderung der Ausgaben, zwei Teile durch Erhöhung der Einnahmen ausgeglichen werden. Wie lange die neuen Tarife in der nunmehr festgesetzten Höhe erhalten bleiben müssen, hängt von Umständen ab, die außerhalb der Macht der Eisenbahnverwaltung liegen. Ich darf z. B. erwähnen, daß vom 1. April ab eine Preiserhöhung der Kohle eintreten soll, die der Eisenbahnverwaltung als größtem Kohlenverbraucher eine Mehrausgabe von mehreren hundert Millionen verursachen wird. Niemand würde es mehr begrüßen als die Reichsverkehrsverwaltung, wenn nach wenigen Jahren eine Senkung der Tarife wieder Platz greifen könnte. Nun wird uns vielfach vorgeworfen, die hohen Tarife würden zu einer Drosselung des Verkehrs führen. Sicherlich gibt es eine obere Grenze in der Tarifgestaltung. Nach unseren Beobachtungen des Verkehrs glauben wir nicht, daß wir mit den neuen Tarifen diese Grenze überschritten haben. Der ganze Verkehr, Personen- wie Güterverkehr, hat bisher steigende Tendenz gezeigt; der Güterverkehr umfaßt im allgemeinen nur die lebensnotwendigen Güter. Selbstverständlich ist es aber unsere Aufgabe, die Verkehrsbewegung scharf zu beobachten und regulierend einzugreifen, sobald die Tarifmaßnahmen den beabsichtigten Zweck nicht mehr erreichen können. Eine Drosselung des Verkehrs ist viel eher von den Gewaltmaßnahmen der Entente als von den Tarifen zu befürchten.

Die Sparmaßnahmen auf allen Gebieten des Eisenbahnwesens, auf dem persönellen wie auf dem sächlichen, sind von langer Hand her eingeleitet; ihre Wirkung kann nur eine allmähliche sein. Im Zusammenhang damit ist es interessant, die Verschiebung des prozentualen Verhältnisses bei den einzelnen Ausgabeposten zu beobachten, die natürlich absolut ins Riesenhafte angewachsen sind. Die größte prozentuale Steigerung haben die Ausgaben für Kohlen sowie für die Unterhaltung und Erneuerung der Fahrzeuge und maschinellen Anlagen erfahren. Die sächlichen Kosten sind von 39,13 Prozent der Gesamtausgabe im Jahre 1913 gestiegen auf 48,86 Prozent im Jahre 1920. Die persönlichen Ausgaben sind von 60,87 Prozent im Jahre 1913 auf 51,04 Prozent im Jahre 1920 gefallen. Die große Steigerung der sächlichen Ausgaben trat erst vom Jahre 1919 auf 1920 ein. Die Inflation mit Personal war eine Folge der Demobilmachung des Heeres, weil man den Eisenbahnbetrieb für

Digitized by Google

besonders geeignet hielt, die entlassenen Soldaten aufzunehmen. Die Verminderung des Personals ist in planmäßiger Weise in die Wege geleitet. Die Erforschung der Wirtschaftslage der Eisenbahnen hat zweifelsfrei ergeben, daß es nicht möglich ist, auf einem einzelnen Gebiete solch bedeutende Summen einzusparen, wie dies notwendig wäre. Es muß auf allen Gebieten, insbesondere auch auf dem des Materialverbrauchs, gespart werden; der Wirkungsgrad eines jeden Arbeitsvorganges muß gesteigert werden. Nur intensivste Kleinarbeit vermag im Laufe der Zeit die 5 Milliarden einzubringen, die auf die Sparmaßnahmen entfallen.

In Presse und Broschüren ist der Rat gegeben worden, die Beseitigung des Defizits auf organisatorischem Wege zu versuchen. Dabei wurde an eine Aufgabe des Staatsbetriebes und an die Überführung des ganzen Unternehmens in privatwirtschaftliche Formen gedacht. Es wurde der Vorschlag gemacht, das Netz in sechs bis sieben Gesellschaftsbezirke zu zerlegen. Damit würde man wieder zu einer Eisenbahnpolitik zurückkehren, die in Deutschland vor Jahrzehnten bereits verlassen worden ist. Diese Anregungen kamen einerseits aus Bayern, andererseits aus Industriekreisen des Niederrheins. Wenn auch an der formalen Einheitlichkeit des ganzen Unternehmens festgehalten werden sollte, so wurde doch von den Vertretern dieser Neuorganisation beabsichtigt, für die einzelnen Wirtschaftsbezirk selbständige Betriebsgesellschaften mit eigenem Aufsichtsrat und Abrechnung gegeneinander zu bilden. Dies würde in Wirklichkeit kaum etwas anderes bedeuten als die Zerschlagung der Reichseisenbahnen, wobei es automatisch zur Vorherrschaft derjenigen Betriebsgesellschaften käme, die die dichten Zentralgebiete des Verkehrs umfassen würden. Es ist merkwürdig, daß solche Pläne in Deutschland gerade zu einer Zeit propagiert werden, wo in den anderen großen Eisenbahnländern Frankreich, England und Amerika die Bestrebungen für Verstaatlichung der Eisenbahnen bedeutend zugenommen haben. Die öffentliche Meinung und die Regierungen in diesen Ländern verhalten sich vorerst noch ablehnend gegenüber der vollen Verstaatlichung, jedoch ist zweierlei allen Ländern gemeinsam: erstens eine stärkere Einflußnahme des Staates auf die Eisenbahnen, zweitens der Wille zu einer Vereinheitlichung der verschiedenen Eisenbahnnetze. Man hat eben überall im Kriege die Erfahrung gemacht, daß in der Zusammenfassung der zersplitterten Eisenbahnsysteme und in der Verstärkung des staatlichen Einflusses ein großer Vorteil für die Verkehrsleitung besteht. So ist selbst in England und Amerika im Kriege eine straffe Zusammenfassung der Eisenbahnen unter einheitlicher Leitung zustande gekommen. Die Kriegsmaßnahmen sind zwar wieder aufgehoben worden, aber daraus kann gegen das Staatsbahnsystem nichts hergeleitet werden; denn Kriegsmaßnahmen sind überall gleich unpopulär gewesen und ihre Aufrechterhaltung ist schon aus politischen Gründen in keinem Lande möglich. Dagegen beweisen die jetzt in allen drei Ländern zur Diskussion stehenden Pläne, daß man den Versuch machen will, unter Schonung politischer und wirtschaftlicher Vorurteile und unter An-

Digitized by Google

passung an die wirtschaftliche Lage Einheitlichkeit im Verkehrswesen herzustellen.

In Frankreich sind drei verschiedene Projekte ausgebaut, die kurz folgendermaßen charakterisiert werden können:

1. Nationalisierung, d. h. Rückkauf der Eisenbahnen, Übernahme der Verwaltung und des Betriebs durch den Staat.

2. Übertragung des Eigentums an den Eisenbahnen auf den Staat, einheitliche Betriebsführung durch eine große Privatgesellschaft.

Beide Projekte sind von der Regierung und von der Öffentlichkeit abgelehnt worden. Der Vorschlag der Regierung stellt einen Kompromiß zwischen den Interessen der Eisenbahngesellschaften und denen des Staates dar. Man will die einzelnen Gesellschaften rechtlich bestehen lassen, sie aber praktisch zu einem einheitlichen Netz zusammenfassen, dessen Verwaltung und Betrieb nach einheitlichen Grundsätzen geführt werden soll. Zu dem Zweck soll ein oberer Eisenbahnrat eingerichtet werden, dessen Aufgabe die Wahrung der Einheitlichkeit in der allgemeinen Eisenbahnpolitik sein soll. In ihm sollen außer den Eisenbahngesellschaften Vertreter des Ministeriums und der Verkehrsinteressenten sitzen. Die eigentliche Betriebs- und Geschäftsführung in allen gemeinsamen Fragen soll ein Direktionskomitee haben, das aus Vertretern der Gesellschaften und einem Regierungsvertreter besteht. Die Beschlüsse des Oberen Eisenbahnrats bedürfen der Bestätigung durch den Minister. Auch auf finanziellem Gebiet soll eine Interessengemeinschaft hergestellt werden, alle Überschüsse sollen in einen gemeinsamen Fonds fließen, aus dem notleidenden Gesellschaften Zuschüsse gewährt werden. Damit die Gesellschaften den Betrieb auf ihren Netzen wirtschaftlich gestalten, sollen ihnen besondere Prämien zufallen, von denen zwei Drittel an die Angestellten verteilt werden. Der französische Plan zeichnet sich durch außerordentliche Kompliziertheit aus und trägt den Charakter einer vorläufigen Etappe zum ersten oder zweiten Projekt.

Bekanntlich ist das Anlagekapital der französischen Eisenbahngesellschaften in den Händen von Tausenden von Kleinrentnern und Angestellten, die man in ihrem Besitz nicht beunruhigen wollte.

Der englische Plan geht dahin, die zur Zeit bestehenden rund 250 Gesellschaften in fünf bis sechs Gruppen nach wirtschaftlichen und betrieblichen Gesichtspunkten so zusammenzufassen, daß jeder direkte Wettbewerb nach Möglichkeit ausgeschlossen wird. Es ist ein Austausch von Strecken vorgesehen, um die Gruppen zweckmäßig abzurunden. Jede Gruppe soll ein besonderes Direktorium erhalten. Anscheinend wird auch die Schaffung eines finanziellen Ausgleichs beabsichtigt. Die Vollmachten des Staates gehen nach drei Richtungen: zum Schutze des Publikums, zur Beaufsichtigung der Wirtschaftsführung der Eisenbahnen und zur Sicherung nationaler Interessen. Im ganzen scheint also der englische Plan auch darauf hinauszulaufen, daß die rechtliche Existenz jeder einzelnen Eisenbahngesellschaft unangetastet bleibt,

Digitized by Google

die Geschäftsführung von den Gruppen übernommen wird und der Staat weitgehende Aufsichtsrechte erhält.

In den Vereinigten Staaten von Amerika hatte die Regierung während des Krieges den Betrieb sämtlicher Eisenbahnen auf eigene Rechnung und Gefahr übernommen. Die Ansichten der maßgebenden Persönlichkeiten wie der öffentlichen Meinung über die zukünftige Gestaltung der nordamerikanischen Eisenbahnen haben vielfach geschwankt. Nunmehr hat der Kongreß sich für die Rückgabe der Eisenbahnen an die Gesellschaften entschieden. Dabei hat wohl die Tatsache mitgewirkt, daß der zweijährige Staatsbetrieb mit einem Fehlbetrag von rund 900 Millionen Dollars abgeschlossen hat. Ein Beweis dafür, daß ein Staatsbetrieb unrentabel wirtschaften müßte, ist dadurch ebensowenig erbracht wie umgekehrt durch die Tatsache, daß z. B. die preußischen Bahnen lange Jahre außerordentlich günstige Abschlüsse erzielt haben. Die Fehlbeträge der Eisenbahnen in allen Ländern während und nach der Kriegszeit beweisen aber das eine, daß in einem Kriege von solch ungeheuerlicher räumlicher und zeitlicher Ausdehnung und von solch intensiver wirtschaftlicher Wirkung es überhaupt unmöglich ist, Eisenbahnunternehmungen rentabel zu erhalten. Die Eisenbahnen bedürfen zur gesunden finanziellen Geschäftsführung eines gesunden wirtschaftlichen Lebens. In wirtschaftlichen Krisen werden stets die Eisenbahnfinanzen Not leiden. Um wieviel mehr in einem Kriege, der die Welt in der Produktion vielleicht um ein Menschenalter zurückgeworfen und den Weltmarkt in die denkbar größte Verwirrung gebracht hat. Das Vorgehen in England, Frankreich und Amerika vermag also für die deutschen Verhältnisse an sich gar nichts zu beweisen. Es kommt für die Reichseisenbahnen lediglich darauf an, ob sie unter den in Deutschland obwaltenden Verhältnissen in der Lage sind, die alte Ordnung in den Eisenbahnbetrieb wieder hineinzubringen und die höchsten Leistungen mit dem geringsten Aufwand an Kraft zu erzielen. Dazu bedarf es allerdings wichtiger Voraussetzungen: Vor allem ein zuverlässiges, pflichttreues, hingebendes Beamtentum, eine leistungsfähige, hochqualifizierte Arbeiterschaft, das Bewußtsein im ganzen Personal, dem Staate und der Allgemeinheit zu dienen und darin die höchste Befriedigung zu finden, völlige Entpolitisierung der Eisenbahnen; auf der anderen Seite die Verpflichtung des Staates, dem Eisenbahnpersonal eine auskömmliche materielle Existenz zu gewährleisten. Im Personalluxus liegt für jeden Staatsbetrieb eine besondere Gefahr. Mit allen Mitteln ist dagegen anzukämpfen und anzustreben, das Personal durch beste Ausbildung zu den höchsten Leistungen zu befähigen. Eine der wichtigsten Aufgaben für das Reichsverkehrsministerium ist demnach die Personalpolitik. Sie bedarf einer festen gesetzlichen Grundlage, die uns zur Zeit noch fehlt. Ein Arbeitszeitgesetz für die Eisenbahnverwaltung ist nötig und in Vorbereitung, um den Achtstundentag mit der Eigenart und den Anforderungen des Eisenbahnbetriebes in Einklang zu bringen und seine schematische Anwendung zu vermeiden. Auch darüber darf kein Zweifel obwalten, daß mit dem Staatsbetrieb der Eisenbahnen ein Streikrecht der Staats-

Digitized by Google

beamten unvereinbar ist. Die Eisenbahnpolitik der Zukunft wird ganz wesentlich dadurch beeinflußt werden, ob es gelingt, zu gesunden Personalverhältnissen zu kommen und politische Unruhen von den Eisenbahnen fernzuhalten. Die daraus sich ergebenden Aufgaben sind wichtiger als die organisatorischen. Eine überhastete Neuordnung würde in das Personal nur neue Unruhe bringen und die Leistungsfähigkeit des technischen Apparates in Frage stellen.

Wenn im Laufe dieses Jahres die vorgenannten Voraussetzungen mehr und mehr zur Geltung kommen sollten, so würde nichts im Wege stehen, auch mit den organisatorischen Maßnahmen ein schnelleres Tempo anzuschlagen. Es soll begonnen werden mit einer Erweiterung der Zuständigkeiten der unteren Stellen, um dadurch die Dienstfreudigkeit und die Verantwortlichkeit der Träger des Betriebes, der Dienststellenvorsteher und der Amtsvorstände, zu heben, das Schreibwerk auf die schnellste Art zu mindern. Die Vorbereitungen hierzu sind eingeleitet, bei der Verschiedenartigkeit der in den einzelnen Ländern bestehenden Einrichtungen jedoch mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft. Gleichzeitig wird zu prüfen sein, auf welche Weise auf dem Gebiet des Verkehrs, des Betriebes und der Tarife für größere Bezirke eine gemeinschaftliche Bearbeitung bei einzelnen Direktionen stattfinden kann.

Auf technischem Gebiet harren Aufgaben ihrer Lösung, die für die Wirtschaftlichkeit der Betriebsführung von entscheidender Bedeutung sein werden. Es handelt sich in erster Linie um die beschleunigte Einführung der durchgehenden Güterzugsbremse, von Güterwagen mit großem Ladegewicht sowie der elektrischen Zugförderung. Dazu kommt in weiter Ferne die Möglichkeit neuer Lokomotivantriebsarten, da die Dampflokomotive besonders in wirtschaftlicher Beziehung am Ende ihrer Entwicklung angekommen ist. Es genügt die Nennung der Namen Dieselmotor und Ölturbine, deren Probleme sich im Rahmen dieses Vortrags nur erwähnen lassen, um einen Ausblick in die Zukunft der Lokomotivtechnik zu geben.

Vorläufig müssen wir uns bescheiden mit näherliegenden Zielen, denn wir sind uns wohl bewußt, daß der Gesamtzustand unserer Eisenbahnen bei weitem noch nicht befriedigt. Immerhin versprechen die Ansätze der Gesundung, die überall zu bemerken sind, weitere Fortschritte. Die Reichseisenbahnverwaltung wird niemals die Kritik der Öffentlichkeit scheuen; sie begrüßt es im Gegenteil, wenn durch sachliche Aussprachen in der Öffentlichkeit, jedoch frei von politischem Einschlag, alle Fragen erörtert werden, die von öffentlichem Interesse sind. Ebenso halten wir es für wichtig, in der Öffentlichkeit über die Verhältnisse im Eisenbahnwesen zu berichten, dadurch falsche Voraussetzungen richtigzustellen und neue Anregungen zu geben. Leider erlaubt es meine Tätigkeit nicht, persönlich häufiger in der Öffentlichkeit aufzutreten, dagegen würde ich es durchaus begrüßen, wenn insbesondere auch die Eisenbahndirektionspräsidenten und andere führende Persönlichkeiten der Eisenbahnen Gelegenheit fänden, auf unpolitischer Plattform sich auszusprechen. Das Verständnis für das Eisenbahnwesen kann meines Erachtens nicht genug gefördert werden.

Digitized by Google

Meine Damen und Herren!

Zu Beginn meines Vortrags habe ich ausgeführt, daß die Reichseisenbahnverwaltung berufen sei, den alten Bismarckschen Plan der Verdeutschung der Eisenbahnen auszuführen. Wenn wir an die daraus entspringenden Aufgaben der Gegenwart und Zukunft herangehen, wollen wir weiter im Sinne Bismarcks wirken. Wir machen uns die Worte zu eigen, die Bismarck im Jahre 1870 über die Bundesgewalt in Eisenbahnsachen geschrieben hat, die auf das Reich übertragen lauten:

„Es wird dem Reiche der Beruf obliegen, von den Befugnissen, welche die Verfassung ihm gewährt, jeden Gebrauch zu machen, welcher geeignet ist, die nationalen Sympathien für die Reichsinstitutionen zu kräftigen. Jede Befriedigung berechtigter Wünsche des Publikums, jede Abstellung allgemein empfundener Übelstände im Betrieb, jede Erleichterung des Verkehrs, welche dem Reiche beizumessen ist, wird gerade im Gebiet des Eisenbahnverkehrs von der Gesamtheit der Bevölkerung täglich und unmittelbar empfunden und dem Reiche gedankt werden."

Auf solche Weise werden die Reichseisenbahnen ihre hohe nationale Aufgabe erfüllen, ein neues stählernes Band der Einigkeit zu schlingen um das ganze deutsche Volk.

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister

Mitgeteilt von

Gustav Mayer

(Fortsetzung)

An die Mutter.

Manchester, 1. Juli 1869.
86 Mornington St. Stockport Road.

Liebe Mutter!

Heute ist der erste Tag meiner Freiheit und ich kann ihn nicht besser benutzen, als indem ich gleich an Dich schreibe. Gestern endlich bin ich in allen Hauptsachen mit G. E. ins reine gekommen. Der Kontraktsentwurf, wie ihn sein Advokat entworfen hatte, war der Art, daß ich ihn so nie unterschrieben hätte. Ich verpflichtete mich, ihm während 5 Jahren keine Konkurrenz zu machen, d. h. kein gebleichtes, gefärbtes oder appretiertes Baumwollengarn zu machen oder zu verkaufen. Das war in der Ordnung. Nun aber hatte sein Advokat dies so gesetzt, daß, wenn ich diese oder jene Stipulation bräche, ich von vornherein Strafe zahlen sollte, die von 100 bis 1000 Pfund Sterling für die einzelnen Fälle sich steigerte. So daß ich dem G. E. in diesen Geldstrafen mehr als die mir gezahlten 1750 Pfund Sterling hätte zurückzahlen müssen, von den Prozeßkosten gar nicht zu sprechen. Mein Advokat

Digitized by Google

riet mir entschieden, hierauf gar nicht einzugehen und so strichen wir denn diese ganze Geschichte, beinahe die Hälfte des ganzen Entwurfs, durch. Dann war noch ein Punkt, nämlich wegen Fortführung der Firma Ermen & Engels durch Gottfried. Mein Advokat sagte mir, daß, falls ich ihm dies ausdrücklich erlaube, ich im Fall einer Fallite noch als Associé angesehen und haftbar gemacht werden könne. Ich verlangte also, daß meine ausdrückliche Einwilligung hierzu ebenfalls auf 5 Jahre beschränkt werde und auch das nur, solange er selbst während dieser Zeit aktiver Associé im Geschäft sei.

Mein Gottfried, der im Anfang sehr eilig mit den Verhandlungen war, zog die Sache bald sehr in die Länge, und ließ sogar den Entwurf einmal drei Wochen zu Haus liegen ohne etwas davon zu sagen, so daß ich den zweiten Kontraktsentwurf (der zwischen Gottfried Ermen, Anton Ermen und mir ist und die Auseinandersetzung bei meinem Austritt regelt) erst vor zirka drei Wochen bekam, und wegen der üblichen Advokatenformalitäten erst vor acht Tagen anfangen konnte zu verhandeln. Dazu schien Gottfried Ermen in den letzten Tagen mir viel aus dem Wege zu gehen, als wolle er die Sache verschleppen, bis ich aus dem Geschäft heraus sei, wo er dann leichter mit mir fertig zu werden hoffen durfte. Erst gestern morgen kamen wir zur Verhandlung und da gab Gottfried in allen Punkten nach, wogegen ich ihm nachgab, während der fünf Jahre auch kein Baumwollengarn unter Nr. 40 spinnen und dublieren zu wollen; der Handel mit solchem Garn blieb mir aber freigestellt, solange es in rohem Zustand ist. Diese Konzession hat für mich keinerlei praktische Bedeutung, und ich tat ihm daher den Gefallen.

Hiermit ist nun die Frage bis auf wenige juristische Formfragen erledigt und ich denke in drei Wochen kann alles abgemacht sein, bin aber darauf gefaßt, daß es bis in den August dauert, da die Bilanz erst fertig sein muß und die Advokaten immer alles so schrecklich verschleppen.

Gestern nachmittag ging ich mit Gottfried in die Fabrik und sah mir das Lager und die Aufnahme an, nachher gingen wir nach seinem Hause, wo er mir eine Flasche sehr schönen Scharzhofberger vorsetzte. Er ist so froh wie ich, daß er mit der Sache fertig und jetzt ganz alleiniger Herr im Geschäft ist, und daß er keinen Krakeel mit mir bekommt, denn 1. hätte ich mich mit meinen Brüdern assoziiert, so hätten wir, wie mein Advokat sagt, auch hier die Firma Ermen & Engels führen können, während wir es ihm verbieten konnten, 2. hat er überhaupt vor Konkurrenz große Angst, 3. stellt sich jetzt heraus, daß er mich noch auf einige Zeit sehr nötig hat, wenn nicht arge Böcke im Geschäft vorkommen sollen, weswegen er mich auch eingeladen hat, so oft aufs Kontor zu kommen wie ich wolle und mich gebeten, den Leuten hier und da Auskunft zu geben, was ich natürlich zusagte. Er hat einen jungen Stuttgarter als Korrespondenten engagiert, der aber erst drei Wochen dort und natürlich noch sehr grün ist. Er wird Last genug haben.

Digitized by Google

Mit Charles ist Gottfried auch noch nicht fertig, seine Kündigungsfrist läuft in acht Tagen ab, ich bin begierig, ob sie sich einigen. Charles hatte von ihm vor fünf Jahren die Prokura versprochen erhalten, sie aber nie bekommen und verlangt nun 1000 Pfund Sterling dafür, die ihm Gottfried aber nie geben wird.

Den Anton scheint er auch nicht als Associé behalten zu wollen. Wenigstens löst der zweite Kontraktsentwurf die Assoziation mit ihm ganz in derselben Weise auf wie mit mir, und Gottfried würde sich diese Mühe nicht geben, wenn er es nicht wirklich so vorhätte. Gottfried hat einerseits eingesehen, daß Anton im praktischen Geschäft, d. h. zum Geldverdienen, absolut nichts wert ist, und andererseits zieht Anton fortwährend so viel Geld hinter Gottfrieds Rücken und schickt es an seine Julie, daß dem Gottfried doch bange ist, er möge einmal anfangen Geld direkt aus der Bank zu ziehen solange er — Anton — das Recht der Unterschrift hat. Als Anton eintrat, schoß im Gottfried 500 Pfund Sterling vor, die Antons Kapitel repräsentierten, aber Monsieur Anton, der jährlich 250 Pfund Sterling aus seinem Nutzen stehen lassen sollte, hat dies nicht nur nicht getan, sondern auch die 500 Pfund Sterling längst vermöbelt.

Meine neue Freiheit sagt mir ungeheuer zu. Ich bin seit gestern ein ganz anderer Kerl und zehn Jahre jünger. Statt in die düstere Stadt, ging ich heute morgen bei dem wunderschönen Wetter ein paar Stunden in die Felder,[1]) und an meinem Schreibtisch, in einem komfortabel eingerichteten Zimmer, wo man die Fenster öffnen kann, ohne daß der Rauch überall schwarze Flecken macht, mit Blumen im Fenster und ein paar Bäumen vor dem Hause, arbeitet sich ganz anders als in meinem düstern Zimmer im Warehouse mit der Aussicht auf einen Wirtshaushof. Ich wohne zehn Minuten weit vom Klub, gerade weit genug aus dem deutschen und gewöhnlichen Chambregarnistenviertel, um sicher zu sein, daß ich nicht überlaufen werde. Abends 5 oder 6 Uhr esse ich zu Hause, die Küche ist recht gut, und gehe dann meistens ein paar Stunden in den Klub, Zeitungen lesen usw. Das alles kann ich aber erst ordentlich einrichten, wenn ich nicht mehr wegen der Bilanz usw. nach der Stadt zu laufen habe.

Nun aber Adieu, liebe Mutter, grüße alle recht herzlich und wenn Ihr Reisepläne habt, so teilt sie mir mit, damit ich mich womöglich danach richten kann, wie ich jetzt noch stehe, dürft Ihr auf mich keine Rücksicht nehmen.

Von Herzen Dein Sohn Friedrich.

---

[1]) Vgl. hierzu den Brief, den Engels an dem gleichen Tage an Karl Marx schreibt. Dort heißt es: „Hurra! Heute ist's mit dem doux commerce am Ende, und ich bin ein freier Mann ... Tussy (Marx' jüngste Tochter) und ich haben heute morgen meinen ersten freien Tag durch einen langen Spaziergang in die Felder gefeiert." Am 3. Juli gratuliert Marx ihm zu der „Flucht aus der ägytischen Gefangenschaft". Hinfort lebte Engels ganz seiner Partei und seinen Studien. Im Herbst 1870 siedelte er von Manchester nach London über, wo er bis an sein Lebensende wohnen blieb.

Digitized by Google

An seinen Bruder Hermann.

Manchester, 15. Juli 1869.

Lieber Hermann!

Du bist mir ein schöner Kamerad. Daß ich wegen der Kursgeschichte mit Dir nur als dem Geschäftsführer der Mutter korrespondiert habe, war selbstredend. Aber eben weil Du ihr Geschäftsführer bist, kannst Du mir nicht kommen und sagen, ich soll wegen der Sache mich direkt an die Mutter wenden. Das wäre schön, wenn Du jedesmal Deine Geschäftsführung niederlegen wolltest, sobald die andere Partei anderer Meinung ist wie Du oder Dir die Gründe ausgehen. Nein, Männchen, bei der Stange bleiben mußt du mir jedenfalls.

Zur Sache also: Was hieß denn das, daß wir abmachten, alles zu 6 Taler 20 Silbergroschen zu berechnen? Nichts anderes, als daß beide Parteien, die Mutter sowohl wie ich, darauf verzichteten, einen Kursprofit bei diesen 10000 Pfund Sterling zu machen. Da nun aber doch auf die von mir zurückgezahlten 7000 Pfund Sterling von der Mutter ein entschiedener Kursprofit gemacht worden ist, so habe ich es für nicht anders als in der Ordnung gehalten, daß ich auch auf den kleinen Rest den meinigen mache. Du lösest die Frage allerdings viel einfacher, indem du kurzweg die Behauptung aufstellst, die Mutter allein habe ein Recht auf Kursprofit.

Du bedenkst übrigens nicht, wie sehr Du dadurch, daß Du ganz richtig die Mutter als eigentlich allein interessierte Partei hinstellst, Dir den Boden unter den Füßen wegschlägst bei der Diskontogeschichte. Ich zahle der Mutter 1000 Pfund Sterling zurück und erhalte auf meine Anfrage die Antwort, diese an R. F. & Co. in Wechseln beliebiger Sicht zu senden. Dies tat ich und damit hatte ich den Anspruch, diese Wechsel pr. die Verfalltage zum vollen Betrage gutgeschrieben zu erhalten. Was F. nachher mit den Wechseln, infolge irgend einer mir unbekannten und mich nichts angehenden Übereinkunft zwischen R. F. und E. & E. Barmen (zwei Firmen, die mich, wie Du sagst, gar nichts angingen) gemacht haben, ist durchaus nicht mehr meine Sache, als was die Bank, bei der F. sie diskontiert hat, damit gemacht hat. Dies wird Dir nun wohl endlich klar werden.

Von „Bemogeln" ist überhaupt nicht die Rede. Aber Kaufleute von Beruf, ganz wie Advokaten von Beruf, gewöhnen sich leicht an, die Sache, die sie gerade vertreten, nur von der ihrem Standtpunkt vorteilhaftesten Seite anzusehen, während man sich bei der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Sachen diese Eigenschaft zu allererst abgewöhnen muß. Die Diskontogeschichte ließ mich vermuten, daß Dein Blick in dieser Beziehung nicht ganz unbefangen sei und daher habe ich seitdem geglaubt, meinen Interessen selbst etwas mehr nachsehen zu müssen.

Daß ich gewünscht haben soll, die Rechnung solle zu Deiner Bequemlichkeit in Talern geführt werden, ist mir gänzlich unerinnerlich. Nur

Digitized by Google

übersiehst Du, daß Deine ganze Berechnung, die bloß auf dem Faktum beruht, daß die 10000 Pfund Sterling zu meinem Vorteil hier in Manchester bleiben, ebenfalls beweist, daß ich, falls der Kurs 6 Taler 20 Silbergroschen gestanden hätte, verpflichtet gewesen wäre, in Talern zu remittieren, da doch nicht zu verlangen, daß die Mutter daran Geld verliere. Was also ein Argument bedeutet, das bei hohem Kurs beweist, daß ich in Sterling, und bei niedrigem, daß ich in Talern decken muß, wirst Du Dir wohl selbst sagen.

Ich möchte Dich übrigens wohl fragen, ob Ihr die Cops und Sewings, die ich für Euch gekauft, der Mutter zum Tageskurs oder zu 6 Taler 20 Silbergroschen gutgebracht habt, obwohl ich bei deinem Eifer für den Kursprofit der Mutter nicht zweifle, daß ersteres geschehen.

Doch genug. Da Dir die Geduld auszugehen scheint und die Sache überhaupt nicht der Mühe wert ist, so will ich Dir den Gefallen tun und in Sterling decken. Nach meiner Übereinkunft mit G. werden am 1. August und dann alle 2 Monate je 1000 Pfund Sterling zahlbar, wovon ich die ersten Raten soweit möglich verwenden werde, die Mutter zu decken. Es ist freilich wahrscheinlich, daß G. die erste Rate zurückhält, bis die Bilanz fertig und die Kontrakte unterzeichnet sind, was noch 14 Tage länger dauern kann, weshalb ich Dich bitte, nicht mit Sicherheit und auf den Tag darauf zu rechnen. Sei also so gut und schicke mir meinen Kontokorrent per 30. Juni abgeschlossen, mein Konto hier zur Zeit durch das viele Geldziehen so langwierig, daß ich mich lieber nicht darauf verlasse, zumal ich einen Auszug noch nicht habe und auf dem Kontor doch nur flüchtig nachsehen könnte. Den ganzen ungefähren Saldo erhältst Du dann 1. im August zirka 800—900 Pfund Sterling, 2. im Oktober 1000 Pfund Sterling, 3. im Dezember den Rest; ich bitte mir also rechtzeitig zu sagen, wo und wie Du die Rimessen wünscheſt.

Soeben kommt dein Brief vom 13., ich werde das Ding unterzeichnen, sobald ich nach der Stadt komme und den Vizekonsul treffe, wahrscheinlich morgen. Tue mir aber den Gefallen, Dich zu erkundigen, was ich tun muß, um mit allen ferneren Zusendungen des Kgl. Kreisgerichts Bochum in Sachen Vereinigte Engelsburg verschont zu bleiben. Von Zeit zu Zeit kommt hier ein dickes Sendschreiben auf schwerem schlechten Konzeptpapier mit einem Siegel so groß wie ein Zweitalerstück an, an mich adressiert als „portofreie Dienstsache", wofür dann die englische Post, die sich den Teufel um das Kreisgericht Bochum schert, 3—5 Pence Porto berechnet. Vor acht Tagen erhielt ich so ein Paket mit den Namen aller Aktionäre der Vereinigten Engelsburg und dem Zusammenlegungsentwurf und der Aufforderung, mich darüber zu erklären. Ich erfuhr, daß ich $3\frac{11}{12}$ Kux dividiert durch 8, später möglicherweise einmal zu besitzen das Vergnügen werde haben können, finde aber, daß diese Mitteilung mit 4—8 Pence Porto doch etwas zu teuer bezahlt ist. Wenn ich den Namen des biederen Kreisrichters, der darunter steht, nur lesen könnte, so würde ich ihm einen sehr höflichen Schreibebrief schreiben und ihn bitten, mich mit der Vereinigten Engelsburg gefällig ungeschoren zu lassen,

Digitized by Google

aber die preußischen Beamten schreiben ja eben deshalb ihre Namen so unleserlich, damit sie mit allen Antworten verschont bleiben. Tu mir also den Gefallen, diesen unleserlichen Mann wissen zu lassen, daß die Portofreiheit des Kreisgerichts Dortmund und Bochum hier nicht anerkannt wird und daß ich ihm dankbar sein werde, wenn er laut Vollmacht alle Mitteilungen an die Mutter richtet.

Mit der Firma ist es so: G. legt Wert darauf sie zu halten, solange Ihr sie haltet, da Ihr sonst einen Teil der Erbschaft von Ermen & Engels Manchester hättet antreten können. Für Euch mich zu verwenden, mußte ich für nicht nur überflüssig, sondern schädlich halten, da Ihr ja 1. P. E.s Zusage habt, die Euch hier deckt, und 2. die Gutachten der Juristen, die ich für bare Münze nahm. Solange P. E. lebt, seid Ihr jetzt vor G. E. sicher; hätte ich gewußt, daß Euer Recht nicht so ganz bombenfest ist, so hätte ich mich erst recht gehütet, den G. durch Anträge darauf aufmerksam zu machen; und ein Engagement, auch nach P. E.s Tod, Euch das Recht nicht zu bestreiten, wäre G. E. nicht eingegangen. Indes haben wir ihn doch damit in der Hand, daß ich ihm das Recht der Firma nur auf 5 Jahre gegeben, und obwohl ich ihm zugesagt, daß ich auch später ihm nichts in den Weg legen werde, so hängt dies doch, wie z. B. auch meine Diskretion über Geschäftsgeheimnisse usw., ganz von seinem Benehmen namentlich auch gegen Euch ab, wie ich ihm dies auch geradezu gesagt habe.

Auf die 10000 Pfund Sterling, die ich bereits in Aktien angelegt, hatte ich am 30. Juni durch Kurssteigerung netto 170 Pfund Sterling verdient, gering gerechnet. Sie tragen mir im Durchschnitt $5^7/_8$ % des Anlagekapitals ein. Es sind meist Gasaktien, dann Waterworks und Eisenbahnaktien, alles englische Gesellschaften.

Meine Freiheit gefällt mir alle Tage besser. Leider habe ich noch zu viel Laufereien, um mit irgendeinem bestimmten Studium gründlich anfangen zu können, das wird sich aber auch bald machen.

Beste Grüße an Emma, die Kleinen und alle Geschwister. Inliegend zwei Zeilen an E. Blank.

Dein Friedrich.

An seinen Bruder Rudolf.

Manchester, 8. März 1870.

Lieber Rudolf!

Dein Telegramm erhielt ich heute einige Minuten vor 5, wonach es kaum 3 Stunden Zeit gebraucht hat, da es 1,52 p. m. datiert ist. Soweit sind Deine Nachrichten gut und ich hoffe, sie bleiben es.

Hermanns Brief vom Samstag erhielt ich erst heute morgen, die Stürme müssen das Ostender Sonntagsboot zurückgehalten haben. Im regelmäßigen Lauf der Dinge würde ich ihn gestern nachmittag einige Stunden vor Hermanns Telegramm erhalten haben und so hätten Eure Nachrichten gut zu-

Digitized by Google

sammengestimmt. Die Sache kommt mir doch äußerst bedenklich vor, und was das schlimmste ist, kann sich sehr in die Länge ziehen und Mutter bei ihrem Alter dadurch sehr leiden, selbst wenn für diesmal alles gut geht. Daß der Doktor ganz zufrieden ist, verstehe ich dahin, daß er es eben unter den obwaltenden Umständen ist; eine Blutung, die von Mittwoch bis folgenden Dienstag anhält, scheint mir immerhin sehr ernstlicher Natur. Indes wir wollen das Beste hoffen und namentlich, daß, wenn dies überstanden, die Sache sich nicht wiederholt.

Ich bin jeden Augenblick zur Abreise bereit und falls mein Herüberkommen wünschenswert würde, kann ich, je nach Empfangszeit Eures Telegramms, entweder mittags von hier abreisen und den folgenden Abend dort ankommen, oder abends spät abreisen, per Tagboot nach Ostende und selben Tag noch nach Köln gehen, wo ich die Nacht wohl würde liegen bleiben müssen.

Sucht die Mutter so munter und guten Muts zu halten wie möglich.

Beste Grüße Dein Friedrich.

*

London, 10. März 1871.

Lieber Rudolf!

Da ich hier noch keinen Advokaten kenne, der in Beziehung auf kommerzielle Sachen zuverlässig und speziell unterrichtet ist, so habe ich nach einiger Überlegung es für das Beste gehalten, an den Mann in Manchester zu schreiben, der den Kontrakt mit F. für Euch machte. Die Sache war mir selbst durchaus klar, aber es ist immer besser, in englischen Rechtssachen sich nicht auf den gemeinen Menschenverstand zu verlassen. Diesmal indes sagt der Advokat: law and common sense agree; the retirement of one of the partners in the German firm, from the German firm, in no way affects the firm in England, nor can the firm in England have any voice in the matter. On the other hand no member of the English firm can retire before the expiration of the term without the consent of the other members of the same concern.

Also 1. A.s Stellung in der Firma R. F. & Co. bleibt auch nach seinem Austritt aus Ermen & Engels in Barmen dieselbe; 2. damit A. auch bei R. F. & Co. austrete, müßt Ihr nicht nur seine, sondern F.s Einwilligung haben, an welchen letzteren Punkt ihr vielleicht nicht gedacht habt.

Da diese Sachen A. auch angehen und ich in dieser Angelegenheit keine Partei ergreifen kann, so schreibe ich ihm dasselbe heute.

Diese Information ist mit 10/6 Pence Th. 3.15 erkauft, die ich mir gutzuschreiben bitte.

Daß A. sich aus dem Geschäft zurückzuziehen wünscht, sobald er kann, finde ich ganz natürlich. Der Winter ist in Engelskirchen schmählich langweilig, und daß er sich nach anderer Unterhaltung sehnt als ewig Familie kneipen,

Digitized by Google

wirst Du ihm sicher nicht übelnehmen. Ich wundere mich nur, daß er's solange dort ausgehalten hat, ich würde schon viel früher und öfter Lärm geschlagen haben. Du und Hermann, Ihr habt gut sprechen, aber Ihr schuppst Euch beide davor, auch einmal nach Engelskirchen zu ziehen und macht mir nicht weis, daß das bloß geschieht, weil Ihr von der Fabrikation nichts versteht, die Ihr ja lernen könnt, es würde Euch das sehr gut tun. A. kann sich auch ohne Geschäft angenehme und ihm zusagende Beschäftigung in Menge machen, und wer das kann, der hat ganz recht, wenn er sich sobald wie möglich zurückzieht. Auf diesen Fall mußtet ihr längst vorbereitet sein und wenn er jetzt eintritt, so kann es doch nur in Eurem Interesse sein, daß er so rasch wie möglich austritt. Ich sehe also gar nicht ein, warum Ihr da viel zu lamentieren habt. Laßt doch dem A. seinen Willen und reguliert die Auseinandersetzung in aller Freundschaft und richtet Euch für Eure neuen Verhältnisse ein, wobei Ihr ja jeder mehr Prozente bekommt als vorher.

G. wird keine sehr arge Störung erleiden, die alte Mill in Wensh Lane war leer und zu haben, Maschinerie ist ebenfalls leicht zu beschaffen, man kann in Manchester auch manches durch andere getan kriegen usw., so daß Ihr Euch keine zu großen Hoffnungen machen dürft. Daß ich übrigens moralisch verpflichtet bin, einem ehemaligen Associé, der mir für meinen Austritt eine runde Summe ausgezahlt hat, keinen Schaden zuzufügen, versteht sich von selbst. Wofür habt Ihr denn Agenten und Reisende? Wenn die ihre Schuldigkeit tun, braucht Ihr weiter keine Informationen.

Daß die hiesigen (und jetzt so ziemlich in der ganzen Welt verbreiteten) Sympathien mit Frankreich daher kommen, daß Frankreich die meisten Prügel bekommen, möchte ich bezweifeln. Soviel ist jedenfalls sicher, wenn die Preußen bei einer späteren Gelegenheit wieder einmal Prügel bekommen (was nicht so unwahrscheinlich ist), so werden sie keine Sympathien bekommen, sondern ausgelacht werden. Ihr seht eben nicht weiter, als Eure Nase lang ist; aber der Katzenjammer wird dem Siegesrausch bald genug folgen und dann werdet Ihr schwerlich Freude an Euch selbst erleben. Mit all Eurer Macht und Herrlichkeit seid Ihr „beolmützt" wie früher; das Olmütz war in Warschau abgemacht, wo Euer Oberherr, der Kaiser von Rußland, Euch befahl, unter Österreich und den Bundestag zu ducken, und jetzt, wo Ihr Euch Frankreich (das doch nun einmal an Eurer Grenze liegen bleibt) auf lange Jahre zum Feind gemacht habt, ist Rußland Euer einziger Schutz und wird Euch bald für seine Protektion bezahlen machen. Ihr seid mehr unter russischer Herrschaft als je vorher.

Sei so gut, der Mutter mit besten Grüßen zu sagen, daß ich ihr dieser Tage schreibe. Grüße deine Frau und Kinder und alle Geschwister und was dran hängt und baumelt.

Dein Friedrich.

Digitized by Google

An die Mutter.

London, 10. Juni 1871.

Liebe Mutter!

Gerade wie ich mich hinsetze, Dir zu schreiben, kommt Dein Brief aus Leutesdorf, was mich veranlaßte, auf der Karte nachzusehen, wo ich den Ort auch glücklich gefunden habe. Die Lage muß sehr hübsch sein, gerade da, wo die Berge wieder dicht an den Rhein antreten, mit der Aussicht auf die Ebene, die von Andernach bis Koblenz sich erstreckt, und ich glaube wohl, daß Dir die Luft dort sehr gut bekommen ist.

Du hast recht, daß Du Dir nach Engelskirchen eine tüchtige Gesellschaft lustiger junger Mädchen mitnimmst. Das Verhältnis zwischen den beiden Nebenhäusern muß unter den Umständen notwendig etwas gespannt und penibel sein, und da verhindert die Anwesenheit der Mädchen, daß zuviel davon gesprochen wird. Da übrigens die Sache jetzt in Ordnung ist, wäre es nicht mehr als recht und billig, daß beide Teile Dich jetzt damit in Ruhe ließen, es kann zu nichts führen, den alten Kohl immer wieder neu aufzuwärmen. Was mich angeht, so war es mir sehr unangenehm, von Rudolf plötzlich aufgefordert zu werden, ihm, Hermann und Emil einen Dienst zu leisten, den ich nicht leisten konnte, ohne Partei gegen Adolf zu ergreifen. Du weißt, Rudolf ist ein kreuzehrlicher Kerl, der sich nicht verstellen kann, und so ließ mir sein Brief auch nicht den mindesten Zweifel, daß die ganze Sache hinter Adolfs Rücken abgemacht werden sollte. Adolf hatte aber genau ebensoviel Recht auf die verlangte Information wie die anderen drei. Die Sache war mir so unangenehm, daß ich sie erst verschleppte, aber als sie mich mit Briefen bombardierten, mußte ich mich entscheiden, und da konnte ich meiner Ansicht nach nicht umhin, auch Adolf die ihn sehr interessierende Mitteilung zu machen. Damit sie aber Zeit hätten, die Sache gutzumachen, schrieb ich ihnen, daß ich an Adolf schreiben würde, und schrieb an Adolf erst einige Tage später. Warum sie nun nicht Adolf sogleich selbst anzeigten, sie hätten mir diese Anfrage gestellt, und ihm meine Antwort mitteilten, ist mir unerklärlich. Dann wäre ja alles in Ordnung gewesen. Aber ihnen hinter Adolfs Rücken Auskunft verschaffen, die sie gegen Adolf gebrauchen konnten, dazu konnte ich mich nicht hergeben. Und daß es darauf abgesehen war, beweist Rudolfs späterer Brief an mich. Überhaupt hielt Rudolf es bereits für ein Verbrechen, daß Adolf überhaupt austreten wollte, und das kam mir, der ich doch selbst neulich erst ausgetreten war, doch etwas arg vor. Nun, die Sache ist glücklicherweise in Ordnung, und sie werden sich hoffentlich bald vertragen. Ich schreibe an Adolf, der Auskunft über die Auseinandersetzungen in Manchester von mir verlangt, und sage ihm dabei, daß sie alle am vernünftigsten täten, wenn sie bei Unterzeichnung des definitiven Kontrakts oder schon vorher sich ihre in der Sache gewechselten Briefe gegenseitig zurückgeben, sie ins Feuer werfen und eine Flasche Champagner trinken.

Digitized by Google

Was meine Reise nach dort betrifft, so ist das eine eigene Sache. Du weißt, seit der Pariser Geschichte[1]) ist eine allgemeine Hetze auf uns „Internationale", wir sollen ja die ganze Revolution angezettelt haben hier von London aus, was gerade so ist, als wenn jemand sagt, ich hätte den Tuck zwischen meinen Brüdern und Adolf angestiftet. Aber das Geschrei existiert nun einmal, und wir haben sichere Nachricht, daß Marx, der in Hannover erwartet wurde, dort abgefaßt werden sollte. Man könnte mir gar nichts Ernstliches machen, wenn ich hinüberginge, aber es könnte doch kleinere Kollisionen absetzen, von denen ich um alles in der Welt nicht möchte, daß sie in Deinem Hause vor sich gingen. Zudem verlangen die lumpigen Belgier noch immer Pässe. Ich glaube also, ich tue am besten, die Ereignisse noch ein Weilchen abzuwarten, bis die Polizei und die Philisterköpfe sich wieder etwas beruhigt haben ...

Wir haben hier auch viel Ostwind gehabt, aber erst spät im Mai, so daß es nicht übermäßig kalt und oft recht schön war, doch hatte ich in den ersten Tagen des Juni wieder ein paarmal Feuer. Seit vorgestern ist es schwül und hat stark geregnet, was den Pflanzen sehr gut tut, und jetzt sieht es so aus, als sollten wir bald schönes Wetter bekommen. Im ganzen hatten wir hier ein recht nettes Frühjahr, weit besser als in Manchester. Ich erhalte von dorther häufig Besuch, vorgestern war Dr. Gumpert bei mir mit seiner Frau, die sich verwunderte, was ich mit dem großen Haus anfing, mir aber große Elogen machte über die gute Ordnung, in der es gehalten sei. Im übrigen bin ich bei gewohnter Gesundheit und Appetit, gewöhne mir mit der Zeit ein Nachmittagsschläfchen an, werde ersichtlich grauer von Bart und leide fast nur, wie immer, an Durst. Hoffentlich bist Du auch recht wohl und imstande, Deine Gänge in der Lindenallee an der Agger zu machen, wo ich hoffentlich auch bald wieder nach dem Essen auf der Bank liege und einschlafe.

Grüße alle recht herzlich von Deinem

treuen Sohn Friedrich.

*

London, 21. Oktober 1871.

Liebe Mutter!

Wenn ich Dir so sehr lange nicht geschrieben habe, so kam das daher, daß ich wünschte, Dir auf Deine letzten Bemerkungen über meine politische Tätigkeit in einer Weise zu antworten, die Dich nicht verletzte. Und wenn ich dann immer und immer wieder die schmählichen Lügen in der „Kölnischen Zeitung" las, namentlich die Niederträchtigkeiten des Lumpen Wachenhusen,[2]) wenn ich sah, wie dieselben Leute, die während des Kriegs in der ganzen französischen Presse nur Lügen sahen, jetzt jede Polizeierfindung, jede Ver-

[1]) Dem Kommuneaufstand.

[2]) Hans Wachenhusen (1823—1898), der schon im Krimkrieg sich ähnlich betätigt hatte, war 1870 einer der bekanntesten deutschen Kriegskorrespondenten.

Digitized by Google

leumdung des verkaufteſten Pariſer Schundblatts gegen die Kommune als Evangelium nach Deutſchland hineinpoſaunen, ſo kam ich in eine Stimmung, die dazu wenig geeignet war. Von den paar Geiſeln, die nach preußiſchem Muſter erſchoſſen, von den paar Paläſten, die nach preußiſchem Vorgang verbrannt worden, wird ein großes Geſchrei gemacht — denn alles andere ſind Lügen —, aber von den 40 000 Männern, Weibern und Kindern, die die Verſailler nach der Entwaffnung mit Maſchinerie maſſakriert haben, davon ſpricht kein Menſch! Indes, Ihr könnt das alles nicht wiſſen, Ihr ſeid auf die Kölner und Elberfelder Zeitung angewieſen, die Lügen werden Euch förmlich eingetrichtert. Indes haſt Du nun doch in Deinem Leben ſchon manche Leute als wahre Menſchenfreſſer verſchreien hören — die Tugendbündler unter dem alten Napoleon, die Demagogen von 1817 und 1831, die Leute von 1848, nnd nachher hat es ſich doch immer herausgeſtellt, daß ſie ſo arg nicht waren und daß intereſſierte Verfolgungswut ihnen im Anfang all die Schreckensgeſchichten nachgeſagt hatte, die ſich nachher in Dunſt auflöſten. Ich hoffe, liebe Mutter, daß Du Dich daran erinnern wirſt und dies auch den Leuten von 1871 zugute kommen laſſen wirſt, wenn Du dieſe imaginären Schandtaten in der Zeitung lieſt.

Daß ich an meinen Anſichten, die ich ſeit bald dreißig Jahren habe, nichts geändert hatte, wußteſt Du, und es mußte Dir auch nicht unerwartet ſein, daß ich, ſobald die Ereigniſſe mich dazu nötigten, ſie nicht nur vertreten, ſondern auch ſonſt meine Schuldigkeit tun würde. Du würdeſt Dich meiner ſchämen müſſen, wenn ich es nicht täte. Wenn Marx nicht hier wäre, oder gar nicht exiſtierte, ſo würde das an der Sache gar nichts ändern. Es iſt alſo ſehr unrecht, ihm dies in die Schuhe zu ſchieben, ich erinnere mich aber freilich auch, daß früher Marx' Verwandte behaupteten, ich hätte ihn verdorben.

Doch genug davon. Das iſt nun einmal nicht zu ändern und man muß ſich drein fügen. Wenn es einige Zeit ruhig bleibt, wird das Geſchrei ohnehin verſtummen und Du ſelbſt die Sache ruhiger anſehen.

Ich war im September einige Zeit in Ramsgate, einem kleinen oder vielmehr ziemlich großen Seebad an der Oſtküſte, etwas nördlich von Dover. Es iſt das luſtigſte Seebad, das ich kenne, äußerſt ungeniert, ſehr hübſcher, feſter Strand dicht unter der ſteilen Kreideklippe, auf dem Strand alles voll von falſchen Negerbänkelſängern, Taſchenſpielern, Feuerfreſſern, Polichinellkaſten und dergleichen Blödſinn. Faſhionabel iſt der Ort nicht ſehr, aber wohlfeil und ungeniert. Das Baden iſt ſehr gut, und da es kalt war, iſt es mir doppelt gut bekommen, mein Appetit wurde wirklich unerſättlich, und ich ſchlief volle zehn Stunden per Tag. Obwohl ich in einer der geſundeſten Gegenden Londons wohne, wo die Luft, wie mir der Arzt ſagte, ſo gut wie auf dem Lande iſt, ſo merkte ich doch, welch einen Unterſchied ſo eine Luftveränderung macht, und Du ſollteſt wirklich daran denken, nächſten Sommer drei bis vier Wochen die Seeluft zu genießen, die ſelbſt den Geſundeſten noch geſunder macht.

Digitized by Google

Meine interessante Nachbarin hat mir seit längerer Zeit Ruhe gelassen mit ihrem Klavier, sie muß verreist sein. Dafür hab' ich jetzt auch auf der anderen Seite, wo neue Häuser angebaut sind, eine Musikantin; es ist ein Schneiderladen, und oben sind Zimmer vermietet. Bis jetzt ist das aber nicht arg, und ich kann nicht klagen.

Es regnet ganz abscheulich, was nach den prachtvollen Herbsttagen, die wir gehabt haben, sehr unerwartet kommt, und ich muß Feuer machen, während es noch vor drei Tagen so schwül war, daß ich es ohne offene Fenster gar nicht aushalten konnte. Im allgemeinen ist es aber hier viel besseres Wetter als in Manchester, es regnet fast nie einen ganzen Tag, während es in Manchester um diese Zeit oft zwei bis drei Tage ununterbrochen regnete.

Aus Hermanns und Emils Äußerungen schien mir, daß es wohl noch einige Zeit dauern wird, bis sie mit Adolf einigermaßen wieder ins gleiche kommen. Sind sie erst persönlich einige Zeit voneinander getrennt, so macht sich das leichter. Jedenfalls ist es gut, daß die Auseinandersetzung wenigstens in der Hauptsache abgemacht ist; ist der Geldpunkt einmal erledigt, so kommen wenigstens keine neuen Anlässe zu Zwistigkeiten vor. Ich hoffe, es gleicht sich mit der Zeit alles wieder aus.

Im übrigen bin ich wohl und munter und bin zu meiner ersten Liebe zurückgekehrt, nämlich zur langen Pfeife, nachdem ich endlich einen vernünftigen Tabak hier aufgetrieben. Heute abend habe ich mir ein Spezialvergnügen vorbehalten, ich gehe nämlich trotz allem Regen in die Wiener Bierhalle am Strand, da kann man sich doch einmal satt trinken. Emil Blank junior war dieser Tage auf einen Augenblick bei mir, ich sehe den Springinsfeld sonst nie, da ich fast nie in die City komme.

Nun leb recht wohl, grüße alle Geschwister herzlich und laß mich mein langes Stillschweigen nicht entgelten. Von ganzem Herzen

Dein Friedrich.

An seinen Bruder Rudolf.

London, 9. November 1875.

Lieber Rudolf!

Es tut mir leid, daß aus Pauls Reise nichts geworden ist, vielleicht nächstes Jahr.

Ich bin vorigen Samstag von Heidelberg nach Göttingen nebst Gattin zurückgekommen, wohin wir unsere Kleine[1]) auf ein Jahr in Pension gebracht haben. Auf der Rückreise tranken wir im Domhotel einen sehr vortrefflichen Oberingelheimer, von dem ich mir sofort einigen habe kommen lassen und Dich nun bitte, die Gefälligkeit zu haben, dem Herrn Theodor Metz, Domhotel, Köln, für meine Rechnung 35 Taler = 105 Mark auszahlen zu lassen.

[1]) Die Tochter einer Schwester seiner Frau.

Digitized by Google

Köln ist die Stadt der Wunder. So begegnete mir zwischen Dom und Zentralbahnhof ein Herr, der dem Hermann zum Verwechseln ähnlich sah. Nur schien er etwas gewachsen, hatte mehr Grau im Bart und machte ein schrecklich ernsthaftes Gesicht. Ich wartete nur — leider vergebens — auf die bewußten Erholungsmanöver, um ihm in die Arme zu fallen. Dies Wunder trug sich zu am vorigen Freitag morgen zwischen 10 und 11 Uhr.

Mit herzlichen Grüßen an Mathilde und die Kinder

Dein Friedrich.

(Fortsetzung folgt)

Die Zukunft unserer Waldwirtschaft

Von

Dr. H. Hausrath, o. Professor der Forstwissenschaft, Freiburg i. B.

Angesichts der gewaltigen Steigerung der Holznutzungen, die auch noch in den nächsten Jahren bestehen bleiben wird, liegt die Frage nahe, ob wir damit nicht, über die Ertragsfähigkeit des Waldes hinausgegangen sind und Gefahr laufen, auch noch diesen Teil unseres Volksvermögens zu zerstören. Es kommt hinzu, daß die hohen Arbeitslöhne die Aufforstung kahlgehauener Flächen sehr verteuern, ja daß als Kehrseite des großen Verdienstes der Holzhauer in manchen Gegenden Schwierigkeiten entstanden sind, Arbeitskräfte für die Kulturen zu bekommen, da die Frauen und Kinder es nicht mehr nötig haben, diesem mühsamen Verdienst nachzugehen.

Doch hat der deutsche Wald schon mehrfach Zeiten der Übernutzung, ja der Verwüstung durchgemacht und sich immer wieder, teils durch seine Lebenskraft allein, teils dank späterer Pflege und Schonung erholt. So im Dreißigjährigen Krieg und den folgenden Zeiten unseres wirtschaftlichen Elends.

Am Ausgang der 18. Jahrhunderts ist die volkswirtschaftliche Literatur voll von Klagen über die steigenden Holzpreise und die wachsende Holznot, die Akten gar mancher Forstverwaltungen enthüllen uns ein trauriges Bild von dem Waldzustand. Und wir sehen auch, wie die Gesetzgebung, ganz ähnlich wie in unseren Tagen, versucht, den Brennstoffbedarf einzuschränken. So verfügt schon 1736 der Speierer Fürstbischof Kardinal v. Schönborn, daß nur selbständige Haushaltungen Holz aus Staats- und Gemeindewald erhalten sollten, ja an ledige Beamte verbot er jede Holzabgabe, da er ihnen am Tag die Amtsstuben heize und sie sich am Abend am Ofen ihrer Mietsherren wärmen könnten. Um 1790 suchte die Pfälzer Regierung den Bierbrauern den Holzbezug zu sperren und sie auf den Steinkohlenbrand zu verweisen, da aber das Publikum sich auf die Seite der Brauer stellte und deren

Digitized by Google

Behauptung unterstützte, daß das mit Steinkohlenfeuerung gebraute Bier einen ungesunden Geschmack habe, mußte die Regierung nachgeben, sie erlaubte 1792 die Verwendung von Auslandholz und hob 1796, obwohl der Holzmangel weiter gestiegen, das Verbot ganz auf. Auch die übrigen Mängel der staatlichen Zwangswirtschaft, die wir heute beklagen, der Schleichhandel und die damit verbundenen Preistreibereien zeigten sich damals im größten Umfang. Die Zeit der Napoleonischen Kriege führte erst recht zu Übernutzungen, während die Kulturtätigkeit im Walde verfiel. Der Spessart bestand 1814 zu einem Viertel aus Blößen und Krüppelwüchsen, noch 1827 lagen in den hannöverschen Ämtern Lüneburg, Stade, Bremen und Celle über 178 000 Morgen alter Waldboden öde. War es auch nicht überall so schlimm, so waren doch die Waldungen in einem großen Teil Deutschlands stark mitgenommen, und man hat es immer mit Recht als ein Verdienst der Forstwirte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts betrachtet, daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit Ordnung schufen und die Blüte unserer Waldwirtschaft vorbereiteten, deren wir uns um die Jahrhundertwende freuten.

Dieser geschichtliche Rückblick läßt uns getroster in die Zukunft schauen und auch die Überwindung der gegenwärtigen Schwierigkeiten erhoffen. Aber doch bestehen wesentliche Unterschiede. Einmal hatte Deutschland 1815, noch mehr aber 1650 ganz andere Waldreserven als heute. Nicht daß die Waldfläche an sich erheblich größer gewesen wäre, aber die Übernutzung beschränkte sich auf den Bereich der damaligen Transportwege, die floßbaren Wasserläufe und ihren Umkreis, soweit das Holz an einem Tag mit Wagen und Schlitten gebracht werden konnte, und die Umgebung der Eisenwerke und Glashütten. Ganz erhebliche Flächen waren noch fast unberührt und sind erst im 19. Jahrhundert erschlossen worden.

Viel größer aber ist auch unsere Bevölkerungsdichte und damit der Holzbedarf. Wir brauchten vor dem Krieg eine Einfuhr von mehr als 10 Millionen Kubikmeter, jetzt haben wir große holzreiche Gebiete verloren und sollen noch große Mengen an die Entente liefern. Die erste Forderung derselben entspricht einer Jahresabgabe von 3 000 000 Festmeter. Darüber hinaus noch fordert unsere ganze wirtschaftliche Lage tunlichste Steigerung der Holzausfuhr. Bleiben diese Verhältnisse längere Zeit bestehen, so werden unsere Altholzvorräte dahingeschwunden sein und nur eine große Steigerung der Zuwachsleistungen wird uns in den Stand setzen, zwar nicht so großen Ansprüchen wie heute, aber doch den dringendsten Bedürfnissen zu genügen.

Ist aber eine solche noch möglich, sind nicht vielmehr, und damit kommen wir zu dem gewichtigsten aller Bedenken, unsere Waldböden heute weniger leistungsfähig als vor hundert Jahren? Besitzen unsere Bestände das gleiche Wuchsvermögen, die gleiche Widerstandskraft gegen Gefahren, wie die jener Zeiten? Diese Sorgen stammen nicht erst aus der Gegenwart. Schon 1886 schrieb Gayer, der Altmeister der modernen Waldbaulehre, die auch heute in weitem Umfang berechtigten Worte: „Man hat einen neuen Wald geschaffen,

Digitized by Google

nicht nach dem Muster der Natur, sondern nach eigenen Heften"; und nicht nur vereinzelt ertönt in der forstlichen Literatur der letzten dreißig Jahre die Frage: Geht unsere Waldwirtschaft nicht zurück? Schwere Beschädigungen durch Insekten, Pilze und mancherlei Naturgewalten verheerten einzelne Waldgebiete in kurzen Zeitabständen, die Wirkungen giftiger Rauchgase vernichteten auf großen Flächen nicht nur den Wald, sondern schwächten dauernd die Bodenkraft, oft sogar so, daß keine Wiederaufforstung möglich ist. Diese litt weiter viel unter Entwässerungen und übertriebener Streunutzung. Aber auch der Aufbau des Waldes war in manchen Fällen beteiligt an diesem Rückgang, an dem Nachlassen des Zuwachses und den Schwierigkeiten der Verjüngung.

Diese Schwierigkeiten zu überwinden, Wege zu finden, um die Erhaltung der Bodenkraft bei gleichzeitiger Erhöhung der Produktion zu sichern, ist die wichtigste Aufgabe unserer Waldwirtschaft. Ansätze dazu sind vorhanden, aber noch sind wir in der Zeit des Suchens und des Zweifels, noch hat sich keine einheitliche Grundanschauung herausgebildet.

Vielmehr bekämpfen sich zwei Richtungen und der Streit dreht sich in der Hauptsache um zwei Punkte. Zunächst ob Großflächenwirtschaft, bei der Waldteile von 5, 10, 20 und mehr Hektar einer gleichmäßigen Behandlung unterworfen, gleichzeitig verjüngt werden, oder ein Kleinflächenbetrieb vorzuziehen ist. Die erstere gilt vielen als wirtschaftlicher. Denn sie kann alle technischen Errungenschaften der Neuzeit ausnutzen, und zwar nicht nur bei der Holzernte und dem Transport, sondern auch bei der Wiederkultur, indem z. B. Dampf- und Motorpflüge zur Bodenbearbeitung herangezogen werden. Sodann kann der Holzverkauf entsprechend den Bedürfnissen des Großhandels konzentriert, es können größere Betriebseinheiten geschaffen und so die Verwaltungskosten vermindert werden.

Dagegen paßt die Kleinflächenwirtschaft sich den natürlichen Verschiedenheiten des Bodens wie der Bestände besser an, sie vermeidet viele Gefahren, die aus der gleichförmigen Entwicklung auf großen Flächen hervorgehen. Sie erlaubt eine individualisierende Wirtschaftsführung mit mannigfaltigeren Holzarten und daher eine vielseitigere Produktion, und sie erleichtert die natürliche, auf den Samenertrag der alten Waldgeneration begründete Verjüngung. Doch ist gerade dieser Punkt strittig, sowohl die Tatsachenfrage, inwieweit auch in den Großflächenformen eine erfolgreiche natürliche Verjüngung möglich ist, als ihre wirtschaftliche Bedeutung.

Denn das ist gerade die zweite Streitfrage, ob die natürliche oder künstliche Verjüngung zu bevorzugen sei. Es läuft das in den meisten Fällen darauf hinaus, ob der kahle Abtrieb des Altholzes und folgende Saat oder Pflanzung richtiger ist als eine allmähliche Lockerung des Kronendaches mit anschließender, dem Bedürfnis des Jungwuchses sich anpassender weiterer Lichtung und Abräumung des Mutterbestandes. Der Streit geht einmal darum, welches Verfahren rascher und sicherer zu einer neuen vollkommenen Bestockung führt und dabei die höchsten Erträge liefert, zweitens welches billiger ist. Denn

Digitized by Google

gelingt die natürliche Verjüngung nicht völlig, so sind meist teure Nachbesserungen erforderlich, ungeschickte Holzfällung beschädigt oder vernichtet gar den Jungwuchs auf erheblichen Flächenteilen und zwingt ebenfalls zur Auspflanzung. Zudem müssen den Holzhauern oft höhere Löhne als beim Kahlhieb gewährt werden. Ja die Frage der natürlichen Verjüngung ist in erster Linie eine Holzhauerfrage, mit tüchtiger Mannschaft lassen sich die Beschädigungen auf ein Mindestmaß verringern und dann bietet der durch die lichtere Stellung gesteigerte Zuwachs der alten Stämme reichlichen Ersatz für die höheren Löhne. Weiter ist die Frage umstritten, in welchem Verfahren gemischte Bestände am besten erzogen werden und wie die Verjüngungsweise auf den Boden zurückwirkt. Der Kahlschlag legt ihn bloß, gibt ihn der vollen Besonnung und dem Winde, der Auswaschung der Nährstoffe und der Abschwemmung der Feinerde preis, er unterbricht jäh die Dammerdebildung und vergeudet die Humusschätze. Der langsamere Übergang bei natürlicher Verjüngung ist demgegenüber entschieden von Vorteil, aber wenn sie lange ausbleibt oder mehr oder weniger versagt, kann auch bei ihr eine schlimme Bodenverwilderung eintreten, weil das gelichtete Kronendach nicht mehr genug Schutz gibt. Doch das tritt nur ein bei fehlerhafter Hiebsführung, und auch die Kahlschlagkulturen kümmern oft viele Jahre, ehe sie sich schließen und den Boden schützen. Zwar sind nicht alle Anhänger des Großschlags auch Freunde der Kahlschlagwirtschaft und umgekehrt, doch besteht eine weitgehende Übereinstimmung. Denn letzten Endes liegt dem Gegensatz der Meinungen zugrunde eine verschiedene Auffassung von der Stellung der Waldwirtschaft zur Natur. Die eine Richtung glaubt die Naturkräfte bereits soweit ihrer Macht unterworfen zu haben oder doch von ihnen durch die Mittel der Technik soweit unabhängig geworden zu sein, daß sie die Produktion rein nach ökonomischen Gesichtspunkten einrichten und leiten kann. Das führt zum Großschlag mit seiner einfacheren Gestaltung der Wirtschaft, zum Kahlschlag mit der Freiheit, den Hieb vorwiegend durch die Rücksicht auf den günstigsten Verkauf zu regeln, es führt aber gewollt oder ungewollt auch zu dem Vorwiegen reiner gleichaltriger Bestände. Völlige Unabhängigkeit von der Natur ist das allerdings unerreichbare Ideal dieser Richtung, vielleicht ohne daß alle ihre Anhänger sich dessen vollkommen bewußt sind. Demgegenüber fühlt sich die andere Richtung viel enger durch die Natur gebunden. Bei voller Anerkennung der ökonomischen Aufgaben der Waldwirtschaft, hält sie es für nötig, diese so weit als möglich den natürlichen Verhältnissen anzupassen, sie will die Naturkräfte mehr leiten und ausnutzen als beherrschen und überwinden. Sie hat erkannt, daß jeder schroffe Wechsel der Natur des Waldes zuwider ist, daß ein allmählicher Übergang aus dem Schatten des geschlossenen Altholzes zum vollen Lichtgenuß dem Jungwuchs, wie schon der Bau der Blattorgane zeigt, am zuträglichsten ist, während rasche Freistellung, auch ohne daß Frostbeschädigungen hinzutreten, zu Wachstumsstockungen führt, daß die hohe relative Luftfeuchtigkeit, der ausgeglichenere Gang der Tagestemperaturen

Digitized by Google

und der Windschutz im Innern der Wälder für das Gedeihen der Bäume ungemein wichtig sind und daß die Bodenbakterien, von denen die Zersetzung der abgefallenen Blätter und damit die Fruchtbarkeit des Waldbodens abhängig ist, gegen schroffe Änderungen von Licht, Wärme und Feuchtigkeit sehr empfindlich sind. So kommt sie zur Wirtschaft auf kleinen Flächen und in der Regel auch zur Bevorzugung der natürlichen Verjüngung. Der gemischte Wald, tunlichst im ungleichaltrigen Wuchse oder mit doch nur kleinen Flächen gleichalten Holzes ist ihr Wirtschaftsziel.

Auf die einzelnen Streitfragen kann hier nicht näher eingegangen werden. Es muß genügen, festzustellen, daß die erste Aufgabe die ungeschwächte Erhaltung der Bodenkraft ist, weil nur sie dauernd die Erzeugung großer wertvoller Holzmassen ermöglicht. Diese aber ist im gemischten, ungleichaltrigen Walde mit natürlicher Verjüngung in den meisten Fällen am besten gesichert. Und darum sollte dieser in Zukunft die Regel bilden. Wir müssen eine Steigerung des Holzertrages unserer Wälder anstreben, diese setzt eine individualisierende Wirtschaft voraus, die für jeden Bestandesteil die günstigsten Wuchsbedingungen herbeiführt. Das aber führt von selbst zur Kleinflächenwirtschaft. Wie unsere Wälder heute sind, wird dieser Übergang vielfach nur langsam sich vollziehen können, aber er muß mit allen Mitteln angestrebt werden.

Die Kontinentalsperre und ihre Wirkungen

Von

Prof. Dr. Otto Münch (Darmstadt)

(Schluß)

Inzwischen war die Kontinentalsperre in ein neues Stadium getreten. England zwang nämlich die neutralen Schiffe, sich durchsuchen zu lassen und gegen eine hohe Gebühr in England die Erlaubnis zur Schiffahrt zu erkaufen; nur die amerikanischen Schiffe nahm es davon aus (26. April 1809). Die amerikanischen Reeder trieben nun einen ausgedehnten Schmuggel mit englischen Waren nach Holland, den Hansestädten, den preußischen und russischen Häfen. Im Mittelmeer gelangten englische Waren auf griechischen Schiffen unter der neutralen türkischen Flagge nach Triest, Venedig, Genua usw. und wurden von hier aus bis nach Deutschland geschmuggelt. Deshalb ließ Napoleon durch das Edikt vom März 1810 die griechischen Schiffe scharfer Untersuchung unterwerfen und bedrohte die amerikanischen mit Beschlagnahme, wie es umgekehrt die Amerikaner mit den französischen Schiffen schon taten. Um nicht einen neuen Konflikt heraufzubeschwören, ließ er dann doch die amerikanischen Schiffe zu, die direkt nach Frankreich und nicht über England kamen. Schon vorher, am 2. Juli 1810, aber hatte Napoleon ausdrücklich die Aus-

Digitized by Google

stellung von Lizenzen gegen Gebühren erlaubt und damit selbst die Kontinentalsperre durchbrochen. Er tat das nicht etwa, weil er von der Wirkungslosigkeit derselben überzeugt war, sondern im Gegenteil in der bestimmten Erwartung auf den baldigen Zusammenbruch Englands. Die Lizenzen wurden ausgegeben, um die französische Landwirtschaft zu stärken. Frankreich hatte nämlich Überfluß an Getreide und wollte ausführen, während England infolge von Mißernten geradezu Hungersnot litt und Korn kaufen mußte. Napoleon dachte, durch diese Barzahlungen würden die englischen Banknoten entwertet. Tatsächlich verloren sie 20 Prozent Agio. Zugleich mit dem Korn sollten französische Manufakturwaren hinübergebracht werden. Aber man mußte sie während der Überfahrt „ad usum delphinorum" ins Meer werfen, da die Engländer sie nicht annahmen. Die Lizenzen waren übrigens früher schon von dem Direktorium 1798 verkauft worden und brachten dem französischen Staate viel Geld ein.

Am 5. August 1810 geht Napoleon durch den Erlaß von Trianon dem ausgedehnten Schleichhandel zu Leibe. Dabei leitet ihn der Gesichtspunkt: Alle Kolonialwaren sind englischen Ursprungs und müssen durch unerschwingliche Zölle ferngehalten werden. Deshalb belegt er Baumwolle, Zucker und andere Kolonialwaren mit einem Einfuhrzoll von 50 Prozent und befiehlt zugleich die Beschlagnahme von allen Niederlagen solcher Waren innerhalb 4 Meilen von der französischen Grenze. Damit will Napoleon nicht nur dem Schmuggel den Todesstoß versetzen, sondern auch seine Kriegskasse („domaine extraordinaire"), in die auch die Zolleinnahmen flossen, wieder auffüllen. Das Dekret galt übrigens auch für Italien, den Rheinbund, das Großherzogtum Warschau und Preußen. Am 18. Oktober befiehlt er von Fontainebleau aus die Beschlagnahme und Verbrennung aller englischen Waren in Frankreich und den mit ihm verbündeten Ländern. Tatsächlich findet das Gewaltmittel Anwendung. Zucker und Kaffee aber werden auf Munitionswagen nach Antwerpen, Mainz, Frankfurt und Mailand gebracht und dort öffentlich versteigert. Zugleich ergehen Verordnungen betreffend Schaffung von Ersatzmitteln für die fehlenden Rohstoffe. An die Stelle des Zuckers, der damals ausschließlich Rohrzucker war, tritt z. B. der Rübenzucker, den Kaffee ersetzt die Zichorie, für Baumwolle schaffen vorläufig Flachs und Hanf Ersatz. Ja, der Kaiser verbietet, Baumwolle und überhaupt fremde Erzeugnisse zu gebrauchen, und geht selbst mit gutem Beispiel voran.

Das sind im wesentlichen die Maßnahmen, die Napoleon im Zusammenhang mit der Festlandsperre geschaffen hat. Ehe wir den Sinn dieser Sperre und ihre Wirkungen festzustellen versuchen, noch einen Blick auf die damit eng verknüpfte politisch-militärische Lage, denn Napoleon führte ja seit 1808 auch auf dem Festlande dauernd Krieg.

Es war ein tragisches Verhängnis, daß sich in dem Augenblick, wo Napoleon jeden Widerstand besiegt zu haben glaubte, die nationalen Widerstände erst zu regen anfangen. An der Unterschätzung dieser nationalen Bewegungen ist

Digitized by Google

Napoleon gescheitert. So gelingt es ihm nicht, die Pyrenäenhalbinsel zu unterwerfen, und zur selben Zeit zeigen sich nationale Wellen in Österreich und Deutschland; auch Rußland beginnt abzuschwenken. Österreich wird nach Wagram durch Wegnahme von Triest und Fiume ganz vom Meere abgeschnitten und zum Binnenstaat gemacht, um die Kontinentalsperre am Adriatischen Meer besser durchführen zu können. Die siegreiche französische Armee geht aber danach nicht etwa nach Spanien, wie allgemein erwartet wurde, sondern an die Küste der Nord- und Ostsee, um auch hier die Durchführung der Sperre zu erzwingen. In Hamburg lag ja schon seit Ende 1806 eine französische Besatzung, und Oldenburg, Salm und Arenberg gehörten zum Rheinbunde. Französische Zollbeamte hatten am 18. Juli 1809 auch schon die deutsche Küste von Holland bis zur Ostsee besetzt. Jetzt aber werden überall starke Kommandos an den Küsten von Holland, Hannover, der Weser- und Elbemündung, in den Hansestädten Stettin, Küstrin und Glogau verteilt bis in die Nähe von Danzig und dem Oberbefehl Davouts in Hamburg unterstellt. Am 9. Juli 1810 verkündet der „Moniteur" die Einverleibung Hollands in das französische Kaiserreich, am 12. November folgt die kleine Republik Wallis, ein Eldorado des Schmuggels, und am 13. Dezember die gesamte deutsche Nordseeküste. Bemerkenswert ist, daß auch damit Napoleon keinen neuen Gedanken verwirklichte: Schon das Direktorium (Sieyès) hatte die „Réunion" der deutschen Nordseeküste als des „für Frankreich wichtigsten Teiles des Erdballs" ins Auge gefaßt. Auch Schweden gab seinen Widerstand gegen die Festlandsperre auf und erklärte sogar im November 1810 an England den Krieg. Außer Spanien und Portugal, wo der Widerstand nach Napoleons Meinung erlahmte, war jetzt nur noch der slawische Koloß im Osten Europas zu beugen. Die Hauptursache der Verstimmung Alexanders war neben der polnischen und türkischen Frage die Kontinentalsperre, die Rußland schwer schädigte und wieder eine Annäherung an England hervorrief. Sie führte dann 1812 zum Krieg und Zusammenbruch der französischen Kaisermacht. Wir sehen also, wie Wirtschaftskrieg und militärisch-politische Feldzüge aufs engste miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig bedingen.

Welche wirtschaftlichen Ziele verfolgte nun Napoleon mit der Kontinentalsperre? Erstrebte er wirklich einen festländischen Wirtschaftsbund unter Ausschließung Englands, der ersten damaligen Handelsmacht?

Dieser Gedanke liegt in Anbetracht der ganzen Art der Kriegführung nahe. Aber Napoleon dachte keineswegs daran, wenn er auch geflissentlich das europäische Gemeininteresse an dem Kampf gegen England und die glückliche Entwicklung der festländischen Industrie, die daraus folgen würde, betonte. Das waren nur verführerische Worte, um die widerstrebenden Staaten in seine Gefolgschaft zu ziehen. In Wahrheit verfolgte Napoleon nur das eine Ziel, Frankreich und Paris in Handel und Industrie an die Stelle Englands zu setzen. War Englands Ziel, den europäischen Kontinent wirtschaftlich von sich abhängig zu erhalten, wie Napoleon richtig erkannte, so

Digitized by Google

sollte nun Frankreich diese Rolle auf dem Festlande spielen, unter Verdrängung Großbritanniens. Es lag ihm ganz fern, ein einheitliches Wirtschaftsreich in Europa zu schaffen, und seine lockenden Verheißungen in der Hinsicht waren nur Mittel zum Zweck. Schon an und für sich wäre die Schaffung eines europäischen Wirtschaftsbundes mit Gleichstellung seiner Mitglieder bei den sehr verschiedenen Interessen der einzelnen Staaten unendlich schwierig gewesen. Wie konnte der rückständige agrarische Osten mit dem industriell hochentwickelten Westen plötzlich zu gegenseitigem Warenaustausch bestimmt werden, nachdem England seither fast ausschließlich diesen Austausch vermittelt hatte? Solche Verschiebungen sind nur im Laufe langer Zeiträume möglich, selbst heute, wo doch ganz andere Verkehrs- und Bewegungsmöglichkeiten vorhanden sind. Aber Napoleon dachte gar nicht daran, er wollte nur Frankreichs Industrie und Handel auf Kosten der anderen Staaten heben. Seine zahlreichen Feldzüge dienten nur dazu, die Stellung Frankreichs in der Hinsicht zu erweitern. Man muß im Auge behalten, daß vor der Revolution das überseeische Geschäft im französischen Wirtschaftsleben eine überragende Stellung eingenommen hat. Der Handel mit den Kolonien betrug 1787 345,9 Millionen bei einem Gesamtaußenhandel von 1073,1 Millionen Livres. (S. Darmstädter, 1905, S. 112.) Dieses Geschäft war jetzt vernichtet. Wo konnte der Ersatz für den verlorenen Markt anders gesucht werden als auf dem europäischen Festland? Die französischen Waren sollten hier einen gleich ungehinderten Zutritt haben wie die französischen Soldaten. Tatsächlich glich die Erweiterung des europäischen Marktes den Verlust des Kolonialmarktes, den sich die Engländer zunutze machten, vollkommen aus, und die Produktion Frankreichs war in den ersten fünf Jahren des Kaiserreichs, trotz Einbuße des Seehandels, gut. (Vgl. darüber besonders Rocke und Darmstädter, 1904, S. 561 ff.) Zur Zeit Napoleons begann die Maschine ihren Siegeslauf, und mit ihr setzte die moderne kapitalistische Produktion ein. An Stelle der Hausindustrie trat die maschinelle Verfertigung in Fabriken und die Gründung der Banque de France zur Bereitstellung finanzieller Hilfe zu billigen Zinsen. Selbstverständlich erfuhr diese neue Methode von einem Manne wie Napoleon jedmögliche Unterstützung und Förderung, insbesondere war die Steigerung des Absatzes seine Sorge. Das geschah durch die große Erweiterung des europäischen Marktes infolge der siegreichen Feldzüge. Zugleich wurden die unterlegenen Staaten durch Kriegskontributionen, Konfiskationen, Rentenbezüge von eingezogenen Domänen usw. stark ausgebeutet, und dieses Geld — es zählte mehr als 1 Milliarde Franken (s. Darmstädter S. 563) — kam indirekt der französischen Industrie zugute und erhöhte die Kaufkraft des französischen Marktes erheblich (s. Rocke). Auch brachten die heimkehrenden Soldaten viel Geld unter die Leute. Und der Kaiser sorgte dafür, daß der erhöhte Absatz allein der französischen Industrie zugute kam. Von dem Freihandel eines Adam Smith wollte er nichts wissen, er war Hochschutzzöllner in entschiedenster Form, genau wie Konvent und Direktorium vor ihm, und sperrte Frankreich gegen jede Einfuhr, selbst die italienische

Digitized by Google

und die deutsche vom Rhein her, ab, ja er behinderte den Verkehr der Länder untereinander, wo er nur konnte. Er machte in der Hinsicht keinen Unterschied zwischen England und der befreundeten Schweiz oder gar dem von Paris aus regierten Großherzogtum Berg: Frankreich sollte nur französische Erzeugnisse kaufen, alle fremden waren ausgeschlossen.

Zweifellos hat die Kontinentalsperre, wodurch die englische Konkurrenz ausgeschaltet wurde, unter gleichzeitiger eifriger Fürsorge Napoleons der französischen Industrie vielfach großen Gewinn gebracht, und auch die Nachbarlande Belgien und das linksrheinische Deutschland haben an diesem Gewinn teilgenommen. Ebenso unzweifelhaft ist, daß England auf der anderen Seite schwer getroffen wurde und einen großen Teil des europäischen Marktes für immer verlor. Von der Entwertung der englischen Banknoten war schon oben die Rede. Der englische Staatsschatz ward stark vermindert, das Pfund Sterling galt statt 25 nur 17 Franken auf dem Festlande, und die Textilindustrie in York, Wiltshire, Manchester und Glasgow, die Eisenindustrie von Sheffield und Birmingham erlitten schweren Schaden. Infolgedessen stiegen die Preise für den Lebensunterhalt fast auf das Doppelte, während gleichzeitig die Maschinenarbeit die Löhne herabdrückte. Eine Handelskrisis brach aus, die sich in fortwährenden Bankbrüchen äußerte. (S. Klein, II, S. 251.) Dazu kam Hungersnot infolge von Mißernten, die Lage Englands drohte wirklich kritisch zu werden. Umgekehrt war die französische Landwirtschaft durch die Aufteilung der großen Güter während der Revolution mächtig erstarkt und vorwärts gekommen, und die Erweiterung des Wirtschaftsgebietes durch Napoleon kam namentlich der Wein- und Branntweinausfuhr nach Deutschland und Italien zustatten. Von allen französischen Industrien trug die nationale Seidenindustrie durch die Maßnahmen des Kaisers den größten Gewinn davon, zumal Napoleon ihr ganz besonderes Interesse zuwandte. Der größte Teil des bald einsetzenden umfangreichen Exportes ging nach Deutschland, von wo er durch die Leipziger und Frankfurter Messe nach Polen, Rußland und Skandinavien weitergeleitet wurde. Den kleineren Teil erhielten Spanien, Italien und Amerika. Namentlich nach dem Tilsiter Frieden erfuhr die Lyoner Seidenindustrie eine mächtige Steigerung des Absatzes. Die Zahl der Webstühle betrug 1801 6500, 1808 10 538 und 1810 sogar 14 000 (s. Darmstädter, S. 568), und die Zahl der Aufträge war so groß, daß man ihnen gar nicht nachkommen konnte. Einen ähnlichen Aufschwung nahm die Wollindustrie. An Stelle der englischen traten auf dem Festlande überall französische Tuche. Besonders gut entwickelten sich die Tuchfabriken in Aachen, Eupen und Verviers; auch in Reims hob sich der Wert der Produktion im Jahre 1810 auf das Doppelte gegen 1789. Einen geradezu ungeheuren Aufschwung nahm die französische Baumwollindustrie, besonders seit dem Dekret vom 22. Februar 1806, durch das auf Drängen der Interessenten die Einfuhr von Baumwollgeweben verboten wurde. Die Spinnereien und Webereien schossen nun wie Pilze aus dem Boden (s. die Statistik bei Darmstädter,

Digitized by Google

S. 573 und 574), und manche Städte wie Gent und Mülhausen waren in wenigen Jahren nicht wiederzuerkennen. Weite Kreise wurden von einem wahren Gründungsfieber ergriffen, man übersah vollkommen die darin liegende Gefahr. Auch für die Eisenindustrie war das Verbot englischer Waren äußerst vorteilhaft, und die Pariser Luxusindustrie hatte ebenfalls Gewinn davon. Dauernden Rückgang hatte nur die Leinenindustrie zu verzeichnen, das lag aber wohl in erster Linie an dem Aufschwung der Baumwollindustrie. In den französischen Seehäfen sah es natürlich traurig aus, das Gras wuchs auf den menschenleeren Straßen, alles war verödet. Infolge der Sperre schlug der Handel wieder alte Landwege ein, und die Binnenstädte nahmen im Gegensatz zu den Häfen einen riesigen Aufschwung, so besonders Straßburg (s. Darmstädter, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge 19, 665 ff.), auch Mainz. Paris war damals für Kolonialwaren der wichtigste Markt des Kontinents.

Trotz aller Kriege und ständigen politischen Veränderungen schien es also Frankreich sehr gut zu gehen, Landwirtschaft, Industrie und Handel blühten, und die napoleonische Gewaltpolitik leitete einen Strom fremden Geldes in das Land. Nur erstaunlich war bei alldem der außerordentliche Umfang des Schmuggels, der trotz aller drakonischen Maßregeln immer noch zunahm. Auch die wilde Spekulation, die z. B. nach dem Dekret von Trianon vom 5. August 1810 in Kolonialwaren eintrat, gab zu denken. Die zu hohen Preisen angekauften Waren konnten nicht mehr abgesetzt werden, und die Folge waren schon im Mai 1810 einige Bankbrüche in der Bretagne und in Maine. Im September brach dann ein altes, angesehenes Haus, mit dem führende Pariser Firmen in Verbindung standen, in Lübeck zusammen. Dieser Vorfall erregte bei der allgemeinen Nervosität ungeheures Aufsehen, und als im Oktober auch ein großes Haus in Amsterdam Bankrott machte, liefen sogleich die wildesten Gerüchte um, und eine allgemeine Krisis brach aus. Der Handel stockte, die Warenpreise stürzten und der Kredit wurde gekündigt. Die Folge waren massenhafte Zahlungseinstellungen und Bankbrüche, zahlreiche Arbeiter wurden brotlos, was Napoleon besonders beunruhigte. Erst im Mai 1811 nahmen die Bankrotte ab, aber das Geschäftsleben stand still, die Krisis wurde schleichend und herrschte bis zum Ende des Kaisertums. (Vgl. wieder besonders Darmstädter, S. 584 ff. und Rocke.) Am schlimmsten wurden Paris, Lyon und die Hauptsitze der Baumwollindustrie, die Normandie, Pikardie, Flandern und das Oberelsaß, mitgenommen, nur wenige Landesteile blieben verschont.

Die Gründe der allgemeinen Katastrophe sind zum Teil schon genannt. Es waren nach dem Ausschalten der englischen Konkurrenz zu viele Fabriken begründet worden, vielfach nur aus Luxus, mit Hilfe von Bankkredit. Das war eine große Gefahr, die durch die Überproduktion noch vermehrt wurde. Die großenteils durch die Festlandsperre hervorgerufene Verteuerung der Rohstoffe bewirkte ein bedenkliches Sinken des Absatzes und beförderte den Schleichhandel, der billiger liefern konnte. Durch diese Verteuerung wurde

Digitized by Google

auch wieder der Kredit in starkem Maße in Anspruch genommen, nach überallhin liehen die Pariser Bankiers Geld, ohne ausreichende Kapitalien zur Verfügung zu haben. Dadurch trat eine Überlastung des Geldmarktes ein, die durch die wüste Spekulation in Kolonialwaren rasch zum Zusammenbruch führen mußte. Wie stark der Schmuggel war, zeigt die Tatsache, daß Frankreich trotz der Kontinentalsperre, die hier doch am schärfsten durchgeführt wurde, mit englischen Fabrikaten, besonders von der Schweiz her, überschwemmt war, ein Umstand, der natürlich die französische Industrie aufs schwerste schädigte. Zu all diesen Störungen trat dann noch der verminderte Absatz nach dem Ausland. So ging Spanien, das ein sehr aufnahmefähiger Markt für französische Waren gewesen war, durch den Krieg von 1808 an fast völlig verloren, zumal mit den englischen Truppen auch englische Waren in das Land kamen und die französischen ganz verdrängten. Ähnlich war es mit Rußland, das durch die Leipziger Messe besonders Lyoner Seidenwaren bezog. Es war gewohnt, seine Einfuhr mit Rohstoffen wie Holz, Eisen, Teer und Hanf zu bezahlen. Einziger Abnehmer dieser Waren war aber England und deshalb ein Handel mit Frankreich auf die Dauer ausgeschlossen. Daher führte Alexander I. alsbald die Sperre nur sehr lau durch und knüpfte wieder Handelsbeziehungen mit England an. Die russischen Finanzen hatten sich durch die Festlandsperre dauernd verschlechtert, 1810 stieg das Defizit bis zur Höhe der Staatseinkünfte, und Alexander verweigerte deshalb die von Napoleon verlangte Beschlagnahme neutraler Schiffe, ja er erleichterte ihnen durch einen Ukas vom Dezember 1810 sogar den Zugang zu den russischen Häfen und belegte französische Waren mit hohen Zöllen! So wurde die Kontinentalsperre völlig durchlöchert, und der Absatz der französischen Waren blieb im wesentlichen auf Deutschland, Holland, die Schweiz und Italien angewiesen. Diese Länder konnten den französischen Machthabern keine Zollschwierigkeiten machen, aber Frankreich sperrte sich selbst durch Zölle und Einfuhrverbote ab. Holland, der einstige Seestaat, kam natürlich durch die Absperrung vom Meere völlig herunter. Ähnlich ging es der Schweiz. Nur der Handel mit Italien blühte zusehends auf, der französische Handel hob sich hier 1804—1811 von 12,2 auf 52,6 Millionen. Es war das einzige Land, mit dem Frankreich einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, d. h. Napoleon hatte einfach einen solchen zugunsten Frankreichs verfügt, er war ja König von Italien.

Hier interessieren vor allem die Wirkungen der Kontinentalsperre auf Deutschland. (Vgl. dazu besonders Kiesselbach und Hoeniger. Leider fehlen zahlenmäßige Belege über die Handelsentwicklung, sie kann nur im allgemeinen dargestellt werden.) Zum Teil ergeben sich die Wirkungen schon aus dem über Frankreich Gesagten, denn das linke Rheinufer war französisch, und das rechtsrheinische Deutschland bis zur Elbe samt Sachsen gehörte zum Rheinbund. Nur östlich der Elbe lag ein etwas selbständigeres Wirtschaftsgebiet, das verstümmelte agrarische Preußen. Das linksrheinische Gebiet kann ohne weiteres aus der Betrachtung ausscheiden, es hat durch die Kontinentalsperre ganz

Digitized by Google

dieselbe industrielle Entwicklung genommen wie Frankreich selbst. Der Aufschwung der Industrie war hier so glänzend, daß rechtsrheinische Staaten, wie das Großherzogtum Berg, mit Neid herüberblickten und dringend um Einverleibung in das Empire ersuchten. Napoleon, der überzeugte Anhänger des Schutzzollsystems, hat diese Wünsche nicht erfüllt und die Zollschranke gegen die Rheinbundlande scharf aufgerichtet. Trotzdem nahm die rechtsrheinische Industrie bis zu einem gewissen Grade an dem Aufschwung teil, soweit schon industrielle Anlagen vorhanden waren. Man muß immer bedenken, daß Handel und Wandel in Deutschland damals noch tief im Mittelalter steckten und überall durch Zollschranken behindert waren. Das hat zwar Napoleon in etwas gebessert, indem er viele Zwergstaaten Südwestdeutschlands verschwinden ließ und bessere Verkehrsmittel, besonders Straßen, schuf. Aber im übrigen entwickelte sich das Wirtschaftsleben hier viel langsamer als auf dem linken Rheinufer. Es fehlen die nötigen Kapitalien in dem durch die ständigen französischen Durchzüge und die damit verbundenen Kontributionen und Domänenbeschlagnahme ausgesogenen Lande. Der erhöhte Steuerdruck lastete schwer auf den Untertanen, und die Zolleinnahmen waren gering, denn Napoleon wußte natürlich als „Protektor" des Rheinbundes den französischen Waren weitgehende Begünstigungen zu verschaffen. Jedenfalls bildeten die vielen Zollschranken für die französische Einfuhr kein Hindernis, und der Abschluß von Handelsverträgen erschien überflüssig. Ein Rückgang der französischen Einfuhr war aber unter den geschilderten Umständen unausbleiblich, wer sollte die massenhaft hereinkommenden französischen Luxuswaren kaufen? So fiel die Ausfuhr von Seidenwaren nach Deutschland von 33,5 Millionen im Jahre 1809 auf 16 Millionen in 1811, während sie vorübergehend 1810 auf 45 Millionen gestiegen war. Durch die rigorose Durchführung des Ediktes von Trianon wurden die schon stark gestiegenen Preise für Kolonialwaren noch mehr erhöht und damit die Lebenshaltung verteuert. Schon 1809 kostete das Pfund Zucker in Heidelberg etwa 6 Mark, Kaffee 5 Mark, Pfeffer 4 Mark, und 1811 und 1812 überstiegen die Preise die englischen um das Zehn-, ja Zwanzigfache. Nur Bayern, der größte Rheinbundstaat, wehrt sich durch Schutzzölle gegen die französische Überschwemmung und erregt dadurch das lebhafte Mißfallen Frankreichs, so daß die Einverleibung in das französische Wirtschaftssystem erwogen wurde. Bei all den großen und raschen Änderungen, die durch Napoleon auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet hervorgerufen werden, ist zu berücksichtigen, daß in Deutschland alle Verhältnisse starrer und weniger biegsam sind als in Frankreich. Es dauert länger, bis sich Neuerungen durchsetzen und die Fortschritte als solche erkannt werden, und um wirklichen, dauernden Aufschwung zu erzielen, war die Zeit viel zu kurz; was wollten die paar Jahre von 1806 bis 1812 bedeuten! Immerhin sind neben vielen Schattenseiten einige starke Lichtseiten hervorzuheben. So hob sich Hamburg trotz der harten Faust Davouts aus der Stellung eines englischen Stapelplatzes zu einem selbständigen Umschlaghafen, dessen Hinterland, vor allem Sachsen, stark aufblühte. Hier in Sachsen

Digitized by Google

wie am Rhein geht die Textilindustrie vom reinen Hausbetrieb zum Großbetrieb mit Maschinenspinnereien über, um die durch die Sperre zu teuren englischen Garne selbst herzustellen. Auch die ersten Fabriken für Maschinenbau entstehen. Natürlich ist diese Entwicklung nicht allein durch die Kontinentalsperre bedingt, denn wir stehen damals am Anfang des Maschinenzeitalters, aber sie wurde zweifellos dadurch begünstigt und beschleunigt. Auch die Herstellung von Ersatz für die fehlenden oder zu teuren Kolonialwaren nahm mächtig zu oder wurde erst ins Leben gerufen, so die Fabrikation von Rübenzucker und Farbstoffen. Im allgemeinen waren diese Wirkungen der Sperre in Südwestdeutschland, das von jeher engere Beziehungen zu Italien und Frankreich hatte, am stärksten und nahmen nach Nordwesten, wo man England näher stand, ab.

Ganz anders wirkte die Kontinentalsperre in Ostelbien. Hier lagen die Absatzverhältnisse ähnlich wie in Rußland. Das Land führte Rohprodukte, vor allem Getreide, nach England aus und sah sich nun plötzlich des Abnehmers seiner Waren beraubt. Die Folge war ein außerordentliches Fallen der Getreide- und Holzpreise, riesige Vorräte verfaulten, und der Handel stockte für einige Zeit ganz, bis sich der Schmuggel seine Wege gesucht hatte und einen enormen Umfang, teilweise über Rußland, annahm. Geradezu vernichtet wurde die schlesische Leinwandindustrie, die bisher viel nach Italien, Spanien und den Kolonien geliefert hatte und nun durch die französische Leinwand, die durch hohe Schutzzölle jeden Wettbewerb fernhielt, verdrängt wurde. Der überseeische Absatz war natürlich jetzt auch abgeschnitten. Die Weber in den Sudeten litten furchtbar und haben ihre Not noch bis ins neue Deutsche Reich hineingeschleppt. Der Schiffsverkehr in den Ostseehäfen, der vordem recht bedeutend gewesen war, nahm rapid ab oder hörte ganz auf; in Königsberg sank er um 60 Prozent. Die deutsche Ostseereederei hat sich von diesem Schlag nie wieder ganz erholt und blieb später dauernd hinter der Nordseereederei zurück, während vor 1806 das Verhältnis umgekehrt gewesen war. Ungeheuer blühte infolge der Festlandsperre, ihre Wirkungen fast aufhebend, nur der Schmuggel, aber die großen dabei erzielten Gewinne kamen nicht der Masse der Bevölkerung, sondern nur den wagemutigen Schwärzern und Unternehmern zugute. So litt das ostelbische Deutschland durch die Sperre schwer, ganz abgesehen von den riesigen Erpressungen durch die Franzosen. Industrie, Handel und Schiffahrt waren gelähmt, und der landwirtschaftliche Osten trat in schärferen Gegensatz zu dem industriell vorwärtsschreitenden Westen. Hier entwickelt sich damals zuerst ein einflußreiches Bürgertum in den Fabrik- und Gewerbestädten, während der Osten einseitig agrarisch bleibt. Freilich beginnt sich daneben auch ein Fabrikarbeiterstand zu entwickeln, wodurch zukünftige soziale Kämpfe vorbereitet werden.

Im allgemeinen kann man also sagen, daß die Kontinentalsperre ein sehr zweischneidiges Schwert für Deutschland war und im ganzen, trotz mancher erfreulichen Erscheinungen, mehr geschadet als genutzt hat. Was soll man von einer Maßregel halten, durch welche die uralten Bande zwischen dem rechten und linken Rheinufer plötzlich zerschnitten wurden oder Italien in zwei scharf

Digitized by Google

getrennte Teile zerfiel. Im Großherzogtum Berg, am Fichtelgebirge, im Schwarzwald, in Schwaben, Franken und Sachsen werden trotz aller Fortschritte die Klagen immer lauter, daß Frankreich durch seine unübersteiglichen Zollschranken die Ausfuhr aufs schwerste schädige. Ja, Napoleon schloß, wie schon oben bemerkt, die einzelnen Länder untereinander ab, z. B. Italien von der Schweiz, Deutschland und Österreich. Solche Gewaltmittel mußten schwere Schäden hervorrufen und maßlos verbittern. Die Schweiz hätte sicher das Schicksal Hollands geteilt und wäre ruiniert gewesen, wenn nicht der ungeheure Schmuggel ihr zu Hilfe gekommen wäre. Aber Frankreich selbst erlitt durch diese Wirtschaftspolitik Napoleons großen Schaden, denn wenn alle nichtfranzösischen Staaten Europas nur als Ausbeutungsobjekt Frankreichs betrachtet wurden und zusehends verarmten, wer sollte dann noch die französischen Waren, die doch meist auf den Export angewiesen waren, kaufen? Auch politisch mußte dieses System vergiften. Es war unmöglich anzunehmen, daß die so behandelten Staaten im Kampf gegen England willig Gefolgschaft leisteten. Nur bei wirklichem Freihandel wäre eine wirksame Absperrung des Festlandes gegen England möglich gewesen. Wer konnte einem Bremer oder Hamburger klar machen, daß er statt guter und billiger Baumwolle aus Manchester teure und schlechte aus Rouen kaufen sollte? So hat Napoleon alle nichtfranzösischen Länder Europas schwer geschädigt und zugleich den soliden Handel auf viele Jahre zerstört. Wohl aber muß betont werden, daß die Kontinentalsperre bis 1810/11 sehr volkstümlich war und Napoleon dadurch zweifellos in seiner verkehrten Politik bestärkt wurde. Die französischen Fabrikanten und Handelskammern standen bei all diesen Prohibitivmaßregeln geschlossen hinter ihm, ja, sie suchten ihn noch zu schärferen Mitteln anzutreiben. Wer hätte auch einem Napoleon, dessen ganze Persönlichkeit auf absolute Gewalt gestellt war, die Überzeugung beibringen können, daß nur auf der Grundlage der Gleichberechtigung ein europäischer Wirtschaftsbund gegen England möglich war? Und mußte er in diesem Falle nicht fürchten, daß seine Abwehrmaßregeln gegen England nicht befolgt wurden? Man wird ihn also mild beurteilen. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß er die europäische Wirtschaft maßlos geschädigt und in eine schwere Krisis gestürzt hat. Als diese in Frankreich so verhängnisvoll ausbrach, hat er ja mit allen Mitteln, wo er nur konnte, geholfen und durch den Bau von Straßen, Brücken, Kanälen und Hafenanlagen vor allem der Arbeitslosigkeit zu steuern versucht, aber das waren nur Notbehelfe, die auf die Dauer nicht wirkten und auch das schwindende Vertrauen des französischen Bürgertums, das Napoleon bis dahin unbegrenzt besessen hatte, nicht wiederherstellen konnten. Napoleon bemühte sich auch verzweifelt, verlorene Außenmärkte wieder zu gewinnen, vergeblich. Überall wurde ihm mit unverhohlenem Mißtrauen begegnet. So hat die Kontinentalsperre sehr wesentlich zu seinem Sturz beigetragen und zugleich ihre beabsichtigte Wirkung verfehlt, denn es gelang nicht, den immer mehr anwachsenden Schmuggel zu unterdrücken und die europäischen Mächte bei der Politik gegen England festzuhalten. Mit Napoleons

Digitized by Google

Sturz trat auch die Sperre außer Kraft. Nun strömten die englischen Waren massenweise in den Kontinent, überschwemmten alles und drückten die Preise ruckweise und so tief herab, daß 1815 eine neue, noch viel schwerere Krisis als die von 1810 hereinbrach.

Napoleon ist mit seinen sämtlichen Plänen gegen die englische Seemacht gescheitert, wenn auch vorübergehende wirtschaftliche Erfolge erzielt wurden. Merkwürdig, daß er 1811, als England zwei Mißernten gehabt hatte, nicht die festländische Getreidezufuhr gesperrt hat, eine Aushungerung Englands wäre damals möglich gewesen. Aber Napoleon wollte die französische Landwirtschaft verdienen lassen und England durch Barzahlen an den Bettelstab bringen. Daher die Ausstellung der Lizenzen, wodurch das System der Kontinentalsperre selbst wieder illusorisch wurde. Daß Napoleon selbst zuletzt seiner Sache gegen England nicht mehr sicher war, beweist die Wiederaufnahme der alten maritimen Pläne und der neu einsetzende Ausbau der Marine und der Häfen. 1812 oder 1813 will er Herr von Ägypten, vom Mittelländischen und Roten Meere sein und nach Indien vorstoßen. Es gab aber auch einen Landweg dorthin, den Weg über Rußland. Napoleon gedachte ihn im Bunde mit Alexander I. einzuschlagen, um England doch noch den Todesstoß zu versetzen. Es kam anders. Rußland schwenkte 1811, mitten in der schweren wirtschaftlichen Krisis, zu England ab; Schweden folgte. Und der gewaltige Feldzug des Jahres 1812 stürzte das französische Kaisertum. Nun löste sich auch die Kontinentalsperre in ein Nichts auf. Aber es dauerte lange, bis sich der Handel wieder in geordneten, soliden Bahnen bewegte und Vertrauen und Kredit zurückkehrten. Der Gedanke eines europäischen Wirtschaftsbundes ist aber seit den verheißungsvollen, gleißenden Worten des großen Korsen, mit denen er die Sperre gegen England verkündete, nicht wieder verschwunden und wurde gerade vor dem Weltkrieg mehrfach erörtert. Über kurz oder lang wird ihm wohl wieder nähergetreten werden müssen.

Österreich

Ein Geheimbericht an die k. k. Regierung über die kritische Lage der Habsburger Monarchie um die Jahreswende 1866/67

Von

Arnold Winkler,

Professor der neueren Geschichte an der Universität Freiburg in der Schweiz

Der Prager Vertrag vom 30. August 1866 klärte wohl Österreichs Verhältnis zu Preußen, nicht ganz aber das zu den süddeutschen Staaten. Dort hoffte die Habsburger Monarchie Hilfe zu einem Vergeltungskampf mit Preußen zu finden, solange sie von dessen Militärkonvention mit Süddeutschland nichts wußte. Sie glaubte, auch Frankreichs Unterstützung in Rechnung ziehen zu können, aber, wie sich nach und nach herausstellte, mit

Digitized by Google

geringer Aussicht. Frankreich war zu einem Kriege weniger denn je gerüstet, die Rolle des dritten Napoleon als politischen Lenkers der Geschicke Europas war ausgespielt und sollte nur mehr durch den mit allem noch übrigen Eifer geförderten Theatereffekt der Pariser Weltausstellung von 1867 in Flitterzeug aufleben. Die Gesamthaltung Frankreichs gegenüber Österreich war 1866 keineswegs vertrauenerweckend, ja sie machte überall nur den Eindruck eines falschen Spieles, das der französische Kaiser trieb, weil er den festen Sitz im Sattel verloren. Entgegen seinem laut verkündigten Nationalitätenprinzip suchte er durch Intrigen aller Art die Bildung von Nationalstaaten — was immer man sich darunter vorstellen mochte — in Europa zu hemmen und war gegen die Einigung Deutschlands wie Italiens. Er wollte die anderen europäischen Staaten gleichmäßig geschwächt und energielos gemacht sehen, befürwortete darum Italiens Bündnis mit Preußen und tat nichts, um den Krieg Österreichs gegen diese beiden zu verhindern. Wünschte er doch, aus der Verwirrung mindestens Luxemburg für Frankreich zu ernten. Und als diese Hoffnung und mit ihr Napoleons Popularität immer mehr schwand, blieb in den gekränkten Franzosen wohl die Erwartung rege, nochmals Deutsche gegen Deutsche hetzen zu können, aber nicht die aufrichtige Absicht, Österreich ehrlich mit den Waffen gegen Preußen zur Seite zu stehen. Deshalb konnte die im August 1867 zu Salzburg stattgefundene Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph und Napoleon III. zwar als erfreuliches Symptom den Österreichern erscheinen, sie bot aber keine sichere Gewähr für die Zukunft. Auf Frankreich lasteten noch zu schwer das mißlungene mexikanische und die anderen überseeischen Abenteuer.

England verhielt sich besorgt abwartend; seine Stellungnahme mußte neu begründet werden. Während des amerikanischen Sezessionskrieges (1861 bis 1865) hatte es durch seine schwankende und habsüchtige Haltung das Verhältnis zur Union nachhaltig getrübt, hatte sich einen schweren Prozeß mit den Vereinigten Staaten aufgehalst und obendrein in Frankreich, das noch geschäftiger sein Interesse für die Südstaaten Nordamerikas kundgegeben, einen gefährlichen Rivalen in der Übersee erkannt. Was wollte England tun, wenn der englisch-französischen Seemacht von der Union eine amerikanisch-russische entgegengestellt wurde, was nicht zu den bloßen Hirngespinsten gehörte? Dabei war die Freundschaft zwischen England und Frankreich naturgemäß schon weniger als korrekt, war Kanada durch die Einbrüche der für die Sonderstellung Irlands kämpfenden Banden aus der Union gefährdet und zu dem übrigen Europa für England keine brauchbare Beziehung vorhanden.

Zu Rußland führte seit dem Krimkrieg keine diplomatische Brücke von Österreich. Im Gegenteil schien Preußen durch seine Haltung gegenüber dem polnischen Aufstand von 1863 das Zarenreich sehr fest an sich gekettet zu haben, so daß man in der Habsburger Monarchie am Anfang von 1867 ein preußisch-russisches Bündnis stark besorgen mußte. Außerdem wurde der Donaustaat zwar nur heimlich, aber desto gefährlicher von Rußland an seiner

Digitized by Google

Südostgrenze bedroht durch die Minierarbeit zur Entfachung des serbischen Aufstandes.

Man rechnete mit dem baldigen Zerfall der Türkei, und in der Tat war die Lage der türkischen Regierung fast noch verzweifelter als zwölf Jahre früher, da doch die Westmächte dem Halbmond zu Hilfe geeilt waren. Auf der Balkanhalbinsel und den davorgelagerten Inseln zeigten die christlichen Nationalitäten energisches Leben, und im Frühjahr 1866 brach auf Kreta ein Aufstand aus, dem sich die Türkei nicht mehr gewachsen zeigte. Die Serben sahen in ihrem Lande ein slawisches Piemont, meinten, die Cavours zu Dutzenden unter sich zu haben, und wollten sich zu Befreiern aller ihrer nichtrussischen Stammesgenossen aufwerfen, vorläufig unter Führung ihres Fürsten Mihailo Obrenović III. Unaufhörlich rollte der „Rubel auf Reisen" von Kreta bis Belgrad und Jassy, diese Bestrebungen unterstützend, aber in der sicheren Erwartung, daß die schließlich von der Türkei gelösten Nationalitäten Rußlands Beute würden. Die von der russischen Botschaft in Paris inspirierten Korrespondenzen belgischer Blätter verkündeten denn auch bereits, die Serben wollten, wenn sie nicht ein selbständiges Slawenreich gründen könnten, gern den Anschluß an Rußland suchen. Darüber vermochten in Österreich die mit gewohnter Hinterhältigkeit gemachten serbischen Beteuerungen des Gegenteils nicht zu täuschen. Vorläufig lag für Serbien alles an der Räumung der von den Türken noch besetzt gehaltenen Festungen Belgrad, Semendria, Schabatz und Kladova. Und es war um keinen Tag zu früh, als Beust, der am 30. Oktober 1866 den Grafen Mensdorff im österreichischen Ministerium des Äußeren abgelöst hatte, unterm 1. Januar 1867 in Paris vorsichtig Fühlung zu nehmen suchte wegen einer Intervention zugunsten der Serben, damit deren eifrigst betriebenen Rüstungen wenigstens der offensichtliche Anlaß genommen werde.[1]) Beusts Bemühung hatte keinen Erfolg, wohl aber erreichten des Fürsten Mihailo Bitten und das Wort Englands in der Türkei drei Monate später ihr Ziel. Österreich gewann dabei nur, daß die serbische Frage sich nicht sofort in einer Explosion entlud. Aber kennzeichnend war es, daß Ali Pascha, der türkische Minister des Auswärtigen, sich nur der österreichischen Vermittlung bediente, um Serbien seine Geneigtheit zur Freigabe der Festungen kundzutun.

Italien endlich befand sich in einer gar sonderbaren Lage. Der Haß gegen Österreich und das Verlangen nach weiterer Vergrößerung auf dessen

---

[1]) Plener, Erinnerungen, Stuttgart 1911, S. 108, stellt Beusts Vorgehen als leichtsinnig dar, weil ihm das Einvernehmen mit Rußland fehlte. Doch dürfte die von Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten, Stuttgart 1887, Bd. II, S. 55, gegebene Darstellung, nach der es sich nur um eine Sondierung handelte, eher den Tatsachen entsprechen. Nach Ranke, Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert, Leipzig 1879, S. 503, hätte sich umgekehrt Frankreich an Beust mit einer bezüglichen Anfrage gewendet; ein Irrtum, der auf unzureichendem Quellenmaterial beruhte. Napoleon III. hat Beusts Anregung rasch und unzweideutig abgelehnt.

Digitized by Google

Kosten war auch nach der Besetzung Venetiens rege. Aber der Nationalstolz hatte durch die Art, wie man zur neuen Provinz gelangte, einen argen Stoß erlitten. Die Dankespflicht gegen Frankreich, von dem man das großmütige Geschenk empfangen, wurde als drückend, das Bündnis mit Preußen als unnatürlich empfunden. Noch war Rom unter französischem Schutz, die Finanzen waren gänzlich zerrüttet, die republikanische Agitation unterwühlte das Land, die Lombarden und Venetianer waren zunächst alles eher als mit der neuen Herrschaft zufrieden.

Es ist ein eigentümliches Bild, das uns die äußere Lage der Habsburger Monarchie um die Wende 1866/67 darbietet. Nirgendhin konnte sie vertrauendes Entgegenkommen bringen, weil es ihr von überallher versagt wurde. Vereinsamt stand sie, umgeben von einer Welt des Mißtrauens und der Intrigen. Wäre damals schon das Wort erfunden gewesen, man hätte von einer Einkreisung sprechen müssen, die nicht mehr vollständiger werden konnte. War doch der freie Weg nach Norden noch lange nicht sichtbar. Zudem dünkte es die Österreicher, als stünden sie auf einem Vulkan; denn die serbische Angelegenheit bedurfte nur des geringsten Anlasses, um zum offenen Kampf mit Österreich und zum europäischen Krieg zu werden. Die damalige politische Verkettung erscheint uns heute ziemlich klar. Hatte doch schon 1864 Fürst Gortschakow sich dem französischen Geschäftsträger Grafen de Massignac gegenüber der Zerstörung der „heiligen Allianz" gerühmt und die Wichtigkeit einer Verständigung zwischen Rußland und Frankreich hervorgehoben.[1]) Gewiß war die Habsburger Monarchie trotz Königgrätz und des Prager Vertrages so bündnisfähig wie jemals;[2]) doch es fragte sich sehr, mit wem sie ein tragfähiges Bündnis eingehen sollte. Zu viel Feindschaft und Eifersucht war ringsum. Diese äußere Lage des Donaustaates kann nur mit der während des Weltkrieges verglichen werden, die ja letzten Endes bloß das Extrem der vor dreiundfünfzig Jahren gewesen ist.

Die böse äußere Lage wurde reichlich durch die inneren Schwierigkeiten verstärkt. Als das Jahr 1866 sich seinem Ende zuneigte und es an der Zeit war, die Kräfte der Habsburger Monarchie für eine neue und erfolgreichere Geltendmachung zu überschauen, da zeigte sich, daß die Monarchie von der dazu notwendigen Ordnung so weit entfernt war, wie überhaupt möglich. Denn abgesehen davon, daß das Finanzjahr 1866 mit einem für die damaligen Verhältnisse enormen Defizit abschloß, schien der ganze Staat in seinen Fugen zu wanken.

Die Kämpfe, unter denen aus Österreich ein Österreich-Ungarn wurde, können heute in ihrer Gewalt gar nicht mehr ermessen werden. Die „staatsrechtliche Zweispaltung Österreichs" nannte man in Zisleithanien den im Werk

[1]) Französisches Ministerium des Äußeren, Der diplomatische Ursprung des Krieges von 1870/71, Bd. III, S. 320 f.

[2]) H. Friedjung, Der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867. („Preußische Jahrbücher", Bd. 169, August und September 1917, S. 186.)

Digitized by Google

befindlichen Ausgleich mit Ungarn, und dagegen wütete ein mächtiger Sturm. Und dieser Ausgleich sollte in einem Staat geschaffen werden, der in unerhörtem Maße national zersetzt erschien. Der Staatsminister Belcredi hatte durch das kaiserliche Manifest vom 20. September 1865 die bestehende Verfassung beseitigt — „sistiert" nannte man dies — und so die Reichsvertretung, wie sie das Februarpatent von 1861 vorsah, den Gesamtreichsrat für die ganze Monarchie und den „engeren" Reichsrat für die nichtungarischen Länder, unmöglich gemacht, auch wenn sie endlich hätte zusammentreten wollen. Man machte dem Staatsminister das gewiß erfundene Wort zum Vorwurf: „Hat Schmerling Österreich fünf Jahre lang ohne die Slawen regiert, so werde ich diesen Deutschen zeigen, daß man es ebenso lange ohne sie regieren kann,"[1]) und sein offenkundiges Streben nach dem Föderalismus für die Monarchie. Doch war ohnedies genügend Zündstoff aufgehäuft. Das Sistierungsmanifest, das sonderbarerweise die Bahn frei machen sollte zu einer Verständigung der Nationalitäten untereinander und Zisleithaniens mit Ungarn, erregte den heftigsten Widerspruch namentlich bei der deutschen Bevölkerung, und überdies war die slawische Bewegung in stärksten Gang gekommen. Hatten doch die Preußen nach ihrem Einmarsch zu allem Überfluß an die tschechische Bevölkerung Böhmens eine Proklamation erlassen unter dem Titel: „An die Bevölkerung des glorreichen Königreiches Böhmen", die wieder eine Dankadresse, abgedruckt in Berliner Zeitungen, seitens der in Berlin wohnenden Tschechen zur Folge hatte. Im übrigen stammte von Palacký der nun stärker als schon am 16. Mai 1865 getane Ruf: „Der Tag, an dem der Dualismus proklamiert wird, wird zugleich durch unwiderstehliche Naturnotwendigkeit der Geburtstag des Panslawismus in seiner am wenigsten erfreulichen Gestalt werden. Wir (Slawen) waren vor Österreich da, wir werden es auch nach ihm sein."[2]) Daß derselbe Palacký im April 1848 an den Fünfzigerausschuß zu Frankfurt am Main ein Protestschreiben gegen das Aufgehen Österreichs in Deutschland gerichtet hatte,[3]) worin der Satz stand: „Wahrlich, existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen",[4]) durfte nicht wundernehmen. Die Slawen, denen vorenthalten werden sollte, was man den noch kürzlich revolutionären Madjaren geben wollte, standen nun wirklich an einem Wendepunkt ihres Geschickes und — ihrer Staatsgesinnung. Dafür hatte aber die Wiener Regierung keinen Blick und wollte nur aufs schnellste

---

[1]) Zitiert von Walter Rogge, Österreich von Világos bis zur Gegenwart. Leipzig 1872 f., Bd. II, S. 275, und F. v. Krones, Moritz von Kaiserfeld, S. 264.

[2]) Abgedruckt in Franz Palacký, Österreichs Staatsidee. Prag 1866, S. 77.

[3]) Öfter gedruckt; u. a. in Fr. Palacký, Gedenkblätter, Prag 1874, unter dem Titel „Eine Stimme über Österreichs Anschluß an Deutschland (1848)".

[4]) Der Satz ist durchaus nicht originell, sondern eine Umbildung der von Voltaire in dem Gedichte „An den Verfasser des neuen Buches von den drei Betrügern" gebrauchten Wendung: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer."

Digitized by Google

den Ausgleich zustande bringen, um Ungarn, das so zum Dank verpflichtete, für den „Marsch nach Berlin" zu gewinnen.[1]) Die Hoffnung erfüllte sich natürlich nicht; und zugleich mit der Staatseinheit gingen durch die psychologisch falsch orientierte Wiener Politik dem Reiche die Slawen, voran die Tschechen, verloren.

Palacky und Rieger waren die noch gemäßigten Tschechenführer; von ihren Anhängern trennten sich Sladkowski und Gregr, die eine neue, vehementere Fraktion gründeten unter der Bezeichnung „Jungtschechische Partei". Im Juli und August 1866 hielten die verschiedenen Slawenführer Beratungen in Wien und Baden ab über eine Neugestaltung des verfassungsrechtlichen Verhältnisses der Habsburger Monarchie. Das schriftliche Ergebnis ließ an der föderativen Gestaltung des Staates nichts zu wünschen übrig. Das Programm wurde von Rieger ausgearbeitet[2]) und im Wege des Staatsministeriums dem Kaiser unterbreitet.

Freilich herrschte unter den Slawen keineswegs Einigkeit. Die Slowaken wollten von den Tschechen nichts wissen, die Polen nahmen eine selbständige und selbstherrliche Stellung ein, die Ruthenen beklagten sich vergebens über Unterdrückung. Im Süden war die südslawische Bewegung mit ganz eigenem Charakter brennend geworden. Der seinerzeit von Ljudevit Gaj mit ausdrücklicher Betonung des Festhaltens an der Habsburger Monarchie[3]) begründete, etwas unklare Illyrismus war bereits aufgegeben und dem Plane des Bischofs Strossmayer zur Gründung eines aus Kroatien, Slawonien und Dalmatien bestehenden sogenannten dreieinigen Königreiches gewichen. Es lag nahe, nach völliger Selbständigkeit dieses Königreiches zu streben, dem der erhoffte serbische Aufstand und die dadurch sich ergebende Unordnung auch Bosnien und die Herzegowina zubringen sollte. Offen aber traten Strossmayer und die Seinen gegen jede Verbindung mit Ungarn auf, obwohl, wie eine neuere Publikation[4]) nachweist, der allserbische und des weiteren der großkroatische Gedanke in Südungarn sich entwickelt hatte. Nicht sehr vom Glück begünstigt war der Kroaten Werben um die Neigung der Slowenen, die jenen manches von früher her nachtrugen.

Im engeren Ungarn stand es nicht viel besser. Da herrschte ein Gewirre von historischem und noch revolutionärem Rechtsanspruch, man versagte den nichtmadjarischen Nationalitäten die Rechtsgleichheit, der Freiheitsruf stand in auffallendem Kontrast mit der Zumutung an die Nichtmadjaren,

---

[1]) Siehe darüber Aug. Fournier, Österreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I., Berlin 1917, S. 152 f.

[2]) Vollständig wiedergegeben bei A. O. Zeithammer, Zur Geschichte der böhmischen Ausgleichsversuche 1865—1871. Prag 1912, Bd. I, S. 16 f.

[3]) Ljudevit Gaj, Gedanken zum Ausgleich Kroatiens und Slawoniens mit der Regierung. Agram 1864, S. 39.

[4]) L. v. Südland (Pseud.), Die südslawische Frage und der Weltkrieg. Wien 1918, S. 374.

Digitized by Google

sich unter die Minorität zu beugen. Die etwas gemäßigtere Partei Deáks stand neben der Tiszas, die nur reine Personalunion mit Zisleithanien gelten lassen wollte, und in Pest durfte sich während einer Debatte ein Redner den Satz gestatten: „Wenn man sicher wäre, daß nach einem Zerfall Österreichs Ungarn bestehen bliebe, so wäre es etwas anderes, so aber ..." [1]) An der Seite der preußischen Heere war, von dem Revolutionär Klapka geworben, eine ungarische Legion gegen die Habsburger Monarchie gezogen.

Unter solchen Umständen war es erklärlich, daß mit der Eröffnung der für den 19. November 1866 einberufenen Landtage — auch des ungarischen, den man offiziell nicht Reichstag nennen konnte — ein Hexensabbat seinen Anfang nahm, desgleichen der Staat vorher kaum gesehen. Überall nahmen die verhetzten Nationalitäten entweder gegen die Sistierung und den Ausgleich oder für ihre Sonderstellung Partei oder taten beides unter den heftigsten Ausfällen, und entsprechend fielen auch die verschiedenen Landtagsadressen aus. Deshalb war es kein glücklicher Gedanke, durch das Patent vom 2. Januar 1867, welches die Landtage diesseits der Leitha auflöste und zugleich Neuwahlen dazu ausschrieb, einen „außerordentlichen Reichsrat" für den 25. Februar nach Wien einzuberufen. Dieser Reichsrat sollte aus den Landtagen unter Freigabe des Wahlmodus gewählt werden, was dem nichtdeutschen Element im voraus die Majorität sicherte, und durfte nicht einmal Beschlüsse über den Ausgleich fassen, sondern bloß Beratungen darüber anstellen. Dafür waren die Verfassungsgetreuen nicht zu haben und verweigerten rundweg den Eintritt in diesen Reichsrat. Zu dessen Eröffnung sollte es übrigens nicht kommen. In der Zeit zwischen dem 9. und 13. Januar 1867 fanden in Wien die entscheidenden Konferenzen zwischen den vom Kaiser und den vom ungarischen Landtag Bevollmächtigten statt, die Beschlüsse wurden am 9. Februar von der Krone genehmigt, und am 17. Februar waren die verantwortlichen Minister für Ungarn ernannt. Damit begann die neue Ära für den Donaustaat, denn nun wurde auch der verfassungsgemäße „engere" Reichsrat für die zisleithanischen Königreiche und Länder einberufen; es gab eine dualistische Monarchie. Sie fand den Grafen Belcredi nicht mehr als Minister, er hatte am 7. Februar 1867 seine Entlassung erhalten. An seine Stelle war Beust als Ministerpräsident Zisleithaniens und als Reichskanzler getreten.

§

In kurzen Zügen ist dies der Rahmen für den nun folgenden, die gleiche Zeitspanne umfassenden Bericht. Die hier zum erstenmal und vollständig mitgeteilte Darstellung liegt in Originalniederschrift im Wiener Kriegsarchiv unter den Feldakten von 1866 (Operierende Armee, XIII/4), deren Benutzung mir gelegentlich einer historischen Forschung uneingeschränkt gewährt

[1]) Friedr. Giehne, Zwei Jahre österreichischer Politik. Aus einem Tagebuch. Schaffhausen 1868, Bd. I., S. 239.

Digitized by Google

wurde, und ist dort 21 halbbrüchig beschriebene Bogen stark. Sie lag, wie aus der Notiz des Namens auf dem Umschlag zu ersehen, seinerzeit nur Kienast vor bei Verfassung seines Buches über die Legion Klapka, wurde aber von ihm nicht weiter beachtet, weil außerhalb des Themas gelegen.

Leider läßt sich mangels irgendwelchen Vermerkes die Adresse nicht genau feststellen. Es läge wohl nahe, an eine Berichterstattung für den neuen österreichischen Minister des Äußern, Freiherrn v. Beust, zu denken, der in seinen Erinnerungen selbst zugibt, bei seinem Amtsantritt völlig unbekannt mit den österreichischen Zuständen gewesen zu sein. Und in der Tat enthält der Bericht nahezu ein Vademekum für jeden, der damals auf hervorragendem Posten für die Monarchie interessiert war. Freilich stellen sich gegen diese Annahme innere Gründe, wie die Meinung des Schreibers, daß über manches „die hohe Regierung ohnedies in genauer Kenntnis" sei. Das kann wieder glauben machen, daß es sich um eine Berichterstattung für den Staatsminister (Minister des Innern) Grafen Belcredi handelte, für den eine genaue Kunde von der öffentlichen Stimmung in so bewegter Zeit gewiß wertvoll und notwendig war. Eine Bezugnahme auf die auswärtige Lage war natürlich auch in einem für das Staatsministerium verfaßten Bericht unerläßlich. Für eine Entscheidung zu dieser oder jener Annahme blieben Nachforschungen in den Ministerien (nun Staatsämtern) des Äußern und des Innern ohne Erfolg. Jedenfalls aber spricht der vorliegende Bericht für die äußerst gewissenhafte Auffassung des Adressaten von seinen Amtspflichten. Ebensowenig wie die genauere Adresse war der Name Fr. Fiebich des sicher hochgebildeten „Berichtlegers" zu identifizieren; auch in dieser Richtung blieb alles Suchen ergebnislos, so daß nichts weiter möglich ist, als an einen Decknamen zu denken, wie er von Vertrauensmännern der Regierung bei Berichten vertraulicher Art stets angenommen wurde.

Der tagebuchartige Geheimbericht, an dem hier nur die Orthographie sachte geändert wurde, nicht aber die manchmal etwas sonderbare Interpunktion, stellt gewiß einen interessanten Beitrag zur österreichischen Geschichtskunde dar. Er ist eine moderner und großzügiger gehaltene Fortsetzung der vor 1848 in Österreich üblich gewesenen geheimen „Administrations- und Stimmungsberichte", die in jüngster Zeit zum Teil veröffentlicht wurden. Da jedoch die Akten des nach 1848 geschaffenen Polizeiministeriums (eines Ressorts des Ministeriums des Innern) auch für die in Frage stehenden Jahre spurlos verschollen sind, so ist das hiermit der Öffentlichkeit übergebene Stück wohl das einzige, das daraus bekannt werden kann. Seine Erhaltung verdankt es nur dem Umstande, daß es sich durch Zufall an eine fremde Stelle verirrte.

Alles in allem genommen, gibt der Bericht ein so sachlich und übersichtlich dargestelltes Bild, fern von jeder Beeinflußtheit, nur mit einem kleinen Einschlag von Konservativismus, daß sobald keine andere gleichzeitige oder spätere Schilderung von solcher Treue für diese kritische Epoche der

Digitized by Google

ehemaligen Habsburger Monarchie aufzuweisen ist. Er lehrt, was an dem nun beliebten Kampfgeschrei von der „traditionellen Unterdrückung der Slawen durch die Deutschen in Österreich" Wahres gewesen ist, und vermag auch einigermaßen die Genesis des gegenwärtigen Zustandes erkennen zu lassen: die Tragödie des österreichischen Deutschtums.

Politische Nachrichten

aus Belgrad — aus Wien über die Volksstimmung daselbst — in Ungarn, Madjaren und seine slawischen Volksstämme — das Südslawentum des dreieinigen Königreiches usw. — Kundgebungen über die Aufnahme der Regierungsakte bei der Bevölkerung.

(Ende 1866 und Anfang 1867)

Semlin, am 19. September 1866.

Gestern abend von der Bereisung in der mir angedeuteten Richtung hieher zurückgekehrt, beeile ich mich, als das Ergebnis meiner eigenen Forschungen und jener meines hier und in Belgrad verwendeten Vertrauensmannes zu berichten, wie folgt, und zwar 1. über die serbischen Rüstungen und die dortigen Parteiumtriebe:

Der Effektivstand der fürstlich serbischen regulären Truppen mit Inbegriff der kleinen Garde und der Gendarmerie beläuft sich auf 6800 Mann.

Die Miliz, zwischen 20000—30000 Mann, welche bereits vor zirka zwei Monaten gemustert wurde, befindet sich in einer gewissen Bereitschaft, welche aber nur darin besteht, daß jeder Mann zwei Paar Opanken (Bundschuhe) haben und auf den ersten Ruf binnen vierzehn Tagen, mit Lebensmitteln auf drei Tage versehen, zu erscheinen hat.

Die Waffen sind noch alte; neue werden erwartet.

Der Stand der Pferde für berittene Gendarmerie und Bespannung von Kanonen, Munitions- und Proviantfuhrwerken bestand bisher in etwas über 300 Stück; von denen nun durch den Neukauf die vielen unbrauchbaren ausgemustert und ersetzt werden sollen; ferner werden von demselben Ankauf pr. 2000 Stück vier Gebirgsbatterien samt Munitionstranport neu ausgerüstet und der Rest als Tragtiere verwendet werden und zwar im Beginne des Frühjahres.

Die Geschützanzahl — deren bis nunzu nur 3 Batterien notdürftig bespannt waren, beläuft sich im ganzen und zwar verschiedenen Kalibers, — Mehrzahl aber Vierpfünder — auf 72 Stück und liegen dieselben zum beiweiten größten Teile noch im Depot zu Kragujevac, woselbst auch an der Erzeugung, Umguß von Geschützen und Geschossen, sowie an der Erzeugung von Munition unter der Leitung von französischen Fachmännern fleißig fortgearbeitet wird.[1])

[1]) Nach L. v. Ranke, Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert, S. 500, zählte 1866 die stehende serbische Armee ungefähr 3400 Männer aus allen Waffengattungen;

Digitized by Google

Vom Ankauf und überhaupt einer Vorsorge im Verpflegungswesen ist bisher keine Rede — erstreckte sich dieselbe auch nur auf die Beischaffung größerer Heu- und Hafervorräte und an den ersteren erlitt die fürstlich serbische Regierung durch den aus bisher nicht konstatierten Gründen entstandenen großen Brand vom 11. d. M., der zwei Tage währte, einen empfindlichen Schaden.

Derselbe wird auf zirka 8000 Dukaten geschätzt und ist der Ersatz gegenwärtig sehr schwierig und kostspielig.

Man schiebt denselben beinahe allgemein den Türken, respektive einem unbekannten, von ihnen bezahlten Individuum in die Schuhe.

Bei der Übernahme der Pferde von den Lieferanten wird sehr rigoros vorgegangen und wurden erst vor drei Tagen wieder bei fünfzig Stück zurückgestoßen.

An der Lieferung beteiligt sich auch ein gewisser Raich (Raić) aus Temesvar.

Dieser auffallende Pferdekauf wurde aber — so viel ist sicher — schon lange angeregt, endlich zur Zeit des Ausbruchs[1]) der Insurrektion auf Kandia (Kreta) beschlossen, die Lieferungen kontrahiert und trotz des Mißlingens jener Insurrektion werden dieselben nunmehr im Hinblick auf die allgemein im Frühjahr mehr befürchteten als erwarteten Bewegungen auch ausgeführt.

Hier bin ich nun an dem Punkte angekommen, der mir gestattet, die im fürstlich serbischen Ministerium einerseits — und in der durch den Schwiegersohn Nenadović des Exfürsten Karagjorgjević[2]) geleiteten Partei andererseits herrschenden und voneinander weit unterschiedenen Schattierungen der Zukunftspolitik näher beleuchten zu können.

---

die Nationalmiliz bestand aus 5000 Männern zu Pferd und aus 17 Infanteriebrigaden (entsprechend den 17 Landesbezirken), von denen ungefähr 50 000 Männer zum 1. Aufgebot gehörten; dies hatte immer unter Waffen zu stehen. Die Artillerie war 18 Feld- und 7 Gebirgsbatterien stark. Diese Angaben übernahm A. Kienast, Die Legion Klapka, Wien 1900, S. 183 (Anm. 2). Etwas verschieden sind die Daten bei Major Heinr. Filek v. Wittinghausen, Das Fürstentum Serbien. Geogr.-mil. dargestellt. Wien 1869, S. 48 f. Nach ihm betrug die reguläre serbische Armee 3500 Männer mit zirka 700 Pferden, die Artillerie 4 vierpfündige gezogene Fußbatterien und 3 vierpfündige Gebirgsbatterien. Das Offizierkorps bestand zur Hälfte aus ehemaligen österreichischen und russischen Offizieren. Die Nationalmiliz zählte 2400 Männer zu Pferde und 50 000 Infanteristen des 1. Aufgebotes, in 10 Brigaden formiert; die übrigen 7 Brigaden bildeten das 2. Aufgebot. Im ganzen war die militärische Anforderung an die damals zirka 500 000 männliche Seelen zählende Bevölkerung Serbiens sehr groß. Die Organisation des Nationalheeres war durch die Verordnung des Fürsten Michael (Mihailo) Obrenović III. vom 17. August 1861 erfolgt. — Die gleichzeitig an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen des vorliegenden Berichtes können natürlich trotzdem der Wahrheit entsprechen.

[1]) Mai 1866.

[2]) Alexander K. (Fürst 1842—1858), wegen seiner Neigung zu Österreich vertrieben von der russenfreundlichen Partei zugunsten der Dynastie Obrenović.

Digitized by Google

Die fürstlich serbische Regierung, welche erst am 18. v. M. griechischen Kalenders — also am 30. v. M. römischer Rechnung ihren mit Vollmachten ausgestatteten Sendling Johann Ristić[1]) nach Konstantinopel abfertigte, wünscht die Befreiung Serbiens von den türkischen Besatzungen in Belgrad, Schabatz-Semendria und entweder die Übergabe oder Schleifung der Festungen zu erreichen und hofft hiebei auf die Unterstützung der Großmächte, darunter vorsonderlich Österreichs[2]) und Frankreichs; außerdem sucht sie die von der Pforte an die Walachei gemachten Zugeständnisse jüngster Zeit[3]) ebenfalls zu erlangen.

Gelingt ihr dies, so ist sie auf lange befriedigt und — taub gegen russische Intrigen und deren Aufstachelungen — würde sie der inneren Entwicklung — vorsonderlich dem Aufblühen Belgrads ihre ganze Sorgfalt widmen und in dem Erfolg dieser dankversprechenden Aufgabe ihre ganze Befriedigung finden.

Die Sympathien für Rußland reduzieren sich auf ein äußerstes Minimum bei allen aufgeklärteren und mit ihrem Vaterlande wohlmeinenden Serben, welche eben Serben bleiben und vom türkischen Joche möglichst frei, aber durchaus nicht Russen werden wollen — schon aus dem Grunde, weil sie sich in dem türkischen Verbande besser, freier und doch in einem gewissen Zustande von Selbständigkeit befinden.

Dies auch der Grund, warum diese starke Partei, zu deren Führern der Minister Garašanin[4]) gehört, Wagnissen, die Serbien um das mühsam Erworbene bringen könnten, durchaus Feind ist; dies auch der Grund, warum sie russischen Lockungen mißtrauisch begegnet, — aber für den Fall, als die orientalische Frage durch Rußland in Angriff genommen und die Türkei von den anderen Großmächten verlassen und unterliegen würde, nicht müßig bleiben will, um für sich zu retten, was ihr so teuer, den freien Bestand Serbiens, und zu verhindern, was sie erdrücken würde, — ein Aufgehen in Rußland.

In dieser Beziehung sympathisieren alle Führer und aufgeklärteren Männer selbst der angrenzenden Länder und es ist kein Wahn, wenn ich behaupte, daß sie ein Aufgehen in Österreich mit Wahrung ihrer Autonomie weit vorzögen dem gänzlichen Verschmelzen mit dem russischen Reiche.

---

[1]) Über Charakter und Wirken des Österreich eminent feindlichen Ministers Jovan Ristić, der skrupellos die Zertrümmerung der Habsburger Monarchie anstrebte, siehe Leop. Mandl, Die Habsburger und die serbische Frage. Wien 1918, S. 32 f. Über seine Sendung nach Konstantinopel siehe Ranke, Serbien und die Türkei, S. 503 f.

[2]) Richtiger wäre wohl Rußland zu nennen gewesen. Es ist überhaupt auffallend, welche geringe Bedeutung der Berichterstatter dem Einfluß Rußlands in Serbien beilegte. Vielleicht war aber dieser Bericht auch ein Beweggrund für Beust zu seinem, übrigens verunglückten Interventionsversuche in Paris vom 1. Januar 1867.

[3]) Selbständigkeit der Moldau und Walachei (Rumäniens) mit nomineller türkischer Oberhoheit.

[4]) Ilija (Elias) G., 1862—1867 serbischer Ministerpräsident und Minister des Äußeren. Vgl. auch Ranke a. a. O.

Digitized by Google

Dies die ausgesprochen politische Richtung der fürstlich serbischen Regierungsmänner, des Fürsten[1]) und der großen Mehrheit des serbischen Volkes selbst — und vollkommen zuverlässig wahr ist es — auch des Orešković,[2]) der, wohl verwendet und benützt nach seinen Fähigkeiten, einen entscheidenden und etwa russenfreundlichen Einfluß durchaus nicht übt und auch nicht hat.

Ganz anders denkt und andere Ziele verfolgt die Partei, an deren Spitze Nenadović, der Schwiegersohn des Karagjorgjević, steht und welcher als Werkzeug und Mediateur de ce coté ci ein gewisser Medolović aus Slankamen an der Donau (vis-à-vis der Theißmündung) dient und der auch fleißig in Bewegung, bald in Belgrad, bald in Neusatz oder Mitrovitz und Schabatz, wo Nenadović sich aufhält, zu finden ist.

Die fürstlich serbische Regierung ist in vollkommener Kenntnis der Umtriebe und Absichten dieser Partei, welche, durch Versprechungen der russischen Regierung und des alten Karagjorgjević geködert, ein Werkzeug in ihren[3]) Händen ist und als solches beim Angriffe Rußlands auf die Türkei dienen soll, indem sie die Vertreibung des Fürsten Michael, Einsetzung des Sohnes[4]) von Karagjorgjević und eine allgemeine Erhebung ins Werk setzt.

Das Bestehen dieser Partei ist die Veranlassung einer ungemein wachsamen und strengen Polizei in Serbien, besonders in Belgrad, wo z. B. während der Funktion in der Kirche, welcher der Fürst anwohnt, die Türen und selbst die äußeren Tore an der Staketenumfriedung von zehn bis zwölf Gendarmen besetzt sind.

Daß die beschriebene Partei unter den Serben diesseits[5]) auch ihre Russophilen zählt, welche von der Absetzung oder Vertreibung des Fürsten Michael, der Einsetzung des jungen Karagjorgjević und einem energischen Aufstande unter russischem Beistande Serbiens Heil und Größe — eigentlich aber Realisierung selbstsüchtiger Wünsche erwarten, dies ist wohl wahr, aber sie sind bei der herrschenden Stimmung der übergroßen Mehrheit und schon deswegen unschädlich, weil, um das eigentliche Volk, die Massen zu bewegen, Geld, viel Geld nötig ist, denn die Massen sind apathisch ohne raschen Erfolg und materiellen Gewinn.

2. Die Gegenden Syrmiens und des Peterwardeiner Grenzgebietes, welche ich bereiste und in denen ich mit Volk aller Stände verkehrte, haben mir die Überzeugung aufgedrungen, daß hier von einer systematischen Agitation keine Rede sei, — es müßte dieselbe auch in ihren Zwecken eine dem Volke näherliegende sein; die geographische Scheidewand zwischen dies- und jenseits

---

[1]) Mihailo Obrenović III., seit 1860; ermordet am 10. Juni 1868 im Topschider Park.

[2]) Serbischer Oberst, ein Vertreter der großserbischen Idee. Über ihn siehe Ed. v. Wertheimer, Graf Julius Andrássy, Bd. II, S. 252 f.

[3]) Der russischen Regierung und des Alexander Karag.

[4]) Peter K., der jetzige serbische König.

[5]) Unter den österreichischen Serben.

Digitized by Google

erklärt wohl auch zum großen Teile, daß eine Agitation mit jenseitigen Bewegungen im Zusammenhange hier auf einen Erfolg, auf ein Verständnis bis zur Tatkraft nicht rechnen könne. Lügen und zwar stark lügen würde ich, wenn ich es auszusprechen vermöchte, daß das Volk der Serben diesseits sich zufrieden und glücklich fühlt.

Was die Serben der Grenze speziell betrifft, so sind sie im allgemeinen genügsamen Charakters, — Eines halten auch sie hoch, das ist: Sprache und Ritus; und wenn Unzufriedenheit unter dem Volke gesät wurde und wird, so kommt sie aus dem Samen, den der unzufriedene oder gar gekränkte Pope gesät.

Der Indifferentismus — eine Frucht der Aufklärung — hat den katholischen Klerus um Macht und Einfluß gebracht, und vergeblich ringt er, beide wieder zu gewinnen; hier aber herrscht noch viel Obskurismus, blinder Glaube und infolgedessen großer Einfluß der Priester auf ihr Volk. Ist der Priester zufrieden und geschieht ihm und dem Volke kein hartes Unrecht, so ist der Priester Apostel des Friedens und seine Worte fallen auf guten Boden; ist der Pope unzufrieden, d. h. in seinen Rechten und Ansprüchen gekränkt, so grollt er, wühlt und sät Gift.

Der Zufriedene sagt: Unsere Heimat ist hier — gut geht es uns unter Österreich; der malkontente Pope aber denkt und spricht: Unsere Brüder sind jenseits, dort ist unsere Heimat, — hier drücken uns Deutsche, Ungarn, Katholiken mit Sprache und Religion.[1])

Auf die Gefahr hin, zu fehlen, folge ich dem Drange, die Wahrheit zu sagen, indem ich berichte, daß z. B. der Vortrag deutsch in serbischen Realschulen, — die Subvention von 6000 Gulden ö. W. aus dem Regimentsproventenfonde[2]) für die Restaurierung der katholischen Kirche in Mitrovitz, dagegen Verweisung ähnlicher Bedürfnisse auf den Säckel der Gläubigen, wenn es sich um (eine) serbische Kirche handelt — elende Existenz einer großen Anzahl serbischer Seelsorger am Lande etc. die Veranlassung zu Schmerzensseufzern, Schmollen und bösen Ausbrüchen sind und von den Priestern nicht zum Nutzen der Regierung benützt werden.

Vor allem ist es gegenwärtig wieder die Besorgnis vor ungarischen Unterdrückungen, wenn die hohe Regierung die Forderungen der Madjaren[3]) befriedigt, ohne gleichzeitig mit Energie für die Autonomie und konstitutionelle Befriedigung der slawischen Teile der Krone Ungarns zu sorgen.

Erhalten sie aber diese ihre Rechte unverkürzt, so jauchzt das Volk vom

---

[1]) Über die serbisch-orthodoxe Kirche als nationalpolitischen Faktor siehe die wichtigen Aufklärungen bei L. v. Südland, Die südslawische Frage und der Weltkrieg, namentlich S. 309 f.

[2]) Einkünfte der Grenzerregimenter, welche bezirksweise die österr. Militärgrenze verwalteten. Vgl. J. H. Schwicker, Geschichte der österr. Militärgrenze. Teschen 1883, S. 213 f. u. 367.

[3]) Nach dem Dualismus.

Digitized by Google

Advokaten und Popen bis zum ärmsten Manne dem Kaiser und König dankbar zu — und allen hinterlistigen Bestrebungen feindlicher Mächte im Innern und von außen ist die Spitze abgebrochen.

Das Volk wäre gern österreichisch und treu — nur Sprache, Kirche nicht verletzen und sein konstitutionelles Recht gegen ungarische Bedrückungen schützen — dies ist des serbischen und überhaupt slawischen Volks heißester Wunsch. —

Wien, am 15. Dezember 1866.

Ein gedrängtes, aber treues Bild der Volksstimmung in jenen Schichten der Nationalitäts- und Ständegruppen, welche der Beobachtung des Berichterstatters offenliegen, sei die Aufgabe dieser Zeilen.

Niedergedrückt durch die Wucht der Ereignisse am Schlachtfelde des Nordens — und den Folgen derselben ohnmächtig gegenüberstehend, waren es vor allen die Deutschen Österreichs in ihrer Gesamtheit, welche sich durch den Ausschluß aus Deutschland empfindlich getroffen fühlten; — aber nicht lange währte es, so wich das Gefühl der Gedrücktheit dem kräftig erwachenden Bewußtsein, daß die Deutschen Österreichs eben die Aufgabe haben, durch ihren altangestammten und urwüchsigen Patriotismus vor allen den Großstaat und mit ihm sich selbst zu stützen.

Dies war das natürliche Gefühl, der natürliche Drang der Massen des Volks in Stadt und Land, — aber der berufenen und unberufenen Schreiber und Redner große Zahl — auf der Jagd teils nach Gewinn, teils nach Popularität, teils wirklich von exzentrischen und gehässigen Nationalitätsbestrebungen geleitet, begann nur zu bald die öffentliche Meinung irrezuleiten, zu verstümmeln und dem Volke selbst — ich meine hier nur die Deutschen — statt selbes aus seiner begreiflichen Bangigkeit und gedrückten Stimmung aufzurichten und den angeborenen Mut, die unvertilgbare Lebenskraft zu heben, disputierte sie Mißtrauen, rabiates Wesen, exzentrische Wünsche als Ausdruck seiner echten Stimmung hinauf.

Der Monarch, dessen redlichen Willen, dessen Hingebung und warmes Herz für seine Völker und ihr Recht eben diese vor Ausbruch des Krieges mit bewunderungswürdiger Einmütigkeit und beinahe gänzlichem Verstummen aller Parteibestrebungen ehrten und anerkannten, mußte es erleben, daß die Schlußszene des großen allgemeinen Unglücks trotz der redlichsten Bestrebungen zu retten, zu schonen und zu erhalten, was möglich war, der Spott und an schamlosen Hohn grenzende Kritik bildete, die alles, was im Falle der gewonnenen Schlacht unangetastet geblieben wäre, in den Kot zog und — die jedem Laien, der denkt und Geschichte kennt, wohlbekannten Zufälle des Kriegsglücks gänzlich außer acht lassend — das Unglück einfach verhöhnte.

Das sieghafte Unrecht, die triumphierende Gewaltspolitik, die früher von Preußens eigenem Volke und von ganz Europa verurteilt wurde, sie wurde nun durch die österreichische Presse — nein — man darf sie nicht ganz nennen — durch ein Heer von Skriblern gelobhudelt und das Siegesfest des früher all-

Digitized by Google

gemein gebrandmarkten Feindes erhielt durch die österreichische Journalistik ein schwachschimmerndes Licht, dessen einzelne Strahlen die Inschrift trugen: „Gewalt ist Recht; — dem intelligenten Sieger sein Lob; — dem glücklichen Spieler einen Kranz; — dem Unterlegenen Spott und Schande." —

Diese Strahlen, sie wurden von Österreichs Skriblern im Namen von Österreichs Kindern nach Berlin gesandt.

Die Majestät des Kaisers war nicht angreifbar genug — es mußten Sündenböcke gefunden werden; — man entschuldige diesen Ausdruck — es ist ein volkstümlicher; diese Sündenböcke waren bald gefunden, sie standen ja so nahe — die Minister sind es — in konstitutionellen Staaten ihr Los; das System, ja der Minister als Vertreter desselben, er war es, der das Unglück am Schlachtfelde verschuldet![1])

Daß ein todesmutiger, entschlossener, ja, sagen wir es offen, ein ruhmsüchtiger oder auch ein ruhmbegeisterter Offizier oder Unteroffizier Schlachten gewinnen gemacht hat, — die Geschichte hat derlei Fälle genug verzeichnet; — ein geringer Fehler, ein Übersehen, ein listiger Streich des Feindes, ein Zufall hat Schlachten, die gewonnen waren, im letzten Augenblick verlieren gemacht — auch diese Fälle hat die Geschichte verzeichnet — ein Fehler, ein Übersehen des Feldherrn, auch Mangel an genügender Übersicht — auch Unfähigkeit im allgemeinen hat Schlachten verlieren gemacht; — hätte das Kriegsglück bei Sadowa, wie es vom Morgen bis $^3/_4$2 Uhr beharrlich auf Österreichs Seite gestanden, nur noch eine Stunde angehalten, wer hätte den Rückzug der Preußen durchs Riesengebirge und seine Pässe mitansehen mögen? Wer hätte den Staatsminister[2]) der siegenden Armee als den eigentlichen Urheber des Sieges gepriesen? Wer hätte das System als die Veranlassung des Kriegsglücks gelobhudelt?! —

Und wahrlich, dazu hätte man auch keinen Grund, kein Recht gehabt, — aber ebensowenig hatte man dieses im Unglücksfalle, der die österreichischen Waffen traf — zum Gegenteile.

Doch wohin geriet ich nun, — ich wäre so weit von der im Eingange dieses Berichtes gesteckten Aufgabe nicht abgeirrt, wenn nicht eben die allmählich sich bahnbrechende Erkenntnis dieser Umstände die Veranlassung der seit einiger Zeit sich vollziehenden Umstimmung des Volkes aller Schichten wäre. Der gesunde Sinn des Volkes bricht sich Bahn und dem Heraus-

[1]) Vgl. zu diesem Satze Belcredi: „Dieselben Liberalen, die jetzt Bismarck wegen des 1866er Krieges — den er gegen ihren Willen unternommen hat — vergöttern, weil er eben siegte, dieselben, nur unter einer anderen staatlichen Benennung, hassen und verfolgen mich, weil der Krieg, der mit ihrem nachdrücklichst ausgesprochenen Willen unternommen wurde, hier zur Niederlage geführt hat." (Fragmente aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi. Herausgegeben von Graf Ludwig Belcredi in „Die Kultur", 6. Jahrgang, S. 405, Wien 1905.)

[2]) Das österreichische Ministerium des Innern war 1860—67 in das Staatsministerium umgewandelt, doch waren die ungarischen, kroatisch-slawonischen und siebenbürgischen Angelegenheiten davon getrennt.

Digitized by Google

treten patriotischer Federn aus der Reserve und dem geschickten Rudern gesinnungstüchtiger und aufgeklärter Männer gegen die Strömung der — kurz gesagt — regierungsfeindlichen Journalistik ist an der besseren Einsicht des Volkes ihr verdienstlicher Anteil zu gönnen.

Das Volk aller Schichten erkennt es, daß das Vorgehen seiner Vetreter — beeinflußt, ja teilweise geleitet durch den Ton gewisser Journale und ihrer Führer nichts weniger als der wahren Volksgesinnung den Ausdruck gab, als sie sprachen, wie sie eben sprachen; das Volk — dies gilt als aufrichtig wahr — billigt trotz aller gerechten Wünsche und Forderungen seiner Vertreter weder den Ton noch den Geist gewisser Reden im Gemeinderate zu Wien, — noch weniger billigt es den Ton und den Geist der Landtagsadresse an den Monarchen; es staunt und mißbilligt beinahe die enorme Geduld, mit der Angriffe und Spott nicht auf das System, sondern auf Personen sogar, hingenommen werden.

Es erkennt, daß die Regierung mit zäher Beharrlichkeit und in redlichem Wollen fest entschlossen, durch den Schwall konfuser, teils redlich gemeinter, aber durch Parteigeist geleiteter, teils unredlicher und gleißender, teils auch ungesunder und nicht selten blöder Politik der Tagespresse sich nicht irremachen lassen — dieselbe aber auch nicht ignorieren dürfe.

Das Volk verkennt durchaus nicht, daß das Regieren unter den vorliegenden Umständen ein äußerst schwieriges — ja ein widerliches sei und daß durch die Verschiedenheit der Bestrebungen die Befriedigung derselben zur Unmöglichkeit werde, wenn eben die Regierung nicht selbst ihre höheren Ziele und das gemeinsame Wohl unverrückbar festhält.

Ohne die Rechte und Wohltaten eines geregelten verantwortlichen Haushaltes, des materiellen Wohlstandes und Blühens in einem geordneten Rechtsstaate, der die unschätzbaren Güter der Freiheit in Kirche, Sprache, Schule und Gemeinde sichert, anderen Nationalitäten nur im geringsten zu mißgönnen, die sie ja selber für sich anstreben, sind es doch die Deutsch-Österreicher, welche von den national-separatistischen und unschwer zu durchblickenden Bemühungen der Völker und Völkchen Österreichs, welche durch ihr beinahe an Nationalitätentrödelmarkt grenzendes Beginnen bereits anwidern, befürchten, daß die hohe Regierung ihrer nicht Herr bleibe.

Es sind — die reine Wahrheit ist es — nicht wenige Stimmen, die im gegebenen Falle die Regierung beglückwünschen würden, wenn sie, die Zügel straff anziehend, jenen Zuständen der Presse und ihrer künstlichen Agitation ein Ende machen würde, die, wenn sie auch nicht der Ausdruck der Volksmeinung ist, dennoch spurlos und ohne Folgen auf die Gemüter und Geister nicht vorübergeht; sie sucht für morgen zu erzeugen, was sie heute lügt.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Der Schulgesangunterricht als Grundlage der musikalischen Bildung des Volkes

Von

Professor Carl Eitz (Eisleben)

In den deutschen Volks- und höheren Schulen ist der Gesangunterricht pflichtmäßig verordnet. Ein Volksschüler erhält in den acht Schuljahren der preußischen Schulen etwa 560 Stunden Unterricht im Gesang. Zwei Dinge sind es, die vorwiegend von den Gesanglehrern erstrebt werden, nämlich einmal, daß die Schüler schön singen lernen, und zum anderen, daß sie in das Verständnis der Notenschrift eingeführt werden. Wenn wir daraufhin die Erfolge des Schulgesangunterrichts ansehen, so ergibt sich die verblüffende Tatsache, daß beide Ziele im allgemeinen weit hinter den Erwartungen zurückbleiben. Es scheint, als wenn die meisten Lehrer zu einseitig instrumental vorgebildet sind und für die vokale Ausbildung ihrer Schüler weder das nötige praktische Geschick noch die ausreichenden theoretischen Kenntnisse besitzen. Wie viele lassen ihre Schüler nur schreien statt singen. Fast alle Lehrer kennen vom Hörensagen den Unterschied zwischen Brust- und Kopfregister, aber nur wenige wissen in Wirklichkeit diese Register voneinander zu unterscheiden und noch viel weniger ihre Schüler in den diesen Registern gemäßen Stimmlagen auszubilden. Eine bessere Vorbildung der Schulgesanglehrer auf den Seminarien, vielleicht auch auf den höheren Musikschulen, könnte hier Abhilfe schaffen. Die Forderung der Erziehung zum Schönsingen und die dazu in enger Beziehung stehende Forderung zum Schönsprechen ist nicht nur vom Standpunkte der Kunst, sondern besonders auch vom Standpunkte der Gesundheitspflege von hoher Bedeutung. Zur Verbesserung der Stimmpflege im Schulgesang bedarf es viel weniger der Auffindung besserer Unterrichtsmethoden als vielmehr der Hebung des Sachverständnisses und der didaktischen Tüchtigkeit der Schulgesanglehrer.

Die Erziehung der Schüler zum Notenverständnis erfordert andere didaktische Maßnahmen als die Stimmpflege. Aber auch hier wird die einseitige instrumentale Vorbildung der Schulgesanglehrer zum Verhängnis. Es ist z. B. verhältnismäßig sehr leicht, einen Schüler anzuleiten, daß er für eine Note auf dem Klavier die richtige Taste greift, aber es ist sehr schwer, ihn im Schulgesangunterricht so weit zu fördern, daß er den durch eine Note vorgezeichneten Ton richtig aus sich herausssingt. Keine der bisher aufgestellten Notenlehrmethoden hat sich tauglich erwiesen, allgemein zur Geltung zu kommen. Immer nur wenigen begabten Lehrern ist es gelungen, sie erfolgreich zu praktizieren. Da an größeren Schulorganismen auch die weniger begabten Lehrer Gesangunterricht erteilen müssen, so stellten diese die Unterrichtserfolge an mehrklassigen Schulen immer in Frage, wenn sie sich mit der neuen Methode nicht zurechtfanden. Man kann aus dieser Tatsache keine Vorwürfe für die Lehrer herleiten,

Digitized by Google

denn eine gute Unterrichtsmethode muß immer so beschaffen sein, daß auch der minder begabte Lehrer bei minder begabten Schülern damit Erfolge erzielt.

Tragisch ist es, daß man die Ursache der hier vorliegenden Schwierigkeiten nicht erkannte. Sie ist in der Unvollkommenheit des logischen Mittels zu suchen. Das logische Mittel sind die Ton- oder, wie man allgemein sich auszudrücken pflegt, die Notennamen. Sie sind ein logisch schiefes und unvollkommenes System, das für die begriffliche Bildung des naiven Verständnisses eher hinderlich als förderlich ist. Die Mißerfolge im Schulgesangunterricht beweisen das. Wo sich im Instrumentalunterricht das tongebende Instrument stetig als Dolmetscher für die Notenschrift bereit hält, springen die logischen Mängel unseres Tonnamensystems, des sogenannten musikalischen Abc, nicht so in die Augen. — Über die logische Wertlosigkeit des Abc mögen einige Andeutungen genügen. Es ist ein Fehlgriff, daß die Namen der Töne der C-Dur-Tonart zur Grundlage des Namensystems gewählt sind. C-Dur zeichnet sich in keiner Weise vor den anderen Tonarten aus. Die Maßnahme, die Namen der anderen Töne von den Namen c d e f g a h durch Anhängung von is oder es abzuleiten, kennzeichnet die C-Dur-Töne als Grundtöne, die Töne cis, dis, eis — ces, des, es als abgeleitete Töne. Das ist eine ganz unlogische Unterscheidung, die in der Natur der Sache gar nicht begründet ist. Die musikalischen Töne sind untereinander vollkommen gleichberechtigt, denn jeder Ton kann Grundton, Sekunde, Terz usw. einer Tonart werden. Während C-Dur ein verhältnismäßig einfaches Gebilde ist, werden die übrigen Tonarten immer unbehilflicher und schwieriger, je mehr die durch Anhängung des is oder es abgeleiteten Töne sich einschieben. Das ist unverständlich, denn an sich sind alle Tonarten relativ von der gleichen leichtverständlichen Struktur wie C-Dur. Die ganze Aufmachung des Abc trägt Schwierigkeiten in den logischen Apparat hinein, die sachlich gar nicht vorhanden sind. Ganz kurz sei nur noch darauf hingewiesen, daß das Abc für die Unterscheidung der Intervalle gar nichts leistet. Die C-Dur-Tonleiter ist eine Folge von ganzen und halben Tonschritten. An der Namenreihe c d e f usw. ist nirgends zu erkennen, wo die halben und ganzen Tonschritte liegen. Eine Unterscheidung der großen, kleinen, übermäßigen und verminderten Intervalle ist dadurch von vornherein hintertrieben, und das ganze System dieser Namen für Grund- und abgeleitete Töne erreicht damit den denkbar höchsten Grad logischer Wertlosigkeit. — Wenn die Tonnamen für die Unterscheidung der Töne und das Verständnis der Tonbeziehungen untereinander etwas leisten sollen, so müssen sie im Unterrichtsbetriebe reichlich zur Anwendung kommen. Das geschieht am zweckmäßigsten durch fleißiges Singen auf Tonnamen. Das musikalische Abc ist auch für diese rein didaktische Maßnahme ganz ungeeignet. Daß diese logischen und didaktischen Mängel die Erziehung zum Notenverständnis im Wege des Schulgesangunterrichtes hindern mußten, liegt heute klar zutage. Die einfache Tatsache, daß alljährlich Tausende von Kindern die Schule verlassen, ohne notenschriftverständig zu sein, beweist es. Aber gewiß darf es nicht so bleiben, daß die breiten Massen vom Arbeiter bis

Digitized by Google

zum Minister in musikalischer Unbildung dahindämmern. Selbst die Überzahl der leitenden Schulmänner und Schulaufsichtsbeamten, die selber nicht schön singen und keine Zeile vom Blatt singen können, müssen die Hebung der musikalischen Allgemeinbildung der Massen in ihr Zukunftsprogramm aufnehmen. Die Frage nach dem Besserungsmittel ist bereits gelöst. Wir brauchen für den Gesang-, Instrumental- und Theorieunterricht ein neues, logisch zuverlässiges Tonnamensystem. Ein solches liegt in dem Tonwortsystem seit dem Jahre 1893 aber bereits vor.

Diese neuen Namen werden in vielen deutschen Schulen bereits mit überraschendem Erfolge angewendet. Besonders in Süddeutschland, den thüringischen Staaten, auch in Lippe und Waldeck werden Tausende von Schülern im Tonwort unterwiesen. Die Aussicht, daß das musikalische Abc aus dem Unterrichtsbetriebe verschwinden könnte, hat selbstverständlich eine heftige Gegnerschaft gegen das Tonwort ausgelöst. Wenn die Gegner nun auch mit großen Worten nnd in der Gewandung der Autoritäten gegen das Tonwort kämpfen, so hat doch noch keiner gewagt, das musikalische Abc zu verteidigen und die logische Überlegenheit des Tonwortes in Zweifel zu ziehen. Einige Regierungen wie die bayerische, mecklenburgische und lippesche, fördern die Ausbreitung des Tonwortes, das preußische Kultusministerium unter Trott zu Solz hat sich von heißspornigen Beratern verleiten lassen, den Gebrauch des Tonwortes in den Schulen zu verbieten. Also, wie jede Neuerung hat auch das Tonwort mit Widerständen zu kämpfen. Schließlich wird doch der Umstand den Ausschlag geben, ob sich das Tonwort im Unterricht bewährt. Und es bewährt sich! Es wird die Wege bahnen zu der längst ersehnten musikalischen Allgemeinbildung der breiten Massen des Volkes. Überall, wo es Fuß faßt, bringt es auch gleichzeitig die Bestrebungen zur Verbesserung der Stimmpflege in Fluß.

Jeder, der ein Klavier kennt, weiß, daß sich die musikalischen Töne innerhalb der Oktaven auf zwölf Stufen verteilen lassen. Diese Gliederung des Tonsystems ist für viele das Denkschema für ihr musikalisches Vorstellen. Selbst im Schulgesangunterricht sind Abbildungen der Klaviatur als Versinnbildlichungsmittel der Tonverhältnisse verwertet worden. Als es sich darum handelte, für das wertlose Abc ein besseres Namensystem zu finden, bot sich die eben gekennzeichnete Zwölfteilung der Oktave als zweckmäßige Grundlage für das neue Namensystem an. Im Tonwortsystem sind zwölf Konsonanten als Sinnbilder für die sogenannten Halbtöne, d. h. für die einzelnen Stufen der zwölfgeteilten Oktave festgesetzt. Nun ist aber unser Notensystem, das etwa seit dem Jahre 1000 besteht, in seiner Ausbildung eine Verwirklichung des sogenannten pythagoreischen Stimmungsprinzips. Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Arbeit näher darauf einzugehen, es sei nur erwähnt, daß nach diesem Prinzip jede der zwölf Halbtonstufen nicht eindeutig ist. Irgendeine Stufe, wie etwa die der schwarzen Taste zwischen g und a, kann in den Noten als gis oder as dargestellt werden. Das Tonwortsystem mußte deshalb an dem pythagoreischen Prinzip festhalten, einmal um keine Verwirrung in der üblichen Denkweise anzurichten,

Digitized by Google

und zum anderen, um eine Übereinstimmung mit den gebräuchlichen Noten sicherzustellen. Das war notwendig, denn das neue Namensystem sollte ja das bewährte Notensystem dem Verständnis erschließen. Vor allem sollte das Tonwortsystem kein Nothelfer für das Volk werden, der es vom höheren Kunstbetrieb isolierte. Also das Notensystem, in dem die Schätze unserer Tonkunst niedergelegt sind, durfte nicht angetastet und in seinem Bestande nicht gefährdet werden. Diese gefährliche Klippe hat das Tonwortsystem glücklich umschifft. Jeder der für die Halbtonstufen gewählten Konsonanten mußte ja, um zum Tonwort zu werden, mit einem Vokal versehen werden, und diese waren geeignet, die durch die Notierung bedingten Unterschiede zum Ausdruck zu bringen. So gilt z. B. für gis das Tonwort de, für as das Tonwort da. Nachstehend ist das Tonwortsystem übersichtlich dargestellt.

1	N	B	R	T	M	G	S	P	l	b	f	k	n	b	r
2		Bi	—	To	—	Gu	Su	—	la	—	fe	—	ni	bi	—
3	Ne	—	Ri	—	Mo	Go	—	Pu	—	ba	—	ke	ne	—	
4			Ro	—	Mu	—	Sa	Pa	—	be	—	ki	—	bo	ro
5		c	—	d	—	e	f	—	g	—	a	—	h	c'	—
6	ces	—	des	—	es	fes	—	ges	—	as	—	be	ces'	—	
7			cis	—	dis	—	eis	fis	—	gis	—	ais	—	his	cis'

Zeile 1 enthält die den Halbtonstufen der Oktave zugeteilten Konsonanten. Die Menschenstimme erstreckt sich in der Regel über zwei Oktaven. Die der tieferen Oktave zugehörigen Konsonanten sind groß geschrieben, die der höheren Oktave klein. — Zeile 2 enthält die Tonworte für C-Dur, Zeile 5 die entsprechenden Buchstaben des musikalischen Abc. — Zeile 3 enthält ces-Dur in Tonworten, Zeile 6 deren Übersetzung in das Abc. — Zeile 4 enthält cis-Dur in Tonworten und Zeile 7 deren Übersetzung. — Es muß dem Leser überlassen bleiben, eine gründliche Vergleichung zwischen dem Abc und den Tonworten anzustellen. Die Tonworte erfüllen alles, was das Abc vermissen läßt. Sie wahren die Gleichberechtigung der Tonarten und Töne untereinander. Besonders sind alle Tonleitern von gleichartiger Bildung, keine ist schwerfälliger als die andere. Große, kleine, übermäßige und verminderte Intervalle werden sorgfältig unterschieden. Besonders wichtig ist, daß die Tonworte die Halbtonstufen der Oktave durch die Konsonanten kennzeichnen und damit zugleich für den Instrumentenspieler auf den Tonsitz am Instrument hinweisen. Überraschend ist, wie der Parallelismus gleichartiger musikalischer Gebilde zum Ausdruck kommt. Von logisch-didaktischer und gleichzeitig auch von stimmtechnischer Bedeutung ist, daß die Tonworte sangbar sind. Diese Bemerkungen mögen dem Leser als Richtlinien für die Prüfung genügen.

Näheres über das Tonwort und seine Anwendung im Gesangunterricht ist in meinem bei Julius Klinkhardt in Leipzig erschienenen Buche: „Der Gesang-

Digitized by Google

unterricht als Grundlage der musikalischen Bildung" enthalten.[1]) Außerdem sind folgende Bücher im Sinne der Tonwortmethode für den Schulgebrauch bearbeitet: Gustav Götze, Deutsche Gesangschule. Berlin-Lichterfelde, Vieweg. — Simon Breu, Das elementare Notensingen, und Simon Breu, Deutsches Jugendliederbuch. Würzburg, Universitätsdruckerei. — Hogrefe und Stolte, Liederborn. Hameln, Theodor Fuendeling. — Heinrich Müller, Singschule. Gießen, Emil Roth. — Heinrichs und Pfusch, Frisch gesungen. Hannover, Carl Meyer. — Gustav Borchers, Singe vom Blatt! Leipzig, Breitkopf & Härtel. — J. Gabl, Der Volksschulgesangunterricht. Regensburg, Friedrich Pustet u. a. Es bewährt sich auch noch im Gebrauch: Carl Eitz, Notenwandtafel. Würzburg, Universitätsdruckerei.

Die Frage, ob der Schulgesangunterricht die Grundlage einer musikalischen Allgemeinbildung des Volkes werden soll, ist von allgemeinem Interesse. Hier sollte nur dargetan werden, daß er das auch werden kann, wenn man den Gebrauch des logisch-wertlosen Abc aus dem Gesang- und Musikunterricht ausschaltet und das logisch wertvollere Tonwortsystem dafür einsetzt. Man darf es, denn es ist tatsächlich das erste Namensystem, welches in zweckmäßiger und wissenschaftlich einwandfreier Weise die Tonverhältnisse versinnbildlicht. Man darf es, denn es hat sich im Schulgebrauche in dem Sinne bewährt, daß es das Notenverständnis erschließt und viele Schüler (mindestens 90 Prozent) befähigt, dereinst für den Hausgebrauch und im Gesangverein ihren Part leidlich vom Blatt singen zu können. Auch dem Schönsingen leistet es Vorschub.

[1]) Meine bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienenen „Bausteine" und „Deutsche Singfibel" sind vergriffen. Sie werden wieder erscheinen, wenn sich die Geschäftslage gebessert hat. Wer sich in Tonwortangelegenheiten brieflich an mich wendet, darf nur auf Antwort rechnen, wenn das Rückporto beigelegt ist.

Literarische Berichte

Rembrandts wiedergefundene Gemälde. In 120 ganzseitigen Abbildungen. Herausgegeben von Wilhelm R. Valentiner. 27. Band der Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Vornehm in Halbleinen gebunden M. 100.—.

Nicht weniger als hundert bisher unbekannte Gemälde Rembrandts sind im Lauf der letzten zehn Jahre wieder entdeckt, und damit ist das bisher auf etwa sechshundert Bilder geschätzte Lebenswerk des Meisters noch um ein Sechstel erweitert worden. Nichts kann beredter und überwältigender die elementare Schöpferkraft des Meisters bekunden als dies „Supplement", das nicht bloß an innerem Gehalt, sondern auch an äußerem Umfang das Lebenswerk gar mancher kleinerer, an sich nicht einmal unbedeutender Künstler aufwiegt und weit übertrifft. Dieser Nachtragband ist aber nicht nur eine vollwertige Ergänzung zu dem Gesamtwerk, sondern er bietet gleichsam im Auszug und in verjüngtem Maßstab auch noch einmal ein Bild vom Werdegang Rembrandts. Machen doch gerade die Jugendarbeiten, die bis zum Jahre 1631 (Uebersiedlung von Leiden nach Amsterdam) entstanden, einen nicht geringen Prozentsatz der neu aufgefundenen Bilder aus. In vielem noch unvollkommen, ja roh und fast barbarisch, sind sie doch großenteils schon erstaunliche Dokumente von dem gewaltigen Wollen, dem explosiven Schöpferdrang des jungen Malers. Dann sehen wir ihn zu dem Meister heranreifen, der, alles Tech-

Digitized by Google

nische souverän beherrschend, sich eine eigene Welt schafft in vollkommenen Werken, die den Alltag mit den Wundern des Lichts verklären oder über die Wirklichkeit in mächtigen Visionen hinauswachsen. Der als einer unserer besten Kenner holländischer Kunst bewährte Herausgeber Wilhelm R. Valentiner brauchte in seiner Einleitung nur mit knapper, aber immer scharf treffender Charakteristik die wesentlichsten dieser Bilder und die aus ihnen sich ergebende Linie zu analysieren — und schon hatte er auch den Entwicklungsgang des Rembrandtschen Genius in gedrängtem Ueberblick dargestellt. Die großzügige Einleitung wird aufs beste ergänzt durch die rein sachlichen Angaben und kritischen Erläuterungen des „Verzeichnisses der wiedergefundenen Gemälde"; von hohem Wert für die Forschung und für jeden Besitzer der dritten Auflage der Gesamtausgabe von Rembrandts Gemälden in den „Klassikern der Kunst" sind dann noch die „Nachträge" zu den Erläuterungen dieser Auflage.

Die Teufel. Roman von F. M. Dostojewski. Uebertragen von H. Röhl. 3 Bände. (Bibliothek der Romane.) Leipzig, Insel-Verlag. Geb. M. 60.—

Wer den ganzen Dostojewski kennen will, wird an diesem Roman nicht vorbeigehen dürfen, der freilich nicht im vollen Sinn zu den eigentlich „großen" Werken des Dichters gehört, und nicht auf die Höhen der „heiligen" Literatur des westfremden und -feindlichen Russentums führt, sondern die Fläche vor uns ausbreitet, auf der diese heilige Literatur zu ihren bewunderten Gipfeln emporstrebt. Weniger ein Weltanschauungs- als ein satirischer Gesellschaftsroman, der das Leben der Intellektuellen der russischen Provinz von ehemals — „Die Teufel" sind 1870 geschrieben — in all seiner Geschwätzigkeit und inhaltleeren Vielgeschäftigkeit mit grausamer Ironie schildert. Eine glänzende Leistung Dostojewskischer Charakterisierungskunst ist der fragwürdige Held des Romans, der sterile Literat Werchowenski, während man dem geckenhaften Dichter Karamsinow allzu deutlich anfühlt, daß nicht künstlerischer Gestaltungsdrang, sondern ein gut Stück persönlichen Hasses am Werk war, als Dostojewski diese Karikatur Turgenjeffs mit boshaft feinen und doch arg entstellenden Strichen umriß. Zu wirklich höheren Sphären erhebt sich der Roman erst gegen Schluß, bei der Flucht des gealterten, hilflosen Werchowenski, die uns unwillkürlich — wenn auch gewiß nicht als Parallele — die Fluchtwünsche und -versuche des greisen Tolstoi in Erinnerung bringt, und bei dem Auftreten der Bibelverkäuferin, der einzigen ganz selbstlosen, evangelischen Erscheinung des Buches, der wirksamen Gegenfigur zu Barbara Petrowna, der alten, herrschsüchtigen, innerlich doch echt weiblichen Protektorin Werchowenskis. Daß „der Atheismus zu Mord und Selbstmord führen müsse", beweist der Roman, dem diese Wirkung nachgerühmt wurde, natürlich so wenig, wie überhaupt eine Dichtung etwas „beweisen" kann und soll, abgesehen davon, daß es mehr als kühn ist, phrasenreiche Ideallosigkeit und innere Zersetzung, wie Dostojewski sie in den „Teufeln" geißelt, schlankweg mit Atheismus zu identifizieren. Aber in den Grenzen des satirischen Gesellschaftsromans, wie gesagt, und als eine förmliche Galerie lebendigst gesehener russischer Typen ist auch dieser Roman, den der Insel-Verlag in dieser neuen, trefflich lesbaren Uebersetzung herausgibt, ein echter Dostojewski, ein Dokument des Dichters und seiner Rasse, das uns wieder einmal begreiflich macht, warum Rußland zur Revolution, zu dieser Revolution kommen mußte. —y—

Frankfurter Handelsgeschichte. Von Dr. Alexander Dietz, Frankfurt a. M. I. Bd. 1910, II. Bd. 1920, III. Bd. 1921.

Zu keiner gelegeneren Zeit hätte nach zehnjähriger Unterbrechung der Verfasser den zweiten Band seiner Geschichte des Frankfurter Handels erscheinen lassen können. Die besondere Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch die Besetzung des rheinischen Gebietes hat Frankfurt als die größte Handelsstadt an der unmittelbaren Grenze dieses Gebietes eine neue Bedeutung gegeben, deren Auswirkungen sich zur Zeit noch der Abschätzung entziehen. In jedem Freunde der alten Freistadt aber wird der Wunsch rege, aus der Vergangenheit Lehren und Fingerzeige für die Gegenwart und Zukunft zu gewinnen. Hierfür bietet das vorliegende Werk reiches Material. Der erste, vor zehn Jahren erschienene Band, gibt eine mit Rücksicht auf die Neuschaffung der Frankfurter Groß-Messe besonders interessante eingehende Schilderung des Meßhandels von Anfang der Messe bis zum Verlust der städtischen Freiheit im Jahre 1866. Das Gebiet wird eingehend an der Hand gründlicher Quellenstudien in geschichtlicher, wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung mit allen Einzelheiten, aber doch gemeinverständlich dargestellt, und durch eine Schilderung des Wochenmarkthandels ergänzt. Der weitere Teil des ersten Bandes ist dem ständigen Handel bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts gewidmet, seiner Entwicklung sowohl wie seinen Einrichtungen. Im zweiten Band wird dieser Gegenstand bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts fortgesetzt und insbesondere der Einfluß und die Geschichte der jüdischen

Digitized by Google

und der belgisch-französischen Handelseinwanderung geschildert, mit einer Gründlichkeit, die gerade für heute manch gute Lehre geben kann.

Der dritte und letzte Band enthält die Geschichte des Buchdruckes und des Buchhandels, besonders des Verlagsgeschäfts. Er erweckt wehmütige Erinnerungen an vergangene Größe und zeigt, welch großes Feld für das neue Frankfurt hier zurückzuerobern ist. Den weiteren Teil des Bandes füllt eine ausführliche Geschichte des Geldhandels und schließlich eine besonders interessante Darstellung des Verkehrswesens und der großen Verkehrsstraßen aus. Der Verfasser ist kein Geschichtschreiber von Beruf, sondern Rechtsanwalt. Zu den großen Ueberlieferungen der Stadtstaaten gehörte es, daß ihre Bürger ihren Stolz darin sahen, über die Berufsarbeiten hinaus für das Gemeinwesen auf irgendeinem Gebiete zu wirken, entgegen dem Professionalismus des kaiserlichen Deutschlands. Daß in dem vorliegenden Werk diese gute alte Tradition wieder aufgenommen wird, gereicht dem Verfasser und Frankfurt zur Ehre. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß ein reicher Bilderschmuck nach Vorlagen, die sicher nicht immer leicht zu beschaffen waren, das Buch ziert. Dr. A. L.

Geschichte Elsaß-Lothringens. Von Karl Stählin. München, R. Oldenbourg.

Auf den Hauptteil dieses verdienstlichen Werkes näher einzugehen, erübrigt sich, da es nur die Neubearbeitung einer bereits während des Krieges erschienenen und damals besprochenen Leistung darstellt. Damals aber brach Stählins Arbeit mit 1871 ab, während jetzt ein ausführliches Schlußkapitel: „Das Reichsland bis zum Weltkrieg" (S. 209—278) hinzugekommen ist. Die unmittelbar aktuellen und uns direkt berührenden Fragen sind erst damit in die Darstellung mit einbezogen worden. Nach der eigenen Mitteilung des Verfassers im Vorwort war bei der ersten Bearbeitung neben anderen Gründen für die Fortlassung der Zeit seit 1871 auch der maßgebend gewesen, daß er damals noch für sie über eine zu geringe Einzelkenntnis verfügte. Leider macht auch jetzt noch dies letzte Kapitel den Eindruck, als ob dem Verfasser bei aller Beherrschung des zur Verfügung stehenden Materials das Eindringen an den Kern der Dinge nicht gelungen wäre. Hier ist nicht der Ort, um auf Einzelheiten einzugehen, aber, um nur eines zu erwähnen, ein solches Urteil wie das über die Wirksamkeit der Kaiser-Wilhelms-Universität, die erst mit der Begründung der katholisch-theologischen Fakultät im Lande festen Fuß gefaßt habe, darf nicht unwidersprochen bleiben. Es ist zu hoffen, daß Stählin bei einer Neuauflage des Buches, das im übrigen stärkste Verbreitung verdient, selbst anderer Ansicht geworden sein wird. W. W.

Ferdinand Lassalle. Nachgelassene Briefe und Schriften. Herausgegeben von Gustav Mayer. Erster Band: Briefe von und an Lassalle bis 1848. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt — Berlin, Julius Springer. Geh. M. 50.—, in Halbleinen gebunden M. 64.—.

Längst verschollen geglaubt und von den Biographen, deren keiner ihn bisher benutzen konnte, verloren gegeben, taucht Lassalles literarischer Nachlaß jetzt endlich aus der Versenkung hervor, in der er sich befand, seitdem der große Volkstribun vor sechsundfünfzig Jahren die Augen geschlossen hatte. Die Geschichte dieses Nachlasses ist an sich ein Roman, dessen Erzählung der Herausgeber Dr. Gustav Mayer, der seit Jahrzehnten die „verlorene Handschrift" suchte, dem ersten Bande, dessen Ausgabe wir hier anzeigen, vorausgestellt hat. Der Nachlaß übertrifft alle Erwartungen, die von wissenschaftlicher Seite, nach den Schicksalen, die ihm beschieden waren, noch gehegt werden konnten. Nicht allein eine Fülle unbekannter an Lassalle gerichteter Briefe bedeutender Persönlichkeiten tritt hier ans Tageslicht. Noch überraschender waren die zahllosen Briefe von Lassalles eigener Hand: Manuskriptartige Briefe des Studenten an den Vater und an Studienfreunde, die zum erstenmal Aufschluß über den Weg bringen, auf dem Lassalle zum Sozialismus kam; über hundert Briefe an die Gräfin Hatzfeldt, überraschend aktuelle Reiseberichte aus dem Orient und dann die Fülle eigenhändiger Konzepte zu so vielen bedeutsamen Briefen, neben seitenlangen philosophischen Gedankenäußerungen, die Konzepte zu den ersten glühenden Liebesbriefen des Jünglings, zu seinen frühesten Eingaben an die Behörden, zu seinen Verteidigungsreden und Vorträgen, die Konzepte zu Briefen, die der Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins schrieb, wie zu solchen, die aus der Feder des Liebhabers der schönen Helene von Dönniges flossen in den Tagen, die seinem Tode im Duell vorangingen. Was aus diesem so ungemein reichen Material schon im ersten Band, der die Briefe von und an Lassalle aus den Jahren 1840/48 enthält, geboten wird, ist sogleich von hoher biographischer Bedeutung und großem menschlichem Reiz. Der geistig erstaunlich Frühreife zeigt sich schon hier als ein ebenso willensstarker wie leidenschaftlicher Charakter. Unter den Briefen dieses ersten Bandes, denen eine vorzüglich orientierende Einleitung vorausgeht, nehmen die an den Vater einen breiten Raum ein, dann Briefe

Digitized by Google

von und an seinen Jugendfreund Arnold Mendelssohn; ferner seien noch die mit dem Prozeß der Gräfin Hatzfeld zusammenhängenden Briefe von und an den Fürsten Pückler-Muskau, Alexander von Humboldt, Heinrich Heine genannt. Man sieht, dieser erste Band ist eine vollwertige Eröffnung der ganzen Publikation.

Die Beweise für die Verantwortlichkeit der Entente am Weltkrieg. Von Paul Rohrbach. Stuttgart 1921, J. Engelhorns Nachf. Geh. M. 2.50.

Die wichtigste Aufgabe des Augenblicks für Deutschland: der großen Lüge von der deutschen Schuld am Weltkriege und damit dem schmachvollen Versailler „Friedens"-vertrage den Boden zu entziehen, kann keine wirkungsvollere Förderung finden als durch die vorliegende Schrift. Der Verfasser, gewiß der denkbar Berufenste für eine solche Arbeit, bringt hier vielleicht nichts wesentlich Neues, aber er stellt die im Laufe der letzten Jahre allmählich bekannt gewordenen, unwiderleglich zu unseren Gunsten sprechenden Tatsachen und Dokumente zu einem Ganzen von so zwingender Beweiskraft zusammen, daß jedem, der sich nicht bewußt der Wahrheit verschließt, die ungeheure Schuld der Entente an dem furchtbaren Unglück, das der Weltkrieg über die Alte Welt gebracht hat, klar vor Augen liegt. Möchte die Schrift in ganz Deutschland, aber auch im Ausland, von dessen Urteil für uns so viel abhängt, die weiteste Verbreitung finden! B—r.

Romantische Harmonik und ihre Krise in Wagners Tristan. Von Dr. Ernst Kurth. 540 S. 8°. Bern und Leipzig, Paul Haupt, Akad. Buchhandlung, vorm. Max Drechsel.

Der Titel könnte die Befürchtung erwecken, als handelte es sich um ein Abtun der Wagnerschen Musik. Genau das Gegenteil ist der Fall. Alle Meister der Romantik erscheinen im festen Zusammenhalt einer Entwicklung, die der Verfasser einerseits unermüdlich schon bei Bach und Beethoven nachweist, andererseits liebevoll bis auf die Gegenwart herab verfolgt. Vielleicht hätte das Schlagwort des Romantischen ganz fallen können. Denn das sachliche und gegenständliche Denken des Musikgelehrten, der über Harmonie und Kontrapunkt bereits grundlegende Arbeiten veröffentlichte, ankert so tief und fest in musikalischem Urgrund, daß es eine wahre Freude ist, seinen Entdeckungen zu folgen. Von anderen Meistern, außer dem Bayreuther, findet man besonders Bruckner als „Genie der Form" gewürdigt. Kurth arbeitet mit den Grundbegriffen der rein musikalischen Bewegung und Spannung, wie sie namentlich August Halm in seiner berühmten Harmonielehre angab (auf dem Spannungsbegriff beruht auch meine Musikästhetik). Dies bietet den Vorteil, daß der Vorgang des Schaffens und der sich ergebende musikalische Ausdruck belauscht werden kann, ohne daß man bei Ausschmückung der erregten Empfindungen zu verweilen braucht: vielmehr läßt sich über die musikalischen Ursachen der Empfindungen reden, und dies tut der Verfasser an der Hand zahlreicher Notenbeispiele. Seine seelische Erfahrung spendet Aufschlüsse, die jeden angehen, der tiefer in Wagner und Bruckner eindringen will. Alles in allem gehört das Buch zu den unentbehrlichen Lebensgefährten. Dr. Karl Grunsky.

Aus Oesterreichs Höhe und Niedergang. Von Auffenberg-Komarów. Eine Lebensschilderung. München, Drei-Masken-Verlag.

Der frühere Kriegsminister Oesterreich-Ungarns und spätere Sieger in der Schlacht von Komarów, Moriz Freiherr v. Auffenberg, hat seiner (an dieser Stelle schon besprochenen) Monographie der Schlacht von Komarów nun in rascher Folge seine Lebensgeschichte folgen lassen. Es ist eines jener Bücher, die geschrieben worden sind, weil sich ihr Verfasser ein erlittenes Unrecht von der Seele schreiben wollte, und die von Ingrimm und Empörung diktiert sind. Dieser Umstand läßt den objektiven Wert solcher Bücher natürlich nicht unberührt, und man wird sich, selbst wenn man, wie im vorliegenden Falle, von dieser Empörung beim Lesen selber ergriffen wird, eines entscheidenden Urteils solange enthalten müssen, bis auch Aeußerungen von gegnerischer Seite erfolgt sind. Das Audiatur et altera pars ist da unbedingt vonnöten. Auffenbergs Buch ist im Grunde nichts anderes als eine schwere Anklage, um die eine Biographie rings herumgeschrieben worden ist. Jene ist für den Autor die Hauptsache, diese die Nebensache. Was aber nicht hindert, daß für den Historiker das umgekehrte Verhältnis besteht und daß er aus der Fülle von Beobachtungen, mit denen der Verfasser seine Darstellung versehen, sowie aus dem wertvollen Tatsachenmaterial, das er hierzu verwendet hat, reichen Nutzen zu ziehen vermag. Jedenfalls ein interessantes und wertvolles Buch. Th. v. S.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bäzner, Erhard, Wo sind die Toten? und sehen wir sie wieder? Okkulte Bücherei. Bd. I. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. Kart. M. 6.60.

Banse, Ewald, Expressionismus und Geographie. Braunschweig, Georg Westermann. Geh. M. 4.—.

Baum, Oskar, Das Wunder. Drama in drei Aufzügen. Berlin-München, Drei-Masken-Verlag G. m. b. H. Geh. M. 5.—.

Biblische Geschichten in alemannischer Mundart erzählt von Hans Thoma. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. und Bern, Verlag Seldwyla. M. 12.—.

Brie, Prof. Dr. Friedrich, Aesthetische Weltanschauung in der Literatur des XIX. Jahrhunderts. Freiburg i. Br., Verlag Julius Bolze.

Burg, Paul, Der befreite Gott. Ein deutscher Roman in zwei Bänden. Erster Band: Der Wegbereiter und die Liebe. Leipzig, L. Staackmann Verlag.

Die Novellen von Goethe. Herausgegeben von Heinz Amelung. Essen, Verlag W. Girardet. Geh. M. 18.—, geb. M. 24.—, 150 numerierte Exemplare in Halblederband M. 65.—.

Die pazifistische Bewegung im Lichte des Evangeliums und der christlichen Ethik. Eine preisgekrönte Abhandlung von Ernst Böhme in Kunitz bei Jena. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag Dr. Peter Reinhold. M. 6.—.

Dostojewskij, Fjodor, Das politische Gedicht auf die europäischen Ereignisse von 1854. Aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers". Deutsch von Alexander Eliasberg. München, Drei-Masken-Verlag G. m. b. H. Geh. M. 5.—.

Dreyer, Dr. A., Nürnberg und die Nürnberger in der Karikatur und Satire ihrer Zeit. München, Georg Müller Verlag. Brosch. M. 18.—, geb. M. 25.—.

Federn, Etta, Friedrich Hebbel. Mit 18 Bildern. München, Delphin-Verlag.

Fenner, Heinz, Die rote Armee. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 7.—.

Geißler, Fr. J. Kurt, Gemeinverständliche Widerlegung des formalen Relativismus (von Einstein und verwandten) und zusammenhängende Darstellung einer grundwissenschaftlichen Relativität. Leipzig, Verlag Otto Hillmann. M. 15.—.

Gleichen-Rußwurm, Alex. v., Die Sonne der Renaissance. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1450—1600. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann. In Halbleinen M. 60.—.

Gorki, Maxim, Erinnerungen an Tolstoi. München, Verlag „Der Neue Merkur". M. 6.—.

Got, Ambroise, L'Allemagne à l'œuvre, Strasbourg-Paris, Imprimerie Strasbourgoise (Maison D'Édition). Fr. 8.—.

Heymann, Dr. Hans, Die Sachlebensversicherung und ihr Einfluß auf das Wirtschaftsleben. Hamburg 25, Verlag Paul Hartung. Geh. M. 7.—.

Hentschel, Erich, Vom Sinn des Lebens. Gedanken zur Gärung und Klärung. Dresden, Alexander Köhler Verlag. Geh. M. 2.—.

Herbert, M., Tragödie der Macht. Eine Erzählung aus den letzten Tagen Napoleons. Köln a. Rh., J. P. Bachem Verlag. Brosch. M. 12.50, geb. M. 16.50.

Hyan, Hans, Berliner Gefängnisse. Berlin W 56, Verlag Puttkamer und Mühlbrecht. M. 7.—.

Kjellén, Rudolf, Professor an der Universität Uppsala. Grundriß zu einem System der Politik. Leipzig, S. Hirzel Verlag. Geh. M. 6.50, geb. M. 12.—.

Knigge, Adolph Freiherr v., Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman. Essen, Verlag W. Girardet. Geh. M. 14.—, geb. M. 17.—.

Korth, Hellmuth, Wir weißen Sklaven. Meine Erlebnisse in dreijähriger französischer Gefangenschaft. Halle (Saale), Richard Mühlmann (Max Grosse). Geh. M. 8.—, geb. M. 13.—.

Kraus, Prof. Dr. jur. Herbert, Vom Wesen des Völkerbundes. Berlin W 8, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. M. 10.—.

Krause, August Friedrich, Mutter. Roman. Leipzig, Oswald Thomas Verlag. Brosch. M. 11.—, in Halbleinen geb. M. 14.—.

Krulla, Dr.-Ing. Rudolf, Philosophische Tagesfragen. Unser Leben und unsere Erkenntnisse vom subjektiv-menschlichen Standpunkte. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, Universitäts-Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 2.—.

Kuhaupt, W., Gibt es eine sittliche Weltordnung? Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Brosch. M. 6.—.

Kunst-Verlags-Katalog Nr. 8 von Otto Gustav Zehrfeld, Leipzig.

Kunz, Dr. jur. Josef L., Bibliographie der Kriegsliteratur (Politik, Geschichte, Philosophie, Völkerrecht, Friedensfrage).

Digitized by Google

Im Auftrag der öst. Völkerbundsliga (Wien). Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Levsen, J., Von Kampf und Sieg. Bilder aus der Welt eines jungen Mannes und anderes. Berlin W 9, Martin Warneck, Verlagsbuchhandlung. Kart. M. 2.50.

Masers de Latude. Ein Opfer der Marquise von Pompadour. 35 Jahre in Staatsgefangenschaft. Stuttgart, Verlag Robert Lutz. Geh. M. 17.—, in Halbleinen M. 24.—.

Nithack-Stahn, Walter, An Alle. Eine Sage aus unseren Tagen. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. M. 13.—, geb. M. 18.—.

Nachfahl, Prof. Dr. F., Don Carlos. Kritische Untersuchungen. Freiburg i. Br., Verlag Julius Bolze.

Reismann-Grone, Dr., Der Erdenkrieg und die Alldeutschen. Wien und Leipzig, Verlagsbuchhandlung Emil M. Engel. M. 6.—.

Schrepfer, Karl, Mitglied des bayerischen Landtags. Das Handwerk in der neuen Wirtschaft. München und Leipzig, Duncker & Humblot. Geh. M. 7.50.

Schröer, Prof. Dr. M. M. Arnold, Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte. Erster Teil: Von den ältesten Zeiten bis Spencer. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Geb. M. 2.10 und 100%.

Schwarzkopf, Nikolaus, Mathias Grünewald. Ein Büchlein für Kinder Gottes. München, Georg Müller Verlag. Brosch. M. 12.—, geb. M. 18.—.

Schwertfeger, Bernhard, Oberst, Der „Tiger". Die Kriegsreden Georges und Clemenceaus. Berlin W 8, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. M. 12.—.

Seeliger, Ewald Gerhard, Die Zerstörung der Liebe. Roman. München, Georg Müller Verlag. Brosch. M. 20.—, geb. M. 27.—.

Söderblom, Nathan, Erzbischof von Uppsala. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. Geb. M. 5.—.

Solmssen, Dr. Georg, Das deutsche Finanzwesen nach Beendigung des Weltkrieges. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Solmssen, Georg, Deutschlands Lage im Rückblick und Ausblick. Ein Mahnruf an das deutsche Bürgertum. Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann.

Stange, Carl, Waldemar Bonsels. Seine Dichtung und seine Weltanschauung. (Studien des Apologetischen Seminars in Wernigerode, 6. Heft.) Gütersloh, Verlag von C. Bertelmann. M. 5.—.

Waltershausen, Hermann v., Musikalische Stillehre in Einzeldarstellungen. Bd. 1: Die Zauberflöte. Eine operndramaturgische Studie. Bd. 2: Das Siegfried-Idyll oder die Rückkehr zur Natur. Bd. 3: Der Freischütz. Ein Versuch über die musikalische Romantik. München, Drei-Masken-Verlag. Geh. je M. 5.—, geb. je M. 7.50.

Weisengrün, Paul, Kulturpolitik, Weltkrieg und Sozialismus. Wien IX/1, Wilhelm Braumüller, Universitäts-Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 8.—.

Weitbrecht, Carl, Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Neu bearbeitet von Karl Berger. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. M. 2.10 und 100% Teuerungszuschlag.

Wiesner, Johann, Ing., Die Freiheit des menschlichen Willens. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, Universitäts-Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 4.—.

Windthorst, Margarete, Das Jahr auf dem Gottesmorgen. Novellen. Augsburg, Haas & Grabherr Verlag. Geb. M. 15.—.

Wolff, C. J., Major z. D., Kriegswolken im fernen Osten. Berlin-Steglitz, Max Weyrauch, Verlagsbuchhandlung. M. 8.—.

Wolff, Richard, Studien zu Luthers Weltanschauung. Ein Beitrag zur Frage der Einordnung Luthers in Mittelalter oder Neuzeit. (Historische Bibliothek, Bd. 43.) München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg. Geh. M. 10.—.

Zwölf länderkundliche Studien. Von Schülern Alfred Hettners ihrem Lehrer zum 60. Geburtstag. Breslau, Ferdinand Hirt.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

April 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

2 A

Deutsche Revue

CORNELL UNIVERSITY
MAY 23 1921
LIBRARY

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. **Benedetto Cirmeni**, Senator des Königreichs Italien: Die Schuld am Kriege. Bethmann Hollweg 1

Dr. **Alfred Bachem**: Grundlagen und Ergebnisse der Relativitätstheorie .. 11

Gustav v. Hubka, Oberstleutnant im Generalstabe, vormals österreichisch-ungarischer Militärattaché in Montenegro: König Nikolaus von Montenegro. Politische Erinnerungen 23

Dr. **Paul Ostwald** (Berlin): Die Stellung Japans in der Weltwirtschaft 32

Eduard v. Wertheimer: Ungedruckte Briefe des Erzherzogs Albrecht an Kaiser Franz Joseph I. (Schluß) 38

Professor Dr. **Münch** (Darmstadt): Magalhães und seine Erdumsegelung vor 400 Jahren 53

Georg Heinrich Hartmann: Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr (Fortsetzung) 64

Otto v. Boenigk (Jena): Auf dem Wege zur Euthanasie 78

Dr. **v. Thadden-Trieglaff**: Vor dreißig Jahren Landrat in Ostpreußen. Erinnerungen (Schluß) 81

Literarische Berichte 91

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Millimeter-Zeile oder deren Raum kostet 75 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Nachlaß. Beilagen nach Vereinbarung.

Annahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und sämtlichen Anzeigen-Geschäftsstellen.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand Ende 1920:
1 Milliarde 340 Millionen Mark.
Zugang 1920: 411 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

UniversitätsprofessorDr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Soeben erschien:

FRIEDRICH DELITZSCH

Die große Täuschung

Zweiter (Schluß-) Teil Kartoniert M 12.—

In diesem zweiten Teil bringt der Verfasser noch viele Nachträge und Erweiterungen zum ersten Teil und neues Beweismaterial für seine Ansichten.

Gleichzeitig gelangte zur Ausgabe:

das 13. und 14. Tausend des ersten Teils

Vom Verfasser neu durchgesehen. Kartoniert M 14.—

Teil I und II gebunden in 1 Band M 27.—

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Digitized by Google

Eine neue deutsche Geschichte großen Stils

Albert von Hofmann

Politische Geschichte der Deutschen

I. Band

In Halbleinen gebunden M 40.–

Das ganze Werk ist auf 4 Bände geplant

„Das Werk, das in seinem ersten Band, der uns bis zur Thronbesteigung Konrads I. führt, eine gewaltige Fülle von durchgearbeiteten Kenntnissen vor uns ausbreitet und doch in seiner klaren eindringlichen Sprache uns im Banne hält, bekommt sein ganz eigenartiges wertvolles Gepräge durch die wissenschaftlich überzeugende Verankerung des Geschichtlichen in dem Boden der Landesgeographie. Wir können das treffliche Buch warm allen denen empfehlen, die in unseren Zeiten der Ermattung und des Abwartens sich vertiefen und politisch schulen wollen."

(Prof. Bromig in den Hamburger Nachrichten.)

„Das Ergebnis einer tiefgründigen Forschungsarbeit und der Erfolg einer weitschauenden Denkarbeit. Der Verfasser, der über ein ungemein mannigfaltiges Wissen verfügt, hat neben den politischen nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse und das ganze Kulturleben zur Grundlage seiner Darstellung gemacht, sondern hat auch die geologischen und verkehrspolitischen Grundbedingungen und die technischen Entwicklungen eingehend berücksichtigt, was oft zu überraschend einfachen Erklärungen scheinbar unbegreiflicher Vorgänge führt. Und dann entrollt er ein Bild unserer Vergangenheit, so eigenartig, so zwingend in seinen Schlüssen, daß man wünschen möchte, diese Auffassung möge hinfort maßgebend für den geschichtlichen Unterricht auf den deutschen Schulen sein."

(Leipziger Neueste Nachrichten.)

„Wie oft haben wir diese Bilder deutschen Lebens an uns vorüberziehen lassen! Und doch weiß uns Albert von Hofmann schon bald in seinen Bann zu ziehen. Bald fesselt uns die Freude des Verfassers an reckenhaftem Tun, an staatsmännischer Größe, die Liebe und die Sicherheit, mit der sein Stift so manchen germanischen Charakterkopf zeichnet. Und dann macht er uns zu einem innerlich ergriffenen Zeugen der Tragik aller Germanennatur, die mit ihrer vollsaftigen Kraft und ihrer politischen Verstandlosigkeit immer wieder zersplitterte, zerschellte, verblutete, Kulturdünger wurde."

(Dr. H. van Look in der Köln. Zeitung.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART

Digitized by Google

Dresden – Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

Der Schwäbische Bund

Die führende Zeitschrift Süddeutschlands
Unter Mitwirkung der namhaftesten Dichter, Künstler und Gelehrten
Beginn des neuen Halbjahrs April 1921

Monatlich ein reichillustriertes Heft Großoktav
Vierteljährlich M. 15.— :: Einzelheft M. 5.—
Ausführliche Ankündigungen und Probehefte versendet

Verlag „Der Schwäbische Bund"
(Strecker & Schröder) G. m. b. H.
in Stuttgart

Gummiwaren-Versandhaus

OTTO HEIMSOTH
in Braunschweig 37
sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Römische Briefe

von **Kurd von Schlözer**
Herausgegeben von KARL VON SCHLÖZER
9. u. 10. Auflage. In Pappband M 23.—,
in Halbleinen gebunden . . . . . M 27.—,
in Halbleder gebunden . . . . . M 40.—

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.
BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO
Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Das beste neuere Werk über Biologie für gebildete Laien

Unlängst erschien die 2., **vermehrte Auflage** von

Allgemeine Biologie

Von

Dr. PAUL KAMMERER

Mit 85 Abbildungen im Text und 4 farbigen Tafeln. Geb. M 27.50

„Bewundernswert ist die Meisterung des Stoffs. Jeder Satz, jedes Wort schließt eine Fülle von Gedanken ein und regt zur denkenden Betrachtung an. Überall leuchtet das auf reiche Tatsachenkenntnis gegründete eigene Urteil des Verfassers hindurch. Zahlreiche Textbilder, darunter eine ganze Anzahl Naturphotographien, und vier Tafeln in Buntdruck dienen zur Erläuterung des Textes."

(E. Hassenpflug in der Zeitschrift „Die Lehrerfortbildung".)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

☞ Diesem Hefte sind Prospekte beigegeben von den Verlagsbuchhandlungen **Joh. Georg Holzwarth** in **Bad Rothenfelde, Prophlaen-Verlag** in **Berlin** und einem Teil der Auflage zwei Prospekte von **Dr. F. P. Datterer & Cie.** in **Freising**, die gefl. Beachtung hiermit empfohlen werden. ☜

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Mai 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Max Dessoir: Leben die Toten? Eine Kritik neuester spiritistischer Forschungen 97

Professor Dr. Georg v. Mayr, Unterstaatssekretär z. D. (Tutzing): Die derzeitige Steuerpolitik. Ein Brief an die Redaktion der „Deutschen Revue“ 110

Aus den Briefen von Kurd v. Schlözer an seinen Bruder 1862/63 113

Professor Dr. Otto Münch (Darmstadt): Die Kontinentalsperre und ihre Wirkungen 124

Gustav Mayer: Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister .. 133

Dr. W. Schweisheimer (München): Ärztliche Schweigepflicht 145

Georg Heinrich Hartmann: Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Baltischen Landeswehr (Schluß) 149

Bernhard Funck: Die Neuaufrichtung des jüdischen Staates in Palästina 164

Gustav v. Hubka, Oberst im Generalstabe, vormals österreichisch-ungarischer Militärattaché in Montenegro: König Nikolaus von Montenegro. Politische Erinnerungen (Schluß) 174

H. Schulze van Wrede: Der Kampf der Götter um die Unsterblichkeit 184

Literarische Berichte 186

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 191

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand Ende 1920:
1 Milliarde 340 Millionen Mark.
Zugang 1920: 411 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

In unserer Sammlung **„Politische Bücherei“** erschien soeben:

CONSTANTIN FRANTZ

Deutschland und der Föderalismus

Mit einer Einleitung „Constantin Frantz und die Gegenwart“ von Eugen Stamm

Geheftet M 16.—, in Pappband M 22.—, in Halbleinenband M 26.—

Dieses Buch ist heute zeitgemäßer als je, waren doch Vergangenheit, Zusammenbruch und Wiedergeburt Deutschlands das Thema des Mannes, der, früher als „Bismarckgegner“ verkannt und verdächtigt, jetzt seine Wiederauferstehung erlebt. Sein Programm des „Föderalismus“ hat heute neue aktuelle Bedeutung gewonnen und wird nach seinem positiven Gehalt wie in den umstrittenen Punkten als Gegenstand sachlicher Diskussion unendlich viel zur Klärung und Fruchtbarmachung der politischen Anschauungen der Gegenwart beitragen. Darum sollten nicht nur Politiker und Historiker, sondern alle Deutschen, die ernsthaft einen Ausweg aus unserer Lage suchen, sich mit den Ideen von C. Frantz befassen.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Der Schwäbische Bund

Die führende Zeitschrift Süddeutschlands
Unter Mitwirkung der namhaftesten Dichter, Künstler und Gelehrten
Beginn des neuen Halbjahrs April 1921

Monatlich ein reichillustriertes Heft Großoktav
Vierteljährlich M. 15.— :: Einzelheft M. 5.—
Ausführliche Ankündigungen und Probehefte versendet

Verlag „Der Schwäbische Bund" (Strecker & Schröder) G. m. b. H. in Stuttgart

Soeben erschien das 4. und 5. Tausend von

AUS ASKLEPIOS WERKSTATT

Von **Carl Ludwig Schleich**

Plaudereien über Gesundheit und Krankheit. Gebunden M 17.–

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Gummiwaren-Versandhaus OTTO HEIMSOTH in Braunschweig 37

sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Soeben sind erschienen:

Augustinus — Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Buch I–X. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Grafen von Hertling. 32.–37. Tausend. *M* 11.—; geb. *M* 16.—

Heilmann, Dr. A., Wege zum Glück. Bücher für schöne Lebensgestaltung. I. Bd.: **Stunden der Stille.** Sonntagsgedanken. 17.—26. Tausend. *M* 9.—; geb. *M* 14.50.

„Unter den Überschriften Fernziele, Willensschule, Mensch unter Menschen, Wege zum Glück, Lebensführung, das Jahr der Seele bietet Verfasser 60 Miniaturbilder in feinster Ziselierung. Die verschiedensten Beziehungen des Menschen zur Um- und Überwelt werden berührt. Die Art der Darstellung erinnert an die bekannten Schriften von Klug, nur daß Heilmann die Kleinmalerei wohl noch besser gelungen ist." (Unitas, Berlin 1919, Nr. 1.)

II. Bd.: **Zwischen Alltag und Ewigkeit.** (Im Druck.)

Krebs, E., und G. Briefs, Professoren der Univ. Freiburg, **Geschichte des Bankhauses J. A. Krebs** in Freiburg im Breisgau 1721—1921. Aus Anlaß des 200jährigen Bestehens des Hauses Krebs herausgegeben. gr. 8° (VIII u. 48 S., 13 Bilder und 2 Urkunden). Kart. *M* 10.—

Diese Festschrift ist ein für jeden Wirtschaftshistoriker wertvoller Beitrag zur Geschichte der Entstehung süddeutscher Provinzialbanken.

Mayrhofer, J., Spanien. Reisebilder. Mit 17 Bildern und 1 Karte. 8.—12. Tausend. *M* 15.50; geb. *M* 21.50.

„Fachleute nennen das Buch das vorzüglichste Werk über Spanien." (Heliand 1918, 5. Heft.)

Muckermann, H., S. J., Kind und Volk. Der biologische Wert der Treue zu den Lebensgesetzen beim Aufbau der Familie. 4. u. 5., vermehrte Auflage. 2 Teile. 1. Teil: **Vererbung und Auslese.** Mit 2 Tafeln. *M* 14.60; geb. *M* 19.—. 2. Teil: **Gestaltung der Lebenslage.** Mit 1 Tafel. (Im Druck.)

„Hier verbinden sich leuchtende Grundsätzlichkeit, zarteste Herzinnigkeit, wohlwollender, helfender, rettender sozialer Sinn für alle aufbauenden Lösungen der einschlägigen sozialen und biologischen Probleme mit stahlharter Kraft gegenüber systematischer Zertretung der Naturgesetze, Verführung, Schändung und Ansteckung der Gatten und der Kinder. Hochernste, zeitgemäße Bücher!" (Schweizer Kirchenzeitung, Luzern 1920, Nr. 47 [A. Meyenberg].)

Schmitt, Dr. J., Die Ablösung der Staatsleistungen an die Religionsgesellschaften. *M* 30.—

Die Schrift verlangt für die katholische und evangelische Kirche Ablösung der Staatsleistungen in Grundstücken und zwar nach Maßgabe ihres Reinertrags und beansprucht für die deutschen Konkordate die Anerkennung als völkerrechtsähnliche Verträge im Sinne des Art. 4 Reichsverfassung, alles Fragen von akuter Bedeutung. Die Schrift ist unentbehrlich für obere und untere Kirchen- und Staatsbehörden und insbesondere für den Politiker.

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlg., Freiburg i. Br. / Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART
JULIUS SPRINGER IN BERLIN

Soeben erschien als IV. Band der
„Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts":

Ferdinand Lassalle

Nachgelassene Briefe und Schriften
Herausgegeben von Gustav Mayer
Band I: Briefe von und an Lassalle bis 1848
Geheftet M 50.—, gebunden M 64.—
Das Werk ist auf 5 Bände geplant

Die Geschichte dieses Nachlasses ist an sich ein Roman, dessen Erzählung der Herausgeber dem Bande vorausgestellt hat. Sein Inhalt übertrifft alle Erwartungen, die von wissenschaftlicher Seite, nach den Schicksalen, die ihm beschieden waren, noch gehegt werden konnten. Unter den Briefen nehmen die an den Vater einen breiten Raum ein, dann die Briefe von und an seinen Jugendfreund Arnold Mendelssohn, ferner seien noch die mit dem Prozeß der Gräfin Hatzfeldt zusammenhängenden Briefe von und an den Fürsten Pückler-Muskau, Alexander von Humboldt, Heinrich Heine genannt. Man sieht, daß der Inhalt dieses Bandes von hoher biographischer Bedeutung und großem menschlichen Reize ist.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.
BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO
Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Reuther & Reichard** in **Berlin** beigegeben, der gefl. Beachtung hiermit empfohlen wird.

Digitized by Google

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Juni 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Wolfgang Windelband (Heidelberg): Herbert Bismarck als Mitarbeiter seines Vaters 193

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Über seine Tätigkeit als Generalquartiermeister und Chef des Generalstabes (1882—1891). Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 208

General Gröner: Die Reichseisenbahnen in Gegenwart und Zukunft 224

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister. Mitgeteilt von Gustav Mayer (Fortsetzung) 237

Dr. **H. Hausrath**, o. Professor der Forstwissenschaft, Freiburg i. B.: Die Zukunft unserer Waldwirtschaft 249

Professor Dr. **Otto Münch** (Darmstadt): Die Kontinentalsperre und ihre Wirkungen (Schluß) 253

Arnold Winkler, Professor der neueren Geschichte an der Universität Freiburg in der Schweiz: Österreich. Ein Geheimbericht an die k. k. Regierung über die kritische Lage der Habsburger Monarchie um die Jahreswende 1866/67 263

Professor **Carl Eitz** (Eisleben): Der Schulgesangunterricht als Grundlage der musikalischen Bildung des Volkes 279

Literarische Berichte 283

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 287

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Millimeter-Zeile oder deren Raum kostet 75 Pfennig. **Anzeigen** Bei größeren Aufträgen angemessener Nachlaß. Beilagen nach Vereinbarung.
Annahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und sämtlichen Anzeigen-Geschäftsstellen.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand Ende 1920:
1 Milliarde 340 Millionen Mark.
Zugang 1920: 411 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ..."*

Napoleon I.
Zum 100. Todestag (5. Mai 1921)

Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812. Napoleons Zug gegen Rußland. 12° (X u. 288 S.; 12 Bilder) In Pappe *M* 12.—; in Leinw. *M* 15.—

Napoleon auf St. Helena. Denkwürdigkeiten des Kammerherrn Grafen Las Cases, des Generals Grafen Montholon, des Generals Baron v. Gourgaud und der Leibärzte O'Meara und Dr. Antommarchi. 12° (XIV u. 284 S.; 14 Bilder) In Pappe *M* 12.—; in Leinw. *M* 15.—

„... Besonders fesselt uns überall die dämonische Persönlichkeit Napoleons, der uns sowohl in seiner Genialität und eisernen Willenskraft als auch in seiner ungezügelten Leidenschaftlichkeit, seinem rohen Despotismus, seinem Mangel an sittlicher Größe geradezu plastisch entgegentritt ..."
(Zeitschrift f. d. gesamte Fortbildungsschulwesen, Kiel 1919, 4. Heft.)

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge

Herder & Co. / Freiburg i. Br.

Gummiwaren-Versandhaus
OTTO HEIMSOTH
In Braunschweig 37
sendet Preisliste über hyg. Neuheiten frei. Gewünschte Artikel angeben.

Wilhelm Schussen
„Ein Spitzweg der Erzählung" (Der Tag, Berlin)

Erste Liebe. Erzählungen. Halbpergamentband M. 11.—
Der Rote Berg. Roman. Pappband M. 9.—, Leinenband M. 12.—
Vinzenz Faulhaber. Ein Schelmenroman. 7.—9. Auflage. Gebunden M 7.50
Haus Mollenkopf. Erzählung. Geb. M. 7.50
Höschele der Finkler und andere Erzählungen. Pappband M. 7.50, Leinenband M. 9.50
Der verliebte Emerit. Roman. 3. Auflage. Pappband M. 7.50, Leinenband M. 9.50
Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier. 4.—5. Tausend. Pappband M. 7.—, Leinenband M. 9.—
Meine Steinauer. Heimatgeschichte. 3. Aufl. Gebunden M. 10.—
Medard Rombold. Roman. 2. Auflage. Gebunden M. 10.—
Heimwärts. Gedichte. Leinenband M. 8.—

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder vom
Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart

Digitized by Google

Neue hervorragende Erscheinungen deutscher Erzählungskunst

Rudolf Presber

DER SILBERNE KRANICH

Humoristischer Roman. Gebunden M 25.–

Der neue Presber, wieder wie in „Mein Bruder Benjamin“ Humoristisches mit Ernstem und Lyrischgetöntem mischend, behandelt Geschick und Erlebnisse einer kleinen deutschen Herzogsfamilie, die durch die Revolution um Thron, Schlösser und Heimat gekommen ist. Aus dem Gesamtschicksal der Familie, die im Wappen einen silbernen Kranich führt, hebt sich das Sonderschicksal des Helden Wolf Dietrich, eines modern gearteten Prinzen, und die Geschichte seiner Liebe zu einer jungen Künstlerin heraus. Mit dem ganzen Reiz seiner liebenswürdigen, alle Gegensätze versöhnenden Kunst schildert Presber eine Menge nach dem Leben gezeichneter Typen von links und rechts, vor allem aber originelle Leute aus der Sphäre eines kleinen Hofes.

Erna Grautoff

UTA CURETIS

Roman einer Entfaltung. Gebunden M 25.–

„Das Buch ist menschlich und künstlerisch wertvoll. Es wird in ihm ein Leben geschildert, das sich wachsend an Widerständen – zum Kunstwerk entfaltete und formte, dazu ein begnadetes Leben, das sich aus Tasten im Dunkeln ans Licht rang, und dessen Wegweiser die innere Stimme – Gottes Stimme – war.“

(Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

Frank Thieß

DER TOD VON FALERN

Roman. Gebunden M 25.–

„In sprühend lebendigen und farbenreichen, aber zeitlich entrückten Bildern will der Verfasser die Schrecken darstellen, die über das Deutschland von heute hereingebrochen sind, und zugleich unserem Volke einen Spiegel vorhalten ... Nicht alltägliche Gestaltungskraft spricht aus jeder Seite des Buches und wird ihm fraglos viele Freunde schaffen.“ (Deutsche Tageszeitung, Berlin.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Dresden – Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

Wildbad

Schwarzwald, 430 m ü. M.
Weltbekannter Kur- und Badeort.

Thermalbäder

Glänzend bewährt bei: Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Kriegsbeschädigungen. Dampf-, Kohlensäure- und andere Bäder. Radiumemanatorium. Schwed. Heilgymnastik. Badverwaltung.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.
BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO
Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben

Als XXVII. Band dieser Sammlung erschien soeben:

REMBRANDT
WIEDERGEFUNDENE GEMÄLDE

in 120 ganzseitigen Abbildungen
Herausgegeben von W. R. VALENTINER
Vornehm in Halbleinen gebunden M 100.–

Nicht weniger als 100 bisher unbekannte Gemälde Rembrandts sind im Lauf der letzten zehn Jahre wieder entdeckt, und damit ist das bisher auf etwa 600 Bilder geschätzte Lebenswerk des Meisters noch um ein Sechstel erweitert worden, die in diesem Band vereinigt dargeboten werden. So bedeutet dieser Band eine künstlerisch überreiche, wissenschaftlich unentbehrliche Gabe für die über die ganze Welt verbreitete Gemeinde derer, die Rembrandt lieben und bewundern, und auch einen köstlichen Zuwachs zu den „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben", in deren so stattlicher Reihe er als 3. Rembrandt-Band (nach den ‚Gemälden' und den ‚Radierungen') erscheint.

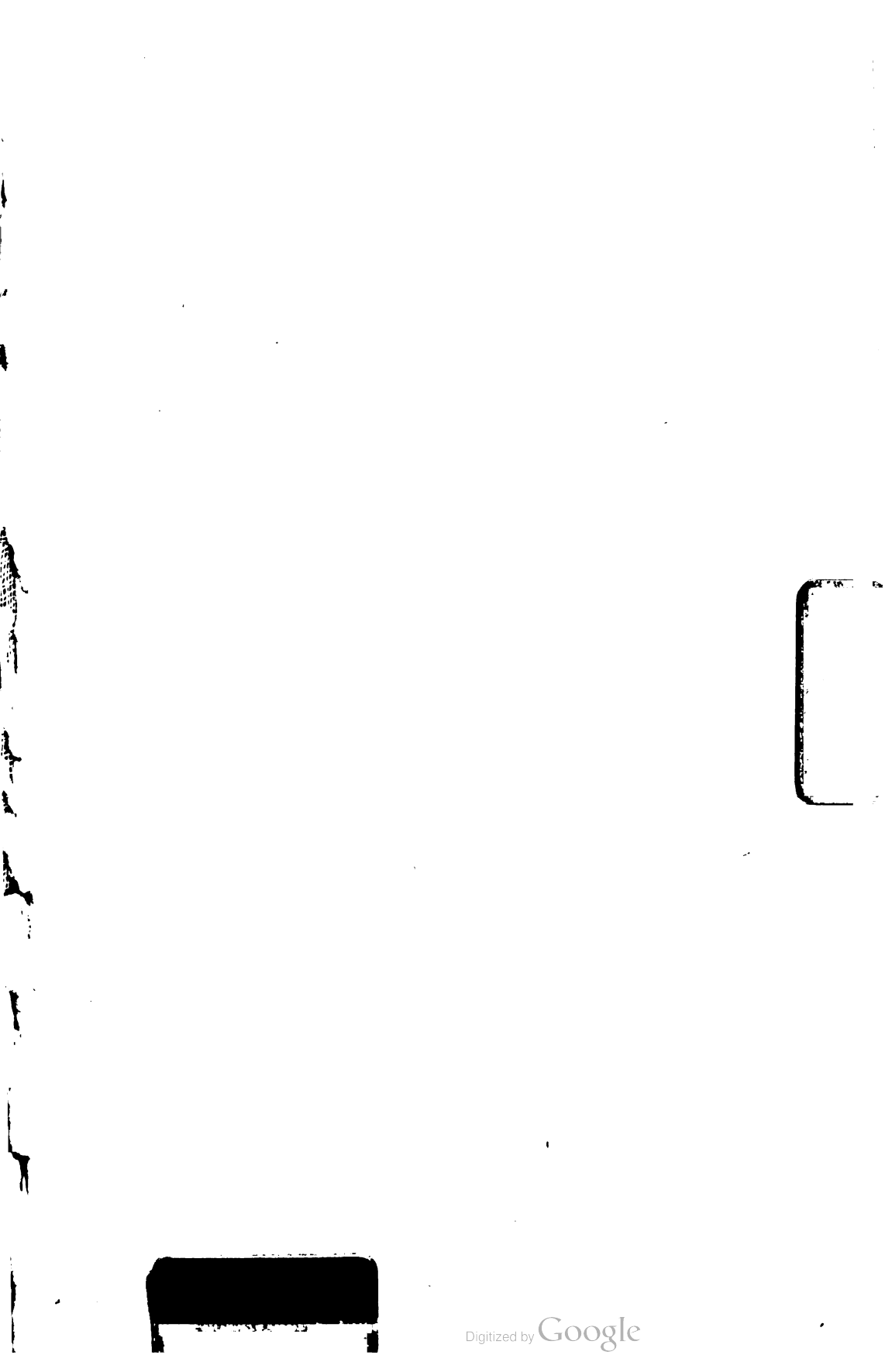
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Reff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google